Zur
Königl. Bibliothek
in Paſſau.

Usm(b) 4(77

VIVAT
FRANZ
PATER
PATRIAE

D. Johann Georg Krünitz
ökonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

wie auch

der Erdbeſchreibung, Kunſt- und Naturgeſchichte,

in alphabetiſcher Ordnung.

Fortgeſetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Sieben und Siebzigſter Theil,

von Leipe bis Licht.

Nebſt 8 Kupfertafeln.

Brünn,

gedruckt, bei Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker, Buch- und Kunſthändler.

1803.

Snv I Usm (b) 4-77

099 968 428

Vorbericht.

Das Vorzüglichſte, welches bey der äußerſt mühſamen Bearbeitung dieſer *Encyklopädie* mich noch aufmuntert, iſt, daß das leſende und beurtheilende Publicum meine bisherigen Arbeiten gütig aufgenommen, und die etwanigen Mängel — denn wer iſt wohl mangelfrey! — mit

— mit Schonung überſehen hat. Die Herren Recenſenten dieſes Werks ſcheinen eine genugſame Kenntniß von den ungeheuren Schwierigkeiten zu haben, worin ein Mann verwickelt iſt, der nicht alles gelernt haben kann, und doch alles lehren muß, — der, ſobald er kaum gehörige Begriffe von einer ihm ſonſt noch unbekannten Sache, mit Mühe und Koſten erlangt hat, ſchon wieder auf andere Dinge denken muß, die mit dem vorigen nicht einmahl in der entfernteſten Verwandtſchaft ſtehen; — daß alſo ſeine Arbeiten dieſer Art, wenn noch dazu die Geſundheit dabey leidet, nicht immer gleich gut gerathen, beſonders wenn die Lage der Sachen es erfordert, daß zu einer gewiſſen Zeit auch eine gewiſſe Quantität, nicht ſelbſt gewählter, ſondern nach dem einmahl feſtgeſetzten Plane vorkommender Materien und Bogenzahl bearbeitet ſeyn müſſen.

Wird

Wird dieſes erwogen, ſo wie es die rechtſchaffenen Herren Recenſenten meines Werkes, welche ich aber bis jetzt noch nicht das Glück habe zu kennen, gethan haben, und welchen ich hiermit öffentlich für ihre Theilnahme den herzlichſten Dank abſtatte; ſo wird auch hoffentlich jeder andere mit Kenntniſſen verſehene Leſer, wenn er auch manchmahl in einem Artikel nicht alles das findet, was er ſucht, gütige Nachſicht mit mir haben, beſonders, wenn ich hiermit verſichere, daß bis jetzt noch immer, obgleich die Materialien zu einem ſolchen Werke, wie dieſes iſt, ungleich koſtſpieliger ſind, als zu einem jeden andern Werke, welches nur ein gewiſſes Fach abhandelt, meine ganze Aufmerkſamkeit auf die zweckmäßige Bearbeitung der Encyklopädie, gerichtet ſeyn ſoll.

Und

Und da auch ſehr viele Beſitzer dieſer Encyklopädie wünſchen, daß die Materien hin und wieder nicht ſo weit ausgedehnt werden möchten, damit man deſto eher endlich das Ende abſehen könnte, worüber ich ſchon Briefe aus ſehr entfernten Gegenden von unbekannten Freunden aufzeigen kann; ſo faſſe ich mich oft kürzer, als mein ſel. Vorgänger der Doctor Krünitz es that. Sollte mir aber von einem oder dem andern vorgeworfen werden, daß in dieſem 77ſten Theil der Encyklopädie zu viele geographiſche oder topographiſche Artikel vorhanden wären, ſo kann ich darauf weiter nichts antworten, als daß in der Folge der zum Plan der Encyklopädie gehörigen Artikel, zwiſchen Leipzig und Licht ſonſt dem Scheine nach, außerordentliche Lücken entſtanden wären, in welchen mancher noch übergangene wichtige Artikel vermuthet haben möchte. Die Buch=

Buchſtabenfolge war einmahl ſo, und auslaſſen wollte ich auch nicht gern etwas. Ich ging alſo mittelſt der topographiſchen Artikel, die doch einmahl aufgenommen worden ſind, immer allmählig weiter, und ſahe ſie als ein Mittel an, um ſolchen Schein zu vermeiden. Vielleicht lieſet ſie mancher auch mit Intereſſe! —

Vorzüglich aber fühle ich mich verpflichtet, anzuzeigen, daß ich, um dieſer Encyklopädie im Fache der Naturkunde einen größern Werth zu geben, meinen Bruder Heinrich Floerke (*), welcher von 1794 bis 1797 Prediger zu Kittendorf im Mecklenbur-

(*) Es möchte vielleicht Jemand auffallen, daß ich meinen Bruder Floerke — und mich Floerken

burgiſchen war, ſeine Stelle aber niederlegte, nach Jena, und von dort auf Reiſen ging,

um

ken ſchreibe. Der Grund davon iſt dieſer: Ich hatte vor einigen Jahren das Glück, Nachrichten in Betreff meiner Familie aufzufinden, und aus dieſen ergab ſichs, daß ſchon mein Urältervater, Oberſter in Königl. Däniſchen Dienſten, und deſſen einziger Sohn, Cornett in eben den Dienſten, ſich Floerken geſchrieben haben. Als letzterer vor Bonn blieb, wurde ſein einziger Sohn, mein Groß- vater, nach dem bald darauf erfolgten Tode ſeiner Mutter in entfernte Gegenden, als ein kleiner Kna- be, unter Vormundſchaft gebracht. Hier nannte man ihn Flörike. Dieſe Schreibart behielt er bis an ſein Ende bey, und mein Vater ebenfalls ſo lange, bis er in Halle auf die Univerſität kam. Von hier aus, und hier lernte er den Dom-Syn- dikus Floerke in Magdeburg, und den geheimen Rath Floerke in Halle kennen, welche ihn ver- ſicherten, daß es die rechte Schreibart ſey, ſo wie ſie ſich ſchrieben. Er änderte alſo ſeine Schreibart,

und

um überhaupt die Naturkunde, und beſonders die Botanik zu ſtudiren, erſucht habe, ſich hierher zu begeben, und einige Artikel der Encyklopädie zu übernehmen. Es ſind daher die Artikel Leutra, Levkoje, Lianen, Lichen und Licht von S. 730. an bis zu Ende, von ihm. Mit dem techniſchen Artikel Licht (eine Kerze) wird der folgende Theil anfangen.

Schließlich führe ich noch an, daß ich in dem Artikel *Lepidoptera* meine Meinung über

und ſchrieb ſich von 1754 an Floerke. Meine ſechs Brüder und vier Schweſtern ſchreiben ſich nun noch ſo, wie unſer Vater. Hätte ich bey deſſen Lebzeiten dieſe Urkunden aufgefunden, ſo möchte er vielleicht auch mit mir eingeſtimmet haben.

Ich fand dieſe Anmerkung nothwendig, da mein hieſiger Bruder im Reiche häufig gefraget worden iſt, woher dieſe Veränderung in Hinſicht des Nahmens käme.

über die Vertilgung der ſchädlichen Waldraupe geäußert habe, wo man ſie vielleicht aber nicht ſuchen möchte. Ich konnte in dieſem Theil der Encyklopädie keinen ſchicklichern Ort dazu finden, dachte aber, wenn ich zur Hemmung dieſes großen Uebels nur etwas beytragen könnte, daß ich damit nicht ſäumen dürfte, wenn die Sache auch gerade nicht ganz mit dem eigentlichen Artikel zuſammen hinge.

Geſchrieben zu Berlin, den 10ten September 1799.

F. J. Floerken.

L. L.

Leipe, iſt ein churſächſiſches Amtsdorf im Chur-Kreiſe, im Amte Schweinitz, zwiſchen Jeſſe und Sayda.

Leipe, dergleichen Dorf in der Nieder-Lauſitz, im Calau. Kreiſe, in der Herrſchaft Lübbenau.

Leipe, eben dergleichen Dorf im Gubenſchen Kreiſe, in der Herrſchaft, und bey Pförten.

Leipe, ein königl. preußiſches adliches Dorf in Ober-Schleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Falkenbergiſchen Kreiſe.

Leipe, dergleichen adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauer Kreiſe.

Leipe, eben dergleichen Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Münſterberg, der Stadt Münſterberg gehörig.

Leipe, iſt ebenfalls ein Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Oels, im Oels-Trebnitzer Kreiſe.

Leipen, iſt ein churſächſiſches Amtsdorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Pegau.

Leipersdorf, ſ. Leupoldsdorf.

Leiperslohe, ein markgräflich Anſpachiſches Dorf in Franken, im Amte Winsbach, eine Stunde von Winsbach.

Leiperzell, ein dergleichen Dorf im Oberamte Feuchtwang, bey Feuchtwang.

Leipfendingen, auch **Leipferdingen** iſt ein Pfarrdorf von 430 Seelen, in der dem deutſchen Orden gehörigen Herrſchaft Blumenfeld.

Leiphayn, ſ. **Leupen**.

Leipheim, iſt eine kleine Stadt an der Donau, eine Stunde von Günsburg, im Gebieth der Stadt Ulm. Die Stadt iſt der Sitz eines Oberamts, hat ein Schloß, zwo Vorſtädte, ein reiches Spital, 1200 Einwohner, unter welchen 250 Bürger ſind. Das Schloß ſteht auf einem Hügel, und iſt 1556 erbauet worden. Vor dem Schloſſe iſt ein Freyhof, in welchem fremde, unvorſichtige Todtſchläger Sicherheit finden. Das Spital iſt von den Güſſen von Güſſenberg 1368 geſtiftet worden, und beſitzt viele Güter und niedergerichtliche Unterthanen zu Teffingen, Leinheim und Ementhal. Ueber die Donau geht hier eine Brücke von zehn Jochen.

Leipiſch, (**hohen**) iſt ein churſächſiſches Amtsdorf im Chur-Kreiſe, im Amte Liebenwerda, bey Elſterwerda, auf dem Wege nach Dobrilugk.

Leipiſch, (**klein**) ein dergleichen Dorf im Amte Groſſenhayn des Meißner Kreiſes, eine Stunde von Mückenberg, ſchriftſäſſig dahin gehörig.

Leipitz, iſt ein königlich preußiſches adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Brieg, im Nimptſch. Kreiſe.

Leipnick, iſt eine Herrſchaft im Markgrafthum Mähren, im Prerauer Kreiſe, welche der Fürſt von Dietrichſtein beſitzet, ſie enthält ohngefähr 841 Häuſer. In dieſer Herrſchaft befindet ſich:

Leipnick, eine kleine Stadt von 186 Häuſern, zwey Meilen von Prerau, in deren Vorſtadt ein Collegium P. P. piarum ſcholarum iſt. Im Jahr 1643 wurde ſie von den Schweden ſehr beſchädiget. Der Stadt gegen über liegt das Bergſchloß Helfenſtein.

Leipnitz, ein churſächſiſches Rittergut im Chur-Kreiſe, im Kreisamte Wittenberg, bey Dommitſch, an der Straße nach Düben, denen von Treyden, gehörig.

Leipnitz, ein churſächſiſches amtsſäſſiges Gut und Dorf, im Leipziger Kreiſe, im Amte Colditz, eine Meile von Grimma, die Beſitzer ſind die von Schulenburg.

Leipnitz, ein königlich preußiſches adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Wohlau, im Wohlauiſchen Kreiſe.

Leipelsdorf, ſ. **Leupoldsdorf**.

Leippa, **Böhmiſchleippa**, auch Lippey genannt, iſt eine mit Mauern umgebene Stadt in Böhmen, im Leutmeritzer Kreiſe, zwiſchen Leutmeritz und Zittau. Sie gehört dem Fürſten von Kaunitz, und hat ein altes und neues Schloß. Die hieſige ſchöne Töpferarbeit, das geſchliffene Glas, und der Tuchhandel bringen hier ſehr gute Nahrung, woher die Stadt auch volkreich iſt.

Leippa, ſ. **Leupa**.

Leipsdorf, ſ. **Leubsdorf**.

Leipshauſen, ſ. **Lipshauſen**.

Leipzig, iſt eine der berühmteſten Handelsſtädte in Deutſchland, ſie liegt an der Pleiſſe, und in der Nachbarſchaft der Barde, Elſter und Luppe, im Leipziger Kreiſe in Meiſſen, zwiſchen den Städten, Wurzen, Grimma, Berna, Weiſſenfels, Merſeburg und Delitzſch, und zwar von jeder 3 Meilen entfernt. Bis 1512 führte ſie den

ſlaviſchen Nahmen Lipzk, welcher einen Lindenplatz bezeichnen ſoll; — aber das iſt zuverläſſig, daß noch bis jetzt zwiſchen der Stadt ſelbſt und den Vorſtädten, ringsherum die anmuthigſten Alleen von Lindenbäumen ſich befinden. Die Stadt iſt an und für ſich eben nicht groß, hat aber vier Vorſtädte, unter denen die Petersvorſtadt die größeſte und ſchönſte iſt. Die Zahl der Einwohner in dieſen und der Stadt ſelbſt, macht gegen 32,000. Die zu ihrer Vertheidigung ehemals angelegten Feſtungswerke ſind abgetragen, und die Gräben eingeebnet, und der Platz iſt zu einer Promenade beſtimmt worden. Auf der Baſtion am Rundſtädter Thore iſt das neue ſchöne Schauſpielhaus, und in dem Schloſſe, oder der vormaligen Feſtung Pleiſſenburg die Zimmer der landſtändiſchen Steuer-Deputirten, der Steuer-Creditcaſſe, der 1765 zur Aufnahme des geſammten Nahrungsſtandes errichteten ökonomiſchen Geſellſchaft, und der 1763 geſtifteten Zeichnungs- Mahler- und Architectur-Akademie, nebſt der römiſch-katholiſchen Kapelle, der vormahligen Commendantenwohnung, und den Gebäuden der 1752 bis 1764 hier angelegt geweſenen Münze.

Die Häuſer in den Straßen ſind ſchön, hoch, und zum Theil pallaſtmäßig erbauet. Die Straßen werden ſeit 1701 bey Nachtzeit mit mehr als 700 Laternen erleuchtet, und haben ſeit 1740 bis 1760 faſt alle durchgehends Schleuſen erhalten.

Es befinden ſich hier ferner das churfürſtliche Oberhofgericht, das Oberpoſtamt, ein Conſiſtorium, die Kreisamts-Expedition, eine anſehnliche Superintendentur, u. ſ. w. An Kirchen findet man in der Stadt die Thomas- Nicolai- Neue- Petri- Zucht- und Waiſenhaus- und die Uni-

ver-

verſitäts- oder Pauliner-Kirche; in den Vorſtädten aber die St. Johannis- oder Hospital- und die Lazarethkirche. Die Reformirten halten ihren Gottesdienſt im Amthauſe, in dem 1766 neu erbaueten Saale, und zwar wechſelsweiſe, franzöſiſch und deutſch.

Auch ſind zwey berühmte Schulen in der Stadt, nähmlich die zu St. Thomas und St. Nicolai, wovon die erſtere ein anſehnliches Gebäude iſt, und ſchöne Einkünfte genießt. Die vortreffliche Univerſität daſelbſt wurde 1409 von Friedrich dem Streitbaren geſtiftet, wozu die damahligen Unruhen auf der Univerſität zu Prag Gelegenheit gaben. Sie iſt in vier Nationen eingetheilt, nähmlich in die ſächſiſche, meißniſche, fränkiſche oder bayriſche und polniſche, oder ſchleſiſch-lauſitziſche. Sie hat 6 Collegia. 1) Das Pauliner-Collegium, in welchem die Pauliner- oder Univerſitätskirche mit ihren zum Theil ſehr merkwürdigen Epitaphiis, die zahlreiche und koſtbare Bibliothek, das anatomiſche Theater, das theologiſche Auditorium, das Convictorium, akademiſche Concilium, und der mediciniſche Garten zu ſehen ſind. 2) Das große Fürſten-Collegium, in welchem die mediciniſchen und philoſophiſchen Hörſäle, die 1775 neuerbauete Nationalconventſtube, und das ſchwarze Brett, woran die Vorleſungen der Profeſſoren und andere Nachrichten für Univerſitätsverwandte angeſchlagen werden, ſich befinden. 3) Das kleine Fürſten-Collegium. 4) Das Petrinum auf der Petersſtraße, worin die Juriſten-Facultät ihre Sitzungen hält, zu welchem das 1774 eingeweihte juriſtiſche Auditorium am Schloßplatze gehört. 5) Das Frauen-Collegium. 6) Das rothe Collegium und das Fürſtenhaus.

Ueberdies befinden ſich hier verſchiedene gelehrte Geſellſchaften, als: die fürſtl. Jablonowskiſche hiſtoriſche Societät, die deutſche Geſellſchaft und mehrere andere. Unter den neueſten Anſtalten gehört das churfürſtliche Inſtitut für Taubſtumme. Unter den Gebäuden der Stadt iſt die Börſe eines der vornehmſten. Das prächtige Gewandhaus enthält auf einem großen Saal die Rathsbibliothek, welche von verſchiedenen Gelehrten in mehr als einer Rückſicht der Univerſitätsbibliothek vorgezogen wird. Auch hier ſind ſchöne Alterthümer, geſchnittene Steine, Münzen, Naturalien u. d. gl. zu ſehen. Dieſe, wie auch die Univerſitätsbibliothek, wird wöchentlich zwey Mahl eröffnet. Ferner ſind die Hohenthaliſchen oder Homanniſchen, Kocheſchen, Stiplitziſchen und Bartheliſchen Höfe, imgleichen das Enoch-Richterſche (vormahls Romanuſſiſche) Haus, das Kloſter, die Hanſiſchen, Apeliſchen, Curtiuſſiſchen u. ſ. w. Häuſer, und noch viele andere ſchöne Gebäude, wie auch das Zucht- und Waiſenhaus merkwürdig. Auerbachshof iſt wegen der Menge ſeiner Gewölbe, darin viele Koſtbarkeiten, als Gold, Silber, Edelſteine, Uhren u. ſ. w. feilgeboten werden, in Meßzeiten der ſehenswürdigſte Sammelplaz von Perſonen beyderley Geſchlechts.

Ueberhaupt iſt Leipzig wegen ſeiner Stapelgerechtigkeit und wichtigen Wechſelhandels eine der berühmteſten Handelsſtädte in Deutſchland. Auf den drey jährlichen Meſſen, an Jubilate, zu Michaelis und zum neuen Jahre, wird mit in- und ausländiſchen Waaren und Gelde, großer Verkehr getrieben. Unter den vielerley Arten der Handelſchaft iſt beſonders auch der Buchhandel emporgeſtiegen, (wovon ich unten noch etwas aus-

füh-

führen werde, ob ſchon im 7ten Th. der Encyklopädie, Art. Buchhandel, auch ſchon einiges ſich auf Leipzig Beziehendes geſagt worden,) wozu die daſigen Gelehrten und die ſchönen Buchdruckereyen vieles beygetragen; von welchen leztern die berühmte Breitkopfiſche Officin mit ihren Schriften und Schriftgießereyen, auch neu erfundenen Noten- und Landkartendruck, vorzüglich verdient beſehen zu werden.

Außerdem giebt es hier Seidenfabriken, Gold- und Silberſpinnereyen, Seidenfärbereyen, Tapeten-Leinwand und Cattundruckereyen, eine neue Spielkartenfabrik, auch wird Wachsleinwand, Leder und Berliner-blau zubereitet.

Um die Stadt herum machen die ſchönen Gärten ein prächtiges Anſehen. Von Naturalien und Kunſtſachen enthalten die Linkiſchen, Richteriſchen und Stiglitziſchen Cabinette, imgleichen von Gemählden und Handzeichnungen die Winkleriſchen und Richteriſchen Sammlungen, viele Sehenswürdigkeiten. So ſind auch die Monumente des 1769 verſtorbenen Profeſſors Gellert in der Johanniskirche, und dem Wendleriſchen Garten, vor dem grimmiſchen Thore beſonders betrachtenswerth. Auf der neuen Esplanade, in der Peters-Vorſtadt iſt ſeit dem 3ten Aug. 1780 die Bildſäule des Churfürſten Friederich Auguſt zu ſehen. Die Stadt iſt ſchriftſäſſig, und auf churſächſiſchen Landtagen führt ſie beym engern Ausſchuß unter allen Städten das Directorium.

Von den drey berühmten Meſſen, deren ich eben gedacht habe, fängt ſich die Neujahrsmeſſe auf den Neujahrstag an, oder, wenn derſelbe auf einen Sonntag einfällt, den andern Tag, als am

Montage darnach, dauert 14 Tage, davon die letzten 7 Tage die Zahlwoche genannt werden, und müſſen alle Wechſelbriefe in ſolcher auf den 12ten Januar abgetragen und bezahlet ſeyn, wird auch keine Proteſtation weiter, als bis 10 Uhr Abends für gültig erkannt. Die Oſter- oder Jubilate Meſſe fängt ſich 3 Wochen nach Oſtern an, am Sonntage Jubilate, dauert ebenfalls 14 Tage, und es werden die letzten 7 Tage auch als Zahlwoche gerechnet, in welcher die Wechſelbriefe des Donnerſtags bezahlt ſeyn müſſen, doch wird auch keine Proteſtation länger als bis Abends um 10 Uhr angenommen, noch für gültig erkannt. Die Michaelismeſſe fängt mit dieſem Feſte an, wenn Michaelis auf einen Sonntag fällt; fällt aber Michaelis auf einen Wochentag, ſo geht die Meſſe den folgenden Sonntag an. Sie währet auch 14 Tage, wovon die 7 letzten die Zahlwoche ſind, und alſo ebenfalls am Donnerſtage bis Abends um 10 Uhr die Wechſel bezahlt ſeyn müſſen, und nachher keine Proteſtation mehr angenommen wird.

Wenn an gemeldeten Tagen die Meſſe öffentlich eingeläutet worden, ſo geſchieht in den folgenden 4 erſten Tagen die Acceptation der Wechſelbriefe, und kann ſolche in der Neujahrsmeſſe, längſtens den Tag vor Ausläutung des Markts, welche jederzeit am achten Tage der Meſſe erfolget, geſchehen; in der Oſter- und Michaelismeſſe aber gilt ſolche bis auf den Freytag Vormittag um 10 Uhr, ſonſt müſſen ſie proteſtirt werden. Von ſolcher Ausläutung bis den 5ten Tag wird die Bezahlung, ſowohl per Rescontro, als auch baar gethan, widrigen Falles man proteſtiret.

Gewöhnlich wechſelt man von Hamburg auf die Meſſe, und ſtellet die Briefe in Reichsthaler, Cou-

Courantgeld zu zahlen, wofür 30 Procent, weniger oder auch mehr, Agio decourtiret, und die Valuta in Banco abgeſchrieben wird; in Leipzig aber zahlen ſie in der Zahlwoche mit guten neuen gangbaren Zweydritteln und guten Groſchen. Wobey zu merken, daß die Wechſelbezahlung geſchiehet, in ſächſiſcher Conventionsſpecies, welche nach dem Zwanzigguldenfuß oder Conventionsfuß ausgepräget iſt.

Die Meßgerechtſame der Stadt Leipzig wurde ſchon 1497 vom Kaiſer Maximilian dem Erſten beſtätiget, und man kann den Inhalt dieſer Beſtätigung nebſt den übrigen Meßprivilegien nachſehen in Paul Jacob Marpergers Beſchreibung der Meſſen und Jahrmärkte ꝛc. Leipzig 1710 S. 213 bis 246.

Das Wapen der Stadt Leipzig iſt einmahl getheilt, und führet vorne einen zum Streite bereiteten goldenen Löwen mit offenem Rachen, vorgeſchlagener rother Zunge, doppelt in die Höhe gewandtem Schwanze und Waffen im blauen Felde; hinten aber hat es zwey blaue Pfähle im goldnen Felde.

Jetzt will ich noch etwas von der Buchdruckerey und dem Buchhandel Leipzigs als einer zur Kunſtgeſchichte gehörigen Sache, anführen. Der jetzt in Leipzig ſich befindende Flor der Buchdruckerey und der Stapel des Buchhandels ſind nicht durch Zufall, nicht durch Gelegenheit der Waarenmeſſe entſtanden, ſondern ſie ſind ein Werk von 300 Jahren, und eine Folge des allmählig zugenommenen Flors der Wiſſenſchaften in Sachſen, und die Anzahl der Druckereyen und das Uebergewicht des Buchhandels, wuchs in eben dem Verhältniß in Leipzig, als Sachſen überhaupt damahls das Uebergewicht über dem vormahls in Vorderdeutſchland geweſenen Sitz der Wiſſenſchaften erhielt.

Zum

Zum Vortheile der zu Anfange des 15ten Jahrhunderts in Leipzig eingezogenen Muſen, ward in der Mitte deſſelben Jahrhunderts die Buchdruckerey erfunden, und ſchon ums Jahr 1479 oder 1480 erhielt Leipzig die erſte Buchdruckerey mit dem aus Nürnberg zum Profeſſor berufenen Andreas Friesner, welcher als Corrector und Geſellſchafter des Buchdruckers Senſenſchmidt in Nürnberg, ſeinen Druckereyantheil mit nach Leipzig brachte, den Leipziger Studien hülfreiche Hand bot, die Ausbreitung der Wiſſenſchaften ihnen zu erleichtern. Die Anzahl der Buchdrucker vermehrte ſich, wie ihre Preſſen, in wenigen Jahren, und eine Menge von Büchern kamen durch ſie in Leipzig zum Vorſchein, die für die Studien ſo vortheilhaft gedruckt waren, daß ſie die Lehrer zu ihren Vorleſungen und die Zuhörer, die Anmerkungen ihrer Lehrer zwiſchen den Zeilen zu bemerken, anwenden konnten. Eine Reihe von 19 Buchdruckern trieben neben und nach einander in Leipzig ihre Geſchäfte, und benutzten die Producte ihrer Kunſt ſelbſt, wie ſie konnten bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts.

Erſt um das Jahr 1545 fanden ſich die beyden erſten Buchhändler, Steiger und Boskopf in Leipzig ein, die neben den damahls nun ſchon ſtarken Buchhandel treibenden berühmten Buchdruckern Wolrab, Papa, Vögelin, Beyer und Lamberg, ſich zu Mittelsmännern bey dem Debite der gelehrten Producte machten, und dabey auch anfingen, die Buchdruckereyen in Leipzig ſelbſt etwas zu beſchäftigen. Die Bücher wurden nach Frankfurt zur Meſſe geführt, wohin bereits der Fauſtiſche Eydam, Peter Schoiffer, ſeine Bücher zum Verkauf brachte.

Herr

Herr Philipp Wilhelm Gerken will in ſeinen Reiſen durch Schwaben, Bayern, die angrenzende Schweitz, Franken, die Rheiniſche Provinzen und an der Moſel ꝛc. — Stendal, 1786, Th. 3. S. 44. als etwas Sonderbares angeben, daß die erſten Buchdrucker zu Maynz ihren Geſchlechtsnahmen ſelbſt ſehr oft verändert haben. Er ſagt daher am angeführten Orte in der Anmerkung: „Sonderbar iſt, daß dieſe „erſten Buchdrucker zu Maynz ihren Geſchlechtsnahmen „ſelbſt ſo oft verändert haben. In den erſten Dru„cken hat ſich der Peter, Schoiffer geſchrieben. „Nachher zuweilen Schäffer, auch wohl Schoyf„fer, und gar Peter Gernsheim, wie im „Jahr 1459 bey dem Druck des Durandi Nationale „divinorum officiorum etc. — Seine Nachkommen, „nähmlich Johann Scheffers, haben dieſen „Nahmen in der Folge beybehalten, die ſich zu Straß„burg ꝛc. niedergelaſſen, von welchen der berühmte „ſchwediſche Gelehrte Johann Scheffer ab„ſtammt, der der Stammvater der jetzigen ſchwedi„ſchen Grafen von Scheffer iſt.“ S. Giorwell Leben Johann Scheffers.

Wenn ich nun gleich dem Herrn Gerken nicht geradezu widerſprechen will, ſo glaube ich doch hiegegen — oder wenigſtens zur Aufklärung dieſer Sache dem Publicum etwas liefern zu können: Es hat ſeine völlige Richtigkeit, daß Schoiffer ſich auch Schoyffer und Schöffer geſchrieben, und dieſes kam daher, weil man zu den damahligen Zeiten noch überhaupt, unter den Gelehrten und Halbgelehrten keine feſtgeſetzte Schreibart hatte, oder oft nicht richtig buchſtabirte und ſchrieb, wovon mehr als tauſend Beyſpiele anzuführen ſind, und man ſich zuerſt aus den Unterſchriften der Urkunden davon überzeugen kann, wo zwey leibliche Brüder zuweilen ihren Nahmen verſchieden ſchreiben. Man ſchwank-

te damahls überall, ſowohl in der Ausſprache, als in der Schrift, weil im Ganzen, da noch die gedruckte Schrift nicht überall bekannt war, auch keine feſtgeſetzte Schreibart als allgemein gültig angenommen werden konnte.

Daß aber dieſer Schoiffer oder Scheffer ſich Gernsheim nennt, ſcheint auch einen ganz gültigen Grund zu haben, und dieſen entlehne ich aus: Wohleingerichtete Buchdruckerey, mit hundert und ein und zwanzig Deutſch-Lateiniſch-Griechiſch und Hebräiſchen Schriften, vieler fremden Sprachen Alphabeten, muſicaliſchen Noten, Calenderzeichen, und mediciniſchen Characteren, ingleichen allen üblichen Formaten beſtellet, und mit accurater Abbildung der Erfinder der löblichen Kunſt nebſt einer ſumariſchen Nachricht von den Buchdruckern in Nürnberg ausgeziert. Nürnberg 1733 wo gezeigt wird, daß der Schoiffer oder Scheffer auch ſogar Opilio und von Gernsheim genannt wird. Es heißt hier, wo von Johann Gutemberg geredet wird:

„Es mag ſeyn, daß dieſer Gutemberg dem Coſter nachgeahmet, wenn er anfänglich ein Vocabel-Buch, Catholicon genannt mit obbeſchriebenen Holzformen abgedruckt: allein, er bliebe nicht dabey, ſondern dachte der Sache beſſer nach, und kam endlich ſo weit, daß er einzelne Buchſtaben bereitete. Einige geben ihn für einen Goldſchmidt aus, und wenn dieſes ſo wäre, ſo wäre freylich leicht zu begreifen, wie er darauf verfallen ſey, Matrices und Modelle zu verfertigen, aus denen er hernach die Buchſtaben von Erz, Meſſing oder Zinn, gegoſſen. Dieſe waren, wie erſt von den hölzernen geſagt worden, durchlöchert, daß man ſo viel, als davon auf eine Zeile gehen, mit einem

„einem Drath an einander ſtecken, und aus vielen „Zeilen eine Form zuſammenſetzen mußte. — — — „Jedoch hat Gutemberg wegen der großen Unkoſten „das Werk nicht allein fortgetrieben, ſondern Jo„hann Fauſten“ (dieſer wird in oben angeführter Schrift: Durand. ration. divin. offic. Johannes fuſt civis moguntinus genannt, Gerken, a. a. O. S. 39. n. 2.) „zu ſich in Compagnie, und beyde mit „einander den Peter Opilio, oder Scheffern „von Gernsheim, einen anſchlägigen Kopf zum „Gehülfen genommen, welcher eine leichtere Manier „des Schriftgießens erfunden.“ u. ſ. w.

Dieſer Scheffer war nicht allein der Schwiegerſohn Johann Fauſts, der ſonſt auch Gänſefleiſch geheißen, wie aus oben angeführtem Werke von der Buchdruckerey erhellet, indem Fauſt ihm ſeine Tochter Chriſtine zur Ehe gab, mit welcher er den Johann Scheffer zeugte, ſondern, es hatte ihn auch Fauſt an Kindesſtatt angenommen, und im Jahr 1467 hatte er ſchon ſeine Buchdruckerey für ſich allein.

Weshalb er ſich von Gernsheim nennet, kann verſchiedene Urſachen haben, wovon ich nur zwey, die mir wahrſcheinlich vorkommen, anführen will.

Erſtlich, es war ſchon viel früher, und auch noch nach der Reformation ſehr häufig der Gebrauch unter Rittern, Gelehrten und Künſtlern, wie es auch noch jetzt unter den deutſchen Juden und Handwerksburſchen üblich iſt, ſich nach dem Geburtsorte, oder der Vaterſtadt, oder dem Stammhauſe zu nennen, (ſo wie ſie damahls auch oft den Geſchlechtsnahmen ausließen und nur den Taufnahmen und denjenigen der Vaterſtadt gebrauchten,) und daher iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Peter Opilio

Scheffer zum Unterſchiede von andern Scheffern ſich von Gernsheim genannt habe, weil er vielleicht aus dem churmaynziſchen Städtchen Gernsheim oder Geresheim gebürtig ſeyn mochte. Auf dieſe Vermuthung werde ich mittelſt der Urkunden vom zwölſten, dreyzehnten, vierzehnten u. ſ. w. Jahrhunderte gebracht, wo ſich die Ritter ſowohl, als auch die Gelehrten nach ihrem Stamm- oder Geburtsorte nennen, und die Prädicate de, a und von bedeuteten zu den Zeiten nichts weiter, als daß ſie den Ort bewohnten, oder daher ſtammten. Eine mir eben zur Hand liegende Urkunde vom 12ten Febr. 1270 kläret dieſes weiter auf. Sie betrifft den Umſtand, da Pribislav, Herr zu Wenden, (dictus de slavia) den Grafen zu Schwerin Gunzelin und Helmold das Land Parchim überläßt. Sie iſt in lateiniſcher Sprache auf Pergament geſchrieben, und befindet ſich in dem herzoglichen Archive zu Schwerin. Man findet ſie aber auch ſchon gedruckt und mit einer Ueberſetzung in der Monatsſchrift von und für Mecklenburg, 5ten Stück, Nov. 1788. Hier heißt es am Ende: „Hujus facti noſtri teſtes „ſunt nobilis vir Comes Henricus de dannen„berge, Iohannes de witenborch deca„nus Zwerinenſis, Richardus de lune„borch, Iohannes de Trebowe, Magi„ſter Mauritius ibidem canonici, Domi„nus Daniel Prior de Reynevelde et Dominus „Sifridus Monachus ibidem, Henricus de „Inſula, Arnoldus Bruſehavere, Io„hannes de Bruſewiz. Deneke de Wel„zin, Hermannus dictus Rotzkule, dominus „Reynboldus Scerf, Floreke de Stut, „Ericus de Luneborch et Nicolaus dictus „vos de Reberge et alii quam plures etc.“

Wenn

Wenn nun ein mit Kenntniſſen verſehener Diplomatiker über dieſe Urkunde kommt, und will hieraus das Alter der Familien beweiſen, ſo wird er ſich wenig an das Prädicat *de* kehren können, wo er nicht ſehr irre geführet werden will. Wenn er z. B. nun das Alter der Familie von Rehberg aus dieſer Urkunde erweiſen wollte, da der letzte unterſchriebene ſich *Nicolaus* dictus *Vos de Reberge* nennet, ſo würde nur bloß der Unwiſſende ihm glauben können — indem es aus Urkunden und Acten bekannt iſt, daß die v. Voſſche Familie ſchon längſt vorher, als dieſer angeführte Vergleich geſtiftet und unterſchrieben wurde, das Gut Rehberg in Vorpommern beſaß. Einzelne Glieder von dieſem Stamme, (vielleicht haben ſich mehrere damahls zu Rehberg aufgehalten, wie es in alten Zeiten üblich war,) nannten ſich in deutſchen Unterſchriften: Vos von dem Rehbarge. Hier war Vos der Familiennahme, und Rehberg der Ort ihrer Herkunft.

Damahls hatte man in dem nördlichen Deutſchland noch keinen Briefadel, wenn er gleich unter den römiſchen Kaiſern ſchon Statt gefunden haben mag. Unter den deutſchen Kaiſern finden wir das erſte wirkliche Zeichen eines ſchriftlichen Adelsbriefes im Jahr 1278, alſo noch acht Jahre ſpäter, als obige Urkunde entſtand, vom Kaiſer Rudolph dem Erſten, welcher die Eliſabeth von Maltitz Gemahlin des Markgrafen von Meiſſen, Heinrichs des Erlauchten, mittelſt eines Adelsbriefes in den Adelſtand erhob,*) und es iſt wahrſcheinlich, daß

(*) Ein Mehreres über den Briefadel kann man nachleſen in Dr. Joh. Fr. Joachims Sammlung vermiſchter Anmerkungen, in welchen unterſchiedene in die Staats- und Lehnsrechte, wie auch in die Geſchichte gehörige Sachen abgehandelt werden. Halle, 1753. Th. I. S. 113 — 140.

daß nachdem der Briefadel entſtand, auch nur das Prädikat *de*, *a* oder von erſt zum Zeichen der adlichen Würde genommen wurde. Dennoch aber finden wir in den alten Schriftſtellern, weil es nie durch ein Verbot aufgehoben, ſich nach dem Geburtsorte von andern gleiches Nahmens, zu unterſcheiden, daß ſich viele Menſchen von allerley Schlage, wie ich auch ſchon vorher angeführt, immerfort den Nahmen ihres Geburtsortes zugeeignet haben, welches zuweilen gar von den Nachkömmlingen beybehalten worden, wodurch manches Mal Ungewißheit von den Diplomatikern entſtanden.

Es kann alſo eben dieſer Fall bey dem Schoiffer, Schoyffer oder Scheffer von Gernsheim Statt finden, ohne daß er je als Nobilis angeſehen worden.

Sollte aber obgedachter Scheffer nicht aus Gernsheim geweſen ſeyn, ſo iſts auch möglich, daß er nur dieſen Nahmen, da er in der Buchdruckerkunſt als Geſelle eingeweihet worden, angenommen habe, und dieſes kann

Zweytens aus folgendem erhellen: Vielleicht iſt das Städtchen Gernsheim zwiſchen Worms und Oppenheim ihm ein vorzüglich angenehmer Ort geweſen — vielleicht hat er dort ein Jünglingsglück gehabt, welches ihm unvergeßlich geſchienen — vielleicht iſt er dort auf Schulen, oder in der Lehre geweſen — und als er darauf zum Buchdrucker ausgeſchrieben, hat er ſich als ein freyer Künſtler auch den Nahmen Gernsheim beygelegt. Dies konnte ihm zu den Zeiten nicht übel gedeutet werden, da faſt alle, die ſich über den Staub zu erheben ſuchten, ihre Nahmen, und wenn es auch nur zur lateiniſchen oder griechiſchen Sprache

che war, umtauften. Da aber auch nach Siegmunds von Birken öſterreichiſchen Ehrenſpiegel B. 5. Cap. 2 der Kayſer Friederich den Buchdruckern Gold zu tragen erlaubet, und ſie dem Adel- und Gelehrtenſtande gleich geſetzet hat, wie auch beſonders den Schriftſetzern, einen Adler, den Druckern aber einen Greif, mit den Druckerballen in der einen Klaue, und beyde Wapen mit offenem Helme gezieret hat, ſo kann auch vielleicht dieſer Schoiffer als ein quaſi nobilis ſich des Nahmens von Gernsheim, um ſich unter den Seinigen auszuzeichnen, bedient haben, welches ihm damahls gewiß keiner übel genommen, und die Sache an und für ſich auch keinen Streit und keinen Zweifel unter ſeinen Zeitgenoſſen verurſacht haben wird.

Ich komme wieder auf Leipzig und die dortigen Buchdruckereyen und Buchhandel zurück. Die beſtändigen Kriege im 16ten und 17ten Jahrhunderte, welche, ſo wie für andere Länder auch für Sachſen ſo ſchädlich waren, und beſonders Leipzig ſehr mitnahmen, mußten nothwendig auch den Wiſſenſchaften, und denen, die ihn dienten, ſchädlich werden. Die bisher blühenden Buchdruckereyen wurden dadurch ſo ſehr entkräftet, daß bey dem Buchdrucker-Jubiläum in Leipzig 1640, nicht mehr als fünf ſchwache Buchdruckereyen übrig waren, welche überhaupt nicht mehr als 14 Arbeiter förderten; und es gehörten volle 100 Jahre dazu, ehe ſich die Buchdruckerey von ihrem damahligen Verfalle wieder erholen konnte.

Der Buchhandel hatte eben ſo gelitten, und die kummervollen Umſtände der Leipziger Buchdrucker dauerten bis in das erſte Drittel des 17ten

Jahrhunderts, und nur etliche von ihnen, Nehrlich, Am Ende und Ritzſch erholten ſich in etwas, da ſie wieder eignen Verlag zu unternehmen wagten, deren dadurch angewachſene Verlagshandlungen theils wieder durch ihre Töchter, theils durch Kauf in anſehnliche Buchhandlungen damahliger Zeit übergingen. Der Selbſtverlag der übrigen Buchdrucker ſchränkte ſich nur auf einige kleine Schulbücher, alte Volksromane und den Handel mit Disputationen ein, welcher in den Leipziger Meſſen durch 50 und mehrere Buchdrucker aus den Akademien in Deutſchland bis in die Mitte dieſes 18ten Jahrhunderts mit den jährlichen neuen Disputationen getrieben wurde, der aber nunmehr in Verfall gerathen iſt.

Indeſſen hatte die Cultur der Litteratur aller Art in Ober= und Niederſachſen, Schleſien und Preuſſen ſehr zugenommen, und wie die Bücher in allen Wiſſenſchaften ſich gemehrt hatten, ſo übertrafen ſie die aus dem Vorderdeutſchlande auch am innern und äußern Werthe. Die Leipziger, und einige andere ſächſiſche Buchhändler beſuchten zwar, ihrer Verbindung halber mit den Buchhändlern der daſigen Gegend, die Frankfurter Meſſe: es hatte ſich aber auch ſchon die Buchhändlermeſſe in Leipzig damit angefangen, daß ſogar die Neujahrsmeſſe nicht ganz ausgeſchloſſen, und von nahen Buchhändlern ebenfalls beſucht wurde, ſo daß in der Neujahrsmeſſe 1667 eine Privilegien=Inſinuation der Bücher=Commiſſion von 29 Leipziger und fremden Buchhändlern unterſchrieben wurde; und in der Oſtermeſſe deſſelben Jahres unterſchrieben nun allein ſchon 19 fremde Buchhändler. Bey der Vermehrung der fremden, nach Leipzig kommenden Meßbuchhändler, hörte in der

Mitte

Mitte des jetzigen Jahrhunderts die Beſuchung der Frankfurter Meſſe von den hieſigen Buchhändlern völlig auf. Die weiter entfernten däniſchen und ſchwediſchen Buchhändler waren nur ſehr ſelten dahin gegangen; ſie hatten aber ſchon angefangen, ihres nöthigen Umſatzes wegen, nach Leipzig zu kommen, oder auch von Leipzig aus ſich mit den neuen Büchern ſortiren zu laſſen; und die Frankfurter und andere bisher nach Frankfurt gegangenen Meßbuchhändler wurden daher genöthiget, nach vollbrachten Frankfurter Meßgeſchäften, ebenfalls nach Leipzig zu kommen, um ihre Bücherlager auch mit den Büchern der Leipziger Meſſe zu verſehen.

Da nun einige von den Leipziger Buchdruckern wieder angefangen hatten, einige Verlagsbücher für ſich ſelbſt zu drucken, ſo that ſich unter ihnen beſonders der ältere Breitkopf hervor, der mit Unterſtützung einiger Gelehrten etliche Werke von Werth druckte, die ſowohl ihrer innern als äußerlichen Beſchaffenheit wegen Beyfall erhielten. Dies zog ihm Arbeit von auswärtigen Buchhändlern zu. Es wurde nun der Anfang gemacht, Niederlagen und Läden in Leipzig zu ſuchen, um dadurch künftig die Frachten zu erſparen, die ſie bisher zum Tranſport ihrer Bücher zum Meßdebit, hatten aufwenden müſſen, wozu beſonders die entfernteſten den erſten Schritt thaten.

Dieſen folgten bald andere, und Breitkopf konnte nun nicht nur ſeine eigenen fünf Preſſen mit ſeiner eigenen und fremden Arbeit unterhalten, ſondern, er unterhielt noch drey andere Druckereyen von dem, was er ſelbſt nicht beſtreiten konnte. Die Druckereyen hatten durch

dieſe Gründung des Buchhändler-Stapels in Leipzig ſo ſehr zugenommen, daß bey der zweyten Jubelfeyer der Buchdrucker 1740, achtzehn Druckereyen daſelbſt vorhanden waren, welche 160 Arbeiter förderten. Der ältere Jacobäer, der nachher aus der Breitkopfiſchen Schule in die Officin des verſtorbenen Schniebes verſetzt wurde, ahmte ſeinen Lehrer im Umtriebe der Druckerey, und in eigenem Verlage eben ſo fleißig nach; und ſeit dieſer Zeit iſt die Anzahl der Preſſen in Leipzig ſo hoch geſtiegen, daß im Jahre 1793 deren 78 waren, die an 350 Arbeiter unterhalten konnten, wenn ſie gehörig mit Arbeit beſetzt wären. (*)

Wie vortheilhaft dieſe Lage des Buchhandels und der Buchdruckerey in Leipzig für das Land überhaupt ſeyn müſſe, iſt daraus leicht zu berechnen, daß zum Umtrieb dieſer Geſchäfte, nur allein für Leipzig jährlich 6000 Ballen Papier nöthig ſind, wodurch wenigſtens 30 Papiermühlen in Arbeit und Nahrung geſetzt werden. Den Mittelpreis dieſer in ſo mancherley an Größe und Werthe verſchiedenen Sorten Papiere nur zu 12 rthl. gerechnet: ſo bringen ſie dem Lande wenigſtens 72000 rthl. und durch die darunter befindlichen Schreibpapiere mit einiger Erhöhung dieſes Preiſes 80000 rthl. und mehr ein, davon $\frac{2}{3}$tel ſicher vom Auslande gezogen werden. Oel, Ruß und andere Producte des Landes nicht gerechnet, die bey ſo einer Anzahl von Preſſen, immer etwas beträchtliches ausmachen.

Den

(*) Journal für Fabrik, Manufactur und Handlung. Jahrg. 1793 5. B. S. 6 Ueberhaupt aber kann man dieſes erſte Stück: über Buchdruckerey und Buchhandel in Leipzig, zu mehrerer Nachricht nachleſen.

Der Vortheil, welchen Leipzig beſonders durch den ungeſtörten Umtrieb ſeiner Druckereyen und der damit verbundenen bisherigen Lage des Buchhandels hat, iſt ſehr wichtig. Wenn z. B. 350 Arbeiter bey den Druckereyen erhalten werden, wovon gegen $\frac{2}{3}$tel verheirathet ſind; ſo erlangt die Stadt dadurch auf 80 Familien; an Miethzinſen und andern Abgaben eine beträchtliche Summe Geld; die verſchiedenen Gewerbe der Stadt einen ſtärkern Zugang; und die Stadt ſelbſt eine ſich vermehrende Anzahl Einwohner. Der Vortheil, welchen die Stadt von etwa 300 Buchhändlern hat, die aus allen Gegenden Deutſchlands, aus der Schweitz, Dännemark, Schweden, Liefland, Böhmen und Ungarn, des Buchhandels wegen nach Leipzig kommen, beträgt für eben ſo viele Wohnungen, Läden und Niederlagen, zum niedrigſten gerechnet, jährlich eine Summe von etlichen tauſend Thalern; die andern Nahrungszweige an Frachten, Zehrungen, Einkauf mancher Waarenartikel ungerechnet, ſo daß alle Arten von Gewerke davon Nutzen und Nahrung erhalten; zumahl, da keine andere Meßfremde der Geſchäfte wegen ſich in Leipzig ſo lange aufhalten, als es die Buchhändler, ihrer ſich verzögernden Geſchäfte halber zu thun, mehrentheils gezwungen ſind. Nicht weniger ſind die Arbeiten der Correctoren, der Zeichner, Formſchneider, Kupferſchmiede, Kupferſtecher, Kupferdrucker, beträchtlich, welche alle das Ihrige zu dem Einkommen für Leipzig beytragen, das allein aus dem hier ſich eingerichteten Bücherdrucke und Bücherhandel fließt.

Leipziger Fuß, (der) iſt eine gewiſſe Vereinbarung in Hinſicht des Münzweſens, und es hatte derſelbe ſeinen Anfang im vorigen Jahrhundert.

 Denn,

Denn, am 16ten Jan. 1690 verglichen ſich Churſachſen, Churbrandenburg und Braunſchweig dahin, daß zur Steurung des im Münzweſen eingeriſſenen Betruges, die Mark feines Silber, in großen und kleinen Münzſorten, zu 12 Rthl. ausgemünzt werden ſollte. Und weil dieſer Vergleich zu Leipzig geſchloſſen worden, ſo iſt der darin beliebte Münzfuß, nachher der Leipziger Fuß genennet worden. Ein Mehreres hierüber kann man in des würdigen Hrn. Hofrath Beckmanns Anleitung zur Technologie rc. (vierte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe) Göttingen 1796 S. 604 fgg. finden.

Vom Leipziger und Zinniſchen Fuße findet man Nachricht in Marpergers Beſchreibung der Banken S. 75 fgg.

Leipziger Gepackenes, wird auf folgende Art gemacht: Nachdem vorher drey Viertel Pfund Butter geſchmolzen, alsdann ein wenig hingeſetzet, damit das Salz zu Grunde fällt, abgeklärt, und, ſo lange, bis ſie kalt und wie ein Brey iſt, gerühret worden; ſo wird das Gelbe von 12 Eyern, und das Weiße von zweyen allmählig hineingequerlt. Hierauf muß man ein halbes Pfund ſchönes Mehl, ſechs Löffel voll ſüße Milch, ein wenig Salz, wie auch zwey Hände voll zart geſtoßene Mandeln wohl darunter rühren, bis es zähe wird, es in eine zugerichtete Form thun, an einen warmen Ort ſetzen, daß es aufgeht; und wenn es im völligen Aufſteigen iſt, ſogleich mit der Form in eine Tortenpfanne ſetzen und gar backen, alsdann wird dieſes Backwerk ſchön und wohlſchmeckend werden.

Eine Vorſchrift zu einem ähnlichen Backwerke, welches aber mit noch mehreren Umſtänden verknüpft iſt, findet man in dem Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und

Haus-

Haushaltung ſelbſt beſorgen will ꝛc. Magdeburg. 1784. S. 294 fgg. unter den Nummern 543. 544.

Leipziger Lebkuchen. Hierzu wird ein halbes Pfund Zucker, ein Viertel Pfund Mandeln, ein Quentchen Gewürznelken, ein halbes Loth Muſcatenblüthe, eben ſo viel Cardamomen, zwey und ein halbes Loth eingemachten Ingwer, nebſt drey Loth Zimmet, drey Loth Citronen- oder Pomeranzenſchalen, fünf Loth Citronat, wie auch Mehl genommen, alles unter einander gewirkt, bis es ſich drucken oder formen läßt; alsdann backt man die Kuchen in beliebiger Form im Ofen, und wer Freund von dergleichen Speiſen iſt, wird auch hier mit Vergnügen finden, daß dieſes Gebackene den Gaumen kitzeln kann.

Leipziger Kreis, iſt ein Theil des Markgrafthums Meiſſen, und begreift das Kreisamt Leipzig, die Aemter Düben, Eulenburg, Grimma, Leißnig, Colditz, Rochlitz, Mutzſchen, Pegau, Borna, Delitzſch, Zörbig, nebſt dem Stift und Amt Wurzen: imgleichen die Herrſchaften Pönig, Wechſelburg, Rochsburg und Remſa, welche den Grafen von Schönburg unter Churſächſiſcher Hoheit zugehören.

Leipziger Lerchen; ſ. Lerche.

Leipziger Probe, iſt bey den Zinngießern die Proportion des Bleyes, welches zum Zinn gemiſcht wird, ſo wie es in Leipzig geſchieht. Es exiſtirte ſolche ſchon im Jahr 1592, und es richteten ſich verſchiedene andere Länder darnach. Man ſehe Dr. Adrian Beyers allgemeines Handlungs- Kauf- Berg- und Handwerkslexikon. Jena 1722. S. 251.

Leipzis, iſt eine Art Sarſche, die zu Amiens gemacht

macht wird, und nicht völlig eine halbe Elle breit liegt.

Leir; ſ. Laur.

Leire oder Lethre war die ehemalige Reſidenz der Könige in Dännemark, und befand ſich auf der Inſel Seeland. Als Harald König in Dännemark in Schonen im Treffen umkam, wurde ſein Körper dort verbrannt, ſeine Aſche und Gebeine aber in eine Urne geſammelt, und auf Befehl des ſchwediſchen Königs Ring nach Leire überbracht, und daſelbſt mit ſeinem Pferde und Waffen königlich begraben. (*)

Leirhnjukur, iſt ein Feuerſpeyender Berg auf der Inſel Island, welcher den 19ten April 1725 angefangen Feuer zu ſpeyen. Er iſt nicht weit vom Hekla entfernt.

Leiria, iſt eine ziemlich große portugieſiſche Stadt in einem angenehmen Thale in Eſtremadura, am Fluſſe Liz, der ſich hier mit dem Fluſſe Lena vereiniget, mit einem alten Caſtel, welches auf einer Höhe lieget. Sie enthält zwey Pfarrkirchen, darunter auch die anſehnliche biſchöfliche Cathedralkirche iſt, etwa 3500 Einwohner, ein Armenhaus, ein Hospital und 4 Klöſter. Das hieſige Biſthum iſt 1545 errichtet worden. Sie iſt der Hauptort der Correiçaõ und der Sitz eines Corregedor, Provedor und Juiz de fora. Ehemals haben einige Könige hieſelbſt gewohnet. Zu ihrem Diſtrict gehören 24 Parochien. Das hieſige Biſthum ſteht unter dem Erzbiſchof zu Liſſabon.

Leis, (Alt) ein churſächſiſches Dorf im Meißner Kreiſe im Amte Großenhayn, ohnweit Großenhayn, nach Dallwitz gehörig.

Leis,

(*) *Saxo* Hiſtor. Dan. p. 147. *Ericus* Upſal. lib. 2. Hiſt. ſued. Gothor n. 27. p. 18.

Leis, (Neu) iſt ein dergleichen Amtsdorf bey dem vorigen.

Leiſa, auch **Leyſa**, ein fürſtlich heſſen-darmſtädtſches uraltes Dorf in Ober-Heſſen im Amte, und bey Battenberg.

Leiſau, auch **Leuſau**, ein Markgräflich Bayreutſches Dorf in Franken, im Amte und bey Golderonach.

Leisborn, biſchöflich Münſterſches Dorf und alte Benedictiner Abtey, in Weſtphalen, im Amte Stromberg, eine Meile von Lippſtadt.

Leiſe, Geleiſe, **Leuſe** plattd. **Leus**; ſ. Th. XVII. der Encykl. S. 98. fgg. Art. Geleiſe.

Leiſe, (adject. et adverb.) in den Graden leiſer und leiſeſte, bedeutet im eigentlichſten Verſtande diejenige Eigenſchaft des Schalles, nach welcher derſelbe nur ſchwach, oder ſehr wenig in das Gehör fällt. Beym Notker findet man liſo bey dem Willeram lisno, im Niederſ. liſe. Es kann dieſes Wort mit dem Worte fliſtern oder flüſtern, wie die Niederſachſen hochdeutſch reden, der Bedeutung nach in Verbindung ſtehen, da ein Flüſterer oder ein Fliſterer, ein leiſe Redender iſt. Kaiſersberg braucht lisnen für Ziſcheln, fliſtern. Es ſcheinet daher mit laß, los, lauſchen, dem Schwed. liſa, Muße, Ruhe, Franz. Loiſir. Engl. Leiſure, dem Däniſchen lys, hell, klar, licht, liſe, mildern, und dem alten deutſchen leis, tief:

Fürwahr, ihr ſeyd ein theurer Mann
Geſchickt zu ſtehen hoch und leiß, —
(Theuerdank Kap. 18.)

nur eine zufällige Aehnlichkeit im Klange zu haben.

Nach

Nach einer weitern Bedeutung wird dieſes Wort in manchen Fällen des gemeinen Lebens, beſonders in Oberdeutſchland gebraucht, um einen ſchwachen, geringen Grad der innern Stärke zu bezeichnen. Z. E. leiſe reiten, für langſam reiten. Leiſe gebackenes Brod, welches wenig oder ſchwach gebacken iſt.

Eigentlich nimmt man aber dieſes Wort gewöhnlich in oben angeführter erſter Bedeutung; z. B. leiſe reden, ſprechen, ſingen. Eine leiſe Stimme. Joel ging leiſe zum Siſſera hinein, Richt. 4, 21. Und ſie kam leiſe — und legte ſich, Ruth 3, 7. David ſchnitt leiſe einen Zipfel vom Rock Sauls, 1. Sam. 24, 4 Daß die Stimme der Müllerin leiſe wird, Pred. 12, 5. Leiſe einher treten. Ein leiſer Gang. Einem etwas leiſe in das Ohr ſagen, u. ſ. w. Figürlich aber die Bedeutung noch weiter ausgedehnt, z. E. fähig, auch den leiſeſten Schall zu empfinden. Sehr leiſe hören. Ein leiſes Gehör haben. Leiſe ſchlafen. Ein leiſer Schlaf. u. ſ. w.

Herr Stoſch nimmt die Wörter ſanft, ſachte, leiſe, gemach, gemächlich und langſam, unter einer Rubrik zuſammen, und ſetzt alsdann ihre Bedeutungen auseinander. Es bezieht ſich daher nach ihm das Wort ſanft, auf das Gefühl; ſachte und leiſe auf das Gehör und den Ton; gemach auf die Bewegung; gemächlich auf die Mühe und Beſchwerlichkeit, und langſam auf die Geſchwindigkeit, wovon es der Gegenſatz iſt.

Wenn nun zwar alle dieſe Wörter im Allgemeinen eine gewiſſe Sanftheit bedeuten, die ſchwach auf das Gehör, äußeres und inneres Gefühl, und Kraft des Menſchen wirket, ſo kann man

man deshalb doch nicht eins für das andere ſetzen, weil ein jedes nach dem Sprachgebrauche, wie ich eben angeführt habe, ſich auf gewiſſe beſondere Umſtände bezieht, und auch wieder beſonders figürlich gebraucht wird. Ich kann daher, wenn ich den ruhigen, ſtillen, gefühlvollen und nicht leicht in Hitze zu bringenden Charakter eines Mädchens mit einem Worte benennen will, nicht ſagen, es ſey ein ſachtes — leiſes — gemächliches oder langſames Mädchen, wodurch entweder unverſtändliche, oder widerſinnige Ideen entſtehen würden; ich muß daher: ein ſanftes Mädchen ſagen. (*) Unter andern Umſtänden iſt ſanft und leiſe wieder einerley, wenn es ſich auf ein gewiſſes Gefühl bezieht; z. B. der Kahn gleitet ſanft oder leiſe den Fluß hinab; — das Pferd hat einen ſanften oder leiſen Gang.

Das Wort ſachte hingegen, welches eigentlich wohl nicht hochdeutſch, ſondern vielmehr urſprünglich plattdeutſch zu ſeyn ſcheinet, ob es gleich unter einigen Bedeutungen in der hochdeutſchen Sprache üblich iſt, wird nur in einigen Redensarten für leiſe genommen werden können, wenn die Sache das Gehör betrifft. Daher ſagt man jemanden etwas ſachte oder leiſe ins Ohr, wenn es kein anderer hören ſoll. Man ſpricht ſachte oder leiſe, wenn man keine ſtarke Stimme oder Bruſt hat. Man gehet ſachte oder leiſe, wenn man nur auf den Zehen tritt, um kein Geräuſch zu machen.

Hier iſt aber von der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit des Ganges nicht die Rede, und ob gleich

(*) Eben dieſes kann man auch ſanftmüthig nennen, welches im Platten ſachtmödig, und im Holländiſchen Zachtmoedig heißt.

gleich der Holländer ſtatt leiſe zacht, und ſtatt langſam, langzaam oder onſpödig, und nicht zacht ſagt: ſo nehmen wir Deutſchen, wenn wir den Begriff der Langſamkeit mit dem Worte ſacht verbinden, niemals dafür leiſe. Wenn wir daher einem ſchnell gehenden Menſchen zurufen: gehe leiſe, ſo würde er in ſeinem Gange fortfahren, und nur in Hinſicht des Geräuſches eine Aenderung machen. Heißt es aber: geh ſacht, ſo wird er langſamer gehen. Hieraus würde folgen, daß das Wort leiſe vorzüglich nur bey Dingen zu gebrauchen wäre, welche auf das Gehör und auf ein gewiſſes äußeres Gefühl Einfluß haben, wie oben beym Gange des Pferdes, und des Kahnes angemerket worden.

In Hinſicht der Rede, wenn z. B. jemand all zu geſchwinde redet, oder lieſet, würde man ſchon wieder das Wort ſachte nicht als ein verſtändliches Wort gebrauchen können, eben ſo wenig als das Wort leiſe. Hier würde man langſam ſagen müſſen; und ſo leiden dieſe Wörter nach dem Sprachgebrauche ſo mancherley Ausnahmen und Veränderungen, die auch nicht anders, als nach dem Sprachgebrauche regulirt werden können. Ich bin in dieſer Hinſicht mit Hr. Stoſch nicht ganz einerley Meinung, der auch die Redensart: geh ſacht nicht ſtatuiren will — und doch ſagt der Gelehrte ſowohl als der Ungelehrte ſogar, wenn er auf dem Wagen ſitzt, und es giebet Stöße, oder eine Ertiefung, wobey man, entweder zu ſehr erſchüttert zu werden, oder auch umzuwerfen befürchtet, zum Fuhrmann: ſachte, ſachte! — — dies heißt nichts anders als: langſam, und bedächtlich. Das Wort leiſe kann in Hinſicht des Fahrens aber nicht anders gebraucht werden, als wenn der Wagen auf einer weichen, bemooſeten Ebene geht, wo

es

es nicht allein keine Stöße giebt, ſondern das Geräuſch von Wagen und Pferden auch unmerklich zu hören iſt.

Eben ſo ſagt man auch von einer ſchönen Tänzerin: ſie tanzt leiſe — hierunter wird kein Deutſcher etwas anders verſtehen, als daß ſie nicht ſtürmiſch — nicht rauſchend — nicht ſchwerlich — ſondern ſanft und leicht tanzet, und ihrem Tänzer keine Arbeit und Mühe, um ſie zu heben, oder weiter zu bringen, machet. Es werden alſo die Sprachlehrer (verſteht ſich die vernünftigen) hierüber weitere Aufklärung geben.

Leiſegar, iſt ein churſächſiſches Dorf in der Niederlauſitz, in der Herrſchaft Sorau bey Gaſſen.

Leiſel, **Leiſſel**, ein fürſtlich heſſendarmſtädtiſches Dorf in Ober-Heſſen, bey Alsfeld.

Leiſelheim, auch Leiſſelheim, iſt ein Pfarrdorf in der baadenſchen Markgrafſchaft Hochberg, am Kaiſerſtuhl gegen den Rhein. Es hatte dieſes Dorf in alten Zeiten ſeine eignen Herren.

Leiſelsheim, ein churpfälziſches Dorf in der Unterpfalz, im Oberamte Alzey.

Leiſen, ein ſchwäbiſches Dorf in der Grafſchaft Königseggrothenfels.

Leiſersdorf, (Ober-Mittel- und Nieder-) dieſen Nahmen führen drey königl. preuß. adliche Dörfer in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Liegnitz, im Goldberg-Hainauiſchen Kreiſe.

Leiſerwitz, ein adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Brieg, im Ohlauer Kreiſe.

Leiſetreter, (der) iſt ein nur im gemeinen Leben, im figürlichen Verſtande übliches Wort, ſowohl einen Spion oder Horcher zu bezeichnen — als auch jemanden, der aus Menſchenfurcht und unzeiti-

zeitiger Gefälligkeit die Wahrheit zurück hält — einen ſtrafbar gelinden Prediger u. ſ. w. Dieſe Individuen ſind auf allen Fall der menſchlichen Geſellſchaft nicht zum Vortheil, wenn ſie auch gleich hie oder da bey einer unbeträchtlichen Sache etwas Gutes ſtiften möchten. Gewöhnlich iſt aber auch Verachtung der vernünftigen Welt ihr Theil, wenn ſie auch zwar für einen heimlichen Bubenſtreich eine Belohnung erhalten. In hieſiger Gegend verſteht man unter Leiſetreter beſonders einen ſolchen Menſchen, der ſeine Nebenmenſchen behorchet, oder durch allerley ſchmeichelhafte Kunſtgriffe von Jemand etwas zu erfahren ſucht, und dieſes hernach, entweder zu ſeinem Vortheil, oder des andern Schaden zu gebrauchen ſucht.

Es kann in allen Ständen Leiſetreter geben, und wenn man die Claſſe der Heuchler noch dazu rechnet, ſo werden wenig Oerter ſeyn, in denen man nicht eine Art davon findet. Vorzüglich aber iſt mir es aufgefallen, wenn ich Leiſetreter unter den ſubordinirten Schullehrern, und auf Univerſitäten, unter den Profeſſoren fand; — der Schüler ſowohl, als der Student kann es nie ertragen, wenn er von denjenigen, von welchen er gute Sitten, Religion und Kenntniſſe, wie auch Politik und übrige Verhaltungsregeln im Leben, erlernen ſoll, auf eine zweydeutige — leiſetreteriſche Art behandelt wird. Ein ſolcher Lehrer taugt nicht zum Lehramt, und es wäre beſſer, daß man ihm beym Polizeyfache als Spion anſtellte; denn andern Nutzen ſtiftet er nie. Ich weiß Beyſpiele, wo ein ſehr unwiſſender Candidat als Lehrer und Präceptor bey einem vortrefflichen Erziehungs-Inſtitute (welches aber leider

zu Grunde gehen mußte, da ein Director durch Windbeuteley und elende Maßregeln, zum Schaden des Landes es einſtürzte —) ſich, da er ſchon unter allen Scholaren als ein unwiſſender und jähzorniger Menſch bekannt war, zuletzt dadurch bey den Obern zu inſinuiren ſuchte, daß er vorzüglich die Aufführung der Scholaren belauſchte, und alles mit ſchwarzen Farben überbrachte. Wenn nun zwar Wachſamkeit allemahl die ſtrengſte Pflicht eines jeden Erziehers iſt, welches die äußerſte Nothwendigkeit bey Erziehungen auch erfordert, ſo muß ſolches doch, nicht allein nach vielen Regeln der Behutſamkeit — ſondern auch in der Art geſchehen, damit man die Liebe, die Achtung und das Vertrauen der Zöglinge nicht verlieret, keinen Zögling unglücklich machet, und ſich dadurch nur blos erhebet. Dieſer oberwähnte Herr Candidat ging in ſeinem heiligen Amtseifer endlich ſo weit, daß er auch Scholaren behorchte, mit denen er in keiner Verbindung ſtand; ſolches wurde bald ruchbar, und ein Plan, ihn anzuführen, verabredet. Dies geſchah auf eine Art, die dem Herrn Präceptor das größeſte Unglück hätte zuziehen können; denn, als er einſt ſpät Abends auch eine Treppe höher geſtiegen war, und ganz außer ſeiner Sphäre, ſein Ohr an eine Stubenthür zum Lauſchen gelegt hatte, warf ein muthwilliger Scholar in der Stube einen großen Topf gegen die Thüre entzwey, worüber der Herr Präceptor ſo erſchrak, daß ihn beynah der Schlag gerühret hätte; er ließ den Leuchter mit dem brennenden Lichte und der Lichtſchere fallen, konnte ſeine ausgezogenen Pantoffeln nicht wieder finden, und da er auf bloßen Strümpfen bis vor ſeine Stubenthüre eilt, ſo hatte ſchon jemand das Schlüſſelloch mit Steinen verſtopft, daß er die Thüre nicht aufſchließen konnte. Alles

les lief nun zuſammen, und man fand den erſchrockenen Leiſetreter auf bloßen Strümpfen vor ſeiner Thüre, der nichts konnte, als ſich ſchämen und ärgern.

Ich mißbillige im höchſten Grade dieſes Betragen der Schüler, wenn der Menſch auch nicht ihr Lehrer und Auffeher war, da er nicht allein hätte taub werden, ſondern auch durch das an die Erde liegende, in Furcht, Angſt und Schrecken zurückgelaſſene brennende Licht das ganze Gebäude hätte anzünden können, wenn es die aus der Stube ſtürzenden Scholaren nicht aufgenommen hätten. Allein, wenn nun auch die Scholaren für ſolchen unüberlegten Streich beſtraft worden wären — wer nimmt einen ſolchen Menſchen den Schimpf wieder ab, und wodurch will er ſich bey den Jünglingen wieder in Achtung und Liebe ſetzen? — — Er wird ſo lange, als er bey dem Inſtitute ſich aufhält, für eine gemeine, niedrige Seele gehalten werden, und kann folglich keinen Nutzen ſtiften. Möchten doch manche Lehrer ſichs inſtändig angelegen ſeyn laſſen, offen und herzlich mit ihren Schülern umzugehen; ſie würden gewiß ſich ſelbſt das Leben unendlich leichter machen; und der Jugend bey Weitem mehr nützlich ſeyn können!

Ich habe ſo oft, da ich länger als ein Decennium meines Lebens, mich mit Erziehung der Jugend als Hauslehrer beſchäftiget, darüber nachgedacht: wie es wohl zuginge, daß außerordentlich viele Candidaten, die als Hauslehrer in vornehmen und anſtändigen Häuſern ſtehen, nicht geachtet werden, und nicht den Nutzen, ſtiften den ſie doch eigentlich ſtiften müſſen? — Noch bis dieſe Stunde aber kann ich nicht anders ſagen, als daß ich die meiſten Urſachen in den Candidaten ſelbſt finde, obgleich die Sache auch Ausnah-

nahmen leidet; und man muß ſolche in dem moraliſchen und ſittlichen Charakter der Subjecte ſuchen. (Ich unterſcheide hier mit Vorbedacht moraliſch und ſittlich, weil unſer Sprachgebrauch es leidet, indem man unter einem moraliſchen Menſchen etwas anders verſteht, als unter einem ſittenvollen oder ſittlichen Leben. —) Mancher Student, wenn er von der Univerſität kommt, bringt dennoch kleinſtädtiſche und handwerksmäßige Sitten mit, und dies daher, weil er ſie mit hingebracht, und keine Gelegenheit, ſie zu verbeſſern, hatte. (*) Nach vollbrachten akademiſchen Jahren,

(*) Dies iſt der Fall auf ſo vielen Univerſitäten, und meines Wiſſens iſt Göttingen nur die einzige Univerſität in Deutſchland, wo die Studenten durch beſondere Mithülfe der vortrefflichen Profeſſoren, Gelegenheit haben, vorzüglich in guten äußern Sitten und in feiner Lebensart, nach dem Weltton angewieſen zu werden. Es wäre zu wünſchen, daß auf andern Univerſitäten ſich die Herren Profeſſores auch etwas mehr herab ließen, und in näheren Umgang mit den Studenten treten möchten. Denn, es gehört gewiß auch hauptſächlich zu ihrer Pflicht, die ſtudirende Jugend in den Sitten zu bilden; und es iſt nicht genug, wenn der Herr Profeſſor ſich (allenfalls auch) 6 Stunden in der Woche in einer Vorleſung auf dem Catheder ſehen läßt, und das ganze reverendum Concilium die Sitten der Jünglinge nur durch immer mehrere Geſetze, und Strafen verbeſſern will.

Dies iſt ein ſo wichtiger Artikel, der durchaus Beherzigung verdient; und mich wundert, daß er ſo wenig beherziget wird. — Zu den Zeiten des ſel. Luthers war es in Wittenberg anders, und die Studenten, welche bey dem ſel. Manne ſpeiſeten, genoſſen gewiß einer, damahliger Zeit angemeſſenen guten Erziehung.

Es iſt freylich wahr, daß jetzt nicht alle Profeſſores Studenten an ihren Tiſch nehmen können — allein, es giebt auch wieder tauſend andere Gelegenheiten, wenn ſie nur Luſt und ſelbſt Lebensart haben, die Studenten in den feinen Sitten zu unterrichten. Dies kann nach Göttingiſcher Art geſchehen, und ich zweifle nicht, daß auch ſelbſt der roheſte Jüngling, wenn er nur Anlage hat, ſich umbilden, und ſo viel lernen wird, daß er ſich hernach unter geſitteten Menſchen leidlich aufführen kann.

ren, (gewöhnlich, wenn er ein Theologe iſt,) ſucht er eine Condition. Das Schickſal führt ihn in das Haus eines Edelmanns, oder einer bürgerlichen Perſon von Stande, wo alles auf großem Fuße hergehet. Wenn er nun auch, zwar noch unbärtig, ſein Haupt in eine düſtergelockte, heilige Perücke gehüllet, wie es noch vor etwa 16 Jahren der Gebrauch in einem gewiſſen Lande war — ſo ſchützt ihn doch dieſes nicht wider die Stacheln der Satyre. — Iſt er aber auch nach jetziger Mode nicht mehr beperücket, ſo kommt er doch in einem Hauſe, wo feiner Ton herrſcht, ſogleich in Verlegenheit. — Er weiß ſich überhaupt in keinem Falle zu benehmen, und muß alſo ſeine Zuflucht, (wenn er auch ſelbſt den Kindern des Hauſes ſchon lächerlich geworden,) zu einer Art von Leiſetreterey nehmen, wo er nicht ſeinen Stab weiter ſetzen will. Dieſe beſteht ſehr oft darin, daß der Herr Candidat mit kriechender Ergebenheit ſeine Principalſchaft behandelt, aber, da alles dieſes den Mangel an Lebensart nicht erſetzet, ſo kettet er ſich an die benachbarten Prediger = Pächter = und Förſterhäuſer — hier iſt er bald wohl aufgenommen, und beſonders in einigen neugierigen Predigerhäuſern, wenn er jedes Mahl friſche Hofanekdötchen mitbringen kann. Dieſe Geſellſchaft ſieht ihn ſo ziemlich für ihres Gleichen an, und wenn er hier zuweilen auch durchfällt, ſo wird es ihm ſo übel nicht genommen. So gehen nun die Conditionsjahre auch hin, und ſehr häufig hat der angehende Prediger beym Antritte ſeines Amtes noch nicht mehr Feinheit und Weltkenntniß, als da er von der Univerſität kam.

Wenn nun ein ſolcher Prediger auch den beſten, menſchenfreundlichſten Patron hat, ſo geniret

virt ihn doch ſolcher Umgang, er iſt ſteif, ängſtlich, und es fehlt ihm an der nöthigen Weisheit im Umgange mit Menſchen aus allen Ständen — er macht ſich ſelbſt entweder lächerlich, oder man hält ihn auch für einfältig, und es geſchehen alſo die Zuſamenkünfte nur im äußerſten Nothfalle, wodurch ſich beyde Theile immer fremd bleiben. Da aber des Predigers Zufriedenheit, Ruhe und Vortheil oft ſehr von des Patrons Güte abhängt, er aber zu ängſtlich und ſchwach iſt, dieſen perſönlich an ſich zu feſſeln, indem in unſern Tagen der Ornat dazu nichts mehr beyträgt, ſo iſt gewöhnlich das Mittel der Leiſetreterey der Weg, um einige Vortheile zu ziehen. Man ſucht daher in Hinſicht des vom adlichen Hofe zu erhebenden Meß-Pacht- und andern Korns, den Verwalter oder Schreiber auf ſeine Seite zu ziehen, ſo wie wegen des Holzes und allenfalls eines kleinen Wildbratens, den Förſter oder Jäger, und ſo ferner den Fiſcher, Holländer, Schäfer, und was dergleichen mehr iſt. —

Zwar iſt es die Pflicht eines Seelſorgers, mit allen Gliedern ſeiner Gemeine in der herzlichſten Verbindung, ſo viel es die Umſtände erlauben, zu ſtehen, allein, dies iſt nicht eine ſolche Verbindung, und der ſchlaue Patron merkt gar bald, wes Geiſtes Kind der Herr Paſtor ſey — der Herr Paſtor wird mit ſichtbarer Kälte behandelt, und erſcheint nicht anders auf dem Hofe, als wenn ihn Amtsgeſchäfte rufen — der Patron hat alsdann Geſchäfte, und iſt nicht zu Hauſe, oder, muß ers ſeyn, ſo hat er gewöhnlich eine Geſellſchaft, mit der er ſich unterhält, er läßt den Herrn Prediger ſich recht ſatt eſſen, und in Frieden wieder abfahren. —

Ich habe dieſes Bild nicht mit Bitterkeit gegen den geiſtlichen Stand entworfen — aber mit Wahrheit, welches Kenner der Welt mir zugeſtehen werden. Der Zweck der Encyklopädie erlaubt es nur nicht, weitläuftiger hierüber zu ſeyn, ſonſt würde ich durch viele Beyſpiele noch zeigen können, woher jetzt der geiſtliche Stand ſo ſehr in Verfall gerathen — wodurch die guten braven und weiſen Prediger mit den unweiſen zugleich leiden müſſen. Mancher Sohn eines armen Handwerkers geräth beſſer, wird klüger und weiſer im Umgange des Menſchen, als der Sohn eines Gelehrten, oder eines Pfarrers, weil er ſich ſchon auf Schulen in den Häuſern anſtändiger Leute, wo er freyen Tiſch hatte, bilden mußte — durch Fleiß und gute Aufführung fehlt es ihm alsdenn auch nicht an Empfehlungen auf der Univerſität — er wird auch dort in feinen Häuſern als Tiſchgaſt oder als Lehrer aufgenommen, und ſo geht er hernach glücklich und ruhig ſeine übrige Laufbahn durch, ohne ein Leiſetreter zu ſeyn, oder von der feinen Welt ausgepfiffen zu werden. Er wird als Hauslehrer von vernünftiger Principalſchaft geliebt, man übergiebt ihm auch ſelbſt die Erziehung der Kinder, (denn traurig iſts im Gegenſatze, da der Hauslehrer nicht zur Erziehung gebraucht werden kann, indem ſolche ihm ſelbſt fehlt —) und wenn er Prediger wird, ſo iſt der vernünftige Patron ſein Freund, und er ſogar Gewiſſensrath des Hauſes in ſo vielen intereſſanten Angelegenheiten, wovon ein Prediger andern Schlages nur durch plauderhafte Domeſtiken entfernte Vorgänge erhält, die er aber nicht anders nutzen kann, als daß er mit den Officianten des adelichen Hofes, mit welchen er

in genauerer Verbindung iſt, insgeheim darüber kannengießert.

Gott gebe — zur Ehre der Religion, und zum Beſten des geiſtlichen Standes, daß die Subjecte, welche ſich demſelben widmen, vom Anfange ihrer Studien dahin angewieſen werden mögen, daß ſie den Zweck ihres Daſeyns nicht bloß darein ſetzen, um nur bald ein Weib nehmen, und dann, gemächlich leben und Kinder zeugen zu können — es möge alsdann das Uebrige gehen, wie es wolle! — — —

Unter den Lehrern auf Univerſitäten machen ſich auch oft einige einer niedrigen Leiſetreterey ſchuldig — und dieſes rührt trotz der vorzuſtehenden Lehrſtelle, von ſchwachen Einſichten, ſchlechter Weltkenntniß und elenden Sitten her. — Wenn ſie auch gleich alle todten Sprachen zu verſtehen ſich rühmen; ſo ſo ſind ſie doch in dem, was Weltkenntniß heißt, ſo weit zurück, als kaum ein Knabe von 15 Jahren iſt, der in einem Hauſe, wo Zuſammenfluß von Vornehmen und Niedern ſich befindet, erzogen worden. — Sie betrachten ihren Glückspoſten nur lediglich einſeitig, — alſo von Seiten der Würde, welche ſie erlangt haben, und wiſſen und kennen ihre übrigen Pflichten daher nicht, oder vergeſſen auch — wer ſie geweſen — und beſtreben ſich nur einzig — nicht durch hervorſtechende Gelehrſamkeit, Humanität und Klugheit — ſondern durch niedrige Mittel ſich dem Landesherren gefällig zu machen, um höher und weiter in Ehren und Würden zu kommen, und gemächlicher und beſſer angeſetzt zu werden.

Ein ſolcher Fall fand auch vor noch nicht langer Zeit auf einer kleinen deutſchen Univerſi-

tät

tät Statt. Der derzeitige Rector, der aber jetzt nichts mehr mit akademiſchen Sachen zu thun hat, und der nur bloß durch Kopfhängerey und Heucheley mit Hülfe eben ſolcher Menſchen in einem andern Staate ein, gewiß für ihn vi l zu ehrenvolles Unterkommen fand, machte ſichs zur Pflicht die Stelle der ſonſtigen Häſcher oder andrer zu dieſem Zwecke beſoldeten Menſchen, zu vertreten. Bey ſeinem Ankommen gab er bey den Studenten Viſite — welches bey der dortigen Univerſität unerhört war. — Aber, dies gehört auch wieder zur Leiſetreterey, denn, er wollte dadurch den übrigen würdigen Lehrern den Boden ablaufen. Es half aber nichts. In ſeinen erſten — und auch folgenden, ſehr lächerlichen Vorleſungen, wurde er bald von den klügern Studenten als ein inutile terrae pondus bekannt — man verließ die Vorleſungen, und nur etwa zwölf kurzſichtige Subjecte ſeines Gelichters blieben bey ihm, weil er ſogleich alle andere Profeſſores neben ſich verachtete.

Hiervon konnte der Hr. Profeſſor aber nicht leben, denn alle zwölf konnten nichts bezahlen. — Er las alſo zur Ehre Gottes — — und wurde auch zur Ehre Gottes ein Leiſetreter. Seine Leiſetreterey beſtand in Folgendem: Seine kleine Horde nannte er die beſſerdenkende Geſellſchaft, und brauchte ſie zum Spioniren. Sie mußten ihm nicht allein alles nur irgend mögliche Neue, was unter den Studenten vorging — was auf den Stuben geſchah, und überhaupt jede beträchtliche Kleinigkeit einbringen, ſondern auch die Einwohner der Stadt zum Theil behorchen, und ſolches alles berichtete er mit lügenhaften Zuſätzen, je nachdem dieſer oder jener das Unglück hatte,

in

in die Ungnade der Horde geſunken zu ſeyn, an eine gewiſſe Perſon bey Hofe, die alsdann dem Landesherrn, dieſen oder jenen Einwohner oder Studenten mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Zu dieſer Rotte geſellte ſich allerley anderes liederliches Geſindel, wodurch eine allgemeine Gährung in der Stadt entſtand, und es möchte vielleicht zuletzt ein Unglück über das andere entſtanden ſeyn, wenn nicht die Vorſehung ein Ende dieſer Schurkereyen gemacht hätte. Man erzählte damahls allgemein, daß Se. Magnificenz bey Ihrem chriſtlichen Horcheramte einige Mahle mit Nachtgeſchirren recht gut eingeweicht worden ſeyn. — Eine ſehr gewöhnliche Ausbeute der Leiſetreter! —

Es iſt zu weitläuftig, hier alle Stände durchzugehen, und ich will nur noch anführen, daß faſt allemahl Falſchheit, Furchtſamkeit die Begleiter der Leiſetreter ſind. Den feinen Leiſetretern kann man auch ſehr füglich den Nahmen Gleißner beylegen, indem die Gleißnerey nichts anders als eine feine Leiſetreterey iſt. Daher ſagt die Wiener Iconologie, oder allegoriſche Darſtellung vieler Leidenſchaften, Tugenden, Laſter und Handlungen der Menſchen, daß die Gleißnerey der äußerliche Anſchein einer verſtellten Tugend ſey. Man ſchildert ſie durch die Figur eines Weibes in einer ſchönen Kleidung, jedoch mit einem zerriſſenen Oberkleide von grobem Stoffe. Sie läßt den Kopf, der mit einem zuſammengerollten Schleyer geſchmückt iſt, auf die eine Seite ſinken, und hält ihre ſchielenden Augen niedergeſchlagen. In der einen Hand hat ſie ein Gebetbuch, in der andern eine Diſciplin, und an einem Bandelierriemen trägt ſie eine

Trompete, zum Zeichen, daß ſie ihre vermeinten guten Werke mit Nachdruck ausposaunet. Man ſehe die Fig. 4513.

Leiſewald iſt ein gräflich Yſenb. Wächtersb. Dorf in der Wetterau, in der Grafſchaft Ober-Yſenburg.

Leislau; ſ. **Lieslau**.

Leisling, ein churſächſiſches Amtsdorf im Thüringer Kreiſe, im Amte und bey Weiſſenfels.

Leisnig oder **Leißnig**, iſt eine churſächſiſche ſchriftſäſſige alte Stadt und Amt, mit welchem das Amt Döbeln vereinigt iſt, im Leipziger Kreiſe, an der Freyberger Mulde, 6 Meilen von Leipzig und Dresden, drey von Grimma; ſie hat Sitz und Stimme auf den Landtagen. Man zählt hier ohngefähr 2700 Einwohner. Ehemals waren hier eigne Burggrafen, die 1538 ausſtarben. Die Stadt hat zwey Kirchen und eine Superintendentur, ins Oberconſiſtorium zu Dresden gehörig. Unter den Einwohnern giebts hauptſächlich Tuchmacher, Bortenwirker, Strumpfſtricker, Lein- und Barchentweber; ſo ſind auch die hieſigen Garn- und Leinwandsbleichen nebſt dem Lachsfange in der Mulde vortheilhaft. Das Schloß vor der Stadt, zu welchem man über eine hölzerne Brücke gelangt, heißt Mildenſtein, und hat auf dem vordern Theil die Amts-Expedition.

Leisnig oder **Leißnig** (Alt) iſt ein Amtsdorf im Amte und bey Leisnig.

Leisnitz oder **Leißnitz**, ein Dorf in der Niederlauſitz, im Lübbenſchen Kreiſe, im Ordensamt und bey Friedland.

Leiſſe, iſt ein Fluß in Savoyen, welcher ſich in den See von Bourgel ergießet.

Leiſſen; ſ. **Leiſa**.

Leiſſenau, auch **Leisnau** iſt ein churſächſiſches amtsſäſſiges Gericht und Dorf im Leipziger Kreiſe, im Amte und bey Colditz. Die Beſitzer ſind die von Bölzig.

Leiſſnitz, ein Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, im Amte Oſchatz, bey Wellerswalda, ſchriftſäſſig dahin gehörig.

Leiſſow, ein churbrandenburgiſches Dorf in der Neumark, im Sternbergiſchen Kreiſe, im Amte Neuendorf.

Leiſt, (**Ober** und **Unter**) ſind fürſtlich heſſendarmſtädtiſche Dörfer im Oberamte Nidda, bey Nidda.

Leiſt, (der) die Leiſte, die Leiſten, die Schale, die Form, Franz. *Forme*, Engl. *Rinbon*, (woher man im Deutſchen auch Rindbein ſagt,) iſt eine Geſchwulſt um den Feſſel der Pferde, welche von ausgetretenen wäſſerigen Feuchtigkeiten herrührt. Wenn dieſe zähe und hart werden, ſo wird ein Stelzfuß daraus, und nach Jung's Lehrbegriff der theoretiſchen und praktiſchen Thierarzneykunde, umgearbeitet von Buſch (Heidelberg 1795) iſt ſchwere Arbeit die gemeinſte Urſache dieſes Uebels. Die Pferde können ſolche Leiſten ſowohl an den Vorder- als Hinterfüßen bekommen, und ſehr häufig ſind junge Pferde dieſer Krankheit unterworfen. Um ſie aber anſchaulich kennen zu lernen, ſo ſehe man die Fig. 4514.

Die Curarten des Leiſten ſind verſchieden, wovon ich einige anführen muß. Nach von Sinds Pferdearzt S. 226 wird das ſogenannte engliſche Feuer angewandt und darauf das in den Apotheken bekannte Emplaſtrum divinum welches mit Baumöhl vermiſcht und über gelindem Kohlfeuer zu einer

Salbe

Salbe gemacht worden, auf den Brand und die Wunde geſtrichen, bis ſich eine Rinde formirt, und abfällt.

Nach Hr. Dr. Jung's oben angeführten Lehrbegriff behandelt man dieſe Krankheit aber anders: Man ſcheret nähmlich die Haare rein ab, ſcarificirt die ganze Geſchwulſt, und ſchmiert nun eine Salbe auf die Stelle, welche aus folgenden Sachen beſteht, als:

ſüße Butter, oder Schweinſchmalz und Loröhl, von jedem drey Unzen,
gepülverte ſpaniſche Fliegen, eine halbe Unze,
Sublimat, ein halbes Loth

Dies alles wird unter einander gemiſcht. Will man aber dieſe Salbe nicht gebrauchen, ſo ſchägt er eine andere vor, welche eben dieſe Dienſte thut, als:

Euphorbium, zwey Unzen,
Sublimat, eine halbe Unze, und
Spaniſche Fliegen, ſechs Quentchen.

Dieſes alles wird zu Pulver gemacht, und mit einer Unze Steinöhl, einer halben Unze Doſtenöhl, und 40 Tropfen Vitriolöhl zur Salbe gemacht. Uebrigens aber behandelt Hr. Junge den Schaden wie die Maucke, welche in gegenwärtigem Falle durch die Kunſt hervorgebracht worden. Man ſehe darüber a. a. O. S. 270 fgg.

Der engliſche Pferdearzt, Herr Dionyſius Robertſon ſcheint in ſeinem Tractat (die Pferdearzneykunſt,) den Leiſten von einer andern Seite zu betrachten, als Hr. Dr. Junge und Hr Dr. Buſch, bey welchen leztern auch innere Curen für nöthig erachtet werden. Nach Hr. Robertſon rührt der Schade urſprünglich daher, wenn ein Pferd in weiches Land tief einſinket, oder in ein

ein Fahrgeleiſe, oder zwiſchen feſte Steine tritt, wodurch eine kleine Verrenkung entſteht, und etwas ſalziger Nervenſaft herauskommt, welcher einen Callum verurſacht, der hart wird, und mit dem Ueberbein, Spath oder Ochſenſpath zu vergleichen iſt, welches vorzüglich diejenigen Pferde trifft, welche lang gefeſſelt, indem dieſe dieſem Uebel eher unterworfen ſind, als die kurzgefeſſelten.

Ich bin zwar nicht Sachkenner genug, um entſcheiden zu können, ob die Herren Junge und Buſch, oder Herr Robertſon Recht habe? Indeſſen möchte ich letzterem ehe beytreten, weil der Leiſten wirklich etwas Spathartiges, folglich Callöſes iſt. Sollte er nach Hrn. Junge in eine künſtliche Maucke verwandelt, und auf dieſe Weiſe aus dem Grunde curirt werden können, ſo muß er wahrſcheinlich noch in ſeiner Entſtehung ſeyn, und keine Vollkommenheit erreicht haben. Die wahre Maucke, von der ich beſonders in M handeln werde, hat mit dem Spathe, oder Ochſenſpathe (man nennt es auch haſen = oder kuhheſſig) gar nichts Gleiches, und mit dem Leiſten ebenfalls nicht, es möchten denn beyde Krankheiten erſt im Entſtehen ſeyn, wo man noch nicht weiß, was daraus wird, und ſich nur die Geſchwulſt zu heben anfängt; denn alsdann ſtehen die Haare über der Krone, bey der Maucke, noch nicht ſtruppigt, und ſelbſt die Leiſtengeſchwulſt, oder der Callus, iſt entweder noch nicht groß, oder auch nicht hart anzufühlen. Auch iſt die Maucke von zweyerley Art; ſie iſt entweder feucht oder trocken. Im letztern Fall ſchülfert ſich beſtändig die Oberhaut ab, und macht trockne Schorfe. Im erſten Fall aber fließt eine

eine ſcharfe ſtinkende Feuchtigkeit aus, welche ätzend iſt, und oft tiefe Löcher frißt, aus denen im höheren Grade der Krankheit nicht ſelten Feigwarzen und ſchwammichtes Fleiſch herauswachſen, wobey die Haare als Borſten in die Höhe ſtehen. Aus dieſer Urſache nennet man auch dieſe Krankheit den Igelfuß.

Solches alles findet man aber bey dem Leiſten nicht; er wächſet als ein ſogenanntes Ueberbein immer höher, und verurſacht nur Lähmung und Ungeſtaltheit des Fußes wegen der Dicke und Unbiegſamkeit des Callus, woher ich auch nicht glaube, daß innere Curen, wie bey der Maucke von jeder Art nothwendig ſind, hier nicht mit Vortheil angewendet werden dürfen. Herr Robertſon bedient ſich beym Spath und beym Leiſten, in Betreff der Salben, zuvörderſt eines Mittels, (nur, daß er beym Leiſten noch ein halbes Loth Theer hinzuſetzt —) denn er ſchlägt die letzt angeführte Salbe des Hrn. Junge auf den Leiſten zu ſchmieren, vor, und abzuwarten, ob ſie helfe, (*) und fügt noch bey, daß man ſie mit einem Spatel aufſchmieren müſſe, weil es nicht rathſam ſey, dieſes Medicament mit bloßen Händen zu berühren; ſo wie auch das Pferd hoch aufzubinden, damit es nicht mit dem Maule dazu komme, und ſich den Fuß lecken könne, weil ſolches dem Pferde ſehr nachtheilig ſeyn würde.

Iſt

(*) Zu mehrerer Erläuterung muß ich hier anführen, daß Hrn. Jung's Werk 1795 herausgekommen, Hr. Robertſons Werk aber ſchon 1789 die fünfte Auflage erlebte — es alſo zu vermuthen iſt, daß Hr. Junge die Salbe, welche zuletzt beſchrieben worden, vom Hrn. Robertſon entlehnt habe.

Iſt der Schade noch nicht ſehr eingewurzelt, ſo wird nach Hrn. Robertſons Angabe das Pferd in einigen Tagen mit dieſer Salbe wieder geſund gemacht werden können, ohne härtere Mittel ergreifen zu dürfen. Nach dem Gebrauche dieſer ſcharfen Salbe, wird der Ort wo der Spath oder Leiſt geweſen, noch etliche Tage mit grüner Butter geſchmieret, damit der Schorf deſto leichter abfällt. (*)

Sollte aber alles dieſes nicht helfen, wenn der Schade zu ſehr eingewurzelt iſt, ſo nimmt Hr. Robertſon das gewiſſeſte Mittel, und dieſes iſt das engliſche Feuer, deſſen ich oben ſchon gedacht habe. Dieſes bringt die Verhärtungen wieder weg, aber, es iſt, obgleich es auch in manchen Umſtänden bey Menſchen mit Nutzen gebraucht werden könnte, immer eine Pferdecur. —

Die alten Fahnenſchmiede und Roßärzte nahmen zu dieſen Brenncuren eiſerne Inſtrumente, und verfuhren damit nach ihren erlernten Regeln; — jetzt ſoll dieſes Inſtrument von rothem Kupfer ſeyn. Die Länge iſt beliebig, nur muß es nicht zu kurz ſeyn, daß der hölzerne Stiel verbrennet, wenn das Meſſer, (ſo nennt man dies Inſtrument,) glühend gemacht wird. Oben im Rücken iſt dieſes Inſtrument beynahe ſo dick als ein Finger, und es hat die Form eines halbrunden

(*) Wenn man das Wort grüne Butter, welches ſonſt auch ungeſalzene Butter heißt, buchſtäblich verſtehen will; ſo kann man Butter zerlaſſen, und das Salz davon ſcheiden, und alsdann Bitterling (Waſſerpfeffer, Polygonum Hydropiper,) klein gehackt mit unter braten, welches bey allen offenen Schäden ſehr heilſam iſt. Uebrigens thut ungeſalzene Butter auch ſchon ſehr gute Wirkung.

runden Meſſers, indem es eine Art von Schneide, oben aber auch wieder gehörige Dicke hat, um Hitze halten zu können. Die Figur 4515 ſtellet dieſes Meſſer vor.

Mit dieſem Inſtrumente werden nach Robertſonſcher Curart auf den Schaden, wenn es ſo glühend iſt, als es ſeyn kann, Striche in die Haut und bis auf den Callus, aber nicht in die Krone gebrannt. Die Striche müſſen vom Feſſel herunter über den Leiſt gehen, ohngefähr ſo breit als ein Finger von einander, und ihrer ſo viel ſeyn, als der Leiſt groß iſt, ſo daß vier, fünf bis ſechs Striche über den Leiſt kommen. Während daß die Operation des Brennens vor ſich geht, wird von einem Gehülfen das Robertſonſche Beinbruchspflaſter auf Kohlen geſchmolzen, damit ſolches ſogleich bereit, und zu einer Salbe geworden ſey. Nach dem Brennen ſchmieret man ſolche mit einem hölzernen Spatel in die Brandſtriche und über den ganzen Schaden, und drückt darauf eine Handvoll Rehhaare auf die Salbe, ſo lange noch Haare daran hangen bleiben wollen. Herauf wird auf die Rehhaare wieder gebrannt, bis die Salbe durch die Haare durchgedrungen, wobey aber das Eiſen nicht ſo heiß ſeyn darf, als bey dem erſten Brennen. Dieſe Salbe wird beym Erkalten ein ziemlich hartes Pflaſter, und bleibt ſo lange auf dem Schaden liegen, bis es von ſelbſt herunter fällt.

Die Beſtandtheile dieſes Pflaſters ſind folgende:

Oxicroceum,
weißes Pech, von jedem 4 Loth
Maſtix,
Gummi Elemi,

Dra-

Drachenblut,
Galbanum, von jedem 2 Loth.

Dieſe Stücke läßt man in einer kleinen meſſingenen Pfanne über dem Feuer zergehen, und rührt ſie wohl unter einander; alsdann formiret man ſolche Stangen daraus, wie es bey den Pflaſtern zu geſchehen pflegt.

Leiſtadt; ſ. **Leyſtadt.**

Leiſtbügel, (der) iſt an den Rüſtwägen ein breiter eiſerner Bügel mit zwey Ringen, in deren eine die Leiſte, (Stämmleiſte oder Lünzſtock,) und in dem andern die Runge ſteckt, die Wagenleiter daran zu hängen; iſt aber ſtatt des eiſernen Leiſtbügels eine gewundene Weide zuſammengeflochten, und dazu genommen, ſo nennet man dieſes die **Wiede.**

Leiſte, (die) in einigen Gegenden auch der Leiſt, und der Leiſten, im Diminut; das Leiſtchen, Oberdeutſch Leiſtlein, im Plattdeutſchen Liſt, (mit einem langen i,) zum Unterſchiede von dem Schuſterleiſten, welcher Leeſten genannt wird. In weiteſter Bedeutung verſteht man hierunter einen langen, und nach Verhältniß ſeiner Länge dünnen Körper; es giebt aber der Dinge ſo viel, die man Leiſte und Leiſten nennet, daß es unmöglich iſt, ſie alle aufzuſuchen und zu beſchreiben. So wird z. B. an einem Rüſtwagen der Lünz- oder Lünſeſtock, Lünſeſtange, eine Leiſte, Stämmleiſte, oder das Leiſtenholz genannt. Es iſt dieſes ein langes, unten gerades, oben aber gekrümmtes rundliches Holz, unten mit einem eiſernen Ringe, vermittelſt deſſen es hinter der Lünſe an die Achſe geſteckt wird. Das obere Ende iſt ſpitzig, hat einen Abſatz, und trägt darauf den einen Ring des Leiſtbügels. Sie dienet bey den Rüſt- und Laſtwagen die Leitern zu tra-

tragen, damit nicht die ganze Laſt auf den Rungen allein ruhe. An vielen Wagen hat dieſe Stämmleiſte unten eine Lünſe mit einem Kothbleche, und keinen ſolchen Ring, wird alſo ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Lünſen, in das Lünſeloch vor der Nabe geſteckt. Eine andere Art Leiſten bey den Wagen iſt die Sperrleiſte. Dieſes iſt ein längliches Stück Holz, oder eigentlich ein Stück von einer Bohle, etwa drey Fuß lang, drey Zoll dick, und ſechs Zoll breit; an jedem Ende iſt entweder eine eiſerne oder hölzerne Scheere, die über die Leiterbäume faßt, oder, es ſind Ringe von Eiſen an jedem Ende, oder es ſind auch runde Löcher auf jedem Ende, und es liegt auswärts am Ende der Leiſte ein eiſerner Band auf jeder Seite, damit das Holz nicht aufſpringet. Solcher Leiſten oder Sperrleiſten bedient man ſich vorzüglich dazu, daß ſie die Leiterbäume von einander halten müſſen. Man bringt ſie theils oben, theils auch unten an den Leiterbäumen an. Hat man bloß unten Sperrleiſten, ſo halte ich diejenige Gattung mit den Scheeren für die Beſte. Man wird übrigens im Art. Wagen hierüber mehr finden.

In einem andern Verſtande iſt die Leiſte oder Querleiſte bey den Holzarbeitern, ein langes ſchmahles Holz, welches in die Quere über zwey Bretter befeſtiget wird, ſie zuſammen zu halten, oder auch nur über ein Brett, um das Werfen zu verhindern, über die Bretter der Stall- und Scheunthüren, u. d. gl. mehr, welche man im Niederſächſiſchen auch Klaſpe, im Engl. Claſp nennet.

Die breiten Säume, imgleichen die Borten an den Kleidern wurden ehedem häufig Leiſten genannt, und an einigen Orten führen ſie dieſen

Nah-

Nahmen noch; z. B. goldne Leiſten, goldne Borten. Ein Kleid mit Leiſten verbrämen, ſo viel als mit Borten beſetzen.

Der grobe Rand oder angeſchrotene Saum an den Tüchern führet bey den Tuchmachern noch den Nahmen der Leiſte oder Sahlleiſte, dagegen er von andern die Anſchrote, das Schrot das Zetelende, und in Nieder = Sachſen die Egge, Schulfegge genannt wird; im mittlern Latein Liſta. Ehedem wurde ſogar jeder Rand, Rahmen oder Saum eine Leiſte im Niederſächſiſchen Liſte, genannt, in welcher Bedeutung dieſes Wort mit dem Däniſchen Liſte, Schwed. Angelſ. und Engliſch Liſt, Franz. Le, Lez und Liſiere, Ruſſiſch Leſte, Finnländiſch Liewe übereinkommt.

Bey den Buchdruckern werden lange, und nach Verhältniß ſchmahle Stöcke, oder in Holz geſchnittene Figuren Leiſten, und ſo fern ſie für das Ende eines Buches oder eines Abſchnittes beſtimmt ſind, Schlußleiſten oder Finalleiſten genannt.

In engerer Bedeutung verſteht man unter Leiſte mit dem Nebenbegriffe der Erhabenheit, lange ſchmahle, erhabene Theile eines Körpers. Dergleichen zur Zierde dienende Einfaſſungen, ſowohl in der Mitte, als am Rande des Körpers, führen im gemeinen Leben ſehr häufig den Nahmen Leiſten; Engl. Ledge, Polniſch Liſtwa.

In den Säulenordnungen, und daher entlehnten Bauzierrathen bekommen dieſe Leiſten nach Maßgabe ihrer runden oder flachen Erhabenheit, Größe u. ſ. w. allerley beſondere Nahmen, die man im Art. Säule und in den übrigen dahin gehörigen Artikeln finden wird.

Mit dem Nebenbegriffe der Vertiefung, bedeutet Leiſte, lange ſchmahle Vertiefungen. Dahin gehören die Hohlleiſten, Kehlleiſten oder Hohlkehlen, eingebogene Rinnen zur Zierde an oder um einen Körper, und man nennt ſie Glockenleiſten, Kinnleiſten. Ja ſogar das Geleiſe, oder die dem Wege von dem Rode eingedrückte tiefe Spur, heißt in vielen Gegenden Oberdeutſchlands die Leiſte. Totläſt iſt im Angelſächſi. die Spur, der Eindruck des Fußes in die Erde. Die tiefen Rinnen an dem menſchlichen Unterleibe, nach den Schamtheilen zu, ſind im gemeinen Leben unter dem Nahmen der Leiſten bekannt, daher die dünne Seite des Unterleibes, die Weiche, auch wohl in weiterer Bedeutung die Leiſte genannt wird.

Bey dem Hüttenwerke iſt die Leiſte die vom Löſch-herde und Geſtübe gemachte Form dem Vorherde des hohen Ofens, worin beym Abſtechen die Gans oder Ganz formiret wird. Daher kommt in dieſer Hinſicht das Wort Leiſtenmachen, welches ſo viel bedeutet, als dergleichen Formen machen, worin die geſchmolzene Eiſenſchicht geſtochen wird.

Bey den Pferden nennet man auch die Gegend des hintern Schenkels, welche ſich, wenn das Pferd gehet, dem Bauche nähert, die Leiſte oder die große Maus. Dieſer Muskel muß aber nicht mit der Pferdekrankheit, die ſich unten an den Füßen der Pferde und zwar an den Feſſeln anfindet, und wovon ich unter Leiſt gehandelt habe, verwechſelt werden.

Leiſkel, ſind die Stämmleiſten, wovon im vorigen Artikel gehandelt worden.

Leiſken, ein adliches Gut, im Mecklenburg-Schweriniſchen, im Amte Plau.

Leiſken,

Leiſten, churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Lüneburg, im Amte Lüchow.

Leiſten, ſ. **Leiſte**, wo dieſes Wort zuletzt als ein bergmänniſcher Ausdruck angeführt iſt.

Leiſten, (**der**) iſt ein Wort, welches ehedem die Geſtalt eines Dinges, und beſonders die verhältnißmäßige Proportion bedeutete, woher man noch bey Pferden die Redensart gebraucht, daß es von gutem Leiſten oder Leiſt ſey, wenn es proportionirt gewachſen iſt. Friſch führt hierüber einige Beyſpiele an; als: Mattheſius ſagt von einem geformten Glaſe, daß es ſeinen geformten Leiſt und Proportion habe. — Kraus im Geſtüttgarten: Ein ſpaniſches Roß, ob es gleich klein von Leiſt, iſt doch adelich von Geſtalt.

In engerer Bedeutung verſteht man unter Leiſten eine Form, ein Muſter, ein Vorbild, und zwar ſowohl figürlich, als eigentlich z. B. Ein Pfarrer ſoll ein Bildner und ein Leiſt ſeyn, zu Leben ſeinen Unterthanen, Leo Jud bey dem Friſch. Aber in dieſer alten Bedeutung iſt es bis auf einige wenige Fälle veraltet. Am bekannteſten iſt dieſes Wort von der hölzernen Form des untern Fußes, über und nach welcher die Schuhmacher die Schuhe verfertigen; der Leiſten, Schuhleiſten, oder Schuſterleiſten: den Schuh über den Leiſten ſchlagen.— Daher kommt die figürliche Redensart, wenn man von Leuten die alle einerley Denkungsart haben, ſagt: Sie ſind alle über einen Leiſten geſchlagen. Dieſe Redensart verbindet Herr Adelung mit derjenigen, wo man ſagt: man ſcheret alle Leute über einen Kamm. — Ich glaube aber, worin mir vielleicht auch mehrere beypflichten werden, daß dieſe Redensarten durchaus nicht einerley

Bedeutung haben, indem, wenn ich von Menſchen ſage: ſie ſind alle über einen Leiſten geſchlagen, ich dadurch zu verſtehen geben will, daß ſie in Hinſicht der Lebens- und Denkungsart überein ſind, wobey aber von dem Stande der Perſonen und ihren übrigen Qualitäten nicht, die Rede iſt; und gewöhnlich ſagt man ſolches von Bewohnern einer Provinz, eines Orts, oder von Gliedern einer Familie. Wird hingegen geſagt: dieſer oder jener ſcheret alle Leute über einen Kamm; ſo wird darunter verſtanden, daß der figürliche Kammſcherer allen Leuten, ohne Rückſicht auf den Stand und Charakter zu nehmen, gleich höflich oder unhöflich begegnet — daß er nach einer einzigen Maxime ſie alle behandelt. Noch deutlicher aber läßt ſich dieſes machen, wenn ich z. B. annehme, daß in einer Provinz eine Kopfſteuer in der Art ausgeſchrieben würde, ſo daß der Graf und der Bauer, der Alte und das Kind gleich viel geben müßten. — Hier könnte man ſagen: ſie werden alle über einen Kamm geſchoren, aber ſehr ſchwerlich: daß ſie alle über einen Leiſten geſchlagen werden. — Dies letztere würde haben gelten können, wenn in Frankreich das Phantom von Freiheit und Gleichheit, welches ſich der Pöbel von dieſen Wörtern eingebildet, zu Stande gekommen wäre, wenn es nur einen Stand gegeben, und man alle Güter und alles Vermögen gleich ausgetheilt hätte — alsdann, wenn die Reichen und vornehmen Einwohner ſchon zu den Sitten der Handwerker hinabgeſunken, und die Taglöhner ſich wieder emporgeſchwungen hätten, ſo, daß man die Einwohner nach ihrem Betragen ſchon nicht mehr unterſcheiden könnte — alsdann könnte man von ihnen auch wohl ſagen: ſie wären alle über einen Leiſten geſchlagen. —

Leiſten, ein verb. regular. act. und ſcheint ehemahls überhaupt, thun, eine Veränderung hervorbringen, u. ſ. w. bedeutet zu haben. Schon bey dem Ottfried und Notker findet man leiſten, im Angelſ. laeſtan, im Niederſächſ. behält man das Wort bey, oder man ſagt auch löſten und leſten; in der plattdeutſchen Sprache ſowohl als in der holländiſchen findet man das Wort leiſten nicht in obiger Bedeutung, außer nur unter denen, die hin und wieder aus der hochdeutſchen Sprache einige Wörter angenommen haben. Daher werden die Wörter, leiſten, erweiſen, erzeigen, thun, im Plattdeutſchen, doon oder auch daun, und im Holländiſchen doen, betoonen, bewizen, gegeben. Der mecklenburgiſche Bewohner der Oſtſeeküſte ſagt ſtatt Geſellſchaft leiſten: Sellſchop daun, und der Holländer Gezelſchap houden oder doen.

In den mehreſten Redensarten, wo jetzt das Wort leiſten vorkommt, braucht man es nur noch für bewerkſtelligen, durch die That wirklich machen. Leiſten, was man verſprochen hat, welche Redensart doch im Hochdeutſchen wenig mehr gehöret wird; ſo wie die: ich habe es verſprochen, ich kann es aber nicht leiſten, das iſt, nicht halten, nicht erfüllen, u. ſ. w.

Beſonders mit einigen Hauptwörtern, doch nur mit ſolchen, welche die Verbindung mit dieſem Zeitworte bereits hergebracht haben, findet man es verbunden, denn willkührlich läſſet ſich daſſelbe nicht gebrauchen. Z. B. dem Landesherrn die Huldigung — ſeinen Obern den ſchuldigen Gehorſam — ſeinem Weibe die eheliche Pflicht — einem Befehle gehörige Folge leiſten. Einem nützliche Dienſte leiſten, ihm Schutz, hülfreiche

Hand

Hand leiſten. Die Gewähr für etwas leiſten, Bürgſchaft, Sicherheit, ſchuldige Pflicht, Widerſtand, Geſellſchaft u. ſ. w. leiſten.

In engerer Bedeutung braucht man dieſes Zeitwort ehedem ſehr häufig für ſich als Bürge oder Geißel perſönlich ſtellen, wo denn auch die Leiſtung, dieſe perſönliche Stellung, das Einlager, der Eintritt war. Z. B. Der Bürge ſoll leiſten mit einem Pferde, das iſt, ſich ſtellen, die Bürgſchaft vollziehen. Man ſehe hierüber den Xten Th. der Encyklopädie, S. 432 fgg. den Art. Einlager.

Leiſtenbruch (der) oder innere Weichenbruch. — In den Weichen geben zu den Brüchen Anlaß, der Ausgang der Saamengefäße bey Mannsperſonen, und die runden Mutterbänder bey dem weiblichen Geſchlechte, welche Oeffnung gemeiniglich der Ring der Bauchmuskeln, (Annulus musculorum Abdominis) genannt wird. Wenn dergleichen Bruch oder Geſchwulſt nur noch in den Weichen und nach der Scham zu befindlich iſt, ſo wird er Bubonocele, der Leiſten- oder innere Weichenbruch genennet, weil er mehrentheils einer andern Geſchwulſt ähnlich ſiehet. Man nennet dieſe ferner auch nach den darin enthaltenen Theilen, Darm- oder Netzbruch. Wenn dieſer Bruch bis in das Gemächte herunter tritt; ſo wird er ein Gemächtbruch, imgleichen auch ein vollkommener Bruch genannt. Bey Frauenzimmern gehet er auch zuweilen bis in die Schamlippen herunter. Ueberhaupt von den Brüchen findet man ſchon etwas ſogleich im Anfange des VIIten Theils der Encyklopädie; man kann aber auch Dr. Lorenz Heiſters etc. kleine Chirurgie

gie oder Handbuch der Wundarzney, Wien 1780. S. 308. ſqq. nachleſen.

Was ein Weichenbruch, oder Bubonocelle ſey, deſſelben Urſprung, Urſachen und Unterſchied, iſt aus den §§. 4. 5. 6. und 10 des 45ten Capitels in Heiſters eben genanntem Werke zu erſehen; derſelben Unterſchied aber von den Beulen in den Weichen, (Bubo, oder Bubones,) in dem Iten Th. 4ten Buch, 8ten Cap. zu finden iſt, und ſie beſtehen in einer Geſchwulſt daſelbſt von Därmen oder Netzen, oder beyden zuſammen, welche ſich durch den Ring der Bauchmuskeln ſammt einem Theile des Peritonäums herausdrängen; dies geſchieht bald auf einer Seite, bald auf beyden Seiten zugleich, welches letztere alsdann ein doppelter Weichenbruch, ein Bruch auf beyden Seiten, oder doppelter Bubonocelle, genannt zu werden pfleget.

Es laſſen ſich dieſe Brüche 1) entweder gern und leicht in den Leib bringen; oder, es gehet 2) etwas mühſam und ſchwer damit zu; oder ſie wollen 3) ſich gar nicht wieder einbringen laſſen, ſondern werden durch heftige Bewegung, üble Diät, viele Blähungen, harten Stuhlgang, ſtarke Aergerniß, Erkältung oder Entzündung u. ſ. w. daſelbſt eingeſperrt, und verurſachen darauf große Schmerzen im Leibe, als Kolik, Uebelkeit, Erbrechen und dergleichen, wie es beym Nabelbruche geſchieht. Bricht man bey dieſer Gelegenheit gar den Stuhlgang aus, ſo wird dieſes Uebel das Miſerere genannt, und die Patienten gerathen dadurch in die größeſte Lebensgefahr und Elend.

Der Grund der Cur beſteht darin, daß man erſtlich die angefallenen Därme, wie bey

dem Nabelbruche, wieder in den Leib bringt, und zweytens verhütet, daß ſie nicht wieder ausfallen; welches entweder durch gute Bruchbänder, oder eine Operation geſchiehet, welche man das Bruchſchneiden nennet.

Iſt ein ſolcher Bruch noch leicht einzubringen, auch noch neu und klein, ſonderlich bey Kindern, Knaben, oder ſonſt noch jungen Leuten; ſo hat man keines Schneidens, wie man vor dieſem gleich gethan, nöthig, ſondern man kann ſelbige, nachdem ſie völlig und wohl eingebracht, mit Ueberlegung eines guten Bruchpflaſters und langem Tragen eines dienlichen Bruchbandes, dergleichen man ſehr vielerley hat, von welchen die Figuren 4516 und 4517 zwey von den beſten Arten vorſtellen, an welchen beſonders ein guter Bauſch oder Schild A von Eiſen oder Holz, mit Pferdehaaren ausgeſtopft und mit Barchent oder Leder überzogen ſeyn muß, ohngefähr in der durch A angezeigten Geſtalt, beynahe dreyeckigt, mit Häckchen verſehen, (auch manchmahl mit kleinen Knöpfen,) heilen, welcher auch den Ort des Ausfalles, indem der Patient auf dem Rücken, und mit dem Kopfe niedrig, mit dem Geſäße aber hoch lieget, über das Pflaſter eine leinene Compreſſe gelegt, und mit einem Riemen B B B. um den Leib, der durch die Löcher am Ende bey C ſo feſte als es der Patient ohne beſondere Beſchwerlichkeit erdulden kann, in das oberſte Häckchen eingehäckelt und befeſtiget wird. Der andere Riem aber bey Fig. 4516. DE. wird von hinten vorwärts durch die Beine gezogen, und mit einem der Löcherchen bey E in das unterſte Häckchen des Schildes, ſo feſt wie oben geſagt, eingehäkelt und alſo befeſtiget, daß dadurch der Ausfall des Darmes und Netzes verhindert wird.

Wenn

Wenn ein Pflaſter losgehet, oder nicht mehr wohl hält, legt man ein friſches über, nach dem der Ort des Ausfalles erſt mit Eſſ. terrae Japonicae, oder andern gut zuſammenziehenden Sachen wohl beſtrichen und gerieben worden, man legt über das Pflaſter eine friſche Compreſſe und häkelt das Band wieder ſo, wie vorher gezeigt worden, wohl ein, mit der Vorſicht, daß, weil die Riemen anfangs nachgeben und ſich verlängern, man dieſelben um ein Loch, oder ſo viel nöthig, weiter zuziehe, ſo daß es wieder feſt anſitze.

Wenn dieſe Patienten, beſonders zu Anfange etliche Wochen beſtändig ruhig im Bette liegen bleiben, gute mäßige Diät halten, auch windtreibende und ſtärkende Arzneyen dabey gebrauchen, hernach das Band etliche Monathe, ja nach Befinden, Jahr und Tag tragen; ſo iſt deſto beſſere und gewiſſere Heilung zu hoffen. Es müſſen aber die Bruchbänder nach jedes Leidenden Größe und Alter gehörig eingerichtet werden, damit ſie wohl anpaſſen, und alſo den Bruch deſto bequemer und beſſer einhalten können.

Hätte jemand auf beyden Seiten einen ſolchen — alſo einen doppelten Bruch; ſo iſt auch ein doppelter Schild, wie Figur 4518. zeiget, zu verfertigen, mit eben einem ſolchen Riemen und Gürtel, wie die vorher gezeigte Fig. 4516 es hat, welche an die Häkchen aa und bb zu befeſtigen ſind. Statt der Häkchen an dem Schilde AA. a a. kann man ſich auch daſelbſt angenäheter Schnallen bedienen, und ſowohl den Riemen, der um den Leib, als der zwiſchen den Beinen durchgehet, daſelbſt feſt und wohl zuſchnallen. Man kann auch für Kinder oder zarte Leute die

Schilde

Schilde ſtatt des Eiſens oder Holzes, von etwas weicheren Sachen machen, z. B. von Brachent, Leder und andern Dingen, und, wenn ſie mit Pferdehaaren gut ausgeſtopft ſind, nur mit Schnüren oder Schnallen verſehen *).

Auf dieſe Weiſe können Kinder und junge Leute, wenn bey Zeiten Hülfe geſucht wird, von den Brüchen vollkommen befreyet werden. Sind aber die Leidenden ſchon über 25 und 30 Jahre, alt, beſonders wenn ſie ſich damit ſchon lange geplaget haben, ſo ſind ſie auf dieſe Weiſe mit Bruchbändern nicht mehr zu curiren, dennoch thun gute Bruchbänder ihnen große Dienſte, wenn ſie ſolche beſtändig und lebenslang tragen, daß der Bruch dadurch zurückgehalten wird, nicht herausgehe, noch größer werde, wodurch ſie von Schmerzen, Koliken, Erbrechen, dem Miſerere und andern ſonſt daraus entſtehenden ſchweren Zufällen befreyet bleiben, und wenn ſie durch gute Diät ſich ſonſt wieder andere Krankheiten ſchützen, als andere Leute alt werden können. Dennoch aber müſſen ſie ſich immer vor ſtarken Bewegungen, als Springen, Reiten, Nieſen, Erbrechen und dergleichen hüten, weil ſonſt die Därme unter dem Schilde durchgetrieben werden, welches häufig mit Lebensgefahr verbunden iſt.

Wäre aber ein ſolcher Bruch, beſonders nach ſtarker Bewegung, Verſtopfung, des Leibes, gehabter ſtarker Aergerniß, und dergleichen Urſachen nicht wohl einzubringen, und machte wohl gar ſchon Schmerzen, ſo muß man den Leidenden auf den Rücken, mit dem Gefäße hoch legen, die Geſchwulſt mit erweichenden Oehlen oder Salben, warm, wohl beſtreichen, oder oft Breyumſchlä-

ge-

(*) Man ſehe Heiſters große Chirurgie, Kupfertaf. XXV. Fig. 6. 9. 13. 14.

ge darüber legen, auch mit Klyſtieren den ver- ſtopften Leib ſuchen zu erweichen, und Oeffnung zu verſchaffen; und alsdann durch gelindes Drücken mit den Fingern, die Därme gegen den Ring der Bauchmuskeln (deſſen Lage aus der Anatomie dem Wundarzte wohl bekannt ſeyn muß,) allmählig einrücken, und, wenn ſolches glücklich von Statten gegangen, ein gutes Bruchband, ſo wie oben ge- zeigt worden, anlegen, damit die Därme zurück- bleiben.

Wenn aber ein ſolcher Weichenbruch mit oben angezeigten ſchweren Zufällen begleitet und einge- ſperrt wäre, wobey immer Lebensgefahr vorhan- den iſt, muß man (nach den Vorſchriften einiger Aerzte vorher die Ader laſſen,) die geſchwollenen und entzündeten Theile erſtlich erweichen, indem man Breyumſchläge aus erweichenden Kräutern und Wur- zeln, mit Milch oder Eſſig zu einem dicken Brey gekocht, mit etwas Kamillenöhl oft warm überle- get, und allemahl wenn man es wieder abnimmt, verſuchen, ob man die Gedärme wieder einbringen könne, womit man beſtändig fortfahren muß, bis man ſeinen Zweck erreichet. In dieſer Zwiſchenzeit läßt man vollblütigen Perſonen zur Ader. Dieſe müſſen Erkältungen und blähende Speiſen meiden, die Chinarinde nebſt erweichenden und ſchlüpfrigen Sa- chen, als Mandelöhl u. ſ. w. auch öfters Klyſtiere oder etwas engliſches Salz, beſonders aber auch die Tobacksklyſtiere gebrauchen.

Wären die Därme aber auf dieſe Weiſe nicht einzubringen, und die Zufälle würden ſchlim- mer, ſo daß ein Brand an den Gedärmen und der Tod ſelbſt zu befürchten wäre; ſo muß man bey Zeiten, ehe der Leidende zu ſchwach wird, oder der Brand die dünnen Gedärme angreift, durch

den

den Schnitt, welcher doch hier immer ſehr gefährlich iſt, zu helfen trachten, und dadurch, nachdem der Leidende auf den Rücken, und mit dem Geſäße hoch geleget, auch der Schenkel etwas gebogen iſt, den Ring der Bauchmuskeln, nach geöffneter Haut und Sacke des Bruchs, und den Schnitt genugſam erweitern, die ausgefallenen Theile alsdann wieder gehörig hineinbringen, und die Wunde mit einem runden Bauſche von Lappen Karpey und dreyeckigen Compreſſe, nebſt der Binde, welche das Weichenband genennet wird, verbinden. Bald nach dieſer Operation iſt ſehr dienlich dem Kranken noch ein linderndes und erweichendes Klyſtier zu geben, und ihn gute Diät halten zu laſſen.

Wenn erwachſene Leute ſolche Brüche, die man noch einbringen kann, durch den Schnitt gern völlig los ſeyn wollten, theils der Beſchwerlichkeit des Bruchbandes, theils der Furcht des neuen Anfalles überhoben zu ſeyn; ſo haben ſonſt, die gemeinen Bruchſchneider, nachdem der Leidende in gehörige Lage gelegt worden, und die Därme und das Netz in den Leib eingeſchoben ſind, vom dem Ringe der Bauchmuskeln nach der Quere in die Höhe gehobnen Haut, daſelbſt einen langen Schnitt, bis in das Gemächte herunter gemacht, die Haut und das Fett von dem Proceſſu peritonaei abgeſondert, und hernach dieſen Proceſſum per itonaei, wodurch die Samenadern nach den Hoden laufen, ſammt dem Bruchſacke (worin aber nichts mehr von dem Darme ſeyn muß,) mit einem ſtarken, vierfachen, gewächsten Seiden oder Leinenfaden, oder gar mit einem Bindfaden feſt zugebunden, den Hoden aus dem Gemächte herausgeriſſen, und ihn unter dem ungebundenen Faden oder

Schnur abgeſchnitten, und hernach mit Digeſtiv oder Eyeröhl verbunden, bis die Schnur ohngefähr nach 8 Tagen ausgefallen, da ſie die Wunde hernach mit Wundbalſam oder Eyeröhl zugeheilet.

Weil aber dadurch der Hoden, ein ſo nöthiger Theil zur Zeugung, den Leuten benommen wird, und ſolches oft nicht ohne Lebensgefahr geſchiehet, indem viele bald hernach an Krampfzufällen und Fiebern geſtorben ſind, ſo haben neuere Chirurgi eine beſſere Curart erſonnen, dieſe Brüche durch den Schnitt zu heilen, wobey der Hoden erhalten wird.

Man legt den Patienten auf einen ſchmahlen Tiſch ebenfalls niedrig mit der Bruſt, und hoch mit dem Gefäße, ſcheret bey Erwachſenen die Haare in der Weiche weg, und macht ſehr vorſichtig einen langen Schnitt durch die Haut, vom Bauchringe an, ſchief hinunter bis unter die Geſchwulſt, gegen das Gemächte, ohne die Därme vorher einzubringen, hernach allmählig durch das Fett, bis auf den Sack des Bruchs, der ein etwas durchſichtiges Weſen oder Haut hat, löſet dieſen Sack ohne die Därme noch einzuſchieben, allenthalben vorſichtig ab, wo er anhängt, und beſonders von dem Proceſſu peritonaei, welche Theile man alle aus der Zergliederungskunſt wohl kennen muß,) und wenn ſolcher von dieſen ſämmtlich bis an den Ring abgelöſet, drückt man die noch darin enthaltenen Därme durch dieſen Ring gelinde in den Leib hinein, und bindet alsdann den überall gelöſeten Sack, (welchen ein Beyſtehender am unterſten Theile mit den Fingern in die Höhe halten, und gelinde anziehen muß,) ohne die Samenadern mit einzubinden, mit eben

ſolchem, vorher genannten Faden oder Schnürchen, nachdem man ihn drey bis viermahl dichte, bey dem Ringe wohl umwickelt, feſt zu, wobey man wohl Acht giebt, daß man nichts von dem Darme mit einbinde, und ſchneidet alsdann dieſen gebundenen Sack einen Daumen breit unter dem umgebundenen Faden ab, oder läßt ihn auch ſammt dem Faden von ſelbſt abfaulen, verbindet die Wunde zugleich mit dieſem Sacke, das erſte Mahl nur mit trockner Karpey, und der Schambinde; bey den folgenden Verbänden aber mit einem Digeſtiv oder Eyeröhle täglich einmahl, bis die Schnur oder der Bindfaden ſammt dem Sacke abgefallen, und heilet die übrige Wunde hernach mit eben dem Oehle und Wundpflaſter, oder auch mit einem andern Wundbalſam, bis ſie heil iſt; worauf jedoch, um eine feſtere Narbe zu erhalten, ſehr rathſam und nützlich iſt, noch eine geraume Zeit ein gutes Bruchband zu tragen, und ſtärkende Spiritus von Lavendel, Rosmarin u. d. gl. in den verlezt geweſenen Ort wohl und oft einzureiben, um dadurch der Wiederkunſt eines neuen Bruches deſto beſſer vorzubeugen. Es ſind noch verſchiedene andere Dinge bey dieſen Curen in Acht zu nehmen, welche aber hier der Kürze wegen nicht beſchrieben werden können, indeſſen ſind ſie in allen vollkommenen Abhandlungen von der Chirurgie, und beſonders in Heiſters großer Chirurgie, nachzuleſen.

Leiſtenhobel, (im Genit. des Hobels, und im Plural. auch die Hobel,) iſt bey den Holzarbeitern ein Hobel, allerley Leiſten damit zu verfertigen. Die Schneide des Eiſens iſt ſo ausgeſchnitten, wie die Leiſten ſeyn ſollen, und darnach richtet ſich auch die untere Bahn des Holzes. Hierüber fin-

findet man im XXIVten Theil der Encykl. im Art. Hobel S. 36 nähere Auskunft.

Leiſtenholz, iſt entweder ein ſolches Holz, woraus gute Schuſterleiſten gemacht werden können, oder auch ſolches, welches als Leiſten bey Brettern, Thüren u. ſ. w. gebraucht wird, worüber man den Art. **Leiſte** nachſehen kann.

Leiſtenmachen, (das) bedeutet in der bergmänniſchen Sprache, eine Form verfertigen, worin die geſchmolzene rohe Eiſenſchlicht geſtochen (gegoſſen und geformt) wird. Man ſehe hierüber den Art. **Leiſte** am Ende.

Leiſtenſchneider, (der) iſt, als bloßer Leiſtenſchneider ein unzünftiger Handwerksmann, welcher die Leiſten für die Schuhmacher verfertiget. Die mehreſten Schuhmacher machen ſich ihre Leiſten ſelbſt, beſonders in den kleinen Städten; viele aber kaufen von den Leiſtenſchneidern auf dem Lande, die gewöhnlich auch hölzerne Löffel und Küchenkellen zur Stadt bringen, ihre Leiſten, die aber alsdann nur bloß ganz aus dem Groben bearteitet ſind, und die Schuhmacher ſchneiden und raſpeln ſie alsdann völlig ſo, wie ſie ſie haben wollen. Am liebſten haben ſie die Leiſten von Büchenholz; ſie nehmen aber auch mit Birken-Kaſtanien und Elſenholz vorlieb.

Leiſtenow auch **Leiſtenau** iſt ein churbrandenburgiſches adliches Gut und Vorwerk in Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, eine Meile von Demmin.

Leiſter, ein churtrierſches Dorf auf dem Weſterwalde, eine Stunde von Montabaur.

Leiſter, (der) war in vormahligen rohen Ritterzeiten auf den Gaſtmahlen und Trinkgelagen eine Perſon, welche, wie die übrigen ein gewiſſes beſtimm-

ſtimmtes Maß Wein, oder Bier austrinken mußte, welches man damahls als einen vorzüglichen Theil der deutſchen Tapferkeit rechnete.

Für die alten Deutſchen hatte der Trunk von jeher ganz beſondere Reitze. Bey dem vielen Schwimmen, dem immerwährenden Jagen und Kriegen, in einem feuchten, rauhen, waldigt wilden Himmelsſtriche mußte ihnen ein reitzendes, erwärmendes Mittel die erquickendſte Stärkung — auf der andern Seite um des Müßigganges und der ſtolzen Arbeitsſcheue willen, eine unwiderſtehlich lockende Unterhaltung ſeyn. Und da überdieß jede Art von Rauſch und Trunkenheit ein Zuſtand des Gefühls iſt, welchen die Wilden für höchſt angenehm, ja für himmliſch halten (*) ſo konnte er auch dem raſenden Freyheitshange der Deutſchen nicht anders als wallhalliſch dünken.

Wie aber dieſe Trunkliebe zu einer eigentlichen Nationalneigung ward, kann man ſich auf folgende Art erklären. Das Trinken überhaupt zieht ſtärker an, als das Eſſen, weil es die Seele munterer und muthiger macht, Gefühl ſeiner Kraft in dem Menſchen erweckt, und länger genoſſen werden kann. Wenn ſich aber noch angenehme Nebengefühle damit verbinden, dann wird ſein Reiz für rohe Völker unwiderſtehlich, indem die Einbildungskraft dieſelben immer wieder zurück führet, dadurch die ſinnliche Begierde rege erhält, und auf dieſe Weiſe in dem Menſchen einwurzeln läßt. Eben dieſe vereinigten Lockungen bewirkten die eigentliche Trunkliebe der Deutſchen. Die Art ihrer Verfaſſung, ihre öffentlichen Gerichte,

und

(*) Krafts Sitten der Wilden 2te Abthl. §. 52. 53.

und Berathſchlagungen, ihre gemeinſchaftlichen Opfer und Feſte, die lehenähnliche Verbindung, da junge Krieger bey Fürſten und Heerführern im Dienſt und Unterhalt ſtanden; alles dieſes veranlaßte große und häufige Zuſammenkünfte. Trinkgelage, von Geſang, Saitenſpiel und andern Beluſtigungen begleitet, geſellten ſich alsdann immer dazu.

Venantius Fortunatus giebt uns eine merkwürdige Beſchreibung von einer ſolchen Trinkgeſellſchaft, bey welcher er auf einer Reiſe an der Moſel und dem Rheine, ſelbſt zugegen war. (*) „Sänger (ſagt er) ſangen Lieder und ſpiel„ten die Harfe dazu. Umher ſaßen Zuhörer bey „ahornen Bechern, und tranken wie Raſende Ge„ſundheiten in die Wette. (**) Wer nicht mit mach-

(*) *Venant. Fort.* in epiſt. ad Gregorium Papam l. 1 poemat. praefixa. Nachdem er ſeine weiten Wanderungen aus Italien durch Bayern, Allemannien und die Länder am Rhein und der Weſel erzählet, entſchuldigt er ſich wegen ſeiner Gedichte, die er hier verfertiget, und ſetzt in einem dunkeln barbariſchen Latein hinzu: Apud quos nihil diſpar erat, aut ſtridor oloris: ſola ſaepo bombicans barbaros leudos (Lieder) harpa relidebat: aſt inter illos egomet non Muſicus poeta, ſed muricus, deroſo flore, carminis poema non canerem ſed garrirem, quo reſidentes auditores inter acernea pocula *ſalute bibentes inſana*, Baccho *judice debaccharent*. Quid tibi affabre dictum ſit, ubi quis *ſanus vix creditur*; niſi lecum vix pariter inſanitur? quo gratulari magis eſt ſi vivate licet poſt bibere etc. So ſteht die Stelle in Biblioth. Patrum max. T. X. p. 528.

(**) Diejenigen, welche hier auf die Geſundheit dieſer oder jener Perſon einen Becher ausleeren mußten, waren die Leiſter. In Niederſachſen herrſcht in den Zuſammenkünften der Bürger an den Gilde- oder andern feyerlichen Tagen noch häufig die Sitte, daß einem Fremden zugetrunken wird, worauf man demjenigen wieder zutrinken muß, der das Getränk bringt, und dieſes wird in der platten Sprache Beſcheden doon genannt, welches hier ſo viel als Leiſtung, Erwiederung, heißt. Eine

„machte, ward für einen Thoren gehalten. Man „muß ſich glücklich preiſen, nach dem Trunke noch „zu leben.“

Wer ſich der Freundſchaft eines deutſchen Stammes empfehlen wollte, durfte nur Mitzecher werden. Italus, der Cherusker Herzog, war römiſch erzogen und geſinnet, ſeinen Leuten alſo verhaßt; aber, er trank und ſchwelgte nach Landesart mit ihnen, und ward dadurch eine Zeitlang wieder beliebt bey ihnen. (*) Was noch weit wichtiger iſt, Bündniſſe, Geſchlechterverbindungen, Verträge und dergleichen Verhandlungen, wurden bey Trinkgelagen vorgenommen; als wäre, wie Tacitus ſagt, zu keiner Zeit die Seele zu vernünftigen Entſchließungen offener, und zu großen feuriger. Sogar gottesdienſtlichen Handlungen wurden ſie angehänget, und endlich ſelbſt eine Art Verehrung, wodurch allmählig feſtgeſetzte Gebräuche und Gewohnheiten entſtanden, und das Trinken alſo eigentliche Volksſitte wurde.

Das erſte und früheſte Zeichen der Gaſtfreundſchaft ſcheint das Darreichen eines Bechers ge-

Eine ſehr treuherzige Art von Zutrinken habe ich in einigen Gegenden des Fürſtenthums Lüneburg, der Altmark und Prignitz gefunden. Wenn die ehrbare Geſellſchaft nur ein Glas hat, ſo nimmt einer davon zuerſt das Glas, trinkt daraus, giebt alsdann treuherzig ſeinem Nachbar die Hand, und ſetzt das Glas vor ihm hin. Hierauf braucht der Nachbar nicht gleich zu trinken, ſondern nur erſt, wenn ihm der Durſt ankommt. Dauert dies aber lange, oder er vergißt ſich im Geſpräche, ſo muntert ihn wieder ſein Nachbar, welcher allenfalls Apetit zum Trinken hat, zum Trunke auf, (denn würde er ihm vorgreifen, ſo würde das für unſchicklich gehalten werden,) worauf denn jener das Glas oder den Bierkrug nimmt, trinkt, daſſelbe vor dieſen hinſetzt, und ihm die Hand giebt. So geht es fort, ſo lange die Geſellſchaft zuſammen iſt, und trinkt. F.

(*) *Tacit.* Annal. XI. cap. 16.

geweſen zu ſeyn. Am fränkiſchen Hofe war es wenigſtens Brauch, den ankommenden Gäſten einen Kelch, ſpäterhin Willkomm, wie er auch noch bey unſern Gewerksgilden genannt wird, (poculum hilaritatis,) hinzureichen, (*) und am Bayriſchen finden wir ein Gleiches. Dieſe Gewohnheit ſcheinet eine Urſitte der Menſchheit geweſen zu ſeyn. Wollte Fingal, oder ein anderer koledoniſcher Fürſt einen Fremdling, oder Hülfe begehrenden ſeiner freundlichen Geſinnung verſichern, ſo bot er ihm nach Oſſians Ausdruck, die feſtliche Muſchel. Hieraus entſtand, auf die natürlichſte Weiſe, das geſellige Zu= und Vortrinken, alſo auch das Beſcheiden, oder Leiſten, (propinare,) wozu ſich frühzeitig das Wett= und Geſundheitstrinken geſellte. Denn, was konnte der Deutſche im Zuſtande der Fröhlichkeit, ſein Gefühl mitzutheilen ſtrebend, ſeinen Freunden und Geliebten beſſeres wünſchen, als Geſundheit, das beſte Gut, beſonders in der Heldenzeit, da Rüſtigkeit und Leibesſtärke, die vorzüglichſten Eigenſchaften waren? — Oder, was konnte ſeine Seele freyer öffnen, um das Gedächtniß eines achtbaren Kriegers, oder eines trauten Geſellen zu feyern, als ein ſüßes Naß! — Trank er doch zur Ehre der Götter, der abgeſchiedenen Helden und Freunde ſelbſt. —

Ein noch früheres Beyſpiel als das vorherige von Venantius Fortunatus, in Betreff des Geſundheittrinkens, giebt uns Priscus in der Beſchreibung des Attilaiſchen Gaſtgebots, wobey auch Deutſche waren. (**) Sobald die römiſchen Ge-

(*) J. G. ab Eckart Comment. de rebus Franciae Orient. T. 1. p. 516. ſeqq.

(**) Tritter memoriae populorum e ſcriptor. Hiſtor. Byzant. T. 1. p. 516. ſeqq.

Geſandten zum Gemache hereingetreten, brachte ihnen ein Schenke einen Becher zum Trinken dar. Hierauf eröffnete der Länderbezwinger das Gelag mit einer Geſundheit, welche er den vornehmſten ſeiner Tiſchgeſellſchaft zubrachte, die dieſe (als Leiſter) alsdann ſtehend erwiederten. Und, nachdem es alſo die Reihe herum gegangen war, forderte Attila die Gäſte noch zu einem allgemeinen Trinkgefechte auf. Noch ein merkwürdigeres Beyſpiel erzählt Paulus Diaconus: (*) Grimmwald ein Longobarden König hatte im ſiebenten Jahrhundert den Bertharit von ſeiner Herrſchaft verjagt. Dieſer allenthalben unſtätt und flüchtig, ſuchte ſich mit ſeinem Vertreiber wieder auszuſöhnen. Grimmwald nahm ihn auch ſcheinbar wieder auf, und die geheuchelten Freundſchaftszeichen waren allerley Getränke, die er ihm mit der Bitte zuſandte, einen ganzen Kelch auf ſeine Geſundheit zu leeren. Unter Karl dem Großen fanden ſich ſchon Geſellſchaften, die denen ehemahligen Studentengeſellſchaften, in welchen Landesväter, nach akademiſcher Terminologie, gemacht wurden, nicht unähnlich waren, wobey man dem heiligen Stephan, dem Kaiſer, oder ſeinem Prinzen zu Ehren trank und zechte, und wahrſcheinlich hat man auch damahls ſchon pro poena trinken müſſen.

Die Uebungen im Trinken in den Zechgeſellſchaften und auf den Trinkgelagen, unterhielten nicht nur die alte Wildheit in den Sitten, ſondern erzeugten viele neue verderbliche Ausbrüche, und verurſachten das eigentlich Schändliche und Schädliche des Trinkens. Man verführte nähmlich nicht bloß, ſondern man zwang einander dazu.

(*) Pauli Diaconi hiſt. de geſtis Longobard. l. 5. c. 2.

zu. Karl der Große, der ſein Volk von allen Seiten aufzuklären ſich bemühete, und beſonders der Trunkenheit gram war, erließ daher viele Verordnungen, um dem Uebel zu ſteuern. Er verbot nicht allein jenes Zwingen, und jene Brüderſchaften ſcharf, ſondern war auch ſelbſt ein Muſter der Mäßigkeit. Allein, alle Verbote und Geſetze konnten eine Neigung nicht unterdrücken, welche der ganzen Lebensart ſo gemäß, und in die herkommlichen Gebräuche der Nation bereits ſo tief eingeflochten war. Dazu hatte der Himmelsſtrich noch vieles von ſeiner alten Feuchtigkeit und Rauhigkeit; die Waldungen hegten noch Bären, Wölfe, ſelbſt Elendthiere; (*) Jagen, Kämpfen, Reiten, Kriegen waren und blieben die einzige Hauptbeſchäftigung. Der Deutſche trank alſo fort Bier, Meth und Wein, und ſein Gaſt mußte mit ihm aushalten, — im Trinken Folge leiſten, und ſich dadurch männlich zeigen.

Stärke und leibliche Ausdaurungskraft wurden in dieſen Zeiten des Fauſtrechts als die ſchätzbarſten Vorzüge angeſehen. Vieles vertragen zu können mußte eine Ehre — ein großer Trinker ein angeſehener Nahme ſeyn. Woher ſonſt der Brauch; daß Ritter und Lehensmänner jene ungeheuren Lehensbecher austrinken mußten, als zum Beweiſe ihrer Kraft und Deutſchheit? — Dieſe eigene Belehnungsart durch einen Becher ward zwar nicht erſt in der Ritterzeit eingeführt, denn, vorher ſchon belehnte man mit einem Horne. (**)

Wie bey andern Belehnungen und Uebergaben, ſo hatte auch bey dieſer Gattung der

(*) Schmidts Geſchichte der Deutſchen, 2ter Th. S. 80.

(**) *Du Fresne* v. Cornu. *Püttmann*, de inveſtitura per poculum in Adverſar. T. 2, p. 113, 114.

Becher eine ſinnbildliche Beziehung auf die Eigenſchaften des Mannes; denn wer ihn tapfer leeren konnte, erprobte ſeine deutſche Ritterlichkeit dadurch. Dieſes bezeugt eine Urkunde beym Lünig, (*) wo es von dem Hohenlohiſchen Vaſallen heißt: „Hierauf „(nach abgelegtem Eide) wird von des Herrn Senio„ris und Lehenadminiſtratoris hochgräflichen Gnaden „und auch den anweſenden Miniſtris zur neuen Le„hensempfängniß gratuliret, und ihnen ſo fort zur „hochgräflichen Tafel angeſagt, da er denn nach dem „alten deutſchen Herkommen den großen Lehenbe„cher, ein Oehringer Maaß haltend, beſcheid und „damit vel quaſi eine Probe thun muß, ob er auch „ein gut Deutſch gebohrner von Adel, und dem Vater„land hiernächſt gute Dienſte leiſten kann.“ —

Eine andere Urkunde beſtärkt dieſes noch weiter. In den Friedbergiſchen Statuten ſteht nähmlich als eine ausdrückliche Erforderniß, daß ein aufzunehmender Burgmann einen Becher, Patriarch, vormahls Krauß genannt, austrinken ſoll. Das Wort Krauß iſt in der wendiſchdeutſchen Sprache noch ſehr im Gebrauche, und bedeutet ein Trinkgeſchirr mit einem Deckel. Man kann hierüber aber auch nachſehen: Statuten und obſervanzmäßige Requiſita, wodurch eine adeliche Perſon zur Burg Friedberg Burgmannſchaft gelangen kann, welche Böhmer anführt, in Diſſert. de jurib. ex ſtatu milit. Germanorum pendentibus 1750. S. 100.

Alle dieſe Herren, welche trinken mußten, waren die Leiſter, und wurden in dem Augenblick da ſie nach damahliger Ritterpflicht, im Trinken Folge leiſten mußten, ſo genannt. Dieſer

(*) *Lünig* Corp. jur. Feud. Germ. T. 3. p. 70.

ſerhalb übten ſchon Aeltern ihre Kinder im Trinken; denn, ſo erzählen *Aeneas Silvius* in hiſtor. de Europa cap. 20. und Fugger im Oeſterreichiſchen Ehrenſpiegel, nach Birkens Ausgabe, S. 1129. von dem letzten der alten Grafen Görz, daß er oft des Nachts aufgeſtanden ſey, um ſeine Kinder zum Trunke anzutreiben. Wenn ſie alsdann geſchlafen, hätte er ſeine Gemahlin eine Ehebrecherin geſcholten, und ausgerufen, „das ſeyen nicht ſeine Kinder, „denn ſie könnten eine ganze Nacht ohne zu trin„ken, hinbringen.“ —

Die Gewohnheit zuzutrinken herrſchte zwar in allen deutſchen Provinzen, aber doch hauptſächlich in den ſogenannten Bierländern. Daher kam ihnen zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, der Beynahme, die großen Trinklande, worunter man Sachſen, Pommern, Mecklenburg und andere niederdeutſche Gegenden verſtand. Hier war es eine nothwendige Höflichkeit nach deutſcher Sitte, den Gäſten ſogleich Gelegenheit zu verſchaffen, ihre Trinkkraft zu zeigen, oder einen freundlichen Wettſtreit anzuſtellen: und fand dieſes nicht Stat: — : ſie wenigſtens recht zu laben. Die Becher mit denen man ſie empfing, hießen Willkomm, wie noch jetzt die Gewerks- und andere Gilden dergleichen Willkomme haben, aus welchen Fremden und angehenden Zunftgenoſſen freundſchaftlich zugetrunken wird. Sie ſind von beſonderer Größe, und nach Verhältniß koſtbar. Ein männlicher Leiſter, oder, wer redlich Beſcheid daraus that, ſchrieb ſeinen Nahmen ſamt ſeinem Wahlſpruch in ein beſonderes dazu gewidmetes Buch. Keißler fand auf ſeinen Reiſen viele ſolche Trinkgeſchirre und Bücher, und in einem Buche fand er: praeſtitit, quantum potuit. —

Durch ſolches Zu- und Geſundheittrinken ward eben die Neigung ſo lange und heftig erhalten, daher es auch viele Reichsabſchiede abzuſtellen ſuchten, um das Uebel in der Hauptquelle zu verſtopfen. Alle Schriftſteller und einſichtsvolle Männer jener Zeit ſtimmten darin überein. Selbſt der drollige Taubmann eiferte mit ſeinem ganzen Witz darwider: „Balneum eſt, ſagt er, vom Geſundheittrinken, non „potio, ita *infundimur* et *perfundimur* hodie, „atque adeo *confundimur*; dumque alienae ſaluti „libamus, noſtram laedimus.“ (*) Erasmus Schmidt berichtet von ihm, daß er folgende Fabel häufig erzählt habe:

„Belzebub ſtellte unlängſt unter den böſen Gei„ſtern eine Prüfung an, die Verrichtungen ihres Amts „zu unterſuchen. Hier beſtand nun der Saufteufel „nicht zum beſten, ſondern ward wegen ſeiner Saum„ſeligkeit ausgeſcholten. Doch entſchuldigte er ſich: „die Prediger, Aerzte und Naturkundiger arbeiteten „ihm ſehr zuwider; ſeine Nachläſſigkeit ſey gewiß „nicht Schuld. — — Nun, es ſey, erwiederte Belze„bub, aber ſag: trinken die Deutſchen noch auf Ge„ſundheit? — — Ja! war die Antwort. — O! „wenns dem ſo iſt, ſo laßt uns nicht verzweifeln.“

Der Wahn, einem ſeine Liebe und Ehrfurcht durch Geſundheittrinken zu bezeugen, war ſo weit gekommen, daß manche Fürſten es ihren Hofleuten übertragen mußten, auf andrer großer Herren und guter Geſellen Geſundheit Beſcheid zu thun; und dieſe hatten alsdann, ſagt Luther, nim-

(*) Taubmann in notis ad Plauti Perſam, Act. 5. Sc. 1. p. 1002. Die Fabel von dem Belzebub, erzählt Schmidt in animadverſ. ad novum Teſtamentum.

nimmer gethan Werk, ſondern mußten Tag und Nacht anhalten. (*)

Für den jungen Deutſchen war es alſo eine Erforderniß, im Trunke nicht unerfahren zu ſeyn, um jedem Ehrenmanne darin Beſcheid leiſten oder thun zu können; ſonſt würde er bey den damahls ſo tauſendfältigen Gelegenheiten ſich den Nachruf eines Weibiſchen oder Unmännlichen zugezogen haben. — Aber, dafür ſorgte auch der Taufzeuge ſchon, welche gewöhnlich den Knaben ſchon Becher zum Pathengeſchenke machten. So bekam K. Karl unter andern Koſtbarkeiten einen goldenen Pokal von ſeiner Baſe; (**) und Herzog Friedrich von Würtemberg machte noch zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein gleiches Pathengeſchenk.

Auch über den unterſten Stand, die Bauern, erſtreckte ſich dieſe beſondere Trunkliebe. Sie behielten die uralte germaniſche Sitte, Verträge, Stiftungen und Verbindungen bey dem Trunke zu ſchließen, ſtandhaft bey. Noch jetzt wird in vielen kleinen Städten, und auf den Dörfern, wo die Bauern nur etwas Brod und Auskommen haben, faſt bey jeder Gelegenheit Bier aufgelegt, und auch dieſe ſcheinen nichts entſchließen zu können, wo nicht das Gemüth erheitert wird. Bey jedem Handel oder Kaufe ward ſchon im 13ten Jahrhundert ein beſonderes Maaß Getränke ausbedungen, der Weinkauf genannt, welches die Verträger und Zeugen zur Beſtätigung der Handlung mit

(*) Deutſcher Nation Apophthegmata (von Zinkgräf und Leonhard Weidmann,) 3 Th. S. 175.

(**) Fuggers öſterreichiſcher Ehrenſpiegel, S. 1128. Mehrere Beyſpiele finden ſich überall in den Geſchichtbüchern jener Zeit.

mit einander tranken. In den ächten Trinkländern herrſchte der Brauch dabey, daß die Kanne voll Bier oder Wein offen auf dem Tiſche ſtand, aus welcher man denn der Reihe nach ſchöpfte. Wer es aber verſah, und die Kanne mit dem Deckel bedeckte, mußte zur Strafe eine halbe Kanne (vermuthlich ohne abzuſetzen, und in einem Athem) austrinken, dabey denn alle Stimmen erklangen: **Weinkauf, Weinkauf!**

In dieſen Ritterzeiten war aber der Wein faſt wohlfeiler, als das leere Faß, und doch fing man ſchon an, einzuſehen, daß die großen Gelage theuer zu ſtehn kamen, weil nicht allein eine fürchterliche Quantität getrunken, ſondern auch häufig eine faſt unüberſehbare Menge Gäſte vorhanden waren. Es iſt daher kein Wunder, wenn wir leſen, (*) daß bey der ſechstägigen Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der ſächſiſchen Prinzeſſin Anna, im Jahr 1561 zu Leipzig, 3600 Eimer Wein und 1600 Fäſſer aufgingen. Wenn es zur damahligen Zeit nun auch der Brauch war, daß ein Ritter mehrere Pferde mit ſich führte, und auch darein ſeine Pracht ſetzte, ſo müſſen dennoch eine große Anzahl Gäſte vorhanden geweſen ſeyn, weil die Zahl der von den Fremden mitgebrachten Pferde ſich auf 5647 belief.

Daß die alten Deutſchen gaſtfrey waren, iſt bekannt, und es wurde einem Gaſte auch häufig frey gelaſſen, einige gute Freunde mitzubringen. Da dieſe aber wahrſcheinlich den Gaſt oder Leiſter im Trinken unterſtützten, und ſolcher Leiſter nicht allein durch ſolche Hülfe ſiegte, ſondern dadurch auch viel mehr Wein aufging; ſo wurden in

(*) Wekens Beſchreibung von Dresden, 1680. S. 351.

in Hinſicht des Leiſtungsrechts den Leiſtern und ihren Geſellen gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben, wovon ein altes Formularbuch vom Leiſtungsrecht in Franken, zeuget. (Es iſt hier aber eigentlich die Rede von den Leiſtern bey dem Einlager.) Hier heißt es: „Zum „Sechſten, Item er (der Leiſter) ſoll zum unverdingten „Mahle ſitzen, und kein gaſt laden. Doch ſoll der „Wein uff dem Tiſch ſtehen. In einem bedeckten Ge„ſchirr, und darauff ein weiß federlein. Wer trinken „will, mag ſolche uffheben, und durch ſolch federlein „trinken.“

Dieſes muß nähmlich nach der Erklärung eines nürnbergiſchen Gelehrten ſo verſtanden werden: dem Leiſter ſoll für ſeine Perſon der Werth des Mahles nicht vorgeſchrieben ſeyn; aber einen Gaſt ſoll er nicht mitbringen. Geſchah dieſes dennoch, ſo wurde dem Gaſte das trockne Mahl wohl vergönnet. Hingegen war ihnen, wegen der Koſtbarkeit nicht erlaubt, Wein aus freyer Hand, und nach Herzensluſt zu trinken, ſondern, ſie durften ſolchen nur durch das Rörchen eines Federkieles einſchlürfen. Dadurch ward ein Trunk ſo beſchweret, daß er den Durſt mehr reizte, als ſtillte; ein Umſtand, der dem Leiſter die Einladung, und dem Gaſte das Kommen ſehr verleiden mußte. (*)

Aus allem, was bisher von dem Leiſter geſagt worden, erhellet, daß er eine Perſon war, welche eine gewiſſe Höflichkeit, Pflicht, Schuldigkeit, ein Verſprechen, eine Bezahlung und dergl. mehr zu leiſten, und zu erfüllen übernommen hatte. In dieſer Hinſicht waren auch diejenigen Männer, Ritter und Herren, welche auf Verlangen des Mah-

(*) Hiſtoriſch diplomatiſches Magazin für das Vaterland und angrenzenden Gegenden. Nürnberg 1780. 2tes St. S. 177.

Mahners in einen gewiſſen Ort nach dem Leiſtungs-recht das Einlager oder den Einritt halten mußten, die Leiſter. Zuweilen wurde ihnen nur eine Herberge dazu angewieſen, und ſie durften den angewieſenen Platz nicht eher verlaſſen, als bis ſie geleiſtet oder ihr Verſprechen erfüllet hatten. Das Verſprechen, oder die dem Mahner (in alten deutſchen Urkunden Maninghe) ſchuldige Pflicht, ſie beſtehe, worin ſie wolle, zu erfüllen, nennte man die Leiſtung, und es wurde mit der äußerſten Strenge darauf gehalten, wovon ich ein Beyſpiel geben will. In dem Leiſtungsrechte von Franken heißt es: (*) „Zum Ze-„henden: Wer in der Leiſtung ſtirbt, ſoll unter der „Thürſchwelle herausgethan, und nicht darüber getra-„gen werden.“ Weil der Leiſter nähmlich verſprochen hatte, nicht aus der Leiſtung, oder über die Hausſchwelle zu gehen, bis der Mahner zufrieden geſtellet worden. So dehnte ſich dieſe Verbindlichkeit bis zum Todesfalle aus.

Wenn man in Betreff des Leiſtens beym Trunke etwas Ausführliches leſen will, ſo ſchlage ich eine vortreffliche Abhandlung: Geſchichte der deutſchen Nationalneigung zum Trunke Lpz. 1782 vor, welche nicht allein Belehrung ſondern auch Vergnügen gewähret. Von der Leiſtung in Hinſicht einer Schuld ſehe man im Xten Th. der Encyklopädie, S. 432. fgg. den Art, Einlager.

Leiſterförde, iſt ein Mecklenb. Schwerinſches adliches Gut im Amte Boizenburg.

Leiſtern, Leitgeſtern, ein fürſtlich Heſſendarmſtädtſches Dorf in Ober-Heſſen, im Oberamte und bey Gießen.

Lei-

(*) Hiſt. diplomat. Magaz. l. c. S. 178.

Leiſtetten, ein ſchwäbiſches Dorf in der Fürſtenberg⸗ſchen Grafſchaft Heiligenberg.

Leiſtikow, ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in Hinterpommern, im Daberſchen Kreiſe, zum Theil unter das Amt Neugarten gehörig.

Leiſtlingen und Meyenfeld, iſt ein churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Sicklingen.

Leiſtung, ſ. den Art. **Leiſter** (**der**).

Leiſtungsrecht, ſ. **Leiſter** (**der**).

Leit, ein altes deutſches Wort, und bedeutet ſoviel als der Weg. S. **Leiten**.

Leitarm, (**der**) iſt beym Bergbaue diejenige Kunſt⸗ſtange, welche in den Schacht nicht ſenkrecht nieder, ſondern quer hineingehet. — Vielleicht, weil ſie die übrigen Kunſtſtangen, nach den andern Ort hinleitet oder weiſet. Man ſehe hierüber Th. LV. der Ency⸗klopädie Art. **Kunſtgezeug**, S. 252. wie auch den Art. **Leitſtämpel**.

Leitband, iſt ein breites Band, Kinder die noch nicht gehen können, daran zu leiten: man nennt es auch das **Führband**, Gängelband; im Niederſächſiſchen mit Ausſtoßung des t, Leeband und in der recht brei⸗ten mecklenburgiſchen Sprache Leejbajud. — Ein Leitband überhaupt iſt für das Kind ſowohl, als die Wärterinnen nothwendig; das Kind hat darin mehr Willen, als wenn es an beyden Armen gehalten wird, und der Wärterin wird das Führen des Kindes nicht ſo ſauer. Man ſehe hierüber im XVten Th. der Encyklopädie, S. 626. den Art. **Gängeln**.

Leite, (**die**) iſt ein in einigen Gegenden beſonders Oberdeutſchlands im gemeinen Leben, bey den Jägern aber durchaus gangbares weidmänniſches Wort, die ſanft abhängige Seite eines Berges oder Hügels zu bezeichnen, wo es auch die Leiten

lau⸗

lautet, woher ehemahls Theuerdank (Kap. 36.) ſagt: Unden für an des pergs leyten. — Man verbindet mit dem Worte mehrere andere, und daraus entſtehen verſchiedene Bedeutungen; z. B. Bergleite, Weinleite, wenn die Seite mit Wein bewachſen iſt; Buſchleite, eine mit Buſchholz bewachſene Bergſeite; Hochleite, Hagenleite, Holzleite, Waldleite, wenn ſie mit hochſtämmigem Holze oder Waldung bewachſen iſt. So auch haben die Jäger die Sommerleite, welches die mittägige Seite eines Berges bedeutet, und die Winterleite, die mitternächtige Seite des Berges. Dieſes findet Statt, wenn der Gebirgsrücken, oder die Hügel oder Anhöhen ſich von Morgen nach Abend erſtrecken. In weiterer Bedeutung wird auch wohl ein ſanfter abhängiger Berg oder Hügel ſelbſt eine Leite genannt.

In Hinſicht der Sommer- und Winterleite iſt noch zu merken, beſonders, wenn keine von beyden Holz und Buſch trägt, ſondern nur Heidekraut, und dergleichen niedriges Gewächſe, daß man in heißen Sommertagen nicht zu allen Stunden die ſich dort ſonſt aufhaltenden Haſen in der Sommerleite ſuchen könne. Sobald die Sonne anfängt ſtark zu ſcheinen, verläßt der Haſe ſein Lager in der Sommerleite, und begiebt ſich nach der andern Seite des Bergs in die Winterleite, wo er Kühlung findet. Im Winter hingegen ſucht er wieder die warmen Sonnenſtrahlen auf, und läßt ſich wenig in der Winterleite ſehen.

Dies gilt vorzüglich von den Heide- und Brachhaſen, nehmlich ſolchen, die auf dem freyen Felde, entfernt von Buſch und Wald geboren und groß geworden ſind. Die Bruch- und Waldhaſen aber beobachten ein Aehnliches in Hin-

ſicht ihrer Gegend. In der ſtarken Hitze retiriren ſie ſich auch nach den kühlern Gegenden, und im Winter findet man ſie wieder dort, wo die Sonne wärmet. Es würde alſo ein Freund der Jagd ſich viele vergebliche Mühe machen, wenn er im Winter durchaus dort die Haſen ſuchen wollte, wo er ſie vorzüglich im Sommer fand, und ſo umgekehrt.

Leite (die) iſt ein nur im gemeinen Leben in einigen Gegenden übliches Wort, ein langes, nicht gar weites Faß zu bezeichnen, welches ſtatt des Spundes eine große Oeffnung hat, lebendige Fiſche damit auf einem Wagen zu verführen, oder die Weinbeeren aus dem Weinberge darin nach Hauſe zu fahren, u. ſ. w. Im Oberdeutſchen die Laite, in Franken die Legte. Auch eine gewiſſe Art von Hud- oder Hüdefäſſern nennt man in einigen Gegenden eine Leite. Dieſe haben äußerlich beynahe die Form eines Kahnes; ſie ſind aber auf den Seiten und oben mit Löchern verſehen, damit Luft und Waſſer hineinkommen kann. Oben iſt eine Klappe mit einem Schloſſe verſehen. Man hat dieſer Art Fiſchbehälter große und kleine. Die Fiſche werden lebendig hineingeſetzt, das ſchwimmende Hüdefaß hinten an dem Kahn befeſtigt, und ſo zieht der Fiſcher zuweilen viele Meilen weit mit ſeinen lebenden Fiſchen, und verkauft ſie alsdann.

Leitelshayn, Lertelshayn, ein churſächſiſches Dorf im Erzgebürgſchen Kreiſe im Amte Zwickau, theils ſchriftſäſſig nach Gablenz und Schweinsburg, theils amtsſäſſig nach Kitſchergut gehörig.

Leiten, Leuthen: iſt ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in der Neumark, im Kotbuſer Kreiſe.

Lei-

Leiten, (ein verb. regul.) kommt in verſchiedener Bedeutung vor; die älteſte iſt aber wohl diejenige, da man es für gehen gebrauchte, welche aber jetzt ganz veraltet iſt, woher beym Iſidor arliudan hinausgehen, und bey dem Kero Kalidan weggehen, vorkommt.

Sid er' nan thar uberuuant
Ioh leitta in ander art land,

Nachdem er ihn überwunden hatte, und in ein anderes Land gezogen war, Ottfried, B. 5. Kap. 4. V. 103. wo es in Schilters Ausgabe, wie auch Ihre bemerket, irrig durch ducebat überſetzt iſt. (*) Das alte Gothiſche leithan, Angelſächſ. lithan, Schwed. lida, Iſländ. leita, Holländ. lyden, bedeuten gleichfalls gehen, wohin auch das Griechiſ. λιαζομαι gehe, komme und ἐλευθω ich komme gehören. Im Niederſächſiſchen iſt verleden, noch für verwichen, vergangen, von der Zeit üblich. Verleden Jahr heißt vergangenes Jahr; in der recht platten, langſamen mecklenburgiſchen Sprache vöäler'n loa, wo das ö und ä kurz, das e lang und beynahe wie ein ä ausgeſprochen wird.

Vorzüglich aber braucht man das Wort Leiten jetzt als ein Activum, oder vielmehr Factitivum gehen machen, das iſt, die Richtung der Bewegung eines Gehenden, und in weiterer Bedeutung die Richtung einer Bewegung, und zwar die ganze Bewegung hindurch beſtimmen. In dieſer thätigen Bedeutung heißt es beym Kero ſchon leitan, im Niederſächſiſchen leiden (im recht platten aber leej'n,) im Angelſächſiſ. lädden läden, (ſo wie in einigen andern plattdeutſchen Mundarten

(*) Adelung grammatiſch = kritiſches Wörterbuch. Art. Leiten.

ten noch jetzt lärr'n, auch ledden und leihn üblich iſt,) im Däniſchen lede, im Isländ. leida, im Schwed. leda, im Engl. lead, im Holländ. leiden, geleiden, bey den krainerischen Wenden leidam ich leite. Zu den ältern Verwandten dieſes alten Wortes gehört vornähmlich das im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Leit, Leige der Weg, die Reiſe, woher das Wort Geleite wieder abſtammt. Man ſehe den XVII Th. der Encyklopädie S. 102 fgg.

In mehr eigentlichem Verſtande iſt dieſes Wort mit dem Worte Führen ſehr nahe verwandt, und es ſcheint nur bloß der heutige Sprachgebrauch einige Unterſchiede zu machen. Ein Kind am Führ- oder Leitbande leiten. Einen Blinden bey der Hand leiten. Einen Hund, einen Ochſen oder ander Thier am Strick leiten. Das Waſſer in das Thal, in einen Garten — einen Fluß um die Stadt leiten, u. ſ. w.

Alles dieſes giebt auch faſt ganz die Bedeutung des Wortes führen. Stoſch iſt aber dieſer Meinung nicht, und ſagt in ſeinem Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutender Wörter ꝛc. Th. 1 S. 350: „Man leitet diejenigen, welche nicht im „Stande ſind, ohne Hülfe zu gehen, oder, welche „ohne ſolche Hülfe den Weg nicht finden können. „Man leitet einen Hund, ein Pferd oder andere Thiere „mit einem Strick, damit ſie auf dem rechten Wege „bleiben, und davon nicht abweichen.“

„Man führet diejenigen, welche ſelber gehen, „nur, damit man ihnen den Weg zeigen, oder „ihnen im Gehen eine Bequemlichkeit verſchaffen „möge. So ſagt man: Ich will Sie den kürze-

„ſten, oder den bequemſten Weg führen. — — —
„Man führet ein Frauenzimmer unter dem Arm, da-
„mit ſie (es) ſich ſtützen könne, und im Gehen eine
„Bequemlichkeit habe.“

„Wer geleitet wird, wird allezeit feſt gehalten:
„Wer geführet wird, kann auch frey gehen. Leiten
„kann man nur diejenigen, welche gehen: Führen
„auch diejenigen, welche reiten und fahren. Man
„kann ſagen: Als ich durch den Wald fahren wollte,
„nahm ich mir einen Wegweiſer, welcher mich da-
„durch führen mußte.“

Mit dieſer Auseinanderſetzung der beyden Wör-
ter leiten und führen iſt Adelung nicht ganz zu-
frieden, und vielleicht ſind es mit ihm auch mehrere
andere mit Recht, denn es ſcheint Herr Stoſch die
beyden Wörter meiner Meinung nach zu einſeitig, und
ihre Bedeutung zu eingeſchränkt zu nehmen. Herr
Adelung ſetzt freylich eben wie Herr Stoſch bey
dem Worte Leiten, voraus, daß derjenige, welcher
geleitet wird, dieſer Leitung bedürfe, weil er ohne
dieſelbe nicht im Stande iſt, zu gehen, oder den Weg
zu finden. Allein, es läßt ſich doch nicht in allen
den Fällen brauchen, wo dieſer Begriff ſtatt findet,
und es iſt wahrſcheinlich, daß die Fälle, wo man
führen brauchen müſſe, bloß durch die Uebung zu
erlernen ſind. So ſagt man: Eine Armee führen;
eine Heerde führen; einen Dieb zum Galgen füh-
ren; den Ochſen zur Schlachtbank führen; einem
Kinde die Hand führen, u. ſ. f. in welchen, und
hundert andern Fällen das Zeitwort leiten nicht her-
gebracht iſt, obgleich in einigen ſogar der Begriff
des Feſthaltens zugegen iſt, der doch dem Worte
leiten nicht weſentlich anklebet.

In mehr figürlichem Verſtande verſteht man unter leiten, die Richtung der Veränderung eines Dinges beſtimmen, als: eines Menſchen Gewiſſen leiten oder führen; ſich von jemand in allen Stücken leiten laſſen; ein dunkles Gefühl von Glückſeligkeit leitete ihn u. ſ. f. In dieſem figürlichen Verſtande wird das Wort leiten in einigen Redensarten auch mit der Bedeutung des Wortes lenken verwandt werden können. In der Jägerſprache heißt leiten ebenfalls ſo viel als führen; allein der Jäger ſagt nicht: ich leite den Leithund, ſondern ich führe; hingegen wenn der Habicht ein Feldhun ergriffen, und ſolches mit ſich fortführet, ſo heißt es: Der Habicht leitet das Feldhuhn, ob er es gleich mit ſeinen Fängen hält und trägt.

Leitenberg; ſ. **Leutenberg**.

Leiter, (der) iſt eine Perſon, welche eine andere leitet, ſowohl eigentlich, als im figürlichen Verſtande genommen, und es kommt dieſes Wort von dem Zeitworte leiten. Im Iſidor Lididh, bey dem Ottfried Leitir, beym Stricker Laiter.

Leiter, (die) iſt im eigentlichen Sinne genommen, ein bewegliches Werkzeug, deſſen man ſich zum Steigen bedienet. Es beſteht ſolches aus zwo Stangen, oder langen und leichten Stücken Holz welche Leiterbäume genannt werden, und von Fuß zu Fuß mit kurzen Stecken, welche man Sproſſen (im Plattdeutſchen Tramen oder Spraten) nennet, auf welche man beym Auf- und Niederſteigen tritt, zuſammengehängt ſind. Oben ſowohl als unten, und wenn die Leiter lang iſt, auch in der Mitte befinden ſich breite Sproſſen, die ganz durch die Leiterbäume gehen, und mit hölzernen

Nägeln befeſtiget ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß es ſchon ſo lange Leitern gegeben hat, als Haushaltungen exiſtiren; denn ohne Leitern kann keine Haushaltung auf dem Lande beſtehen, man möchte denn lauter Treppen haben, welches aber nicht angeht. Daher iſt auch der Hauswirth auf dem Lande, mit Leitern aller Art verſehen, die, je nachdem ſie gebraucht werden, auch ihre beſondere Nahmen erhalten, wovon ich weiter hin einige anführen werde.

In dieſer erſten, eigentlichen Bedeutung heißt die Leiter beym Notker Leitero, im Schwabenſpiegel der Laiter, im Niederſächſiſchen de Ledder aber im Mecklenburgiſchen an der Oſtſee, dei Lerrä, im Holländiſchen Ladder, im Engliſchen Ladder, im Polniſchen Letra. Es iſt allem Anſehen nach von leiten, ſofern es im Neutro ehedem gehen bedeutete, gebildet, ein Werkzeug zu bezeichnen, mittelſt deſſen man auf und abgehet oder ſteiget — oder welches einen irgendwo hinauf oder hinunter leitet. Da es bey dem Kero mit vorgeſetztem Hauchlaute auch Hleitar und im Angelſächſiſchen Heäddr lautet, ſo ſoll daraus nach dem Adelung die Verwandtſchaft mit dem Worte klettern erhellen, — welches ich hier aber nicht unterſuchen will, indem ich glaube, daß das Zeitwort klettern viel richtiger von dem hochdeutſchen Worte Klette, (welches figürlich auch eine jede Sache bedeutet, die ſich an eine jede andere ſehr leicht feſthält,) abgeleitet werden kann. Dieſes heißt im Platten Kliew oder auch Klad, und kann alſo mit Kleben verwandt ſeyn. Stoſch ſcheint der Meinung des Friſch (deſſen Wörterbuch Art. Leiter,) zugethan zu ſeyn. Dieſer glaubt, das Wort Leiter komme von lehnen her und mit dem Griechiſchen

κλινω

κλινω überein, weil die Leiter gewöhnlich nur angelehnet wird; aber auch dieſes iſt mir unwahrſcheinlich, und ſcheint mir zu weit hervorgeholt zu ſeyn, da wir doch das Wort leiten ſo nahe haben.

In dieſer eigentlichen Bedeutung, da die Leiter ſtatt einer Treppe zum Auf- und Abſteigen gebraucht wird, giebt es unter andern verſchiedene Arten, oder vielmehr Leitern die zu manchem beſondern Gebrauche beſtimmt ſind, und daher auch in ihrer Länge und Stärke ſich von einander unterſcheiden. Es verſteht ſich, daß eine lange Leiter ſtärkere Leiterbäume haben muß, als eine kurze. Indeſſen braucht der Stadtbewohner, der Hauswirth, der Landmann, der Bürger, der Gelehrte, und viele andere Stände Leitern, die im eigentlichen Verſtände, ſo genannt werden, von verſchiedener Art; und faſt an jedem andern Orte, wo eine Leiter nur bloß zu einem beſondern Gebrauche beſtimmt iſt, hat ſie daher auch ihren beſondern Vornahmen, z. B. Feuerleiter, Gartenleiter, Baumleiter, Sturmleiter, Stallleiter, Bücherleiter, Strickleiter, Scheunleiter, Schorſteinleiter, und dergleichen mehr.

In Hinſicht der Feuerleitern ſehe man Th. XIII. der Encyklopädie im Art. Feueranſtalten S. 74. nach.

Hier wird von Feuerleitern geredet, die im Jahr 1777 zu Petersburg von einem Schlöſſermeiſter Nahmens Delgreen erfunden worden ſind, und ſehr vortreffliche Dienſte in Feuersbrünſten thun ſollen. Ob gerade dieſe Art von Feuerleitern allgemeiner geworden ſind, kann ich nicht behaupten; allein ähnliche Leitern haben wir

auch in Berlin. Sie liegen auf einem beſonders dazu verfertigten Wagen, und können auf demſelben nach Belieben gerade auf oder auch ſchräge geſtellet werden, ohne daß man ſie an das Gebäude lehnen darf, welches mittelſt gewiſſer Winden geſchieht.

Die Garten= oder Baumleitern werden vorzüglich in den Gärten, bey den Obſt= und andern Bäumen gebraucht. Der Gärtner oder Hauswirth hat deren verſchiedene, große und kleine; beſonders aber eine lange einfache Leiter, welche aber ein Paar unter ſich und mit der Leiter verbundene Stützen hat, die weiter von der Leiter entfernt, und näher heran gerückt werden, mittelſt welcher die Leiter nach Belieben hoch oder niedrig geſtellet wird, und auf welchen ſie ruhet, um nicht an die Bäume angelehnet werden zu dürfen, wodurch die jungen Zweige und Aeſte ſonſt leicht beſchädiget werden. Man gebraucht dieſe großen Leitern beſonders dazu, um die hohen Bäume zu beſchneiden, und das Obſt abzunehmen. Die doppelte Gartenleiter iſt nicht völlig ſo lang. Es beſteht ſolche eigentlich aus zwey Leitern, davon jede unten beträchtlich breiter iſt als oben, woſelbſt beyde mit einander durch Gelenke verbunden ſind, damit ſie weiter auseinander und näher zuſammengeſtellet werden können. Die beſten von ſolchen doppelten Gartenleitern ſind diejenigen, welche oben ein Gefäß für den Gärtner haben, oder auch ein ſo breites Brett, daß er darauf ſtehen und arbeiten kann. Gewöhnlich zieht der Gärtner bey der doppelten Leiter einen Strick von einer Leiter zur andern, bindet ihn an beyden Leitern feſt, und verhindert dadurch, das beyde Leitern unten nicht weiter auseinander glei-

ten,

ten, als ſie geſtellet ſind. Hauptſächlich dienet dieſe Art Leitern dazu, wenn man unter den Bäumen Verrichtungen hat, und daſelbſt an den dünnen Zweigen keine gemeine Leiter anbringen kann, um alsdann daran in die Höhe zu ſteigen, ſich oben niederzuſetzen, und ſo mit beyden Händen die Geſchäfte zu verrichten. Uebrigens aber nennt der Gärtner auch eine jede andere einfache Leiter, die er nur beſonders zu ſeinem Gebrauche im Garten hat, eine Gartenleiter.

Eine Sturmleiter iſt im eigentlichen Verſtande eine ſolche einfache Leiter, welche oben an jedem Leiterbaume einen ſtarken eiſernen Haken hat, um die Leiter bey Stürmen oder bey Belagerung einer Stadt oder Feſtung damit deſto ſicherer an die Mauern anzuhängen. Man ſehe den Art. Sturmleiter. Uebrigens aber werden die Feuerleitern auch Sturmleitern genannt.

Eine Stallleiter nennt man auf dem Lande gewöhnlich eine ſolche, die nur dazu beſtimmt iſt, nach den Ställen hinaufzuſteigen; ſo wie in den Bauerhäuſern diejenige Leiter, auf welcher man zum Boden hinauf ſteigt, ausſchließungsweiſe die Bodenleiter genannt wird, weil ſie immer auf ihrer Stelle ſteht, und faſt zu nichts anders gebraucht wird. Im recht Platten de Böähnlarräh. Hat nun der Landmann recht ſehr lange Leitern, die er beſonders beym Decken der Gebäude mit Strohdächern gebraucht, und ſonſt wieder in Verwahrung gebracht werden, ſo nennt er eine ſolche eine Dachleiter.

Bey den Bücherleitern ſcheint die Beweglichkeit oder Tragbarkeit derſelben nur das Unterſcheidungszeichen von einer Treppe zu ſeyn, denn ſie hat

hat ebenfalls Stufen, wie eine Treppe. Man ſehe hierüber den VIIten Th. der Encyklopädie, S. 327, Art. Bücherſaal.

Eine Strickleiter iſt ganz von Stricken verfertiget; gewöhnlich hat ſie oben ein Paar Haken, womit ſie an eine Mauer oder ſonſt an irgend etwas Anderes befeſtiget werden kann. Man gebraucht ſie dazu, ſich aus einem Fenſter, oder ſonſt von einer Höhe damit hinab zu laſſen. Auf den Schiffen aber ſind die Strickleitern (zwar auch von Stricken verfertiget) diejenigen Leitern, auf welchen die Matroſen oben nach dem Maſtkorbe hinaufſteigen. Es wird dies Wort als ein eigener Artikel vorkommen.

Unter einer Scheunleiter verſteht unſer Landmann vorzüglich diejenige große Leiter, welche in der Mitte der Scheundiele perpendikulär in die Höhe, faſt bis zum Hahnenbalken gehet. Sie iſt an der Wand mit Riegeln und eiſernen Klammern befeſtiget, und die Leute ſteigen auf ſolcher in der Scheune ſo hoch als ſie wollen, um zu jeder Lage Getreide oder Futter kommen zu können. Auch die Dreſcher klettern (eigentlich muß man hier wohl klettern ſagen, weil ſie ganz gerade in die Höhe ſteht,) an derſelben in die Höhe, und werfen von oben die Garben durch den offenen Raum, der um der Leiter und des Steigens willen gelaſſen iſt. Unter Scheure oder Scheune wird hiervon mehr geſagt werden.

Die Schorſteinleiter iſt eigentlich diejenige, welche die Schorſteinfeger in großen Städten ſtets bey ſich tragen müſſen, um in die Schorſteine hinein zu kommen, weil nicht jedes Haus eine ſolche Leiter hat. Sie iſt klein und leicht, und

und daher auch für junge Lehrlinge tragbar. Wo ich nicht irre, ſo nennen die Schorſteinfeger ſie in ihrer Sprache die Stiege.

Beym Bergbaue werden viele Leitern gebraucht, allein der Bergmann, welcher ſo wie der Jäger viele Eigenheiten in ſeiner Kunſtſprache hat, ſagt nicht Leiter, ſondern Fahrt. Man ſehe Th. XII. der Encyklopädie, S. 123. im Art. Fahrt.

Im figürlichen Verſtande nennt man viele andere Dinge auch Leitern, die nur Aehnlichkeit mit den einfachen und gemeinen Leitern haben; und es werden alsdann häufige Vorwörter dazu geſetzt, die bloß nach der ſpecifiſchen Differenz hinzeigen. Z. B. Wenn nun zwar eine Wagenleiter in gewiſſer Hinſicht auch eine Leiter genannt wird, weil ſie zwey Leiterbäume und Sproſſen hat, ſo bleibt dieſes doch immer eine figürliche Benennung, indem ſie nicht zum Steigen gebraucht wird. Es wird im Art. Wagen hiervon weiter gehandelt werden.

Die Leiter bey der Tortur iſt ein einer Leiter ähnliches Werkzeug bey der Folter, auf welchem der Inquiſit mit rückwärts gebundenen Händen ausgedehnet wird. Eigentlich hätte hiervon ſchon unter Folter gehandelt werden müſſen; allein da dieſer Artikel in der Encyklopädie ſich nicht befindet, ſo wird man ihn weiterhin unter Tortur finden.

Die Schrotleiter, ein Inſtrument mittelſt deſſen man volle und ſchwere Fäſſer in den Keller gleiten läßt oder Frachtwagen beladet und abladet, wird zuweilen auch ſchlechthin nur Leiter genannt. Sie beſteht aus zwey ſtarken Bäumen, welche an den Enden, und zuweilen auch in der Mitte durch Querhölzer, befeſtiget ſind, ſo daß

ſie

ſie parallel gegen einander liegen. Hierüber findet man im Art. Schrotleiter ein Mehreres.

Die Gradleiter iſt bey den Thermometern, Barometern u. ſ. f. die ſogenannte Scala oder die mit kurzen Querſtrichen angedeuteten und mit Zahlen verſehenen Grade, wornach man ſich in Hinſicht des Steigens und Fallens des Queckſilbers oder des Weingeiſtes richtet.

Die Tonleiter iſt die ununterbrochene Folge der Töne in der Muſik, entweder von unten hinauf, oder von oben herab, und auch dieſe nennt man eine Scala. Hierüber wird unter Muſik mehr geſagt werden.

Bey den Jägern werden einfache, ſpiegelicht oder viereckig geſtrickte Garne Leitern genannt, und Laufleitern oder Steckleitern ſind nach weidmänniſcher Sprache ſolche niedrige Garne, welche zum Abwehren der Feldhühner vor die Tücher geſteckt werden. Man unterſcheidet ſie von den Steckgarnen, welche beſonders zum Hühner- Wachtel- und Lerchenfange gebraucht, und auf die Erde geſteckt werden.

In der Schifferſprache heißt Leiter (der) (Holländ. Leyer,) überhaupt ein Tau, an welchem etwas geführet wird. Bey Stagſegeln oder den dreyeckigen Segeln, die längſt den Stagen fahren, iſt, wenn ſie nicht unmittelbar am Stage ſelbſt fahren, allemahl ein in der Richtung des Stages geſpanntes Tau, Der loſe Stag, oder der Leiter. (*) An dem obern Lyk, (dem Tau, wel-

(*) Stag, Franzöſ. Etai, iſt auf den Schiffen ein dickes Tau, welches die Maſten von vorn zu in ihrem Stande hält, ſo wie ſie hinterwärts durch die Wände gehalten werden. Er iſt mit dem einen Ende oben über den Sah-

welches dem Segel ſtatt des Saums dient,) ſind Lanwers, das heißt: es iſt an einigen Stellen doppelt, ſo daß kleine Augen darin ſind; in dieſen Augen ſitzen hölzerne oder eiſerne Ringe, ſo daß ſie auf dem Leiter laufen, wie Gardinenringe auf einer Gardinenſtange, welcher letztern Stelle der Leiter vertritt.

Leiterbaum, (der) oder **Leiterbäume** nennt man die ſtarken Seitenſtangen oder Bäume an einer Leiter — ſie ſey eine Steig= oder Wagenleiter, zwiſchen welchen ſich die Sproſſen befinden. Von den Wagenleiterbäumen ſehe man den Artikel **Wagen** wo auch **Wagenleiter** vorkommt.

Leiteritz mit Steinbach, iſt ein churſächſiſches Dorf im Meißniſchen Kreiſe, im Oberamte Dresden, jetzt nach Maxen, im Amte Pirna gehörig.

Leiterſproſſe, die **Leiterſproſſen**, ſ. Art. **Leiter**, (die).

Leiterſtange, iſt ein nicht gar ſtarkes, in die Höhe gerichtetes Zimmerſtück, wodurch Querhölzer, oder ſolche Stecken als die Leiterſproſſen, eilf bis zwölf Zoll weit von einander, gehen, damit man bequem hinauf klettern könne. Man brauchet ſie bey Rammen, Krahnen u. d. gl.

Leitertänzer, iſt eine Perſon welche die Kunſt verſteht, mittelſt der Regeln der Balancirkunſt, eine einfache Leiter ganz frey, ohne ſie irgendwo anzulehnen, hinzuſtellen, alsdann daran in die Höhe zu ſteigen, und ſo wie mit Stelzen damit zu gehen, oder nach dem Tackte der Muſik zu tre=

Sahlingen an demſelben befeſtiget, und mit dem andern Ende unten feſt angezogen. Ein jeder Maſt und jede Stange haben ihren beſondern Stag, welcher denn davon ſeinen Beynahmen bekommt, als der Laufſtag an dem Beſanmaſte u. ſ. w.

treten. Es iſt dieſes ein halsbrechendes Kunſtſtück, und es können dies nicht alle Aequilibriſten, wenn ſie ſonſt auch ſehr gut auf dem Seile tanzen.

Leitertonne, iſt bey den Kürſchnern eine zwiſchen zwey Bäumen oder Bolen, welche die Geſtalt einer Leiter haben, horizontal aufgehängte Tonne, welche überall mit langen hölzernen Nägeln ausgeſchlagen iſt, die Felle darin mit heißem Sande zu trocknen.

Leiterwagen, iſt überhaupt ein jeder gemeiner Wagen mit Leitern, welcher auf dem Lande gewöhnlich unbeſchlagene Räder hat. Der Landmann muß deren verſchiedene haben, und er giebt ihnen entweder nach ihrer Größe, oder nach der Gattung Leitern welche darauf gelegt ſind, auch verſchiedene Nahmen. Z. B. der große Wagen, er habe beſchlagene oder unbeſchlagene Räder (die auch Blockräder genannt werden,) wird, ſobald die Aernteleitern darauf gelegt ſind, der Aerntewagen genannt. Die Aernteleitern unterſcheiden ſich dadurch von andern, daß ſie größer als andere ſind, und die Sproſſen mehrentheils durch den oberſten Leiterbaum hindurch gehen, und oben, eine Spanne hoch über den Leiterbaum geſetzt ſind, um Garben darauf zu ſtecken, aber ſo weit von einander ſtehen, daß ein Menſch bequem hindurch kriechen kann. Liegen aber Fracht- oder Rüſtleitern auf dem Wagen, ſo heißt er ein Fracht- oder Rüſtwagen. Liegen Miſtleitern auf den Wagen, deren Sproſſen nicht viel über eine Hand breit von einander ſtehen, um den Miſt nicht durchfallen zu laſſen, ſo nennt man ihn den Miſtwagen, er ſey groß oder klein. Iſt die Mühle von dem Dorfe entfernt, und der

Landmann muß über Feld zur Mühle fahren, ſo hat er gewöhnlich einen kleinen Wagen mit leichteren, zuweilen beſchlagenen Rädern, dazu, auf welchen er etwas zierlichere Leitern legt, und nennt ihn alsdann den Mühlenwagen. Eben dieſer kleine Wagen erhält auch den Ehrennahmen Stadtwagen, wenn er zu den Fuhren zur Stadt gebraucht wird, wo alsdann der Landmann zuweilen Leitern mit breiten Sproſſen oder Schienen auflegt, von welchen die obern Leiterbäume gebogen ſind, und hinten etwas höher als vorn von dem untern Leiterbaume abſtehen. Ein Brautwagen iſt er, wenn eine Braut darauf über Feld zur Kirche fährt, um ſich trauen zu laſſen; und ein Reiſewagen wird derjenige Leiterwagen auf dem Lande genannt, welcher dazu beſtimmt iſt, Korn zu laden, um ſolches zur Stadt zu fahren, beſonders, wenn auf der Fuhr wegen Entfernung der Stadt, einige Tage hingehen. Dieſer Ausdruck iſt vorzüglich in der Uckermark und Mecklenburg bekannt, wo auch die bey ſolchen Wagen angeſtellten Knechte Reiſeknechte genannt werden.

Es giebt außer dieſen angeführten Benennungen von Wagen, welche bloß auf ganz kleine Veränderungen derſelben in Hinſicht der Leitern, oder des Gebrauchs ſich beziehen, noch viele andere, die hieher gezogen werden können, als Holländerwagen, Todtenwagen, u. ſ. w. Man ſehe übrigens den Art. Wagen.

Leitfaden, (der) iſt eine figürliche Benennung eines Dinges, mittelſt deſſen man ſich in ſeinem Verhalten beſtimmen oder leiten läßt. Nach Hrn. Adelung ſtammet dieſe Figur aus der griechiſchen Mythologie, und zwar von dem Theſeus her,

her, welcher ſich mittelſt eines Knäuels Garn aus dem Labyrinthe half. Uebrigens bedienen wir Deutſchen uns dieſes Wortes ſehr häufig, und es wird die Figur oft weit ausgedehnt. Z. B. Der Lehrer auf Univerſitäten nennt dasjenige Compendium worüber er lieſet, ſeinen Leitfaden — ein Zimmermann oder Mauermeiſter hat ſeinen Leitfaden an ſeinem Riſſe, und ſo giebt es viele tauſend andere Handlungen die nach einer gewiſſen Norm vollführet werden, wovon man nicht abgehet, und welche man ſeinen Leitfaden nennet.

Leitfeuer, auch in einiger Rückſicht **Lauffeuer** genannt, iſt bey der Feuerwerkskunſt, oder bey dem Steinſprengen eine lange Linie hingeſtreueten Schießpulvers, das Feuer damit an einen entfernten Ort hinzuleiten; oft ſind es auch andere angebrachte Materialien, die nur ſicher und ſchnell weiter brennen. Hierher gehören auch die ſogenannten Würſte, welche von Leinwand gemacht, und voll Pulver gemacht werden, um die Minen ſicher anzünden zu können, damit keiner dabey Schaden leidet. Alle dieſe Dinge nennt man zuweilen auch Lauffeuer, weil es von einem Orte zum andern läuft. — Sonſt aber verſteht man in der Tactik unter letzterem Worte das Feuer der Soldaten in der Art, wenn ein Mann nach dem andern ſein Gewehr abfeuert, ſo, daß immer ſo ſchnell als möglich Schuß auf Schuß folget.

Leith, iſt eine anſehnliche Handelsſtadt nebſt einem Hafen in der ſüdſchottiſchen Landſchaft Lothian, an dem Meerbuſen bey Edinburg, wo der Fluß Leith hineinfällt. Die Edinburger bedienen ſich ſehr dieſes Hafens. Es kamen im Jahr 1781 hieſelbſt 1864 Schiffe an. Zum auswärtigen Han-

del beſchäftigte dieſe Stadt, nach Arnot, 52 Schiffe von 6800 Tonnen und 428 Seeleuten, und zum einheimiſchen oder Küſtenhandel 44 Schiffe von 3346 Tonnen und 281 Seeleuten. Das vornehmſte Gewerbe geben die Glashütten und das Lichtziehen, welches 1770 in Gang gekommen iſt, ſo daß 1777 hier 15883 Centner Glas, meiſtens Bouteillen, und 138111 Pfund Lichter verfertiget wurden. Die dortigen Lichter ſollen ſehr gut ſeyn, und vortheilhaft brennen, weil die Weide in der Gegend nicht zu fett, alſo der Talg daſelbſt nicht ſchmalzartig iſt, wie in den fetten hollſteiniſchen Gegenden.

Leitha, iſt ein Fluß, welcher in Niederöſterreich entſpringt und bey der Stadt Altenburg in Ungarn, in einen Arm der Donau fällt; ſie macht die Gränze von Ungarn.

Leithaberg, iſt eine Anhöhe, an welcher im öſterreichiſchen Kreiſe, im Lande unter der Ens, ein Markt oder Marktflecken, Nahmens Au lieget, welcher unter die königl. kaiſerl. Herrſchaft Scharfeneck gehöret.

Leithammel, im Niederſächſiſchen Bellhammel, im recht Platten Leyhamel, im Holländ. Bellhamel, Belleman, von der Belle, d. i. Glocke oder Schelle, Franzöſiſch Clocheman, iſt in der Landwirthſchaft und beſonders in den Schafherden ein abgerichteter gemeiniglich mit einer Glocke verſehener Hammel, das Treiben der Schafe zu erleichtern. Weil die Schafe geſellig ſind, ſo, daß wo eins hingehet, die andern alle ihm nachfolgen, ſich auch bald zu dem Menſchen gewöhnen laſſen, daß ſie ihm wie ein Hund nachlaufen, ſo haben die Schäferknechte im Gebrauch, ſich einen Hammel abzurichten, der ihnen auf den Wink folgt, mittelſt deſſen ſie nächſt

einem guten Schäferhunde hernach die ganze Heerde leiten können, wohin ſie wollen. Hieraus erhellet, wie der Schäferknecht vor ſeiner Heerde gehen kann, indem der Leithammel ihm folgt, dem folgen wieder die Schafe, und wenn er einen guten Hund hat, ſo beſchließt dieſer den Zug, und treibt die langſamen zum Gehen an. Wegen der außerordentlichen Furchtſamkeit der Schafe, hält es allemahl ſchwer, eine Heerde vor einem ihnen ſchreckhaften Gegenſtande vorbey — oder über eine ſchmahle Brücke zu treiben. Iſt ein Leithammel vorhanden, ſo geſchieht ſolches ohne Mühe; hat der Schäfer aber dergleichen nicht, ſo ergreift er einen andern Hammel, oder ein Schaf, und ſchleppt ſolches über den gefürchteten Ort, worauf ohne alle Umſtände alle andere nachfolgen. Eben dieſes Mittels bedienen ſich auch häufig die Schlächter, wenn ſie Hammel oder Schafe treiben.

Leithar, auch **Schoßgras** genannt; ſ. **Lulch**.

Leithhill, auch **Leith**, iſt ein Hügel in der Landſchaft Surry in England, welcher einen der ſchönſten Proſpecte darbietet. Wenn man zum Hügel hinauf iſt, ſo hat man zu ſeinen Füßen einen großen Theil von Surry, Suſſex und Kent, wo allenthalben Wälder, Aecker, Viehheerden vortrefflich abwechſeln, und Reihen von Bäumen gepflanzt ſind. Dies ſchöne Thal iſt ohngefähr 30 engliſche Meilen breit und 60 lang. Gegen Süden wird es durch eine majeſtätiſche Reihe der ſüdlichen Hügel und der See begränzt, und es läßt ſich ſchwer beſtimmen, ob dieſe Hügel, welche in einer Weite von 30, 40, bis 50 Meilen ihr Haupt gegen die Wolken empor heben, einen ehrwürdigern oder das dazwiſchen liegende Thal, einen reizendern Anblick geben. Gegen Mittag erblickt man bey heiterm Him-

Himmel die See zwiſchen einer Oeffnung der Berge. Was dieſen Anblick aber vornähmlich merkwürdig und groß macht, iſt, daß man zu gleicher Zeit in der Entfernung von 30 Meilen die See, und gegen Süden die reizendſte Landſchaft, und indem man ſich nur ein wenig gegen Norden wendet, den ganzen Strich bis nach dem 25 Meilen entfernten London, und über die Stadt hinaus Hampſtead und Highgate ſieht. Im Jahr 1766 ließ, wie die Inſchrift ſagt, ein gewiſſer Hill hier einen Thurm aufbauen, damit jedermann dieſes herrlichen Proſpectes mit mehrerer Muße und Bequemlichkeit genießen kann. (*)

Leithund, iſt bey dem Weidewesen der vornehmſte und edelſte Jagdhund. Er wird vorzüglich dazu gebraucht, um das verborgene Wild auszuforſchen, wo und in welchem Dickicht es ſich aufhalte, welchen Weg es dahin genommen, und wie ihm nun beyzukommen ſey; daher iſt er auch die ganze Stütze der Kunſt eines Jägers. Im Mittlern Latein, Canis ductor; im Schwabenſpiegel Laithund; in den alten bayeriſchen Geſetzen Leitihunt. Gemeiniglich giebt der Jäger ſeinem Leithunde den Nahmen Waldmann, und wenn es eine Hündin iſt, Waldin oder Hela; indeſſen leidet dieſe Regel viele ſehr willkührliche Ausnahmen.

Man nimmt einen gemeinen Jagdhund dazu, doch, muß er von guter Art ſeyn, wohl proportionirt, nicht hochbeinig, die vordern Läufe etwas kürzer, als die hintern, und dabey einen etwas lan-

(*) Volkmanns neueſte Reiſen durch England ꝛc. Leipzig 1781. Dieſer hat obige Beſchreibung aus dem Dennis entlehnet, welcher ſolche ſchon im Jahre 1717 herausgab, und dieſe Ausſicht den berühmteſten in Italien vorzog. Man ſehe deſſen Letters familiar, moral and Critical B. 1. S. 30.

langen Hals, damit er gut und bequem ſtets mit der Naſe an der Erde ſeyn kann; Bruſt und Kreuz müſſen ſtark ſeyn, ſo wie auch die Ruthe ſtark und herabhängend; der Kopf dick, ein dickes Maul und weit offenſtehende Naſenlöcher, lange, breite, herabhängende Ohren, welches überhaupt einen Jagdhund zieret, und alsdann ſieht man gerne darauf, wenn er gut gezeichnet iſt.

Die Leithunde werden von Jugend auf dazu gewöhnet, daß ſie nicht bellen oder anſchlagen, wodurch ſie bey der Arbeit das Wild verſtören würden; daher bindet man ſie dort an, wo die meiſten Menſchen ſind, um ſie daran zu gewöhnen. Wenn ſie noch klein ſind, ſind ſie ſehr blöde, und erſchrecken, oder fürchten ſich vor allem, verkriechen ſich zum öftern ins Stroh, ſchreyen, ſind ſcheu, und müſſen daher wohl in Acht genommen werden, daß man ſie nicht ſchlage, oder von andern Hunden beißen laſſe, ſondern man liebkoſet und ſtreichelt ſie, welches ſie gerne haben, und machet ſie alſo von Jugend auf mit Freundlichkeit und Sanftheit zum Führen bändig.

Mit ihrem Fraße muß man ſehr ſorgfältig verfahren, damit ſie nicht zu fette und zu naſſe Koſt erhalten, ſo wie auch nicht viel Fleiſch, weil ſie nur zu gewiſſer Zeit des Jahres zu arbeiten haben, und übrigens ruhen, ſonſt triefende Augen erhalten, auch zu fett und zu träge werden. Da ſie indeſſen jederzeit ſatt werden, und bey Kräften bleiben müſſen, ſo giebt man ihnen völlich Brod und Waſſer, zwiſchendurch auch Milch, und manches Mahl etwas Fleiſchbrühe über die Brodbrocken. Meiner Meinung nach iſt ihnen aber auch etwas Salz zuweilen ſehr geſund, welches den

den Schleim in ihrem Magen aufloͤſet, und dieſes bringet man ihnen ſehr leicht bey. Man brockt Brod in eine Schuͤſſel, ſtreuet Salz darauf, und gießet kochendes Waſſer daruͤber; dies wird zu einer Art von Suppe, die aber dennoch dick und ſteif, voller Brocken bleibt, welche ſie ſehr gerne freſſen, darauf ſaufen, gute Eroͤffnung haben, und munter werden.

Einige Jaͤger kochen den Leithunden Fuchszungen, wenn ſie wegen Mangel der Bewegung nicht freſſen wollen, oder bringen ihnen auch Coriander in Kaͤſe oder Butter bey. — Erſteres Mittel iſt ganz unnuͤtz, indem nach neuern Unterſuchungen die Fuchszunge weiter nichts leiſtet, als jede andere Zunge, ſie moͤchte dann ſtark eingeſalzen ſeyn — und da waͤre alsdann doch das Salz, wie ich vorher anfuͤhrte, mit dem Brod vermiſcht, viel beſſer angebracht. Andere nehmen auch Pfeffer, welches ſeiner Schaͤrfe und Hitze wegen beſonders den Huͤndinnen nicht gut iſt. Es greift der Pfeffer ihre Nerven zu ſehr an, und benimmt ihnen die Wolluſt; ſie werden auch ſchwach darnach, wie ein Menſch nach hitzigen Wuͤrzen und Getraͤnken, und wenn ſie in der erſten Viertelſtunde der Arbeit auch raſch ſind, ſo verliert ſich dieſe Raſchheit hernach ſehr bald. Setzt man aber uͤberhaupt die Pfeffer-Cur mit ihnen bey jeder Gelegenheit fort, wenn ſie nicht freſſen wollen, ſo verdirbt man ſie ganz; ſie werden ſchwach und unbrauchbar.

Oft giebt man den Leithunden Genuß von einem Wilde, wenigſtens ſo oft als mans haben kann, und waͤre es auch nichts weiter, als Schweiß, wodurch ſie in der Eigenthuͤmlichkeit des Hirſchgeſchlechtes, und der wilden Schweine gerecht wer-

den, wovon weiterhin noch mehr geſagt werden wird, da dieſes ein nothwendiges Stück bey einigen Leithunden iſt.

Man gewöhnet die Leithunde von Jugend auf dazu, daß man ſie vor ſich her führet, und zwar an einem Seil, oder Riem, der manchmal 24 Fuß lang iſt, und dieſes geſchieht zuerſt auf anmuthigen Feldern und grünen Raſen, wobey man aber aufs ſorgfältigſte zu verhüten ſucht, daß ſie keinen Haſen, Füchſen u. d. gl. nachſpühren. Einige Jäger bleuden ihnen ſogar in der Jugend ſchon die Augen mittelſt eines braunen Staubpilzes, oder Boſiſtes, damit ſie mehr mit der Naſe ſuchen, als mit den Augen herumſehen, und die Fährte nicht ſo leicht verlieren. Zu dieſem Ende reiben ſie ihnen auch die Naſe mit altem Käſe ein, damit ſie ſolchen ablecken, die Naſenlöcher reinigen, und alſo ihre Geruchsnerven ſtärken.

Der Leithund muß ſtets anliegen, allein, wenn es im Winter zu kalt iſt, nimmt man ihn von ſeiner Hütte weg und bringt ihn in ein wärmeres Behältniß; zu Anfang des Aprils legt man ihn wieder an die Kette, damit er mit deſto beſſerm Nutzen im May und Junius bey ſchönen ſtillen Morgen gearbeitet werden könne. Um dieſe Zeit hat das Wildbret gemeiniglich ſchon abgehäret, und giebt nicht ſo außerordentlich ſtarke Witterung, als vor und bey der Härung, wobey man den Hund nicht wohl mit der Naſe an dem Erdboden halten kann, weil er bey der ſtarken Witterung gerne und lieber mit dem Winde ſuchet. Kalte rauhe Luft aber dämpfet und vermindert die Witterung. Im Julius und Auguſt finden ſich ſchon häufig Winde ein, die die Witterung vertreiben,

ſo

ſo wie im September die Hirſchbrunſt abgehet, und das Gras zu hoch gewachſen iſt.

Die Frühlingszeit, in welcher der Leithund gearbeitet wird, nennt man die Behängenszeit, und das Arbeiten des Hundes geſchieht auf folgende Weiſe: Der Jäger zieht früh Morgens, wenn das Wildbret oder die Hirſche zwey bis drey Stunden von den Feldern ſchon zu Holz ſind, mit dem Leithunde, ſeiner Halſung und dem Hängeſeil, vor dem Holze an den Feldern und Wieſen hin, löſet den zuſammengewickelten Riemen oder die Tocke von einander, nimmt den Leithund an dem Hängeſeil mit der rechten Hand, einem Bruch von friſchen eichenen Laube in der Linken, zieht damit ferner fort, und läßt den Hängeſeil ſchleppen. Anfänglich muß der Jäger den Leithund auf dürren Leeden, und trocknen harten Plätzen, wo er den Thauſchlag nicht ſehen kann, arbeiten: denn, wenn ein ſolcher Hund zuerſt und zwar zum öftern auf eine friſche Fährte, die er ſehen kann, gearbeitet wird, und man kommt hernach mit ihm auf harte Leeden oder Kieß und trockne Felder, wo die Witterung ſubtiler iſt, und man wenig oder gar nichts ſehen kann, ſo fällt er ſolche entweder gar nicht, oder doch wenigſtens kaltſinnig an, und ſucht nicht weiter fort. Wenn nun der Leithund ſo weit gebracht iſt, daß er richtig ſucht, und nichts übergeht, ſo ſpricht man ihm immer freundlich zu. Die alten, an den Geſetzen der Alefanzereyen noch gewöhnten Jäger ſagen gewöhnlich: He! He! Hin! und wiederholen ſolches zum öftern.

Hitzige junge Hunde, die ohnehin ſchon ſtarke Begierde zum Suchen haben, werden durch vieles Zuſprechen bald laut, welches ihnen hernach

nach ſchwerlich abzugewöhnen iſt. Faule Hunde hingegen muntert man durch öftern Zuſpruch deſto beſſer auf, daß ſie die Fährte mit mehr Luſt und größerem Fleiße ſuchen. Wenn der Hund eine Fährte findet, ſteht der Jäger ſtille, und giebt dem Hunde das Hängeſeil mit leiſer Hand willig nach, zu ſehen, was er thut. Beharret er hierauf, und man hat die Fährte als richtig erkannt, ſo liebet man den Hund ab, das heißt, man ſchmeichelt und ſtreichelt ihn mit der Hand und dem eichenen Bruche. Altmodiſche Jäger ſagen alsdenn: Was da? mein Mann, was ſchleichet daher Geſellmann? —

Wenn der Hund ferner an der Fährte feſt beharret, läßt man ihn am Hängeſeil hinausfahren, und ſolche Fährte wiederſuchen. Hat man dies etliche Mahl gethan, und geſehen, daß er die Fährte ſtets wider aufnimmt, ſo hilft der Jäger ihm mit der linken Hand unter dem Halſe etwas empor, daß er geſtreckt ſtehet, liebt ihn wieder ab, und beſtreicht ihm mit dem eichenen Bruche die Augen, und überhaupt das Geſicht, und legt alsdann den Bruch auf die Fährte, wodurch dem Hunde die Witterung davon benommen wird. Hierauf trägt man ihn ab, das heißt, der Jäger nimmt den Hund auf, und trägt ihn eine Strecke von der Fährte ſeitwärts weg, wo keine Fährte iſt. (Man ſehe den Art. Abtragen.) Kann man Schatten haben, ſo iſts deſto beſſer, um daſelbſt den Hund angebunden etwas ausruhen zu laſſen.

Während des Arbeitens des Leithundes hütet man ſich aber, daß man mit demſelben auf keine gebrannten Stätte, Heideplätze, Kohlbrennerflecke, noch an einen andern Ort, wo viel Blumen ſtehen, oder ein Geſtank von Theer- und

Pech-

Pechöfen, Aas und Luderplätzen, Flachsröſten, viel friſcher Miſt und dergleichen iſt, hinkomme, weil ſolches dem Hunde an der Witterung ſchädlich iſt, und ſeine Naſe dergeſtalt einnimmt, daß er die reinen Dunſttheilchen der Fährte nicht ganz empfinden kann. Eben ſo läßt man auch den Hund nicht gerne wider den Wind ſuchen, weil dieſer ihm den Geruch von dem Wilde entgegen bringet, woher er mit der Naſe in die Höhe gehet, und die Spur fahren läßt. Eben dies iſt auch der Fall, wenn man den Hund mit zu langem Hängeſeil an Sträuchen, Schilf, Getreide oder langem Graſe führet, wobey er auch immer den Kopf in die Höhe richtet, um ſich umher ſehen zu können, worüber ſie endlich die Fährte gar vergeſſen. Hier muß man ihn auch kurz halten, und wenn er gar Wild ſiehet, mit dem eichenen Bruch verblenden oder ablieben; iſt er aber hartnäckig, ſo ſchnellet man ihn mit dem Hängſeil. (Dieſes wird die Figur 4519 vorſtellig machen.) Wenn aber gegen Mittag, etwa um 10 Uhr oder auch weiter hin die Hitze zunimmt und die Fährte austrocknet, der Leithund auch matt geworden, ſo wird mit demſelben wieder nach Hauſe gezogen, und die fernere Arbeit auf den andern Tag verſparet.

Der Leithund muß auch auf der Wieder- oder Rückfährte gearbeitet werden, und zwar deßhalb: Man hat oft bey hartem Wetter nicht ſo viel Platz, daß auf des Thieres Eingang zu Holze Erkenntniß der Tritte zu finden iſt, und man es folglich nicht genau anſprechen könne, beſonders da ein laubiger und graſiger Boden ſolches ſelten zuläßt; in dieſer Hinſicht läßt der Jäger gleich den Hund auf der Rückfährte ar-

beiten, und ſolcher ſo lange nachhängen, bis er genugſame Kenntniß und Zeichen findet; weßhalb denn auch der Hund gleich Anfangs beym Ausführen, zu ſolcher Wieder- oder Rückfährte, weil er ſie ohnedies nicht gerne ſucht, da ſie ſchon kälter und von ſchwächerer Witterung wird, zu gewöhnen und zu arbeiten iſt. Bey Jagd- und Hühnerhunden iſts aber ein großer Fehler, wenn ſie Rückfährte jagen, da man ihnen alsdann mit der Peitſche entgegen kommen und ſie zurückjagen muß.

Gemeiniglich ſind die alten ausgeführten Hunde, nach der Jägerſprache, die ſchon verſchiedene Behänge auf ſich haben, das heißt, die ſchon verſchiedene Jahre gearbeitet ſind, woher ihnen die Hitze bereits vergangen, und die wegen blöder Augen nicht ſehen, ſondern ſich allein auf ihre Naſe verlaſſen müſſen, die beſten zum Gebrauch.

Iſt ein Hund von guter Art aber etwas träge, und man will ihn begierig machen, ſo kann es nicht ſchaden, wenn man ihn einigemahl hinter dem Hirſch zu jagen erlaubet.

Wenn ein Hirſch oder ein Thier mit vielen Wiedergängen den Jäger irre machen wollte, ſo muß er ſolches weitläuftiger beziehen, bis er alle Ein- und Ausgänge um den Dickicht eingeſchloſſen hat, und keine Fährte wieder herausfindet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſagt der Jäger: er hat einen jagdbaren Hirſch beſtätiget, und ſteckt ſich (ſich ſelbſt krönend — —) an dieſem Tage einen Eichenbruch auf den Hut. — Dieſe Gewohnheit rührt wahrſcheinlich noch von den älteſten Zeiten her.

Bey dieſem Beſtätigen mit dem Leithunde iſt aber noch folgendes zu merken; Es muß vornähmlich der Jäger ſobald er den Hirſch oder das Thier zu Holze gerichtet (geſuchet) hat, und ehe er demſelben im Holze oder ſonſt vorgegriffen, und wo es ſtecken bleibet, erfahren will, dieſes wohl in Acht nehmen, daß er fürs erſte ausmache, woher daſſelbe komme, und ob dieſes der erſte oder letzte Gang ſey. Hat er nun Gewißheit von dem Gange, daß er der einzige zum Dickicht ſey, ſo muß er ihn alsdann im Dickicht um dieſe Gegend, wo er glaubet, daß ſolches am liebſten bleibe, vorgreifen; findet er die Spur wieder über den Weg, ſo ſchlägt er abermahl vor, findet ſich die Fährte nun nicht, ſo bleibet der Hirſch oder das Thier daſelbſt; gehet es aber wieder über den Weg, und wechſelt zurück, fünf, zehn und mehrere Mahle, ſo hat er ſich daran nicht zu kehren, ſondern beobachtet die Gänge ganz genau, wie viel deren gethan worden. Sind es 4, 6, oder 8 an der Zahl, ſo nennt ſie der Jäger gerade Gänge, und er hat den Glauben, daß der Hirſch oder das Thier alsdann zurückbleibet, wo es anfangs hergekommen; ſind aber die Gänge ungerade, als 3, 5, oder 7 und ſo fort, ſo hält der Jäger es für gewiß, daß der Hirſch dort ſtecke, wo er hin gewollt hat.

Iſt aber die Gelegenheit des Reviers ſo beſchaffen, daß der Hirſch von einem Feldholze zum andern, etwa auf einen Schlag im Geäſe, oder vom Holze zum Getreide, und wieder zurückginge, und alſo der Weidmann gerade Gänge hätte, ſo muß er, wenn er zumahl nicht weiß, ob er am vorigen Tage in dieſem oder jenem Holze

oder im Getreide geſtecket hat, wohl aufmerken, welchen Gang der Hund am liebſten ſuchet, und vornähmlich, wie der Thau gefallen iſt; denn, iſt der Hirſch vor dem Thau zu Holze gekommen, ſo dämpfet der Thau die Witterung in der Fährte dergeſtalt, daß oft der Hund den erſten Gang eben ſo gern als den andern ſuchet.

Es geſchieht aber auch, wenn der Hirſch, da er erfüllet, (man ſehe den Art. Erfüllen, Erfüllung,) nur aus Wolluſt auf einen Schlag (*) oder ins Feld gehet, und daſelbſt ſchläget, (**) alsdann aber gleich wieder zu Holz eilet, daß die Suche der Gänge einander faſt gleich iſt, da hat alsdann der Jäger wohl vorzugreifen, und nachzuhängen, wo etwa der Hirſch geäßet oder geſchlagen, und dieſe Gänge genau zu unterſuchen — dann erſt wird er finden, welches ſein erſter und letzter Gang ſey; ja er kann, nachdem die Sonne wieder etwas in die Fährte geſchienen, auch wieder darauf ziehen, und er wird finden, wenn der Thau etwas abgetrocknet und die Witterung aus dem Tritte wieder in die Höhe ſteigen kann, daß der Hund ſolche nun lieber, als des Morgens ſuchen wird. Alles dieſes muß der Jäger, welcher nur irgend etwas leiſten will, mit Beurtheilungskraft und unermüdetem Fleiße lernen, und hernach ausüben.

Eine

(*) Schlag, Hauung, Gehäu, iſt entweder der Ort, wo man Holz ſchlagen laſſen will, oder wo der Holzſchlag ſchon geſchehen.

(**) Wenn vom Hirſche geſagt wird, daß er in einem Holze oder auf dem Felde ſchlage, ſo heißt ſolches, daß er, mit dem Geweihe in die Erde, in Ameiſenhaufen und in den Sulzen tobe, mit den Läufen ſcharre und dergleichen mehr. Der Hirſch thut ſolches aber entweder aus Luſt oder aus Grimm, da er alsdann ſein Gehörne reiniget und abſchleifet. Sonſt heißt auch ſchlagen beym Hirſche, wenn er mit ſeinem Gehörne Menſchen und Hunde beſchädiget.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es im Winter mit den Kreiſen, es ſey rohes oder ſchwarzes Wildbret, Wölfe, Luchſe, oder Füchſe u. ſ. w. Auch hier nimmt der Jäger die geraden oder ungeraden Gänge genau in Obacht, auch wo ein Thier den vorigen Tag geblieben, oder wo es in derſelben Nacht herkommt.

Wenn nun zwar noch bis jetzt von den mehreſten Jägern und Jagdliebhabern behauptet wird, daß man von der geraden oder ungeraden Zahl der Gänge ganz ſicher auf den Aufenthaltsört des Wildes ſchließen könne, ſo habe ich auch dieſes deßhalb hier als eine Regel der Jäger, die noch immer befolgt wird, niedergeſchrieben. — Ich verſichere aber, daß ich ganz anderer Meinung bin, und überhaupt nicht glaube, daß ein wildes Thier deſſen Gänge von ſo manigfaltigen innern und äußern Urſachen abhängen, ſich an einer geraden oder ungeraden Zahl der Gänge binden könne. So oft habe ich, da von Jugend auf das Jagdweſen mein größeſtes Vergnügen war, abergläubigen — und mit ihrem Verſtande in Jagdformalitäten gehülleten Jägern ein anderes gezeigt. Sie hatten aber immer Ausreden, ſie mochten gehauen oder geſtochen ſeyn. — — — Es geht in der Jägerey eben ſo, wie in manchen Stücken der Theologie. Die Lehrer, welche an finſtere ſkeptiſche Syſteme oder gar an Sprüchlein aus den Kirchenvätern und Geſangbüchern gewöhnt ſind, und mit dieſen Schwertern fechten, ſind freylich auch Lehrer, und lehren — — — viel abgeſchmacktes Zeug, welches noch immer von vielen Lehrlingen, die nicht denken, ſondern bloß lernen und nachbeten, gierig verſchlungen wird, allein Verſtand der Sache und Wahrheit feh-

fehlen hier ganz. So geht es auch dem Weidemanne, der einen in Vorurtheilen und Aberglauben gehüllten Lehrprinzen gehabt. Viele Jäger glauben aber an alles das nicht, allein, ſie bedienen ſich ſolcher Lehren und Grundſätze häufig, um Unkundige im Jagdweſen von der Fährte und überhaupt einem Revier abzuziehen, damit dieſe theils nicht ſehen, was für Wild, und wie viel im Dickicht ſich verborgen hat, theils auch, um das Wild nicht unnützerweiſe aufjagen und anſchießen zu laſſen.

Es geht ſogar ſo weit, wenn Jäger wiſſen, daß ein Fremder, ein Liebhaber oder auch die Herrſchaft ſelbſt einen Tag jagen wird, das ſie alsdann groß und klein Wildbret von dem Reviere, wo es ſich ſonſt aufhält, verſcheuchen, und in ein benachbartes Revier zu treiben ſuchen, wo ſie mit dem Jäger des Reviers ſchon überein wiſſen. Die Herrſchaft, oder wer ſonſt jetzt jagt, muß ſich nun durch den Augenſchein überzeugen, daß auf dem Revier wenig Wild vorhanden ſey, daß der Jäger alſo kein Wild heimlich verkaufen, auch der Herrſchaft nur wenig liefern, folglich auch wenig Schießgeld verdienen könne, woher die Herrſchaft ſich oft genöthiget ſieht, entweder das Schießgeld oder den Lohn zu erhöhen. Solche und andere ähnliche Streiche fallen bey der Jägerey nicht ſelten vor.

Wenn es eine Nacht hindurch geregnet hat, ſo ſucht der Leithund den Morgen darauf nicht ſo gut als ſonſt, und hiervon iſt die Urſache, weil die häufige Näſſe nicht allein von dem Wilde ſelbſt, ſondern auch zwiſchen den Schalen die Witterung wegſpühlet. Es iſt bey dieſen Fällen am beſten, mit dem Hunde gar nicht auszuziehen,

eben

eben wie beym Winde und kalter Luft, weil alles dieſes die Witterung des Wildes vermindert. Der Wind verſchlägt dem Hunde die Witterung ſo ſehr, daß er immer unbeſtändig mit der Naſe iſt. Iſts wider den Wind, ſo greift er nicht zur Erde, iſt mit der Naſe bald hoch, bald niedrig, ſo wie ihm die Witterung entgegen kommt, wodurch ſelbſt ein guter Hund, wenn ſolches oft geſchieht, ſehr leicht verdorben wird.

Ein junger Leithund darf nicht im tiefen Acker, oder Getreide, oder hohen Graſe gearbeitet werden; denn, es iſt des Wildes Witterung, welche es in die Fährte eindrückt, ſo beſchaffen, daß, je tiefer es in die Erde eindringt, oder, je mehr es an Getreide oder Gras anſtreichet, der Hund deſto ſtärkere Witterung von demſelben findet, weil die zwiſchen den Schalen befindliche Feuchtigkeit, welche faſt immerwährend näſſet, wenn das Thier tief eintritt, und alſo mit geſpaltenem Fuße gehet, von der Erde ſo ſtark angenommen wird, daß ein Hund die Witterung davon allzuſtark empfindet, auch die Tritte meiſtens ſehen kann. Wenn nun der Hund erſt, und zum öftern auf ſolchen Fährten gearbeitet wird, und man kommt mit ihm hernach auf harte Leeden, wo es ſchon ſchwächere Witterung giebt, ſo fällt er ſolche manches Mahl gar nicht, zuweilen aber nur ſehr kaltſinnig an, ſucht nicht fort, und es iſt unmöglich mit ihm etwas zu Holze richten zu können.

Eben ſo zieht der Jäger auch nicht an allen Orten mit dem Hunde dem Holze zu nahe, denn es iſt ihm nicht unbekannt, wenn ein Thier zu Holz will, daß ſolches allezeit von dem Holze einen Wiedergang thut, oder vor Holze ſcherzet,

wie

wie die Jäger ſagen, zumahl beym Regen oder ſtarken Thau; eben ſo wird auch mehrmahls ſolcher Platz vor dem Holze von Haſen, Füchſen, Dachſen und dergleichen beſchmeißet und die Loſung zurückgelaſſen, woher der Hund gerne zu Holz eilet, und ſolches Geſchmeiß ſchmecken will. Hiervon muß der Hund ſo viel möglich abgezogen werden, damit er wieder zur Erde greife, und die Fährte des Wildes nicht übergehe. Iſt dieſes nicht, ſo bleibt der Hund in einem Schwarme, und es wird nichts ausgerichtet. Daher bleibt man in ſolchen Gegenden 20 bis 30 und noch mehrere Schritte vom Holze entfernt.

Im Herbſt wird der Leithund häufig von Rothwildes Fährten abgewöhnet, und zum Sauſpüren umgearbeitet. Es iſt ſchon oben erwähnet, je wärmer und angenehmer der Morgen iſt, daß die Suche der Hunde auch deſto beſſer ſey; dieſerhalb kann im Herbſt bey kalten und reifenden Morgen, da des Wildes Witterung in der Fährte wieder ſchwächer wird, deſto leichter ab= hingegen auch eher auf die Schwarzwildes Fährten geführet werden, weil die Sau eine ungleich ſtärkere Witterung in ihrer Spur giebt, indem ſie jedes Mahl mit Schalen und Geäſter den Erdboden bedrückt. Wenn nun gleich ein Hund ſo weit nicht zu bringen iſt, daß er in ſolcher Zeit die Rothwildes Fährten ganz verlaſſen und nicht anfallen ſollte, ſo muß um deſto eher der Jäger wahrnehmen, was der Hund anfällt, und ihn alsdann nach Befinden ſtrafen oder lieben.

Ich habe oben geſagt, daß der Leithund ſtets angelegt ſeyn müſſe; außer den ſchon angeführten Gründen wird der Jäger auch deshalb da-

dazu gezwungen, damit der Hund nicht in die Küchen komme, und alle Töpfe und Schüſſeln, worin Heißes oder Kaltes, Saures, Süßes, Fettes, oder andere ihm ſchädliche Sachen befindlich ſind, durchſchnüffeln, welches der Feinheit ſeines Geruchs ſchadet. Man führet ihn auch außer der Behängenszeit öfters ſpazieren, wo Menſchen und Vieh ſich befinden, damit er auch daran ſich gewöhnet, und ſich, wenn es zum Vorſuchen gehet, ſich nicht nach allem, was ihm vorkommt, umſiehet, aber auch gehörige Bewegung habe, und nicht den Appetit verlieret. Herr von Göchhauſen ſchlägt in ſeinen Jagd- und Weidwerks Anmerkungen vor, daß man unter andern Appetit machenden Mitteln (unter welchen er auch Käſe, und friſche Fuchszunge gekocht und Coriander mit Butter rechnet,) dem Hunde Krebsſchalen, ſo wie auch Haſenbälge in Milch gekocht, geben ſoll, und hält dieſes für einen geſunden Fraß der Leithunde.

Wenn man mit einem jungen Hunde ein, zwey, oder höchſtens drey Mahl in einem Tage auf die Fährte gekommen, ſo iſt es für den Tag ſchon genug; und iſt man etliche Mahl alle Tage hinter einander mit dem Hunde ausgezogen, ſo muß man ihn hernach einen Tag um den andern arbeiten, wenn es die Witterung leidet. Fällt er nun aber, wie es faſt alle junge Hunde thun, andere Fährten an, die er nicht ſuchen ſoll, ſo muß man ihn deßhalb nicht gleich ſchlagen, ſondern man zieht ihn nur mit glimpflichen Worten davon ab. Ein harter Hund, wenn er nicht recht thut, kann wohl zuweilen mäßig mit dem Hängeſeil geſchnellet werden, welches man bey einem weichen Hunde aber ganz unterlaſſen muß.

Hat ein Hund ſchon zwey Behänge auf ſich, das heißt, iſt er ſchon zwey Jahre gearbeitet worden, ſo muß er ſchon ſo viel thun, daß man ſich einigermaßen auf ihn verlaſſen kann. Im dritten Behänge aber muß er vollkommen gut und gerecht werden, daß er, wenn er zeichnet, genau die Fährte mit der Naſe habe, darein zeige und ſtehen bleibe, und den Kopf in die Höhe werfe, bis man zu ihm gehet, auch nicht eher wieder fortſchießet, bis man ihm zuſpricht.

Es wird unter den Weidemännern ſehr oft noch die Frage aufgeworfen und beſtritten: Ob ein Jäger an ſeinem Leithunde merken könne, was er ſuchet — und ob er einen Unterſchied an ihm bemerket, wenn er die Fährte eines Hirſches, oder eines Wildbrets habe? Im Ganzen betrachtet, gehöret die Frage mit unter die ſonderbaren, wohin auch diejenige zu rechnen iſt: ob der Jäger an der Fährte des Thieres erkennen könne, was es trage, ein Hirſch- oder ein Wildkalb? — Wenn nun gleich der Jäger ſo hirſchgerecht als möglich iſt, ſo kann er im letzteren Falle doch nichts weiter beſtimmen, als daß die Fährte von einem tragenden Thiere ſey. Was aber die erſte Frage betrifft, ſo müſſen zur Erkenntniß der Sache mehrere Sinne zuſammenfließen, und, man ſchließet aus Erfahrungsſätzen; denn von einem Hunde kann es nicht verlangt werden, einen beſtimmten Unterſchied (wie Hühnerhunde bey Haſen und Hühnern angeben) zu zeigen. Bringt man den Leithund nur dahin, daß er keine Fährte übergehet, auch dieſelbe nicht verdroſſen, ſondern munter fortſuchet, und den Tritt des Thieres zeiget, ſo hat der Weidemann genug, und es kommt ihm als einem vernünftigen Menſchen zu, nach ſeiner

er-

erlernten Wiſſenſchaft zu erkennen, ob es Hirſch, Thier, oder Sau ſey; denn bey Rehen, Haſen, Füchſen und dergleichen mehr, iſt ohnehin an einem geführten Hunde gar bald zu merken, was er ſuchet, weil ihn die Unſtätigkeit ſeiner Naſe gar bald verräth.

Wenn aber ein Jäger ſeinen wohlgearbeiteten Hund genau kennet, und dieſer kommt im Auguſt, wenn der Hirſch ſich der Brunſt nähert, auf die Fährte eines guten Hirſches, ſo kann er ſehr wohl merken, was der Hund anfällt, ob es Hirſch, oder Wildbret ſey; denn, ein alter, geführter Hund giebt jezt ſolches ſehr merklich zu erkennen, ohne daß ihm dergleichen von dem Jäger beygebracht worden. Er greift ſtets von einem Tritt zum andern, iſt viel herzhafter und munterer, als beym Suchen des Wildes, und zeigt auf die Tritte mit der Naſe, ohne langes Herumfahren viel eher, giebt ſich alsdann auch eher in die Höhe, als beym Thiere, weil der feiſte Hirſch in ſolcher Zeit immer eine weit ſtärkere, kräftigere und dazu bockendere Witterung hat, als das Thier. Der Hund, wenn er auch gleich ſchon vernünftig iſt, iſt beym Arbeiten viel hitziger, als ſonſt, und man hat zu thun, wenn man ihn abliebt, da er dabey außerordentlich freudig iſt, ihn abzuhalten, daß er nicht ausgiebt (oder bellet). Es kommt alſo in dieſem Stücke alles darauf an, daß der Jäger ſeinen Hund — und der Hund ſeinen Jäger verſtehe und kenne, und es bleibt alſo dieſe Frage immer unter den überflüſſigen zurück, und gehört eigentlich nicht zu denen, welche man einem ſonſt hirſchgerechten Jäger vorleget; indem ein Jäger ohne dieſe (ſonſt recht gute) Beobachtung, wenn er ſonſt ſeinen Hund gebührend arbeiten, ſeinen Hirſch oder ſein Thier anſprechen

und beſtätigen kann, als ein hirſchgerechter Jäger immer angeſehen wird, und werden muß.

Leitkirch; ſ. **Leutkirch**.

Leitlitz, iſt ein gräflich Reuſſiches Dorf und Rittergut im Voigtlande, in der Herrſchaft Schleitz, bey Zeulenroda.

Leitmar, ein churcöllniſches Dorf im Herzogthum Weſtphalen, in der Herrſchaft Canſtem, ohnweit Stadtberg.

Leitmeritz oder **Leutmeritz**, auch **Litomierzitz**, iſt in Böhmen im Leitmeritzer, oder Leutmeritzer Kreiſe eine königliche Kreisſtadt von 215 Bürgern, und 177 Häuslern, liegt an der Elbe, über welche eine 1632 und 1778 in Brand geſteckte Brücke führt; die Stadt iſt wohl gebauet, und der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchof zu Prag ſteht. Der Stadt ſelbſt gehöret Keblitz, dem Domdechanten Teynitz, den hieſigen Dominikanern Groß-Augezd, und den Franziskanern Tſcherniſcht. Sonſt hat die Stadt guten Weinwachs, und in der Elbe iſt ein ſtarker Lachsfang. Im Jahr 1626 wanderten an 600 Perſonen ihrer Religion wegen, von hier aus. Man will behaupten, daß die Stadt im Jahr Chriſti 771 zuerſt erbauet ſey.

Leitnagel, iſt beym Bergbaue ein Nagel, welcher unten in den ſogenannten Hund zwiſchen den zwey vordern Nägeln geſchlagen wird, um den Hund zu leiten, daß er nicht von der Spur oder dem Geſtänge abweichen kann. Es wird ein kleiner Ring daran geſtoßen, und der Nagel darüber gekrümmet. Was aber ein Hund beym Bergbaue iſt, findet man im XXVIten Th. der Encyklopädie, S. 17.

Leitomiſchl, **Leutomiſſel**, **Litomysl**, iſt eine Stadt in Böhmen, im Chrudim. Kr. an der Mährischen

riſchen Gränze, 2 Meilen von Landskron. Die Herren davon ſind die Grafen von Waldſtein.

Leitphe, ſ. **Lütphen**.

Leitring, iſt an den Schnürleibern der Kinder ein meſſingener, eiſerner oder anderer Ring, wodurch das Leitband gezogen wird. Gewöhnlich befinden ſich an jeder Schnürbruſt zwey ſolche Ringe, nähmlich an jedem Schulterſtücke einer. Da man aber Gottlob die Kinder nicht mehr mit Schnürbrüſten quälet, ſo ſind auch die Leitringe nicht mehr im Gebrauch. Man ſehe übrigens den Art. Leitband.

Leitrim, iſt eine Grafſchaft in Irrland; ſie enthält 206830 Morgen Landes, vier Baronien, nähmlich: Rosclogher, Drumahare, Carigallen und Leitrim, zwey Flecken, 21 Pfarren und über 5000 Häuſer.

Leitſch, ſ. **Loitſch** und **Leutſch**.

Leitſchach, iſt ein Markt von 60 Häuſern an der Sulm im Mahrburger Kreiſe, in Steyermark. Neben demſelben liegt das Schloß Trautenburg, zu welchem eine Herrſchaft gehöret. In dieſer Gegend wächſt ſehr guter rother Wein.

Leitſchnur; ſ. **Richtſchnur**.

Leitſeil; ſ. **Lenkſeil**.

Leitsmann; ſ. **Geleitsmann**.

Leitſtämpel, werden auf Bergwerken auch Wehrſtämpel genannt, und ſind beſonders bey Künſten und Streckengeſtängen gebräuchlich, ſie werden ſo eingerichtet, wie die Strecken Krümmen haben, daß ſie durch zwey beſondere, nach der Krümme eingerichtete Arme das Geſtänge von einem Ort empfangen, und nach dem andern Orte weiſen oder leiten.

Leitſtern, iſt ein Stern, inſofern er Reiſende oder Schiffer leitet, ihnen zur Erkenntniß und Einrichtung ihres Weges dienet; in welchem Verſtande der

Nordſtern oder nördliche Polarſtern ſchon ſeit langer Zeit unter dieſem Nahmen bekannt iſt. Oft braucht man aber auch dieſes Wort figürlich.

Leituch; wird in einigen Gegenden für Leilaken geſagt, und heißt ſo viel als Betttuch.

Leitung; ſ. **Waſſerleitung**.

Leitzen, iſt ein mecklenburg-ſchwerinſches adliches Gut im Amte Wredenhagen.

Leitzenhof, iſt ein Ladſaſſengut in der Oberpfalz, im Pfleggericht Eſchenbach.

Leitzeug; hierunter verſteht man in der Naturlehre und Chymie, einen Körper, mittelſt deſſen man einer Sache einen andern Körper zuführet, oder gewiſſe Theile von derſelben abführet; Menſtruum, Vehiculum. Z. B. Das Waſſer iſt das allgemeine Leitzeug, der zur Nahrung und zum Wachsthum nöthigen Beſtandtheile.

Leitzkau, iſt ein churbrandenburgiſches Dorf, drey Meilen von Mageburg und zwey Meilen von Zerbſt. Hier wurde im Jahr 1737 ein Geſundbrunnen auf dem Felde entdeckt, welchen Dr. Heinrich Meuder in einem beſondern Tractate beſchrieben hat. Sieben Pfund Waſſer gaben nach der Evaporation ohngefähr 15 Gran ſalzigt erdigte Maſſe, worunter 5 Gran alkaliſches Salz waren. Man ſchickte das Waſſer dem berühmten Hoffmann zur Unterſuchung zu, und er erklärte es für ein ſubtiles, leichtes, und von allen fremdartigen Theilen freyes Waſſer. Es iſt aber dieſem Geſundbrunnen eben ſo ergangen, wie vielen andern, nähmlich, daß man, obgleich Meuder viele Krankengeſchichten und Curen anführet, nachher nichts weiter von dieſem Waſſer gehöret hat.

Lekö oder Löko, eine Inſel mit einem Schloſſe im Wenerſee, in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland.

Lekow, ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in der Neumark, im Schievelbeinſchen Kreiſe, davon wenigſtens 1756 die von Lekow Beſitzer waren.

Lekringhauſen, eine kleine franzöſiſche Colonie in Niederheſſen im Amte und bey Wolfhagen dieſer Stadt gehörig.

Lekſtädt oder Lechſtädt, iſt ein adliches Pfarrdorf und Rittergut im Hochſtift Hildesheim im Amte Waldenberg.

Lekwitz, ein churſächſiſches Dorf im Meißner Kreiſe, im Kreisamte Meiſſen an der Elbe bey Merſchewitz, ſchriftſäſſig nach Hirſchſtein gehörig.

Lekwitz, dergleichen Dorf im Meißner Kreiſe im Amte Oſchatz bey Strehla, ſchtiftſäſſig nach Kanitz gehörig.

Lelbach, ein fürſtlich waldekiſches Dorf in der Grafſchaft Waldek, im Amte Eiſenberg bey Corbach.

Lelitz ſiehe Lölitz.

Lelkendorf, ein adliches Gut im Mecklenburg-Schweriniſchen, im Amte Neukalden.

Lellendorf, ein markgräflich anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Feuchtwangen.

Lellenfeld (Groß) ein biſchöflich-eichſtädtiſches Dorf in Franken, im Oberamte Ahrberg-Ohrenbau, bey Ahrberg.

Lellenfeld (Klein) markgräflich anſpach-bayreuthſches Dorf im Oberamte Hohentrüdingen.

Lellwangen, ein Dorf in der Fürſtenbergſchen Grafſchaft Heiligenberg.

Lelow, eine Stadt und Diſtrict am Fluß Plicza in der Woywodſchaft Krakau in Klein Pohlen.

Lembach, ein ſchwäbiſches Pfarrdorf von 226 Seelen in der Fürſtenbergſchen Landgrafſchaft Stählingen.

Lembach, ein dergleichen Dörfchen im Würtenbergſchen Amte Bottwar.

Lembach, auch **Limbach**, ein erzherzoglich öſterreichiſcher Marktflecken im Lande ob der Ens, im Mühlviertel, zwey Meilen von Neufelden.

Lembach, verſchiedene Höfe in Niederheſſen im Amte Homberg.

Lembach, ein biſchöflich bambergiſches Dorf in Franken im Amte Brunach.

Lembeck oder **Lambeck**, eine Münſterſche Unterherrlichkeit in Weſtphalen im Amte Aahaus.

Lemberg; ſiehe **Löwenberg**.

Lemberg, iſt ein hoher Berg bey Affalterbach im Würtenbergiſchen Amte Marbach.

Lemberg, ein Amt in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, hat den Nahmen von einem weitläuftigen Dorfe, das um einen Berg gebauet iſt, auf dem man noch Ruinen eines alten Schloſſes ſiehet. Dieſes war vormahls der Hauptort des Amts und eine gräfliche Reſidenz.

Lemberg, Reuſch-Lemberg, pohln. Lwow, die Hauptſtadt in Gallizien in dem davon benannten Kreiſe, am Fluſſe Peltew. Sie iſt mit Bergen umgeben, groß, und der Sitz des kaiſerlichen Stathalters, der Landesregierung und eines Salz-Comtoirs. Sie hat einen Erzbiſchof, einen griechiſchen Biſchof und einen armeniſchen Erzbiſchof, die mit der römiſchen Kirche vereinigt ſind. Die Stadt hat über 25000 Einwohner iſt ziemlich befeſtigt und von zwey Schlöſſern beſchützt. Seit 1772 hat ſie das Haus Oeſterreich, welches 1774 eine neue Akademie anlegte. Dieſe erhielt die vortreffliche Garelliſche Bibliothek, die ehemahls bey der Thereſiani-

ſianiſchen Ritterakademie in Wien war. Im Jahr 1788 wurde die daſige mediciniſche Fakultät aufgehoben.

Lembro iſt eine Inſel auf dem Archipelagus bey dem Eingange des Propontis, hat vier Dörfer, davon das eine Imbro mit einem Caſtell verſehen iſt.

Lembruch, ein churhannoveriſches Dorf in der Grafſchaft Diepholz, im Amte Lemförde.

Leme, ein Fluß in Iſtrien in Italien, der ſich zwey Meilen von Orſero ins Meer ergießt.

Lemfonde, ein Flecken, altes Schloß und Amt im weſtphäliſchen Kreiſe in der Grafſchaft Diepholz.

Lemgo, Lemgow, iſt eine wohlgebaute und nahrhafte Stadt am Fluſſe Bega in der Grafſchaft Lippe, hat gegen 3000 meiſtens lutheriſche Einwohner, denen zwey Kirchen und ein blühendes Gymnaſium gehören. Außerdem ſind auch eine reformirte Kirche, ein Kaufhaus, der Lippehof, auch einige Tuch- und Zeugmanufacturen daſelbſt. Durch den dreißigjährigen Krieg iſt dieſe vorher blühende Stadt merklich heruntergekommen. Das hieſige Fräuleinſtift hat Graf Simon der erſte 1306 angelegt. Die Aebtiſſin ſetzt der regierende Herr allemahl aus ſeinem Hauſe, die Dechantin und die übrigen Glieder aber wählen die Conventualinnen.

Lemgraben, iſt ein churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Lüneburg, im Amte Blekede.

Lemington, auch **Lymingten**, eine Stadt mit einem Hafen in der engliſchen Grafſchaft Hand, der Inſel Wight gegenüber. Sie ſchickt zwey Deputirte zum Parlement. Nicht weit davon, auf einer Erdzunge liegt das Caſtell Hurſt.

Lemke, iſt ein Dorf in der Grafſchaft Hoya im Amte Nienburg.

Lemos, eine kleine Landſchaft in Gallicien in Spanien, darin Montforte de Lemos die Hauptſtadt iſt, in welcher die Grafen von Lemos, die ſich de Caſtro und de Portugal nennen, in einem auf einem Berge gelegenen Schloſſe ihren Sitz haben, an welchem Berge unten der Fluß Cabe vorbey fließt, der ſich darauf in den Minho ergießt.

Lemmersdorf, iſt ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in der Ukermark.

Lemmersdorf ein dergleichen Dorf in der Neumark, im Arendswaldiſchen Kreiſe im Amte Marienwalde.

Lemmershauſen, ein herzoglich ſachſen meinungiſches Dorf in der Grafſchaft Henneberg bey Meinungen.

Lemmerſpiel, ein churmainziſches Dorf im Amte Steinheim bey Bieber.

Lemmie, ein churhannoveriſches Dorf und Gut im Fürſtenthum und Amte Calenberg.

Lemming, (Mus Lemmus *Linn.*) iſt eine norwegiſche bunte Maus, die ſich auf den Wieſen aufhält, und das Gras ſehr abfrißt. Sie bellen wie ganz junge Hunde, und wohnen, wie die Maulwürfe in aufgeworfenen Höhlen. Sie ziehen ſchaarweiſe, und allemahl in gerader Linie, ſtoßen ſie auf einen Fluß, ſo ſchwimmen ſie durch, und laufen über die Schiffe. Wo ſie Wieſen und beſäete Felder antreffen, richten ſie alles zu Grunde. Es heiſt dieſes Thier bey einigen die norwegiſche Ratze, und auch Bergmaus.

Im Jahr 1781 habe ich eine ſonderbare Art Mäuſe oder Ratzen, wie man ſie nennen will, im Sachſen = Lauenburgiſchen an der Schaalſee entdeckt welche vielleicht mit der norwegiſchen Ratze verwandt ſeyn kann. Nicht allein in der Nähe der Schaalſee auf den Brachfeldern, ſondern auch am hohen lehmigten und ſandigen Ufer der See ſelbſt, zwi=

zwiſchen Groszecher und Seedorf fand ich Löcher, wo man hätte mit der Fauſt hineinfahren können. Auf der Ebene war eben ſo viel Erde herausgebracht, und wenn dieſer Erdhaufen den Eingang bedeckt hatte, ſo hätte man immer glauben können, daß er von einem Maulwurfe herrührte; allein die Erde lag rund um den Eingang herum, und es waren viele Spuren auf der Erde. Am ſteilen Ufer ſahen die Löcher aber aus, wie die Löcher der Bergſchwalben. Ich habe verſchiedene ſolche Löcher von Dachshunden aufgraben laſſen, und fand, daß die Bewohner derſelben, eine ganz beſondere Art Ratzen oder Mäuſe waren. Sie waren nicht völlig ſo groß, als eine ausgewachſene Ratze, ſahen ganz braungelb aus wie ein Wieſel, außer daß ſie eine weiße Bruſt und einen weißen Bauch hatten. Die Ohren ſahen aus, als wären ſie abgeſchnitten, und der Schwanz auch von gelber Farbe, aber mit einer weißen Blume, war ſo kurz als beym Maulwurfe. Die Hunde, wenn ſie ſonſt auch noch ſo gerne Mäuſelöcher aufgruben, wollten hier nicht gerne daran. Wenn man ihnen ein ſolches Loch wies, ſo thaten ſie ſo gleichgültig, als zeigte man ihnen einen Stein. Mußten ſie aber graben, und ſie fingen das Thier, ſo wehrte es ſich tapfer, und gab dabey ebenfalls den Ton von ſich, als wenn ein junger Hund, der erſt Augen erhalten, bellet. Eben dieſes thut aber auch der Maulwurf, wenn er von ſeinem Loche entfernt iſt, und geängſtiget wird.

Lemniſche Erde, (Terra Lemnia) iſt eine Art von Röthel, welche an Farbe dem Mennich am gleichſten kommt, und weil dieſe Erde von der Inſel Lemnos gebracht wird, ſo hat ſie auch den Nahmen davon, da man ſie aber auch ſchon in Deutſchland hin und wieder im Gebirge antrifft ſo darf

man ſie jetzt ſo weit nicht mehr herhohlen laſſen. Hagen hat ſie in ſeiner Lehre von der Apothekerkunſt S. 447 unter den Bolarten als eine officinelle Erdart mit angeführt; unter den Arzneymitteln von Mönch findet man ſie aber nicht.

Lemniſci, waren purpurfarbene, und auch wohl noch mit Gold ausgeputzte Bänder, welche auf beyden Seiten der Sieges- und anderer Ehrenkränze, die bey den Römern damit bewunden wurden, zum Zierrath herunter hingen. So wurden auch die Palmzweige damit ausſtaffiret, (*) und ſolche auch nur allein den Siegern, und andern die man beſonders ehren wollte, zugeworfen. Ein Aehnliches findet man in einigen deutſchen Provinzen auf dem Lande an den Todtenkränzen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die mit Band bewundenen Todtenkränze ihrer erſten chriſtlichen Bedeutung nach, den Sieg über den leidigen Teufel anzeigen ſollten.

Lemnitz, ein churſächſiſches Dorf und amtsſäſſiges Rittergut im Neuſtädtſchen Kreiſe, im Amte Arnshaug, eine Stunde von Augma.

Lemnitz, (Ober) iſt ein gräflich Reuſſiſches Dorf im Voigtlande in der Herrſchaft und bey Lobenſtein.

Lemnitz, ein dergleichen Hammerwerk in eben der Herrſchaft.

Lemnitz, (Burg) ein fürſtlich Schwarzburg-Rudolſtädtiſches Dorf und Rittergut in Thüringen, im Amte Leutenberg.

Lemnos, eine berühmte Inſel des Aegeenmeeres zwiſchen der thraciſchen Halbinſel, Thaſus, Tenedos und Chryſe. Die Städte Myrina und Hephäſtia, waren die

(*) Cicer. pro Roſc. c. 36. Auſon. epiſt. XX. v. 5.

die vornehmſten darauf; daher ſie auch Dipolis, die Zweyſtädtiſche, genennet wird. Vulkan ſollte dahin geflohen ſeyn, als Juno ihn ſeiner Häßlichkeit halber, vom Himmel geworfen. Er hatte auch dort ſeine Schmiede, dem Jupiter Donnerkeile zu verfertigen, woher ſie auch Vulkania genennet ward.

Lemp, (**Nieder**) iſt ein fürſtlich Solms-Braunfelſiſches Dorf in der Wetterau, eine Meile von Herborn.

Lemp, (**Ober**) dergleichen Dorf bey vorigem, näher auf Hohenſolms zu.

Lempertshauſen, ein herzoglich Sachſen-Saalfeldſches Dorf, im Fürſtenthum und Amte Coburg, im Gerichte, und bey Rodach.

Lempfertsweiler, ein ſchwäbiſches Dorf in der Landvoigtey im Amte Eggenweiler. Wießenau hat hier drey, Ravensburg zwey, von Thaldorf zwey Höfe, und Buchhorn einen.

Lemrade, ein churhannoveriſches Dorf im Herzogthum Lauenburg, im Amte Ratzeburg bey Gudow.

Lemſal, eine Stadt im Wolmariſchen Kreiſe, in der ruſſiſchen Statthalterſchaft von Riga, war ehemals ein der Stadt Riga unterwürfiger Flecken, wurde aber 1783 von dieſer Abhängigkeit befreyet, und zu einer Stadt erhoben.

Lemsdorf, ein churbrandenburgiſches Dorf und Vorwerk im Holzkreiſe des Herzogthums Magdeburg nahe bey Magdeburg zum Amte der Domprobſtey gehörig.

Lemſel, dergleichen adliches Gut und Dorf in der Altmark, im Salzwedelſchen Kreiſe.

Lemſel; ſ. **Lömſel**.

Lemshauſen, ein churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Calenberg im Amte Friedland, nicht weit von Münden.

Lemſter, Leominſter, ein großer Burgflecken in Herfordſhire in England, am Fluſſe Log, welcher Sitz und Stimme im Parlement hat. Es wird hier guter Weizen, und außerordentlich feine Wolle gefunden.

Lemur, ein beſonderes Thiergeſchlecht, das Linné unter die Primates, oder in die erſte Ordnung der ſäugenden Thiere ſetzt. Die Holländer nennen es Spook Dier, Geſpenſtthier, wegen ſeines ſchleichenden, langſamen Ganges. Sie haben im obern Kiefer vier Vorderzähne, wovon die mittelſten von einander abgeſondert ſind, unten aber ſechs, welche länger, platter und dicht an einander geſtellet ſind. Die Hundszähne ſtehen einzeln. Die hierher gehörigen Arten ſind: Der Tardigradus, (Langſchleicher), welcher ſonſt unter die Affen gezählt wurde, und in Ceylon zu Hauſe iſt. Er ſieht wie ein Eichhörnchen aus, mit einem braunen Striche über den Rücken; das Geſicht iſt mit Haaren bedeckt. Er hat faſt keinen Schwanz, zwey Brüſte am Oberleibe, und zwey etwas tiefer am Unterleibe. 2) Der *Mongoz* kommt aus Madagascar, iſt grau, unten weiß, und um die Augen geht ein brauner Ring; der Schwanz iſt einfärbig. 3) Der *Macaco* kommt eben daher, iſt ſchwärzlich, hat um den Hals ein Bartkragen, und einen ſehr zotigen Schwanz. Er hält ſein Neſt reinlich, ſchläft an einem dunkeln Orte, und frißt weder Fleiſch, Fiſch, noch Eyer. 4) Der *Maki*, (Lemur Catta) hat einen weißgeringelten Schwanz, der noch einmahl ſo lang als der Körper iſt. Er hat die Geſtalt wie ein Eichhörnchen, die Größe einer Katze, den Kopf eines Fuchſes. Die Hände ſind wie Menſchenhände. Dies Thier iſt ſehr fromm, und ſchreyet faſt wie eine Katze. 5) Die fliegende Katze, (Le-

(Lemur volans) hat gleich den Fledermäuſen zur Seite eine ausgeſpannte Haut, woran die Arme und Füße bis an ihr Ende befeſtiget ſind. Sie hat zwey Brüſte, und einen Kopf, wie eine wilde Katze. Sie fliegt ſchnell, doch niedriger, wie die Fledermäuſe, um ihre Koſt, die Baumfrüchte zu ſuchen; wenn ſie läuft, legt ſich die ſonſt zum Fliegen dienende Haut in Falten.

Lemures; ſo nannten die Alten die Poltergeiſter, die aus den Seelen böſer Menſchen entſtehen, ſo wie die *Lares* aus den Seelen frommer Menſchen ihren Urſprung haben ſollten. Jene zu beſänftigen feyerten die Römer die Lemuralia um Mitternacht; man ging barfuß, holte Brunnenwaſſer, ſich zu waſchen; nahm mit drey Fingern etliche ſchwarze Bohnen, die man vorher im Munde herum geworfen, und warf ſie über den Kopf, um ſich und die Seinigen damit zu löſen; man ſchlug alsdann auf ein Becken, und bat die Lemures, aus dem Hauſe zu weichen. Zu dieſem Aberglauben hat Romulus den Grund gelegt, als er den Remus erſchlagen hatte. Aber, zu Auguſts Zeiten glaubte kein Verſtändiger mehr daran. Horaz ſagt daher:

Nocturnos Lemures, portentaque Theſſalarides.

Von den Lemuralien (welche auch Lemuria hießen), ſagt Hederich in ſeinem Antiquitäten-Lexion etwas mehr, als ich oben angeführet, welches nachzuleſen iſt. Man feyerte ſie den 9ten, 11ten und 13ten May, alſo drey Tage, aber nicht hintereinander, zur Verſöhnung und Stillung der umhergehen-

henden Seelen der Verſtorbenen. Sie ſollen ſo viel als Remuria heißen, und von dem Nahmen Remus abſtammen. Wenn die Römer nun um Mitternacht aufgeſtanden, und barfuß Brunnenwaſſer zum Waſchen hohlen wollten, ſo ſetzten ſie den Mittelfinger auf den Daum, welches verurſachen ſollte, daß einem kein Geſpenſt begegne; alsdann wuſch man die Hände drey Mahl, und wenn man die ſchwarzen Bohnen über ſich zurück warf, ſagte man neun Mahl: Haec ego mitto; his redimo meque meosque fabis! Man ſah ſich nun nicht um, und glaubte, daß die Geiſter die Bohnen hinter einem aufſammelten. Hierauf wurde wieder gewaſchen und mit dem oben erwähnten Becken Lerm gemacht; indem man wieder neun Mahl ſagte: Manes exite paterni! Nun ſah man ſich um und glaubte, daß besagte Seelen oder Geiſter, verſcheucht, oder verſöhnet wären.

Ueberhaupt aber ſtellten die Römer jährlich eine allgemeine Geſpenſterjagd an, weil ſie wünſchten, ruhig und ungeſtört ihre Lebenszeit zuzubringen, und ihr Haus, ihre Familie und ſich ſelbſt wider alle Schreckbilder zu ſichern. Denn man hatte den feſten Glauben, daß, wenn man die Seelen der Verſtorbenen nicht verſöhnte und befriedigte, die Todten gewiß in der Nachtzeit die Lebendigen quälen, durch abſcheuliche Träume ängſtigen, und durch fürchterliche Erſcheinungen ins äußerſte Entſetzen bringen würden. Beſonders glaubte man, daß die Geiſter die Wege und Landſtraßen beunruhigten; und dies iſt der Urſprung der jährlichen Februation oder Reinigung der Häuſer von Geſpenſtern und Poltergeiſtern.

Es verſäumte daher kein Römer jährlich ſein Haus gegen die Geſpenſter in Sicherheit zu ſetzen. Denn, ſo gewiß man glaubte, daß die guten Geiſter Beſchützer der Häuſer der Ihrigen würden, eben ſo gewiß überredete man ſich auch, daß die böſen Geiſter Geſpenſter wären. Hatte man gar in ſeinem Hauſe einige Unruhe verſpüret, es mochte dieſelbe nun herrühren, wovon ſie wollte — von Dieben, Liebesſtreichen, Ratzen, Mäuſen und andern Umſtänden; ſo fand man es um ſo viel nöthiger, die böſen Geiſter mit aller Sorgfalt auszutreiben.

Es geſchah daher nach dem Cilano (Adler'ſche Herausgabe von 1776. Th. 3. S. 112) dieſe öffentliche Reinigung vom 18ten bis zum 28ten Februar, alſo eilf Tage lang. Die höchſten obrigkeitlichen Perſonen ſetzten ſich gleich am erſten Tage vor dem Tempel des Jupiters, auf dem Capitolio, nieder; und bey ihnen befanden ſich die Decem viri ſacris faciundi. Dieſe zehn Männer hatten viele Bedienten bey ſich, und eine ganze Menge ſolcher Sachen, die für gut gehalten wurden, die Geſpenſter zu vertreiben. Das Volk fand ſich alsdann häufig bey ihnen ein, und ſie theilten durch ihre Bedienten, jedem etwas von dem Geſpenſterpulver aus. Das hieß, ſie theilten Februa, oder die Sächelchen aus, womit die Geſpenſter verjaget werden ſollten. (*)

Die ausgetheilten Sachen und Pulver beſtanden bloß in Pechfackeln, Schwefel und Harz. Mit die-

(*) Der erſte Urheber der Februation ſoll der König Numa geweſen ſeyn, denn den zweyten Monath des Jahres, den Februar, weihete er dem Gott Februus, der gegen alle Geſpenſter guten Rath wußte, und ließ darüber verſchiedene Verordnungen ergehen. Man ſehe Livius l. 1. 20

dieſen Raritäten ging ein jeder nach Hauſe, zündete ſeine Pechfackel an, warf, wenn ſie brannte, den fein geſtoßenen Schwefel und Harz darauf, und mit dieſem Dampfe ging er durch das ganze Haus, in alle Schlafgemächer, Speiſezimmer, und in alle Winkel, und durchräucherte es ſo, daß er ſelbſt vom Dampfe hätte erſticken mögen.

(Man ſehe hierüber *Ovid.* Faſt. lib. 2. v. 35. ſeq. *Juvenal.* Sat. 2. v. 156. Daß der Schwefel aber eine Kraft, böſe Geiſter zu vertreiben, beſitze, es iſt eine ſehr alte Meinung der Babylonier, Aegypter und Römer. Man kann dieſes ſehen aus *Lucian.* in Philopſeude c. 12. pag. 39. Tom. 3. da er meldet, daß man giftige Schlangen habe vertrieben, indem man mit Schwefel und Pechfackeln drey Mahl — um den Ort herum gegangen; — und in Necyomantia c. 7. p. 466. Tom. 1. ſagt er, daß durch Schwefel und Pech man gegen alle Geſpenſter geſichert ſey. Man kann hierbey auch nachſchlagen *Hom.* Odyſſ. l. 22. v. 481. *Ovid.* de arte amandi lib. 2. v. 329. *Tibull.* lib. 1. Eleg. 3. v. 11.)

Wenn die Geſpenſterjagd zu Ende, und die böſen Geiſter vertrieben oder beſänftiget waren, ſo verbrannte man alles, was man noch von Schwefel, Harz und der Fackel übrig hatte. Die Aſche davon und die Schlacken, welche übrig blieben, ſammlete man ſorgfältig zuſammen, und warf ſolches ſtillſchweigend über den Kopf weg, in die Tiber oder in ein anderes fließendes Waſſer. Man bediente ſich auch wohl zuweilen, zu mehrerer Gewißheit, (ſo wie der Bohnen,) auch einiger Kräuter, die für dienlich gehalten wurden, die böſen Geiſter zu verſchen-

ſcheuchen. (*). Man gebrauchte ſogar auch Eyer bey ſolcher Entſündigung oder Luſtration, weil man glaubte, alles was ſchädlich und verderblich ſey, zöge ſich in die Eyer, daher ſie ſo leicht faul und ſtinkend würden. Hierbey hatte man noch allerley andern widerſinnigen Glauben, und man dünkte ſich glücklich, bey der Geſpenſterjagd in der einen Hand ein Ey, und in der andern die Fackel zu haben. Endlich, am letzten Februar, (Pridie. Kalend. Martias,) wurde dieſe ganze Feyerlichkeit, da man ſich ſchon 10 Tage lang mit Vertreibung der böſen Geiſter beſchäftiget, mit dem Todtenopfer beſchloßen. Hierüber ſehe man den Art. Leichenopfer.

Lemwerder, ein herzoglich Oldenburg-Delmenhorſtiſches Dorf in der Voigtey Alteneſche.

Lemwig, ein Städtchen mit einem Hafen am Fluſſe Limfiord, in Nordjütland, unter das Stift Rippen gehörig.

Lena, ein großer Fluß in Sibirien, welcher nahe bey dem großen See Baikal, in der Provinz Irkutzk entſpringt, und ſich endlich in das Eismeer ſtürzt, nachdem er durch ganz Sibirien gefloſſen.

Lenaea, waren ein Feſt welches man zu Athen, im Monath Lenaeone beging, und zwar dem Bachus zu Ehren, welcher von λινος torcular, auch Lenaeus pflegt genannt zu werden. Was aber Lenaeon für ein Monath ſey, iſt man ſo einig noch nicht, weil ſolches auch mehr eine poetiſche, als gemeine Benennung des Monaths iſt.

Es

(*) Es beweiſen dieſes folgende Stellen: *Virg.* Eclog. 8. v. 101. *Val. Falcc.* argonaut. lib. 8. v. 442. *Claudian* de tertio Conſul. Honor. v. 325.

Es wollen alſo einige, daß es der December, andere, daß es der Januar geweſen ſey. Indeſſen durfte ſich kein Fremder bey ſolchem Feſte finden laſſen, wohl aber ließen ſich die Poeten und beſonders die Tragödienſpieler dabey hören, die vier Spiele dabey aufführen, und ſehen laſſen mußten, wer es am beſten machen konnte.

Lenach, ein ſchwäbiſches Dorf im Würtenbergiſchen Amte Weinsdorf.

Lenc, ſagt man von einem Schiffe, wenn es durch Plumpen von ſeinem Waßer entlediget wird.

Lenkersheim, iſt ein Marktflecken im Culmbachiſchen Amte Hoheneck.

Lenckowitz, ein Schloß und Herrſchaft in Steyermark, zwiſchen Grätz und Judenburg.

Lenczicz, **Lentſchitz**, Woiwodſchaft in Großpolen, zwiſchen den Woiwodſchaften Kaliſch, Siradien, Sendomir und Rava, welche vier Diſtricte betrifft, nähmlich Lendzicz, Prezciny, Inowlodz und Orlow die Haudtſtadt.

Lentczicza, liegt in Moräſten, am Fluſſe Bſura, und hat ein Schloß auf einem Felſen.

Lenczna, eine Stadt in der Woiwodſchaft Lublin, in Kleinpolen.

Lende, (die) bedeutet 1) die obere Fläche der hinterſten Theile des Schmerbauches über der Hüfte und dem Geſäße, welchen Theil man bey heftigen Arbeiten oder ſtarken Bewegungen, mit einem breiten Gurte zu umgeben pflegt, um ſich die Arbeit zu erleichtern; 2) in weiterer Bedeutung aber, wird die Hüfte, ja das ganze Dickbein im gemeinen Leben ſehr häufig die Lende genannt. Daher ſagt man: ein Thier ſchleppt die Lenden nach, wenn es an den obern Theilen der hintern Füße lahm iſt. Kero ſagt Lenti, braucht dieſes Wort aber auch für Niere; im

Iſi-

Iſidor heißt es Laendi, im Niederſächſiſchen Lende, im recht Platten Läjnn, im Däniſchen Länd, im Schwediſchen Lënd, im Isländ. und Angelſ. Lend, im Finnländiſchen Lendet, und im Walliſiſchen Llwyn. Was überhaupt von der Lende zu merken iſt, findet man in anatomiſchen Schriften.

Lendenader, iſt in der Anatomie ein Nahme verſchiedener Adern, welche Aeſte der Hohlader ſind, und, über die Lenden hingehen. Sie heißen Venae lumbares. Man ſehe hierüber Schaarſchmidts angiologiſche Tabellen S. 76.

Lendenbraten, in einigen Gegenden Niederſachſens **Mürbebraten**, in der Mark **Mehrbraten**, ſind diejenigen langen und ſchmahlen Stücke Fleiſch, welche inwendig an dem Rückgrathe des geſchlachteten Viehes in den Gegenden der Lenden, über den Hüften und Nieren herausgeſchnitten, und mehrentheils gebraten werden. Vorzüglich gut ſind die Lendenbraten von Schweinen und vom Rindvieh. Das Fleiſch dieſer Braten iſt viel zarter und wohlſchmeckender als das übrige des Thieres. Von den geſchlachteten Schweinen nimmt man als das beſte Fleiſch dieſe Lendenbraten zur Mett- oder Knakwurſt, wer dieſes aber nicht thut, der bringt ſie als Braten auf den Tiſch. Die Lenden- oder Mürbebraten von feiſtem Rindviehe aber ſind ſchon beträchtlich größer; in einigen Haushaltungen nimmt man ſie mit zur Kopfwurſt, oder auch zum Preßkopfe, andere ſpicken und braten ſie am Spieße.

Will man aber die Lendenbraten von einem Haupt-Rindvieh ganz außerordentlich wohlſchmeckend, und dem Geſchmacke eines feinen Wildbratens völlig gleich haben, ſo hänge man im

Winter dieſe Lendenbraten etwa 14 Tage ſo, daß Zugluft dazu kommen kann, im Sommer, aber dürfen ſie ohngefähr nur 4 Tage hängen, darauf legt man ſie etwa 24 Stunden in Eſſig, alsdann klopft und ſpickt man ſie, und bratet ſie am Spieße, wobey ſie zu Anfang nur gelindes Feuer haben müſſen. Der Geſchmack von dieſen Braten iſt außerordentlich, und wenn die Geſtalt es nicht verriethe, ſo würde jeder dem Geſchmacke nach glauben, er äße das Blumenzimmer eines Rehes.

Lendengries; ſ. Nierengries

Lendenknochen, iſt bey einigen der Hüftknochen, ſonſt aber der große Knochen in der Lende.

Lendenkrankheit, Rhachitis, Cyrtonoſus, ſ. Th. XI. der Encyklopädie, S. 19. Art. Engliſche Krankheit.

Lendenkraut. S. Th. XX der Encyklopädie, S. 62. Art. Grindwurzel, N. 1.

Lendenlahm, bedeutet ſo viel als lahm in der Gegend der Lenden.

Lendenſchmerz, **Lendenweh**, auch **Lendengicht**, **Hüftweh**, iſt ein Schmerz in den Lendenmuſkeln, welcher von einer ſcorbutiſchen Schärfe herrühret, die ſich daſelbſt geſetzt hat. Man ſehe Th. XXV der Encyklopädie S. 613. fgg. den Art. Hüftweh.

Lendenſtein; ſ. Nierenſtein.

Lendenſtein, iſt die härteſte Art des Seifſteines, von grüner Farbe, bald mehr bald weniger gefärbet. Sein Gewebe iſt durchſichtig, dicht, ohne merklichen Unterſchied der Theile, außer, daß er zuweilen anfängt zu blättern, auch, wie der Amiant, zu faſern. Er nimmt eine ſchöne Politur an, und wird im Brennen ſo hart, daß er Funken ſchlägt. Bey den Alten wurde er für einen Jaspis angeſehen, und wegen ſeines vorgegebe-

gebenen medicinischen Werths sehr hoch gehalten. (*) Anfänglich brachte man ihn aus Westindien zu uns, allein jetzt hat man ihn eben ſo gut in Böhmen, Sachſen, Schweden, Schleſien, und dem Meißniſchen Obergebirge. Er bricht ſelten in großen Stücken. Gemeiniglich wird er nur fleckweiſe und in dünnen Strahlen beym Asbeſt, Serpentin, Topfſtein und andern verwandten Steinarten, angetroffen.

Lendenweh; ſ. **Lendenſchmerz.**

Lendenwirbel, ſind die fünf Wirbelbeine des Rückgrathes in der Gegend der Lenden.

Lenderſcheid, iſt ein adliches Gut in Nieder-Heſſen, in der Grafſchaft Ziegenhayn, im adlichen Baumbachiſchen Gericht Roppershauſen, 3 Stunden von Ziegenhayn.

Lendersdorf, ein markgräflich Bayreuthiſches Dorf in Franken, im Oberamte Neuhof, bey Dietenhofen.

Lendershauſen, ein ritterſchaftliches Dorf im fränkiſchen Ritterort Baunach. Im Jahr 1782 waren die Beſitzer deſſelben die Familien von Altenſtein, von Hutten und das Hochſtift Würzburg.

Lendersheim, auch **Lentersheim**, ein markgräflich Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Waſſertrüdingen; eine Stunde davon.

Lendorf, ein fürſtlich Heſſen-Caſſelſches Dorf in Nieder Heſſen, im Amte Homberg, eine Stunde von Homberg am Schwalm.

(*) Man ſchrieb dieſem Steine, der auch Griesſtein Lapis Nephriticus genannt wird, die beſondere Kraft zu, daß derjenige, welcher ihn am Leibe trüge, nicht allein von den Steinſchmerzen befreyet würde, ſondern künftig auch davon verſchonet bliebe. Es wird auch oft der grüne italiäniſche Marmor fälſchlich ſtatt dieſes Steines verkauft. Der gelehrte Bartholin hat einen ganzen Tractat von dieſem Steine geſchrieben.

Lendſchütz, ein königlich Preußiſches adliches Dorf in Nieder Schleſien, im Fürſtenthum Wohlau, im Wohlauer Kreiſe.

Lendſidel, auch **Lenſig**, ein fürſtlich Hohenlohe Kirchbergiſcher anſehnlicher Flecken in Franken, in der Grafſchaft Hohenlohe, bey Kirchberg.

Lendzin, auch **Lendſchien**, iſt ein Amt und Dorf mit einem Schloſſe in der Oberſchleſiſchen Standesherrſchaft Pleſſe, nahe bey dem St. Clemensberge.

Lenersreut, ein fürſtlich Lobkowitziſches Dorf in der Oberpfalz, in der gefürſteten Grafſchaft Sternſtein.

Lengarts, iſt ein Schwäbiſches Dorf, im Gebiethe der Stadt Wangen.

Lengbach, iſt ein Schloß und eine Herrſchaft in Nieder-Oeſtreich, im Viertel ober dem Wiener-Wald, zu welcher zwey Märkte, Alten- und Neuen-Lengbach gehören.

Lengden, (Groß) ein Churhannoveriſches Pfarrdorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Niedeck.

Lengden, (Klein) dergleichen Dorf eben daſelbſt.

Lengedau, iſt ein Dorf in Thüringen, im Gebiethe der Reichsſtadt Mühlhauſen, eine Stunde davon.

Lengede, auch **Lengde**, ein Pfarrdorf im Hochſtift Hildesheim, im Domcapitelsamt Wiedelach.

Lengede, ein großes Pfarrdorf ebendaſelbſt, im Amte Peina.

Lengefeld, ein Churmainziſches Dorf im Eichsfelde, im Amte Biſchofsſtein, ohnweit Manfried.

Lengefeld, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Thüringſchen Kreiſe, im Amte Sangershauſen.

Lengefeld, **Lengenfeld**, ein Städtchen im Vogtlande, zwiſchen Reichenbach und Auerbach vier Stunden von Plauen, mit vielen Tuchmachern

und

und Tuchhändlern, den Edlen v. d. Planitz, unter Chur ſächſiſcher Hoheit gehörig.

Lengefeld, ein dergleichen ſchriftſäſſiges Städtchen im Erzgebirgiſchen Kreiſe an der Flöhe im Amte Wolkenſtein, zum Rittergute Rauenſtein gehörig.

Lengefeld, (Dorf) iſt ein Dorf ebendaſelbſt, und gehört auch zum Rittergute Rauenſtein.

Lengefeld, ein Churſächſiſches Dorf im Leipziger Kreiſe im Amte Borna, ſchriftſäſſig nach Loitzſchgehörig.

Lengefeld, dergleichen Dorf im Thüringſchen Kreiſe im Amte Eckertsberga an der Saale.

Lengefeld, ein fürſtlich Hatzfeldſches Dorf in Thüringen, in der Herrſchaft und bey Blankenhayn.

Lengefeld, ein Churpfälziſches Dorf in der Unterpfalz, im Odenwald, im Amte Utzberg.

Lengefeld, ein Churpfalz = bayeriſches Dorf in der Oberfalz, an der Bayreuthiſchen Gränze.

Lengefeld, ein markgräfl. Anſpachiſches Dorf in Franken, im Hofkaſtenamt und bey Anſpach.

Lengefeld, Lengfurt, ein Flecken in Franken, in der Grafſchaft Wertheim im Amte Remlingen.

Lengefeld, ein biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken bey Würzburg.

Lengefeld, ein herzogl. Sachſengoth. und Coburg-ſaalfeldſches Dorf in Thüringen in der Grafſchaft Henneberg, im Amte und bey Themar.

Lengefeld, ein fürſtlich Waldeckſches Dorf in der Grafſchaft Waldeck, im Amte Eiſenberg, eine Stunde von Corbach.

Lengefeld, iſt ein fürſtlich Naſſauiſches Dorf auf dem Weſterwalde.

Lengefeld, (Ober) ein fürſtlich Heſſen-Caſſelſches Dorf im Fürſtenthum Hersfeld.

Lengehart; ſ. Lindenhart.

Lengelern, iſt ein Churhannoveriſches Pfarrdorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Harſte, bey Göttingen.

Lengenau, ein markgräfl. Bayreuthiſches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannſchaft Wunſiedel, im Amte bey Selb.

Lengenberg, ein kleines ſchwäbiſches Dorf im Bühler Thale, in der Markgrafſchaft Baden.

Lengenfeld, (Burg) iſt eine Churpfälziſche kleine Stadt und Landrichteramt in der Ober-Pfalz, im Fürſtenthum Neuburg, im Nordgau, an der Nab, zwey Meilen von Amberg.

Lengenloch, iſt ein kleines Schwäbiſches Dorf bey Altenſteig.

Lengenweiler, ein ſchwäbiſches Dorf im Gebieth des Kloſters Weingarten in der Landvogtey Altdorf; die niedere Juriſdiction gehört Weingarten, die hohe aber der Landvogtey.

Lengerich, (Margarethen) ein Churbrandenburgiſches Städtchen in Weſtphalen, in der Grafſchaft Tecklenburg.

Lengerich auf der Wallage, iſt ein Kirchhof in Weſtphalen, in der Grafſchaft Lingen.

Lengers, ein fürſtlich Heſſen-Caſſelſches Dorf in Nieder-Heſſen, im Unteramte Friedewalt, an der Werra, bey Bach.

Lengfeld, ein Marktflecken von ohngefähr 600 Seelen, mit einer den Katholiken und Reformirten gemeinſchaftlichen Kirche, im Pfälziſchen Oberamte Ozberg.

Lengfeld, eine kleine Stadt und Schloß im Hennebergiſchen, denen von Boyneburg und von Müller gehörig, zur linken Hand der Werra, an den Gränzen der Aemter Fiſchberg und Salzungen.

Lengfurt, ein biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken, im Amte Homburg am Mayn.

Lengmoß, iſt eine Commende des deutſchen Or-

dens,

dens, in Tyrol im Viertel Eiſack im Gericht Ritten.

Lengreden, ein herzoglich Sachſen-Weimarſches Dorf im Fürſtenthum Eiſenach, im Amte und bey Creutzburg.

Lengsfeld, (Kalten) ein herzoglich Sachſenmeinungſches Dorf, in der Grafſchaft Henneberg, im Amte Sand, bey Kaltennordheim.

Lengsfeld, (Ober) ein fürſtlich Heſſen-Caſſelſches Dorf, im Amte Landeck, bey Schenkslengsfeld.

Lenham, iſt ein Marktflecken in Kent in England.

Leningen, iſt ein ſchwäbiſches Dorf in der fürſtenbergſchen Landgrafſchaft Stühlingen.

Lenke, königl. Preuß. adeliches Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Roſenbergiſchen Kreiſe.

Lenken, iſt ein verb. regul. act. und bedeutet: 1) eigentlich, einen langen, oder auch einen mit Gliedern oder Gelenken verſehenen Körper biegen, oder auch ihm eine Richtung nach dieſer oder jener Seite geben, und obgleich dieſe Bedeutung die erſte zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie jetzt doch ſchon ungewöhnlich geworden. Zuweilen ſagt man noch: ſeinen Körper lenken und biegen können, wie man will. Im Däniſchen bedeutet das Wort Länke — ſo wie im Schwediſchen Länka, das Gelenk, der Ring einer Kette. Bey den ältern deutſchen Schriftſtellern kommt dieſes Wort nicht ſonderlich vor, wohl aber das verwandte, und in manchen Fällen gleichbedeutende lenden.

Diederich von Stade ſcheint auch das Wort lenken nicht in den ältern deutſchen Schriften gefunden zu haben, er erklärt ſich indeſſen durch ein Beyſpiel darüber gar kurz folgender Geſtalt: „Matth. II. 12. daß ſie nicht ſollten „wieder zu Herodes lenken. Zurch. (d. iſt in der

alten

„alten zürichſchen Bibel,) daß ſy ſich nit ſöltind „wider zu Herodes keren. N. S. (die niederſächſi„ſche alte Bibel) dat ſe ſyck nicht ſcholden wedder „tho Herodes geuen. Su. (ſchwediſche Bibel) ath „the ſkulle icke komma igen til Herodem. Dan. (däni„ſche Bibel,) at the ſkulle ick draga til Herodes „igien. Lencken iſt herzuhohlen von langen, d. i. „reichen, lang aber, das ausgerecket iſt, damit man „wohin langen kann. Dann weiter iſt von langen „ein Frequentat. lenken, es im Hinlangen führen „und regieren, wie man will. Daher iſt Gelenk ar„ticulus, weil ein Glied kann gelenket werden, und „Jacobus ſagt III 4: Siehe die Schiffe, ob ſie „wohl ſo groß ſind, und von ſtarken Winden ge„trieben werden, werden ſie doch gelenket mit einem „kleinen Ruder.“

2. In weiterer Bedeutung verſteht man unter lenken, die Richtung der Bewegung eines Körpers, nach dieſer oder jenen Seite beſtimmen, wo es beſonders von langen, ſchlanken Körpern üblich iſt, oder auch, ſofern dieſe Beſtimmung vermittelſt eines langen, ſchlanken Werkzeuges geſchiehet. Die Pferde lenken mittelſt des Zügels oder Lenkſeiles. Das Pferd rechter Hand lenken. Den Wagen lenken. Die Deichſel des Wagens lenken, indem man ſie nach dieſer oder jener Seite biegt. Die Schiffer, ob ſie gleich ſtatt lenken ſteuern ſagen, bedienen ſich doch auch des figürlichen Ausdrucks: das Schiff lenket gut, ſtatt es läßt ſich gut ſteuern.

3) Im figürlichen Verſtande bedeutet es, die Richtung einer Veränderung nach dieſer oder jener Abſicht beſtimmen. Z. B. Jemanden mit Vernunft lenken, ſeine Handlungen, ſeine Neigungen, ſeine

ſeine Entſchließungen durch vernünftige Vorſtellungen beſtimmen. Jemanden nach ſeinem Gefallen lenken. Das Geſpräch auf etwas anderes lenken. u. ſ. w.

Herr Stoſch vergleichet die Bedeutung der beyden Wörter lenken und wenden und nach ſeiner Meinung kommen ſie in ſo weit mit einander überein, wie ſie zu erkennen geben, daß man eine Sache in eine andere Richtung bringe, als ſie bisher gehabt hat. Wenden aber ſcheint nach ihm bloß den Begriff des Kehrens, oder Richtens nach einer andern Seite; lenken hingegen, zugleich den Begriff des Regierens oder Führens, zu einem gewiſſen Ziel oder Abſicht, zu haben.

Der Fuhrmann wendet den Wagen auf die Seite, wenn er ihn bloß nach einer andern Seite hin kehret: Er lenket den Wagen auf die Seite, wenn er es in der Abſicht thut, einen andern Weg zu nehmen. Der Schiffer wendet das Schiff, wenn er es nach der Seite kehret, oder herumdrehet: Er lenket das Schiff aber, wenn er es zugleich nach einem gewiſſen Ziel richtet, und ſo regieret, daß es dahin kommen muß. Wenn man von einer Gränze ſagt: hier wendet ſie ſich, ſo heißt es nur, ſie gehet ſeitwärts, oder kehrt ſich nach der Seite. Sagt man aber: hier lenket ſich die Gränze herum, ſo heißt das, ſie läuft ſeitwärts fort, nach dem Ende oder nach dem Ziel.

Man wird daher, von einem Menſchen, welcher ſehr geſchlagen, oder verwundet iſt, wohl ſagen: Er hatte ſolche Schmerzen, daß er ſich nicht von einer Seite zur andern wenden konnte, weil man bloß zu erkennen giebt, daß er ſich

nicht

nicht umkehren, oder ſeinen Leib in eine andere Richtung bringen können; aber, man wird nicht ſagen: Er konnte ſich vor Schmerzen nicht auf die Seite lenken. Aus eben der Urſache, ſagt man: der Scheider wendet ein Kleid: das Kleid iſt ſchon gewandt, weil das Tuch auf eine andere Seite gebracht worden; aber man kann nicht ſagen: der Schneider lenket das Kleid, u. ſ. w.

Eben dieſer Unterſchied findet ſich auch in dem uneigentlichen Verſtande. Wenn man z. B. ſagt: Er hat dieſe Sache gut gewandt, ſo zeiget man nur an, daß er ſie in eine andere Richtung und Lage gebracht habe, welche ihm vortheilhaft iſt. Sagt man aber: Er hat die Sache gut gelenket, ſo giebt man zugleich zu erkenen, daß er ſie nach ſeinen Abſichten geführet, und zu ſeinem vorgeſezten Zwecke gebracht habe.

Lenkersdorf, iſt ein churſächſiſches Dorf im Erzgebirgiſchen Kreiſe, theils im Amte Grünhayn mit Amtstheil, theils im Amte Zwickau mit Antheil der gräflich Schönburgiſchen Niederherrſchaft Hartenſtein.

Lenkersheim, (Markt) ein Bayreuthiſcher Marktflecken im Oberamte Hoheneck.

Lenkerſtetten, ein markgräflich Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim, bey Gerabron.

Lenkriemen, iſt der Riem, die Pferde vor dem Wagen damit zu lenken. Wenn es ein Seil iſt, nennt man es Lenkſeil, und wird hiervon unter Pferdegeſchirr weiter gehandelt werden.

Lenkſam, (ein Adjeet. und Adverb.) und bedeutet eine Neigung oder Fertigkeit beſitzend, ſich lenken zu laſſen, ſowohl in der weitern, als auch zweiten figürlichen Bedeutung, doch nur von lebendigen

gen Geſchöpfen. Ein lenkſames Pferd. Ein lenkſames Herz haben u. d. gl. mehr. Hierher gehört auch das Wort Lenkſamkeit.

Lenkſchämel iſt an dem vordern Theile eines gemeinen Wagens ein auf der vodern Achſe bewegliches horizontales Holz, in welchem ſich die Rungen befinden, und welches die Lenkung oder Wendung des Wagens erleichtert. Man ſehe die Art. Schämel, **Wagen** und **Wendeſchämel**.

Lenkſeil, iſt ein Seil, die Bewegung eines Körpers damit zu lenken. Dies iſt die Hauptbedeutung; im beſondern Sinne verſteht man aber darunter ein Seil, womit man das Zugvieh lenket. Es giebt nach der allgemeinen Bedeutung aber ſehr viele Gattungen von Lenkſeilen, die hier zu weitläuftig ſind, anzuführen, und wovon ich nur eine berühren will: In den Gärten hat man unter den Gartenſpielen auch eine beſondere Art des Kegelſpieles, bey welchem die Kugel nicht geworfen wird, ſondern an einem Seile herabhängt, mittelſt deſſen man die Kugel lenket, wie ſie fliegen ſoll, und dieſes Seil kann man ſehr füglich das Lenkſeil nennen. Man ſehe die Figur 4520. In einer ländlichen Scene ſteht ein kleiner durch ein gothiſches Gebäude umzäunter Platz. Am Eingange hängt von dem hohen Thürgewände eine Kugel an einem Seil herab, mit welcher man ſeine Geſchicklichkeit im Kegelſpiel übt. Im Hintergrunde des umzäunten Platzes iſt eine Bank für die Geſellſchaft angebracht.

In den Artikeln **Kegel** und **Kegelſpiel** iſt dieſe Gattung von Kegelſpielen nicht angeführet worden. Sie gehört mit zu den ſanfteſten Veränderungen. Der Spieler ſtellt ſich auf einen gewiſſen Fleck, hält die Kugel in der Hand ſo, daß ſie immer,

ſelbſt auch im Fliegen das Seil gerade hält, alsdann läßt er ſie fallen, und ſie fliegt durch die Kegel, und ſtößt um, was ſie trifft. Am beſten iſt hierbey, daß das viereckige Brett, worauf die Kegel ſtehen, auf einer Höhlung liegt, auf der Stelle, wo jeder Kegel ſtehen muß, ein Loch dadurch gehet, und an jedem Kegelfuße unten in der Mitte eine kleine Schnur befeſtiget iſt, die durch das Loch in dem Brette gehet, und woran unten in der Höhlung ein kleines Gewicht hängt. Dieſes verurſacht, daß die Kegel nicht allein regelmäßiger fallen, je nachdem ſie von der Kugel (nach Billards Ausdruck) geſchnitten werden, ſondern, es bleibet auch jeder Kegel auf ſeiner Stelle, und ſteht daher gerader und beſſer. Uebrigens aber wird die Zeichnung hiervon mehrere Auskunft geben.

Lenky, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Ober-Schleſien, im Fürſtenthume Oppeln, im Coſelſchen Kreiſe.

Lennach, ein Schwäbiſches Dorf in der Grafſchaft Vaduz und Schellenberg.

Lenne; ſ. **Leinahre**.

Lenne, auch **Leene** und **Lehne**; ſ. Th. 3. der Encyklopädie, S. 326. Art. Bache.

Lenne, iſt ein Churcölniſches Dorf im Herzogthum Weſtphalen, im Amte Bilſtein.

Lenne, iſt ein Fluß in der Grafſchaft Mark, in Weſtphalen, welcher endlich in die Roer fällt.

Lennep, iſt eine alte Stadt in einem angenehmen Thale im Herzogthum Bergen. Der Magiſtrat iſt ganz lutheriſch, indeſſen ſind unter den Einwohnern auch Katholiken. Auf den Landtagen hat dieſe Stadt die erſte Stimme nach der Ritterſchaft, treibt auch gute Handlung, beſonders mit heſſiſcher Wolle; auch werden Tücher

aus ſpaniſcher Wolle hier verfertiget. Mitten durch die Stadt geht der Fluß Lennep, welcher die Wieſen umher ſo fruchtbar macht, daß die Einwohner des Jahres vier Mahl Heu machen können.

Lennewitz, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Leipziger Kreiſe, im Stiftsamt Merſeburg.

Lennewitz, ein fürſtlich Anhalt = Deſſauiſches Dorf im Amte Radegaſt.

Lennewitz, ein Churbrandenburgiſches Dorf in der Priegnitz, im Havelbergſchen Kreiſe.

Lennewitz, (Alt) ein Churſächſiſches Rittergut im Churkreiſe, im Amte Liebenwerda, bey Wahrenbrück.

Lennewitz, (Neu) mit **Neumühle**, iſt ein dergleichen Dorf beym vorigen.

Lennhauſen, ein Churcölniſches adliches Gut im Herzogthum Weſtphalen im Amte Waldenburg.

Lenningen, (**Ober** = und **Unter**) ſind herzoglich Würtembergiſche Dörfer in Schwaben, im Amte Kirchheim.

Lenningerthal, iſt ein fruchtbares Thal in Schwaben, im Amte Kirchheim, im Würtenbergiſchen. Es iſt von dem hohen Alpengebirge umgeben, und deswegen vor den rauhen Winden geſichert, und ſehr fruchtbar an Obſt. Der Boden iſt meiſt mit Wieſen angebauet, die bewäſſert werden können. Durch das Thal fließt die Lauter. Die an dieſem Fluſſe liegenden zwey Dörfer Lenningen, (man ſehe vorigen Art.) haben dem Thal den Nahmen gegeben.

Lenones, wurden bey den Römern die Hurenwirthe genannt. Schon bey den Griechen ſowohl als Römern hatten dieſe Leute ein freyes Gewerbe, und gaben ſo wenig Tribut als Nahrungsſteuer, indeſſen wurden ſie doch für infam gehalten. Sie hatten mithin die Freyheit nicht, vor

Ge=

Gerichte gehört zu werden; endlich wurden ſie auf Juſtinians Befehl aus der Stadt gejaget, und derjenige hart geſtraft, welcher ſolche Wirthſchaft wieder anfing. Der Kaiſer Heliogabalus aber begünſtigte ſie wieder ſehr, und es würde ſchlimm für die römiſche Republik ausgeſehen haben, wenn er nicht bald geſtorben wäre. Man ſehe übrigens die Artikel Hurenwirth und Kuppeln.

Lenorkowitz, iſt ein königl. Preuß. adliches Dorf in Ober-Schleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Toſter Kreiſe.

Lenox, iſt eine Landſchaft in Süd-Schottland, welche gegen Weſten an Argyle, gegen Norden an Broadalbain und Mentrith, gegen Oſten an Sterling und Clydesdale, und gegen Süden an Renfrew gränzt. Sie wird von dem großen See und Fluß Lomoud befeuchtet, und zuweilen auch Dumbriton- oder Dumbartonſhire genannt.

Lenpes, iſt eine Art Perlen, die von den Portugieſen aus einigen braſiliſchen Inſeln gebracht werden. Die Wilden fiſchen ſolche, und brauchen ihre Muſcheln zur Speiſe.

Lens, iſt eine kleine Stadt der niederländiſchen Grafſchaft Artois, am Fluſſe Souchet.

Lens paluſtris: ſ. **Meerlinſen, Waſſerlinſen.**

Lenſaen, iſt ein königl. Däniſches Dorf im Herzogthum Holſtein, in Wagrien, mit einem adlichen Hofe, dem Biſchof zu Lübeck gehörig.

Lenſchow, ein adliches Gut im Mecklenburg-Schweriniſchen, im Amte Lübz.

Lenſetz, ein königlich Preuß. adliches Dorf in Ober-Schleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Koſelſchen Kreiſe.

Lenſin, iſt ein Churbrandenburgiſches Dorf in Hinterpommern, dem Capitel in Cammin gehörig.

Len-

Lenſke, ein königl. Däniſches Vorwerk im Herzogth. Hollſtein, in Wagrien, im Amte Cismar.

Lente, Malente, ein biſchöflich Lübeckſches Dorf im Amte Eutin, im rothenſander Ort.

Lenteroda, ein Churmaynziſches Dorf im Ober-Eichsfelde, im Amte Ruſtenberg.

Lenters, ein Dorf in der Grafſchaft Henneberg, im Amte Fiſchberg.

Lentersheim; ſ. Lendersheim.

Lentershofen, ein biſchöflich Eichſtettiſches Dorf in Franken, an der Altmühl bey Eichſtett.

Lentersweiler, ein markgräflich Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim, bey Plofelden.

Lenthe, ein Churhannoveriſches Pfarrdorf und adliches Gericht im Fürſtenthum und Amte Calenberg.

Lenting, ein Churpfalz-Bayeriſcher adlicher Sitz und Hofmarkt in Ober-Bayern, im Pflegeramte Vehburg.

Lentini; ſ. Leontini.

Lentiscus, Piſtaccia Lenticus; ſ. Maſtixbaum.

Lentſch, ein königl. Preußiſches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Neiſſe.

Lentſchen, dergleichen Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Sagan, den Auguſtinern in Sagan gehörig.

Lentſchow, eine fürſtl. Mecklenb. Strelitziſche Mayerey, im Fürſtenthum Ratzeburg.

Lenz, iſt eine nur in der höhern und dichteriſchen Schreibart der hochdeutſchen übliche Benennung des Frühlinges. Man ſehe Th. XV. der Encyklopädie, Art. Frühling.

Lenz, auch Linz, iſt ein Churſächſiſches amtsſäſſiges Rittergut und Dorf im Meißniſchen Kreiſe, im Amte Großenhayn bey Ortrand.

Lenz, dergleichen Dorf in eben dem Amte, eine Meile von Großenhayn, ſchriftſäſſig nach Döbritzgen gehörig.

Lenz, Lenzen, ein Churbrandenburgiſches Rittergut in Vorpommern, im Randowſchen Kreiſe.

Lenz, dergleichen adliches Dorf in Hinterpommern im Satziger Kreiſe.

Lenzburg, eine Stadt im Canton Bern, am Fluſſe Aar, nebſt einem feſten Schloſſe und einer Grafſchaft, die von einem Landvogte regieret wird.

Lenze, iſt ein kleiner Fluß in der Neumark, entſpringt aus dem Kaſtenſee ohnweit Droſſen, geht bey Sonneburg vorbey, und ergießt ſich in die Warthe.

Lenzelsdorf, ein ritterſchaftliches Dorf im Fränkiſchen Ritterort Altmühl.

Lenzen, iſt eine Churbrandenburgiſche Stadt in der Priegnitz, nahe an der Elbe in einer ſehr ſchönen Gegend, an zwey Seen auf der Mecklenburgiſchen Gränze. Es iſt hier eine geiſtliche Inſpection und ein Elbzollamt, wo ein ſtarker Zoll erhoben wird. Die Stadt hat auch vortreffliche Waldung. Ueber die Elbe geht in hieſiger Gegend eine Fähre. Das ehemahlige königliche Amt in Lenzen hatte ſeinen Sitz in einem 1727 vollendeten Gebäude, welches auf dem Platze und von den Steinen der vormahligen alten Burg bey der Stadt erbauet worden. Jetzt iſt dieſes Gebäude nebſt einigen Ländereyen und Gerechtſamen in Händen von Privatperſonen, die es als ein angenehmes Gütchen beſitzen.

Lenzen, ein Dorf in Hinterpommern, im Belgardſchen Kreiſe, im Amte Belgard.

Lenzen, ein Mecklenburg-Schwerinſches Gut im Kloſteramte Dobbertin.

Lenzen,

Lenzen, ein Churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Lüneburg, im Amte Danneberg.

Lenzenbruch, ein Churbrandenburgiſches adliches Colonie-Dorf in der Neumark, im Arendswalder Kreiſe.

Lenzenhan, Lenshan, ein fürſtl. Naſſau-Saarbrück-Uſingiſches Dorf in der Wetterau, in der Herrſchaft und bey Idſtein.

Lenzersdorf; ſ. Leutzdorf.

Lenzerſtetten; ſ. Lenkerſtetten.

Lenzerwiſche, oder Lenzwiſche iſt in der Priegnitz, bey Lenzen ein Strich Landes, wo es beſonders vortreffliche gute Viehweide giebt. Es wird hier nicht allein viel ſchönes Vieh erzogen, ſondern auch für Geld fett gemacht. Wenn nun zwar dieſe Gegend öftere Ueberſchwemmungen von der Elbe und Elde erfahren muß, wodurch manches Mahl die Bewohner derſelben in Verlegenheit geſetzt werden; ſo iſt ſolche Ueberſchwemmung dem Boden doch überaus zuträglich, indem das Elbwaſſer ein vortrefflicher Dung iſt, und ſtets einen fetten Schleim nachläßt, worauf Getreide und Gras außerordentlich wächſt.

Lenzfried, iſt ein Schwäbiſches Pfarrdorf von etwa 1450 Seelen, auf einer Anhöhe im Stifte Kempten. Es iſt der Sitz des Pflegamts Sulz-Wolkenberg, und hat ein Franziskaner Mönchs- und Nonnenkloſter, welche Gebäude durch nichts als die Kirche getrennt, aber durch einen Gang wieder vereiniget werden. — —

Lenzig; ſ. Lenzſidel.

Lenzke, ein Churbrandenburgiſches Dorf und Vorwerk in der Mittelmark, im Havelländ. Kreiſe, im Amte Fehrbellin.

Lenzkirch, iſt ein fürſtlich Fürſtenbergſches Dorf in Schwaben, in der Landgrafſchaft Stühlingen.

Lenzmonath, (der) iſt eine ſchon von Karl dem Großen herſtammende Benennung des dritten Monaths im Jahr, welcher unter dem Römiſchen Nahmen des Märzes am bekannteſten iſt, weil der Lenz oder Frühling in demſelben ſeinen Anfang nimmt. Bey dem Raban Maurus Lengizin manoth.

Lenzo, ein Fluß in Italien, welcher im Apenniniſchen Gebirge entſpringt, und ſich bey Berſello in den Po ergießt.

Leoben, auch **Leuben**, iſt eine Oberſteuermärkiſche Stadt an der Mur, im Brucker Kreiſe, enthält 140 Häuſer, und hat eine Vorſtadt von 130 Häuſern. Sie iſt der Sitz, eines von Joſeph II. errichteten Bisthums, und treibt ſtarken Eiſenhandel.

Leobendorf, **Loimdorf**, ein erzherzoglich Oeſterreichiſcher Markt und Herrſchaft im Viertel unter dem Manhartsberge, hinter Kornneuburg.

Leobersdorf, iſt ein dergleichen Markt im Viertel unter dem Wiener-Wald, an der Trieſting, bey Enzesfeld, zu dieſer Herrſchaft gehörig.

Leobſchütz, auch **Lübſchütz**, iſt eine befeſtigte Stadt im Preußiſchen Antheil des Fürſtenthums Jägerndorf, in Oberſchleſien. Es wird dort ſtarker Handel mit Getreide und Garn getrieben. Außer der katholiſchen Pfarrkirche, iſt noch ein Franciskaner-Kloſter daſelbſt. Dieſe Stadt war ehemahls wegen des anſehnlichen Schöppenſtuhles bekannt.

Leogane, iſt eine Stadt auf der nordweſtlichen Seite der antilliſchen Inſel St. Domingo an einem Meerbuſen, welcher durch ein Fort vertheidiget wird.

Leon, ein Königreich in Spanien. Seine Gränzen ſind gegen Norden Aſturien, gegen Oſten Altcaſtilien, gegen Süden das ſpaniſche Eſtremadura, und ge-

gegen Weſten Portugall und Gallicien. Es wird eingetheilt, in Leon jenſeits des Duero und in Leon dißeits des Duero, iſt bergig, dürre und unfruchtbar, hat aber doch viel Wein, und etliche 20 Städte. Die Hauptſtadt iſt

Leon, ſie liegt an dem Aſturiſchen Gebirge am Urſprung des Fluſſes Ezla. Sie iſt groß, aber nicht ſtark bewohnt, und hat einen Biſchof, welcher unter keinem Erzbiſchofe, ſondern bey vormaliger päbſtlicher Verfaſſung, unmittelbar unter dem Pabſte ſtand. Die Cathedral-Kirche iſt eine der ſchönſten in Spanien, und hat ſehr viele Reliquien.

Leon de Nicaragua, iſt die Hauptſtadt der Provinz Nicaragua, in Neuſpanien, in Nordamerika, deren Biſchof unter das Erzbiſthum zu Mexiko gehört. Es iſt ein großer See dabey, welcher von dem Mexikaniſchen Meerbuſen faſt bis an das ſtille Meer gehet. Auf einer Inſel dieſes Sees iſt ein feuerſpeyender Berg. Es giebt in daſiger Gegend viel gutes Holz zum Schiffbau, und in der Stadt werden gute Taue und Segeltücher verfertiget.

Leonberg, iſt eine kleine Stadt im Würtembergiſchen, drey Stunden von Stuttgart, im ehemahligen Glemsgau. Sie hat ohngefähr 1412 Einwohner, ein Schloß, ein Oberforſtamt, Oberamt und Specialſuperintendenz.

Leonberg, ein Churpfälziſches adliches Gut, im Fürſtenthum Neuburg, im Nordgau, im Gerichte Burglengenfeld.

Leonbronn, auch **Leonbrunn**, iſt ein Pfarrdorf im Würtembergiſchen Stabsamte Ochſenburg.

Leoneſſa, eine kleine Stadt im jenſeitigen Abruzzo, im Königreiche Neapel, und iſt der Sitz eines königlichen Governatore.

Leonfelden, ein erzherzoglich Oeſterreichiſcher Marktflecken, im Lande ob der Ens, im Mühlviertel.

Leonfels, ein fürſtl. Hohenlohe-Kirchbergiſches Dorf und Schloß in Franken, bey Kirchberg.

St. Leonhard, ein erzherzogl. Oeſterreichiſcher Marktflecken und Schloß, im Viertel ob dem Wienerwald, mit der Amtskanzley der Grafſchaft Bielſtein.

St. Leonhard, eine kleine öſtreichiſche Stadt in Unter-Kärnthen, am Fluſſe Lavant.

St. Leonhard, ein öſtreichiſcher Marktflecken im Lande ob der Ens, im Machlandviertel.

Leonhardwitz, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Breslau.

Leonidea; Gr. Λεονίδεια, waren ein Feſt, welches die Spartaner jährlich dem Leonidas mit Lobreden auf ihn, und allerley Kampfſpielen feyerten, weil derſelbe eine vorzügliche Tapferkeit wider die Perſer in den Thermophylis erwies, und endlich auch mit allen den Seinigen, wegen allzu überlegener Macht der Feinde, auf dem Platze blieb.

Leonis dens; ſ. **Löwenzahn**.

Leoniſche Verſe; ſind ſolche gereimte lateiniſche Verſe, die entweder in der Mitte, und am Ende in einer Zeile, oder am Ende zwoer Zeilen, oder beydes zugleich reimen. Z. B.

Quod coelum *ſtellas*, tot habet tua Roma puellas.

Oder:

Caſeus et *panis* ſunt optima fercula *ſanis*.

Oder:

Ut mens ſe videat poſita caligine *fumi*.
Quid vetat appoſito lumen de lumine *ſumi*,

u. ſ. w.

Leonrod, iſt ein ritterſchaftliches Dorf, im Fränkiſchen Ritterort Altmühl, bey Dietenhofen.

Leonsberg, ein Schloß und Pfleggericht in Nieder-Bayern, im Rentamt Straubingen, ohnweit der Iſer, welches wegen der ſchönen Reigerbaize und vortrefflichen Wildbahnen, vom Hofe zum öftern beſucht wird.

Leonſteils, ein Oeſterreichiſches Dorf in Kärnthen, zwiſchen Clagenfurt und Oſſich.

Leontari, ein Flecken in Morea, in der Provinz Braccio di Maina.

Leontica, Gr. Λεοντικὰ, war eine von den geheimen Ceremonien der Griechen, worin ſie ſich dem Mithras oder Mithres (*) weihen ließen, und, wie die Prieſter dabey Κορακες. oder Corvi hießen, die übrigen Männer hingegen Leones und die Weiber Hyaenae; ſo haben einige geglaubt, daß ſie dabey in dergleichen Thiere verwandelt worden; oder, da die Eintretenden in eine finſtere Höhle geführet worden, wo ſie nichts als dergleichen Thiere geſehen, welche ihnen vielleicht auch zum Theil durch Künſte vorgeſtellet wurden, ſo glaubten ſie, daß die Menſchen in dergleichen verwandelt worden wären. Auch kann man durch Künſte gemacht haben, daß die Eintretenden einige Zeit ihrer Sinnen nicht mächtig geweſen, und ſich eingebildet haben, daß ſie ſelbſt zu Löwen u. d. gl. geworden — und dieſes hieß alsdann Τὰ λεοντικὰ παραλαμβάνειν, Leontica accipere. (**) Zu dieſem Affenſpiel, de-

(*) Mithras oder Mithres war der alten Perſer vornehmſter Gott, den man ſich als einen Mann mit einem Löwenkopfe vorſtellte, und in einer Höhle verehrte. Man hat dadurch die Sonne andeuten wollen. Da man noch zween andere Götter, nähmlich den guten, Oromasdes, und den böſen, Arimanius verehrte; ſo hielt Mithras das Mittel zwiſchen beyden. Man mahlte ihn, als ob er einen ihm widerſtrebenden Ochſen bey den Hörnern hielte. Die Prieſter des Mithras müſſen erſt zwölferley Schimpf und Plagen, als Kälte, Hitze, Schläge, Hunger u. dergl. ausſtehen, ehe ſie tüchtig geachtet wurden.

(**) *Caſaub.* et *Salmaſ.* ad Lamprid. Commod. c. 9.

ren ähnliche es allenfalls auch noch in unſern Zeiten geben mag, gehört vermuthlich auch noch, daß diejenigen, welche eingeweihet werden ſollten, die Hände mit Honig, ſtatt des Waſſers waſchen mußten, um dadurch anzuzeigen, daß ſie von allen traurigen und verdrießlichen Dingen frey wären (*).

Leontini, auch **Lentini**, iſt eine Stadt in Sicilien, im Val di Noto, nebſt einem Hafen. Das Erdbeben 1693 hat aber hier eine große Verwüſtung angerichtet, die noch hin und wieder zu merken ſeyn ſoll.

Leontodon Taraxacum; ſ. **Löwenzahn**.

Leonurus Cardiaca; ſ. Th. XXIII. der Encyklopädie, S. 123. im Art. Herzgeſpann. N. 2.

Leonurus, africaniſcher Federbuſch, Löwenſchwanz, Leonurus Capitis bonae ſpei, Phlonis Leonurus *Linn.* iſt ein fremdes Schirmgewächs, mit ſchönen rothen Blumen, welches um derentwillen in den Gärten gehalten wird. Die Vermehrung dieſes ſchönen Gewächſes geſchieht ſowohl durch ſeine aufgeſpaltenen und eingeſenkten, als auch durch ſeine abgeſchnittenen und geſteckten Zweige, welches Letztere im Junius am füglichſten geſchehen kann. Es liebt eine gute, lockere, etwas ſandige Erde, einen warmen Ort, da es den Tag über der Sonne genießen kann, will bey trockenem Wetter des Sommers angefeuchtet, den Winter über wenig begoſſen, bey guter Zeit ins Gewächshaus gebracht, und nicht ehe, als wenn die Fröſte gänzlich vorbey ſind, wieder herausgenommen ſeyn. Es giebt, nachdem es erwachſen, bey warmer Sommerzeit ſeine Blumen,

(*) *Meurs.* et *Faſold.* ap. *Schöttgen* in Leontica.

men, und kann, wenn es wohl gewartet wird, etliche Jahre dauern.

Leopard, (der) gehört mit dem Tieger und Pantherthier zu einem Geſchlecht, allein, es iſt um ein beträchtliches kleiner, denn ſeine Länge beträgt nur vier Fuß, da dennoch der Schwanz beynah drey Fuß und zuweilen länger iſt. Die Haut iſt gefleckt, nicht wie die Haut des Pantherthieres, ſondern theils ringförmig, theils wie Roſen oder ſie ſind aus fünf andern Flecken zuſammengeſetzt, aber kleiner als die des Pantherthieres; jedoch ſind ſie bey allen ausgewachſenen Leoparden faſt von gleicher Größe.

Dieſes Thier iſt, gleich dem Pantherthiere, wild und unbezähmbar, es bewohnt die heißeſten Gegenden von Afrika und Aſien, und ſtreifet von dort aus an den Strömen, oder einzelnen Wohnungen der Menſchen herum. Selten ſtreifen ſie in gemäßigte Himmelsſtriche, ſondern halten ſich dort gewöhnlich in dichten Waldungen auf, von wo ſie auf die zum Waſſer gehenden zahmen und wilden Thiere Jagd machen. Selten fallen ſie die Menſchen an, auch ſelbſt dann nicht, wenn ſie gereizt werden, oder ſie müßten dann dazu durch heftigen Hunger angetrieben ſeyn.

Sie können auch auf die Bäume klettern und dies thun ſie, um die wilden Katzen, die Affen oder dergleichen zu erhaſchen, die dahin ihre Zuflucht nehmen, und ihnen ſelten entwiſchen.

Ob ſie nun gleich bloß vom Raube leben, und faſt immer mager ſind, ſo behaupten doch verſchiedene Reiſende, daß ihr Fleiſch nicht unangenehm zu eſſen ſey, ſondern einen guten Braten abgebe. Die

In

Indianer und Neger eſſen es gern, allein es iſt auch wahr, daß ſie das Fleiſch eines Hundes noch ſchmackhafter finden. Der Pelz von dieſem Thiere iſt vortrefflich, und wird ſehr theuer bezahlt, ſobald die Flecken ſchön ſchwarz und gut ausgedrückt ſind. Man ſehe übrigens den Artikel Panterthier, wo mehr hiervon geſagt werden wird.

Leopoldowitz, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Breslau, dem Biſchof zu Breslau gehörig.

Leopoldsberg, heißt die erſte Spitze des Calenbergs, in Nieder-Oeſtreich, von einem Schloſſe daſelbſt, welches der heilige Leopold bewohnt haben ſoll. Kaiſer Leopold und Carl der Sechste haben ihm zu Ehren dort eine Kirche bauen laſſen, die mit vielen von den Türken eroberten Siegeszeichen geſchmückt iſt. Von dieſem Leopoldsberg kann man Wien mit ſeiner Gegend, bis nach Presburg hin überſehen. (Jägers geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Zeitungslexicon. Th. 1. S. 682.)

Von dem heiligen Leopold iſt zu merken, daß er ein Sohn des Markgrafen von Oeſtreich, Philipp des Schönen, und der Itha, Tochter Kaiſer Heinrichs des Dritten war. Er ſuccedirte i. J. 1069 nach ſeines Vaters Tode in der Regierung, welche er mit großem Ruhm verwaltete, und gegen die Unterthanen ſich jederzeit ſehr gütig erwies, wobey er ein Bekenner des chriſtlichen Glaubens war. Nachdem er Anfangs dem Kaiſer Heinrich IV. gegen ſeinen Sohn Heinrich V beygeſtanden, ließ er ſich doch hernach bewegen, des Sohnes Parthey anzunehmen, und heyrathete ſeine Schweſter Agnes, des Schwä-

bischen

biſchen Herzogs Friedrich Wittwe, mit welcher er 18 Kinder zeugte. Er führte auch bey allen weltlichen Geſchäften ſtets ein heiliges Leben, bauete das bekannte Kloſter Neuburg ohnweit Wien, wie auch noch ein anderes Kloſter, und beſchenkte über dieſes andere Klöſter und Kirchen mit großen Reichthümern. Er ſtarb 1136, und es wurden nach dem Vorgeben, unter ſeiner Anrufung verſchiedene Todte auferwecket — auch Blinde, Stumme, Lahme und andere Kranke geheilet — — daher ihn Papſt Innocentius VIII. im Jahr 1485 unter die Heiligen ſetzte. Der ihm geweihte Tag iſt der 15te November.

Leopoldsburg, iſt ein neu angelegtes Dorf im Herzogthum Magdeburg, im Jerichowſchen Kreiſe, zum Amte Mylow gehörig.

Leopoldsſchlag, ein Oeſtreichiſcher Marktflecken im Lande ob der Ens, im Machlandviertel, an der Böhmiſchen Gränze.

Leopoldsdorf, ein Schloß und Dorf im Kreiſe unter dem Wienerwalde, in Niederöſterreich.

Leopoldsgrün; ſ. **Leupoldsgrün**.

Leopoldshagen, ein Churbrandenburgiſches Dorf in Vorpommern, im Anklamſchen Kreiſe, bey Anklam, und dieſer Stadt gehörig.

Leopoldsſtadt, die größte Vorſtadt zu Wien, vor dem rothen Thurm.

Leopoldsſtadt, eine Feſtung in der Neitrer Geſpannſchaft, in Ungarn, welche Kaiſer Leopold ſtatt der von den Türken weggenommenen Feſtung Neuhäuſel, 1665 anlegen ließ. Sie liegt zwiſchen der Donau, Wag und Dyrna.

Leopoldsſtück, **Leopolder**, iſt eine Münze, welche Leopold Wilhelm, Erzherzog zu Oeſterreich, ehemahls hat prägen laſſen. Sie iſt auf zehn Kreuzer oder ein halbes Kopfſtück gemünzet worden,

den, beträgt aber jetzt an Werth zwey gute Groſchen, acht Pfennige.

Leoprechting, ein Schloß und Herrſchaft in Bayern, im Hochſtift Paſſau.

Lepahn, ein Hollſteinſches Dorf in Wagrien, zum Gute Lehmkuhl gehörig.

Lepanto, iſt eine befeſtigte Stadt in Griechenland in der Provinz Livadien am Golfo di Lepanto, nebſt einer Citadelle. Der Golfo di Lepanto iſt ein großer Meerbuſen zwiſchen Livadia und Morea, welcher durch eine Meerenge, die durch die kleinen Dardanellen beſchützt wird, an dem Joniſchen Meere hängt, und nebſt dem Golfo d'Engia die Landenge bey Corinth macht.

Lepas, *Lepos*, *Patella*, Holländ. *Lampje*, *Schotelje*, Lämpchen, Schüſſelchen, im Portugieſiſchen *Lambroa*, im Maleiiſchen *Bia ſabla*, gewöhnlich im Deutſchen Schüſſelmuſchel, iſt eine Muſchel, welche zur zweyten Ordnung der Schalthiere, nähmlich zu den einſchalichten Muſcheln, ohne Windung gehöret. Hier rechnet man ſie zur erſten Hauptgattung, welche alle diejenigen in ſich faſſet, die nur an der einen Seite eine Schale haben, und mit der andern Seite an der Klippe feſt ſitzen. Ihre Schale iſt ſehr bauchig, und ſitzt wie ein Höcker, oder wie eine platte Pyramide an den Klippen. Auswendig iſt ſie rauh, grau und ohne Glanz, inwendig aber wie beſchmutzte oder unreine Perlenmutter. Die größeſte Art hiervon iſt auswendig mehrentheils eben, oder doch nur mit dunklen Spuren der Rippen beſetzt. Die Mündung iſt länglich, und ſo groß wie ein Reichsthaler.

(Jablonski ſagt in ſeinem allgemeinen Lexikon der Künſte und Wiſſenſchaften, daß ſie ſo groß ſey, und ausſehe, wie eine Taſſe, von außen grau, inwendig aber weiß, glatt und glänzend ſey. Die

Mu=

Muſchel ſelbſt, oder das Thier ſehe aſchenfarbig aus; die Schale führe durch den Urin aus, und verſtopfe den Leib.)

Von dieſen Schüſſelmuſcheln giebt es noch einige Unterabtheilungen, da denn die eine zuweilen tiefgerippt, und nicht größer, als ein Groſchen iſt; ſie hat zuweilen auch hervorragende Ecken, und iſt platt, ſo daß ſie eine kleine Schildkröte vorſtellen kann. Eine noch andere Gattung hiervon iſt faſt platt und rund, auswendig ſchwarz geſprenkelt, und inwendig ſilberfarbig.

Es ſaugen ſich dieſe Muſchelſorten ſo feſt an die Klippen, daß man ſie kaum ohne Gefahr die Schale zu zerbrechen, mit ſcharfen Brecheiſen herunterſchlagen kann. Man merkt nicht, daß ſie ihre Stelle verändern, denn, wo ſie ſich anſetzen, da machen ſie einen kahlen Fleck, oder leere, glatte Stellen an dem Felſen. Sie ſind alle gut zu eſſen, beſonders diejenigen, welche man in Portugall an den Seeklippen findet, und durchgängig größer ſind, als die Amboineſiſchen. Wenn man ſie zur Speiſe zurichtet, ſo ſetzet man die Schale auf Kohlen, (verſteht ſich, daß die Oeffnung oben ſey, damit der Saft nicht ins Feuer laufe,) bratet das Thier in ſeinem eigenem Safte, (ich würde aber doch noch ein wenig Butter oder Oehl, Zitronenſaft und Wein hinzuthun, oder ſie ausſtechen, und viele zuſammen ſo braten laſſen,) und nimmt es mit einem ſpitzigen Hölzchen heraus. Mann kann ſie auch allein in Waſſer abkochen laſſen, und ißt ſie alsdann wie Muſcheln.

Noch rechnet man hierher die Fußlampe, (Rivier-Lopas auch Abaân, welche nur ſo groß, wie

wie der Nagel an einer menſchlichen Hand iſt. In dem Fleiſche dieſes Thieres befindet ſich ein dünnes weißes Beinchen, welches als ein kleines Federmeſſer ausſiehet. Wieder eine andere Abart iſt dünner und platter, und wird Beſſi mattal genannt. Dieſe hat eine dünne Schale, ein eßbares Fleiſch, und kein dergleichen Beinchen.

Lepe, iſt ein Flecken am Fluß Saltes, mit einem Caſtell, im Diſtrict von Sevilla, nahe am Meer.

Lepelſchnut, iſt in einigen Gegenden an der Oſt- und Nordſee die Benennung der Löffelente; man ſehe dieſen Artikel.

Lepidium iberis; ſ. Th. XLVIII. der Encyklopädie. S. 631. im Art. Kreſſe, n. 14.

Lepidium latifolium. S. Art. Kreſſe, n. 11.

Lepidium ſativum; ſ. den Art. Kreſſe, n. 8.

Lepidoptera, Schuppenflügel, nennt man ſolche Inſecten, die einen haarigen Körper, und vier Flügel haben. Die Flügel ſind durch einen feinen Staub, der aus lauter kleinen Schuppen beſteht, bedeckt, welche man aber mit bloßen Augen nicht ſehen kann. Die Larven dieſer Inſecten, welche Raupen im engern Verſtande heißen, haben 12 Augen am Kopfe, Kinnbacken am Maule, und ganz kurze Fühlhörner. Der Rumpf beſteht aus zwölf Gelenken, mit neun Luftlöchern an jeder Seite. Sie haben meiſtens acht Paar kurze Füße. Die meiſten Raupen leben von Blättern, häuten ſich vier Mahl, und verwandeln ſich in eine Puppe. Das vollkommene Inſect hat mehrentheils eine lange, ſpiralförmig gewundene Zunge zwiſchen zwey Freßſpitzen. Die Fühlhörner beſtehen aus einer großen Menge Gelenken.

Außer zwey Augen haben ſie noch zwey Nebenaugen. Auf jeder Seite des Vorleibes ſtehen zwey Luftlöcher, am Hinterleibe ſieben. Sie brauchen entweder gar keine Speiſe, oder nehmen nur den Saft aus den Blumen zu ſich, leben kurze Zeit, begatten ſich, pflanzen ihr Geſchlecht durch Eyer fort, und ſterben. Hierüber wird man in den Artikeln Raupe und Schmetterling mehr finden.

Da es aber noch einige Zeit dauern möchte, bis dieſe zuletzt angezeigten Artikel in der Encyklopädie erſcheinen möchten, ſo kann ich eine mir nothwendig und ſehr nützlich ſcheinende Anmerkung, die ich ſchon längſt gerne bekannt gemacht hätte, hier nicht zurück halten, weil ſie wahrſcheinlich Nutzen ſtiften kann und wird, ſobald man ſie beherziget. Es kommt von neuem Klage, daß die ſchädliche Kienraupe ſich wieder ſehen läßt, (königl. privilegirter Preußiſcher Volksfreund 1799. 4tes S. 431.) und man iſt dem Scheine nach, noch auf kein Mittel gekommen, welches uns von dieſem großen Uebel völlig befreyen könnte.

Mich dünkt aber, wir könnten dieſen Feind doch einſt gänzlich vertilgen, wenn wir es uns nur gefallen laſſen wollten, einen Artikel, der nur bloß zur ſtädtiſchen Wolluſt und zum unnützen Luxus gehöret, fahren zu laſſen. Es iſt in der Naturgeſchichte allgemein bekannt, und auch von den Naturkundigen allgemein anerkannt, daß ein jedes lebendiges Thier ſeine gewiſſen Hauptfeinde hat, von dennen es bey Gelegenheit immerwährend verfolgt — getödtet — oder auch gefreſſen wird. So haben z. B. die Ackerwürmer die Krähen — viele Arten von Raupen, welche die Obſtbäume beſchädigen, die Sperlinge zu Feinden, und man

kann

kann alſo die Vögel nicht ausrotten, weil man ſonſt durch kein anderes Mittel dieſe Inſecten mit Nachdruck vertilgen, oder wenigſtens bezähmen kann.

Die Raupe überhaupt ſcheint mir aber keinen größeren Feind zu haben, als die Ameiſe. Ich habe vor einiger Zeit darüber auch einen kurzen Aufſatz irgendwo geleſen, weiß aber jetzt nicht, wo? indeſſen, ich freute mich herzlich, in dem kleinen Aufſatze das beſtätiget zu finden, welches ich, ehe ich je die ſchädliche Kienraupe kannte und kennen konnte, ſchon längſt oft mit Vergnügen bemerkt hatte. Ich glaube, daß die Kienraupe, welche unſere Kienwälder jetzt verheeret, ein hier wirklich einheimiſches Inſect, und zwar von je her ſey, nur, daß ſie wegen Uebermacht ihrer Feinde bisher nicht völlig empor kommen können. Die Dohlen und Stähre freſſen freylich ihre Puppen, allein dieſes iſt nicht hinlänglich, da ſolches nur bloß in ganz kleinen Revieren geſchieht — dieſe Vögel ſich aber auch nicht in große Waldungen begeben; man muß alſo auf die Erhaltung der Ameiſen, in den Kienwäldern bedacht ſeyn. — Die Ameiſen, ſie ſind groß oder klein, ſo ſind ſie doch Erbfeinde aller Arten von Raupen, und, wenn ſie einzeln keine Raupen überwältigen können, ſo verbinden ſich immer mehrere, und ſie greifen die Raupe mit ſolchem Grimme an, daß ſie bald ihr Leben aufgiebt. Ich habe bey Obſtbäumen bemerkt, und oft mit Verwunderung zugeſehen, wie zwey große Ameiſen in kurzer Zeit, einer großen Raupe tödtliche Wunden beybrachten. Sie freſſen ſie nicht, ſelbſt auch alsdann nicht, wenn man eine Raupe auf den Ameiſenhaufen wirft, ſondern, ich glaube, ſie beißen nur aus Bosheit und Feindſchaft alles Bezwingbare herunter, wie ſie es bey mehreren Sachen thun, und ſchaffen es hernach fort.

Die großen Waldameiſen ſowohl als die ſogenannten Seichameiſen, welche letztere Gattung ich beſonders meine, kommen nun zwar ſelten in unſere Gärten, und können alſo auch unſere Obſtbäume nicht wider die Raupen ſchützen. Sie halten ſich aber, wie es jeder Forſt- und Waldkundige weiß, oder wenigſtens wiſſen muß, faſt nur in den Kienwäldern auf, wo ſie von ihrer Colonie, oder ihrem Haufen viele Gänge als kleine Landſtraßen nach allen umſtehenden Bäumen hin machen, um bequem dahin, und hinauf gelangen zu können. Sie ſchaden den Kienen, ſo viel ich es nachgeſpürt habe, nicht; wo ſie nicht hin und wieder ein junges Bäumchen untergraben, daß es abſteht; im Gegentheil, ſie verjagen ſo viele andere, ihnen ſchädliche Inſecten, ob ſie ſolche gleich nicht freſſen — ſondern ſie ſuchen aus dem feinſten Harze nur dasjenige, was wir Weihrauch nennen, und begnügen ſich allenfalls und wahrſcheinlich in Hinſicht des Fraßes mit den Puppen und Eyern der Raupen, und anderer Inſecten, ſo wie auch zuweilen mit dünnſchäligen Getreide.

Da ſie aber Feinde von Raupen ſind, welches jeder, der ſie beobachtet, befinden wird, ſo müſſen ſie auch beſonders der Kienraupe feind ſeyn, welche ihre beſten Bäume zerſtört. Aber, ſie ſind jetzt zu ſchwach, das emporgekommene Geſchlecht zu bezwingen, da leider in den Kienwäldern die Ameiſeneyer bey Millionen aufgeſucht werden, um ſie in den Städten zu verkaufen — Vögel damit zu füttern, die theils gänzlich entbehret, theils auch anderweitig gefüttert werden könnten.

Würden ſich die Einwohner Berlins und anderer großen Städte es gefallen laſſen, die ungeheure Menge Vögel abzuſchaffen, von welchen man glaubt, daß ſie in Ermangelung ihres wilden Fraßes, mit Ameiſeneyern gefüttert werden müßten, oder, würden ſie die Fütterung ändern, ſo wie man z. B. eine Nachtigall ſehr gut ohne Ameiſeneyer erhält, wenn man ſie ſtatt dieſer mit zerriebenen rohen Mehrrüben uud eben ſo klein zerriebenem Rindfleiſch, welches ohne Salz gekocht worden, füttert; ſo würden unſere Wälder auch nicht von den ſie beſchützenden Ameiſen entvölkert werden, man würde die Eyer nicht bey Scheffeln und Metzen verkaufen können — die Sammler, derſelben hätten nun keinen Abſatz, gäben ſich alſo auch keine Mühe mehr, ſie zu ſammeln und zur Stadt zu bringen, und wir würden ſo glücklich ſeyn, bey dieſem ohnehin ſchon obwaltenden Holzmangel, unſere Kienenwälder wieder mit geſunden Bäumen prangen zu ſehen.

Es iſt aber wahrſcheinlich, daß dieſer Wunſch ſtets ein frommer Wuſch bleiben wird, indem eine ſolche willkürliche Vereinbarung der Einwohner einer großen Stadt, ſey ſie auch noch ſo nützlich, ſich nicht denken läßt. Auch kommt hier mehr, als das Vergnügen des Geſanges zu haben, mit ins Spiel. Der Gemeindenkende ſetzt eine gewiſſe Ehre darein, einen Vogelbauer mit einem Vogel außerhalb ſeines Fenſters hängen zu haben, um dem Nachbar nichts nach zu geben, und wenn er manches Mahl auch nicht von einem Tage zum andern zu kommen weiß, ſo läßt er allenfalls Kinder darben, und ſättigt nur ſeinen Stolz. So geht es hier mit mehreren Dingen, worein eine gewiſſe Claſſe von Einwohnern eine gewiſſe Ehre ſetzt; — ſo wie z. B. ein Menſch hieſelbſt, welcher ſich den

Titul als Magiſter beygelegt, und kaum ein Hemd und ſo viel trocknes Brod hat, als er bedarf, weil er ein ſchlechter Patron iſt, mir kürzlich einen Hund ſtahl, den ich zur Sicherheit meines Hauſes hielt, um nur bloß die hundiſche Ehre zu haben, von einem Hunde auf der Straße begleitet zu werden. — Solche niedrige Leidenſchaften aber laſſen ſich ſo wenig durch vernunftige Vorſtellungen als durch Beyſpiele ausrotten, und es würde alſo in dem Fall, wenn man die Ausrottung der Ameiſen in den Kienwäldern verhüten wollte, die Gewalt der Polizey angewandt werden müſſen.

Hierzu würde vorzüglich nothwendig ſeyn, daß den untern Forſtbedienten auf das ſtrengſte anbefohlen würde, keinen Menſchen Ameiſeneyer in den Waldungen ſammeln zu laſſen, aber auch ſelbſt keine zu ſammeln und zu verkaufen, in welchem Falle die Uebertreter als Holzdiebe angeſehen werden müſſen; — an die Oerter, wo die Ameiſen ſchon ausgerottet ſind, wieder welche hin zu bringen, und ſolche an die Stämme der Tannen hinzuſchütten, damit ſie hinauf kriechen; — und durchaus in die Städte keine Ameiſeneyer herein zu laſſen, ſondern ſie ſo anzuſehen, als wenn es eine Waare wäre, die platterdings nicht eingebracht werden darf. Würden aber in gewiſſen Krankheiten Ameiſenbäder nöthig ſeyn, und dazu Ameiſen herbeygeſchaft werden müſſen; ſo dürfte ſolches nur auf den Schein des Arztes geſchehen, der dem Forſtbedienten überliefert wird, und dieſer begleitete alsdann die unter Aufſicht geholten Ameiſen wieder mit einem Scheine, der im Thore abgegeben werden müßte. Was aber die kleinen Ameiſen in den Gärten betrifft, die dort oft vielen Schaden anrichten, ſo könnte man die

Zerſtörung derſelben den Gärtnern immer überlaſſen, da ohnehin dieſe Gattung ſich nicht in den Kienwäldern aufhält. Der Gärtner giebt ſich aber die Mühe nicht, die Eyer zu ſammeln, ſondern er zernichtet die ganzen Haufen mit kochendem Waſſer.

Diejenige Ameiſengattung, welche ich vorzüglich meine, iſt im erſtem Theil der Encyklopädie, im Artikel Ameiſe, S. 631. N. 2. beſchrieben. Wer es aber nicht glaubt, daß beſonders dieſe Ameiſen Erbfeinde der Raupen aller Art ſind, der mache nur den Verſuch und ſetze eine Raupe, ſie ſey ſo groß wie ſie wolle, ſo, daß mehrere Ameiſen hinzukommen können, ſo wird man bald finden, daß der Kampf anhebt, und die Raupe getödtet wird. Aber, könnten wir durch dieſes vorgeſchlagene Mittel unſere Waldungen wider ihren größten Feind, und vom Untergange retten, ſo glaube ich ſicher, wird jeder vernünftige Patriot dazu die Hände bieten, und gern des Geſangs der Vögel in der Stadt entbehren, um nur nicht immer theuer das Holz zu bezahlen. Es iſt gewiß beſſer, im Winter nicht zu frieren, als ſich am Geſange der Vögel zu ergötzen, der einem alsdann auch weit angenehmer iſt, wenn man ihn im Walde ſelbſt höret.

Lepisma ſaccharina, iſt ein ungeflügeltes Inſect mit ſechs Füßen, und mit Schuppen bedeckt, das faſt die Geſtalt der Motten oder deren Larven hat. Es hält ſich im Zucker und allerley Geſchirre auf, frißt aber auch Bücher und wollene Kleider an. Sie ſind urſprünglich aus den amerikaniſchen Zuckerpflanzungen gekommen, jetzt aber durch ganz Europa verbreitet, wo man ſie ſchon in den Gärten und Häuſern antrifft. Man ſehe übrigens den Art. Zuckergaſt.

Le-

Leporarium, war ein Behältniß, wo die Römer Haſen unterhielten, um ſie ſofort haben zu können, wenn es ihnen beliebte. Hernach hieß man aber alle Orte ſo, wo ſie nur Thiere aufbewahrten, welche wir Zwinger nennen würden.

Leppe, iſt ein adliches Gut in Weſtphalen, in der fürſtlich Schwarzenbergiſchen Herrſchaft Gimborn im Kirchſpiel Runderod.

Leppendorf, ein Dorf im Herzogthum Magdeburg, im Saalkreiſe, im Amte Benſen, nicht weit von Könnern.

Leppersdorf, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Meißniſchen Kreiſe, im Amte und bey Radeberg.

Leppersdorf, ein Dorf in Böhmen an der Eger, bey Schlakenwerth.

Leppersdorf, (Ober= und Nieder=) königl. Preuß. adliche Dörfer in Nieder=Schleſien, im Fürſtenthum Schweidnitz, ohnweit Landshut.

Leppin, ein Churbrandenburgiſches adliches Dorf in Hinterpommern, im Cösliniſchen Kreiſe.

Leppin, dergleichen adliches Dorf in Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, zu dem Ritterſitz Vanſelow gehörig, eine Meile von Demmin.

Leppin, dergleichrn Dorf in der Altmark, im Arendſeeſchen Kreiſe.

Leppin, (Großen) ein adliches Dorf in der Prignitz, im Plattenburgiſchen Diſtrict.

Leppin, ein herzogl. Mecklenb. Strelitziſches adliches Dorf und Rittergut im Stargardiſchen Kreiſe im Amte Stargard.

Leppin, ein herzogl. Mecklenb. Schweriniſches Dorf, im Amte Marnitz.

Leppin, (Alt- und Neu-) ein adliches Mecklenburgiſches Gut im Amte Wredenhagen.

Le Preſe, eine kleine Stadt im Valtelin, am Fluſſe Abdua, eine (italiäniſche) Meile von Bormio.

Lepſine, vor dieſem Eleuſis, iſt ein geringer Ort in Livadien, am Golfo d' Engia.

Lepte, auch **Leptow**, (Hohen-) ein fürſtlich Anhalt-Zerbſtiſches Dorf, im Amte Zerbſt.

Lepte, (Nieder-) ein dergleichen Dorf bey vorigem.

Lepten, ein Churbrandenburgiſches Dorf, in der Mittelmark, im Teltower Kreiſe.

Lequeytio, iſt ein Flecken in Biscaya, an dem Meerbuſen, nicht weit von Bilbao.

Lequio- Liquejo- oder Rjukuinſeln, ſ. Japan.

Lerbach, iſt ein Flecken in einem tiefen Thal, am Bache dieſes Nahmens, zwiſchen Oſterode und Clausthal, auf dem Harz, beſtehet aus zwey Reihen Häuſern, welche eine Straße ausmachen, die eine gute Stunde lang iſt. Die Einwohner ſind meiſt Holzhauer und Kohlenbrenner, und ſtehen unter dem Clausthaler Bergamt.

Lerbke, ein Weſtphäliſches Kirchdorf, im Fürſtenthum Minden, im Amte Hausberge.

Lerche, ein Churſächſiſches Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, im Kreisamte Meißen.

Lerche, (die) Alauda arvenſis, rectricibus extimis duabus extrorſum longitudinaliter albis; intermediis interiori latere ferrugineis. Linn. Faun. Suecica n. 190. et Syſt. Nat. ed. XIII. tom. 1. p. 88. Oder Alauda non criſtata, ſeu gregalis; fr. alouette ordinaire; engl. the common'field lark, or ſky-lark; ital. ladola allodola; ſächs. und flandr. leewerk, däniſch ſanglaerka; holländiſch Leeuwerk, und Leeuwerik, im recht Platten Lewark. Zum Unterſchiede von vielen Arten und Abarten des Lerchengeſchlechts benennt man dieſen Le-

Vogel auch: Himmelslerche, Kornlerche, Sanglerche, Saatlerche, Feldlerche, Ackerlerche. Unſer deutſche Nahme Lerch, der zuweilen Lerich ausgeſprochen wird, ſoll ſeyn eine Nachahmung ihres Geſanges.

Dies iſt die Meinung vieler gelehrten Männer — da es aber bloß eine Meinung iſt, ſo glaube auch ich eine äußern zu können, die vielleicht eben ſo wahrſcheinlich iſt. Wenn wir eine Ableitung des Wortes Lerche machen wollen, ſo müſſen wir ſie nicht nach der platten Ausſprache ſuchen. Hier heißt die Lerche Lewark, und ſcheint aus den zwey Sylben lew und ark zuſammengeſetzt zu ſeyn. Ark (im Hochdeutſchen Arche) iſt ein ſehr altes Wort; es heißt im Niederſächſiſchen auch Arke, im Däniſchen und Schwediſchen Arke; im Gothiſchen Arka im Angelſächſiſchen Earc, Erc; Engl. Ark und ſcheint nach dem Lateiniſchen Arca gebildet worden zu ſeyn — oder ſtammt vielmehr mit demſelben aus einer und eben derſelben weit ältern, aber nunmehr unbekannten Quelle her. Die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes iſt ein gewiſſes hohles Behältniß — vielleicht aber auch ein gefülltes, und es ſchränkte ſich alsdann die Bedeutung nur darauf ein, daß in einer Arke etwas beſonders aufbehalten werden könnte, wie z. B. bey der Arche Noä u. ſ. w.

Die alten Deutſchen brauchten aber den Ausdruck Ark, Arke oder Arch zuweilen ſehr figürlich, woher in dem 1453 zu Augsburg gedruckten Buche der Natur von der Jungfrau Maria geſagt wird: die heilig junkfrau was ein Arch und ein auserwelter ſal des oberſten Gottes; — wo Arche für ein Behältniß überhaupt zu ſtehen ſcheint.

Da nun die alten Deutſchen einen jeden vorzüglichen Vogel, es ſey der Größe, Stärke oder ſonſtiger ihnen hervorleuchtenden Tugend wegen, Aar nannten, wovon ich in der Encyklopädie auch ſchon gehandelt habe, ſo könnte ich beynahe mit meiner Ableitung hierher gehen — allein, ich will einen andern Weg einſchlagen. Es iſt bekannt, daß der gemeine Mann (ſelbſt auch in Grundſätzen zurückgeſetzt und gemein) in vielen Gegenden Niederſachſens noch manche Vögel für Gottesvögel hält, z. B. den Storch, die Schwalbe und auch die Lerche, und er hält es für Sünde die Vögel zu verfolgen, oder zu tödten. Dies ſtammt noch aus dem Heidenthume her, und es iſt zu weitläuftig, alles dieſes auseinander zu ſetzen.

Indeſſen, wer die Nationen in Niederſachſen kennt, mit ihren Sitten und ihrer Sprache bekannt iſt, der wird auch wiſſen, daß der gemeine Mann daſelbſt nicht allein mit der Sprache, ſondern auch mit der Denkungsart der ganz alten deutſchen Völker noch ſehr übereinſtimmt. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich — vielleicht gar gewiß, daß die Lerche bey dem gänzlichen Mangel an Naturkunde der Alten, und weil ſie in der Luft ſchwebend ſinget, auch dem Landmanne keinen ſichtbaren Schaden am Korne thut, für einen Himmelsvogel, Vogel Gottes, oder einen Vogel gehalten worden iſt, welchen der himmliſche Beherrſcher beſonders liebet — in welchem ſein beſonderes Wohlgefallen ruhet. — Daher giebt der gemeine Mann, einigen Thieren, und beſonders Vögeln das Prädikat lieber, liebe, oder liebes, wie man Gott den lieben Gott nennet, welches im Platten bloß durch lew ausgedrückt wird.

Da nun die alten Deutſchen auch figürlich, wie eben angezeiget iſt, die Mutter Maria eine Arch nannten — und ſich unter Arch oder Ark nur ein allenfalſiges Behältniß irgend einer Sache dachten, ſo können ſie auch eben ſo leicht den Himmelsvogel, die Lerche eine Ark genannt haben — und — da es ein Himmels= oder Gottesvogel war: lew=Ark d. i. liebe Arche geſagt haben; welches zuletzt in ein Wort zuſammengeſchmolzen iſt — wobey doch immer die Idee, welche jetzt in Nierderſachſen noch herrſcht, daß man keine Lerche tödten oder Schaden zufügen muß, immer im Gange geblieben iſt. Die Oberſachſen ſind jetzt ſchon klüger, und wiſſen aus dem Lerchenfange Geld zu machen, das thut aber der niederſächſiſche Bauer von gemeinem Schlage nicht. Er zerſtört ſogar keine Schwalbenneſter, wenn die Schwalben auch ſein ganzes Haus beſetzen, und beſchmutzen, weil er glaubt, daß ſie Glück und Segen bringen, und ſo geht es mit mehreren andern Vögeln, als dem Storche und ſo weiter.

Das Wort Lerch oder Lerche kann durch Abkürzung und Verwechſelung der Buchſtaben daher ſehr wohl von Lewark abſtammen; und nimmt man die Bedeutung des lateiniſchen Nahmens der Lerche Alauda, und des celtiſchen Wortes Alaud noch hinzu, worüber ſich Schwenkfeld und Klein ſehr abergläubig erklären, welche Erklärung auch da hinaus läuft, daß die Lerche einen beſondern Preisgeſang Gottes ſinge — ſo möchte ſolches meine vorher geäußerte Meinung noch unterſtützen können.

Ob es nun zwar viele Abarten von den Lerchen giebt, ſo zählen wir in unſerer Gegend doch beſonders

ders nur drey Gattungen, welche wir hauptſächlich für Lerchen anſehen, und ſo nennen, und dieſe ſind. 1) Die gemeine Feld, Korn- oder Wieſenlerche, 2) die Heide- oder Waldlerche, und 3) die Roth- Wege- Hauben- oder Zopflerche. Dieſe letztere wird im Plattdeutſchen auch Töppellerch oder Töppellewark genannt, von welcher einige Gelehrte behaupten wollen, daß ſie das Männchen der Feld- Korn oder Wieſenlerche ſey, welches aber falſch iſt, wenn auch gleich das Männchen, indem es läuft die Federn auf dem Kopfe etwas in die Höhe ſträubt, welches ſogar auch oft die Weibchen in der Heckzeit thun.

Die Lerche iſt allgemein beliebt wegen ihres vortrefflichen Geſanges Schon ohne andere Vögel nachzuahmen ſinget ſie angenehm und mannigfaltig. Die Biegſamkeit ihrer Sangorgane zeigt ſich noch mehr, wenn man ſie den Geſang anderer Vögel lernen läßt, von denen ſie alle ohne Unterſchied in kurzer Zeit und mit vieler Reinigkeit nachahmt. Sie bequemt ſich nicht nur nach allen Tönen, ſie verſchönert ſie noch. Man hat junge Männchen geſehen, die, wenn ſie mit einer Turteltaube gepfiffen, in kurzer Zeit ganze Melodien behalten hatten, die ſie angenehmer wiederholten, als es ein Hänfling oder Zeiſig nur im Stande ſeyn würde. Will man aber, daß ihr Geſang keine widerliche und ſchlechtgeordnete Miſchung von allen Geſängen ſeyn ſoll, ſo muß man ſie nur eine Art des Geſangs, beſonders in der Jugend hören laſſen.

Der Geſang der Heidelerche, iſt ſchöner, und hat mehr Abwechſelung als der Geſang der Feldlerche. Will man daher eine gute Singelerche im Zimmer haben, ſo bringe man einen Feldlerchenneſtling

zu einer im Herbſt gefangenen Heidelerche, jedoch jede in einem beſondern Bauer, ſo wird der Schüler im folgenden März ſo gut wie der Lehrmeiſter, die Heidelerche, ſingen. Allein, die Mühe dabey iſt nur gar zu oft vergebens, weil der Geſang ein Vorzug des Männchens iſt, und man ſolches, wenigſtens bey den Neſtlingen von dem Weibchen gar nicht unterſcheiden kann, ſo wie es überhaupt oft ſchwer iſt, das Männchen zu unterſcheiden, wenn man es nicht ſingen hört.

In ihrem Stande der Freyheit fängt ſie in den erſten Tagen des Frühlings an zu ſingen, welche bey ihr die Tage der Liebe ſind, und ſie fährt damit den ganzen Sommer durch fort. Am Morgen und Abend läßt ſie ſich am mehrſten hören. Sie gehört zu der kleinen Anzahl von Vögeln, welche im Fluge ſingen; je höher ſie ſich hebt, deſto mehr verſtärkt ſie ihre Stimme, und bisweilen ſo ſehr, daß man, ob ſie gleich hoch in den Lüften und dem Auge unerreichbar ſchwebt, ſie doch noch deutlich höret. Sie ſingt ſelten auf der Erde, woſelbſt ſie ſich doch beſtändig aufhält, wenn ſie nicht flieget, denn ſie ſetzt ſich niemahls auf Bäume, und man muß ſie zu den Staubvögeln rechnen; auch diejenigen, die ſie im Bauer halten, tragen Sorge, daſelbſt ein ziemlich dickes Lager vom Sande zu machen, damit ſie ſich beſtreuen und Linderung gegen das Ungeziefer, wovon ſie gequält werden, finden können. Sie nehmen dazu auch noch friſche Raſen, die man oft erneuern muß, und ſie merken darauf, daß der Bauer etwas geräumig ſey.

Die Lerche iſt am Kopfe, Rücken und Schwanz bräunlich oder erdfarbig, welches mit ſchwärzlichen

Strei-

Streifen vermiſcht iſt; an der Kehle und Bruſt dunkelweiß mit ſchwarzbraunen Streifen. Ehe das Weiße am Bauche angehet, ziehen ſich dieſe Streifen ins gelbe. Der ziemlich lange Schwanz macht eine Gabel. Die zwey äußerſten Federn haben weiße Spiegel, die übrigen ſind dunkelbraun, die Füße ſtark, voll, hoch, von brauner Farbe, und an den hintenausſtehenden Zehen haben ſie eine ſehr lange, ſpitzige aber gerade Klaue, welche man den Sporn nennet, den ſie gleich mit aus dem Eye bringen und immer behalten. Die Flügel kommen wegen der langen Schwingfedern lang heraus; die übrigen Flugfedern haben breitere Fahnen als andere Vögel, ſind wie die Schwingfedern bräunlich und an den Enden weißlich. Die hinterſten Federn an den Flügeln nach dem Leibe zu, haben etwas beſonders vor andern Vögeln, denn ſie ſind lang, die dritte vom Leibe an die längſte, und bilden gleichſam einen beſondern Flügel, welches dem Vogel beym Aufſteigen, Halten und Fallen in der Luft gute Dienſte thun mag. Die Schnabelſpitze iſt ſehr ſchwach, obgleich pfriemenförmig; die Zunge ziemlich breit, hart und geſpalten; die Naſenlöcher rund und halb bedeckt, der Magen fleiſchicht und nach Verhältniß des Körpers ziemlich weit; die Leber iſt in zween ſehr ungleiche Lappen zertheilt, der linke ſcheint durch die Größe des Magens in ſeinem Wachsthum gehindert und aufgehalten zu ſeyn. Die Darmröhre iſt ohngefähr neun Zoll; zween ſehr feine Blinddärme hängen mit dem Eingeweide zuſammen, und ſie ſind mit einer Gallenblaſe verſehen; die Grundfarbe der Federn iſt ſchwärzlich; ſie haben 12 Ruder und 18 Schwungfedern, wovon die mittlere am Ende viereckig abgeſtutzt, und in der Mitte durch einen hineingehenden Winkel getheilt ſind, ein Kennzeichen, das allen Lerchen gemein iſt. Die Männchen ſind etwas brauner

ner als die Weibchen, und haben ein ſchwarzes Halsband und mehr weißes am Schwanze; ſie haben eine kühnere Stellung und ſind größer, obgleich der ſchwerſte von allen nur zwey Unzen wiegt; endlich beſitzen ſie noch, wie beynahe alle andre Arten, einen ausſchließenden Vorzug zum Geſange, wovon ſchon oben geredet worden.

Der Gang der Lerche iſt kibitzartig; ſie wechſelt ordentlich mit ihren Füßen ab, und läuft dabey ſo ſchnell, daß man, ſogar eine angeſchoſſene Lerche nicht einmahl einholen kann. Eben dieſes ſchnelle Laufen der Lerchen macht oft dem, der zum Lerchenſchieſſen ausgehet, viele Mühe. Er ſieht z. B. die Lerche fallen, und bemerkt ſich den Ort ganz genau, allein, wenn er dahin kommt, ſo iſt ſie über alle Berge, und er ſieht in weiter Entfernung eine Lerche über den Acker weglaufen, wobey er ungewiß iſt, ob es die von ihm bemerkte oder angeſchoſſene ſey, oder nicht.

Wenn das Männchen in den erſten angenehmen Tagen des Frühlings einen Trieb, ſich mit dem Weibchen zu paaren fühlt, ſo hebt es ſich in die Luft, indem es unaufhörlich ſein verliebtes Geſchrey wiederhohlt, und auf ſeinem Fluge einen größern oder kleinern Raum umkreiſet, nachdem die Menge der Weibchen größer oder kleiner iſt. Wenn es die entdeckt hat, die es ſucht, ſo ſtürzt es ſich herab und begattet ſich mit dem Weibchen. Dies befruchtete Weibchen macht nun ſogleich ihr Neſt, ſie legt es zwiſchen zween Erdhauſen, legt es inwendig mit Kräutern und kleinen trocknen Wurzeln aus. Jedes Weibchen legt vier oder fünf kleine

ne Eyer, die blaue Flecken auf einem graulichen Grund haben, ſie bebrütet ſie nur aufs höchſte auf vierzehn Tage, und braucht noch weniger Zeit, die Jungen aufzuziehn, und zu gewöhnen. Das öftere Brüten der Lerchen im Sommer, beruhet lediglich auf der Witterung. Iſt es ein warmer Frühling, ſo fangen ſie früher an, und iſt der Herbſt ebenfalls angenehm, ſo hören ſie ſpät auf, und, nach dieſen Umſtänden, und da ihre Jungen bald allein freſſen, trifft es ſich, daß ſie zuweilen drey Mahl im Sommer Junge bringen. Ihrem wollüſtigen Temperamente nach, da ſie beynahe ſo geil, wie die Wachteln ſind, würden ſie noch öfter brüten, wenn nur nicht die rauhe Witterung endlich hinderlich wäre. Sonſt bemerkt man auch noch hierbey: Wenn das Wetter im Frühlinge zu kalt iſt, oder die Paare getrennet werden, und ſich nun paaren, daß es alsdann bey dieſen und andern Vögeln nichts ſeltenes ſey, daß ſie das andere oder dritte Mahl mehr Junge bringen, als das erſte Mahl.

Sobald die Lerche bey uns erſcheint, es ſey zu Anfange des Aprils, oder auch ſchon um Lichtmeß, ſo gehen die verliebten Kriege auch ſchon an, wenn ſie ſich auch nicht immer paaren — indeſſen geſchieht dies doch auch zuweilen, und das verliebte Weibchen iſt daher genöthiget, in großer Kälte ihre Jungen auszubrüten, ſo daß man ſie auf den Aeckern, in Miſthaufen, wo ſie die Brut warm erhalten können, bey härteſter Kälte und Schnee gefunden hat; doch geſchieht dieſes nicht immer.

Wenn die Jungen nur einige Federn haben, aber noch lange nicht zum Fliegen geſchickt ſind, laufen ſie ſchon aus dem Neſte, und halten ſich oft ganze

Acker=

Ackerlängen lang von einander auf; welches ſie die Natur vielleicht um deßwillen lehret, damit, weil ſie auf der Erde ſitzend viel mehrerer Gefahr, als andere Vögel unterworfen ſind, nicht alle auf einmahl von ihren Feinden erwiſcht werden; zu welchen vorzüglich auch die Trappen zu zählen ſind, welche die jungen Lerchen ſo wegſchnappen, wie die Störche die Fröſche. Zu ſolcher Zeit ſieht man die alten über dem Getreide ſchweben, und durch Rufen von den Jungen erforſchen, wo ſie ſich befinden, da alsdann, ſobald eine junge Lerche antwortet, die Alte an derſelben Stelle in das Getreide hinein fällt, aufs neue Speiſe holt, und auch die andern wechſelsweiſe eben ſo aufſucht.

Die gewöhnliche Nahrung der jungen Lerchen ſind Würmer, Raupen, Ameiſeneyer und ſogar Heuſchrecken, dies hat ihnen, und das mit Recht, in denen Ländern, die den Verwüſtungen dieſer zerſtörenden Inſecten ausgeſetzt ſind, einen großen Werth gegeben. Wenn ſie erwachſen ſind, leben ſie vorzüglich von Körnern, Kraut und andern Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche.

Man muß, ſagt man, die, welche man zum Geſange aufziehen will, im October oder November Monat fangen, die Männchen ſoviel als möglich vorziehen, und ihnen, wenn ſie zu wild ſind, die Flügel binden, indem man Gefahr leidet, wenn ſie zu heftig herzuſliegen, daß ſie ſich an dem Boden des Bauers den Kopf zerſtoßen. Man macht ſie ſehr leicht zahm, und ſie werden ſogar zutraulich, daß ſie auf dem Tiſche eſſen, und ſich auf die Hand ſetzen; aber auf dem Finger können ſie ſich wegen der Geſtalt der hintern Zehen nicht halten, welcher zu lang und um ihn zu umfaſſen, zu grade iſt; ohne

Zwei-

Zweifel ſetzen ſie ſich aus eben der Urſache nicht auf Bäume, und man macht daher auch die Bauer ohne Querhölzer. Man ſehe den Art. Lerchenbauer.

Man füttert die Jungen mit eingeweichtem Mohnſamen, und wenn ſie allein eſſen, mit Brodkrumen, die ebenfalls naß gemacht werden; ſobald ſie aber anfangen, ihren Geſang hören zu laſſen, muß man ihnen Hammelherz oder gekochtes Kalbfleiſch, das nebſt harten Eyern kurz gehackt wird, geben, auch nimmt man Getreide, abgehülſeten Spelz und Hafer dazu; alles dies wird in Milch eingeweicht. Nach Hanfſamen ſollen nach einiger Leute Meinung ihre Federn ſchwarz werden, es iſt aber ungegründet. Ein Vogel verändert überhaupt ſeine ſchöne Farbe, ſobald ihm die Freyheit genommen, und er im Zimmer in einem Bauer eingeſperrt iſt, welches die Erfahrung beweiſet. Außer dem Hanfe kann man ſie mit allen Arten von Samenkörnern füttern, ſogar mit Grützarten, wobey ſie nicht viele Mühe haben, ſie zu enthülſen, und man kann Hausvögel daraus machen. Ich habe eine Lerche gehabt, die ſo zahm war, daß ſie mir nicht allein den Fraß aus der Hand nahm, ſondern auch auf mein Rufen herbey kam, und, wenn ich Sie auf dem Rücken kraute, ſich faſt geſtreckt niederlegte. Sie ſchmeichelte ſogar auf die Art, wie ein recht zahmes Huhn.

Die, welche in der Wildheit leben, bewohnen den Sommer über gern die höchſten und trockenſten Gegenden ihres Reviers; im Herbſte kommen ſie auf die Ebene, vereinigen ſich in zahlreichen Haufen, und werden dann ſehr fett, weil ſie in dieſer Jahreszeit, wo ſie ſich faſt immer

mer auf der Erde aufhalten, ſo zu ſagen, unaufhörlich eſſen. Im Gegentheil ſind ſie im Sommer ſehr mager, eine Zeit, wo ſie ſich faſt immer paarweiſe zuſammenhalten, unaufhörlich fliegen, oft ſingen, wenig eſſen, und ſich nur des Tages, um ihren Hunger zu ſtillen, und ihrer Liebe zu pflegen, auf die Erde niederlaſſen. In der größten Kälte und beſonders wenn ſich viel Schnee zeigt, nehmen ſie von allen Seiten zu den Ufern der Quellen, die nicht frieren, ihre Zuflucht; alsdann findet man Kraut bey ihnen im Magen; bisweilen ſind ſie ſogar genöthigt ihr Futter im Pferdemiſte, der auf die Landſtraßen fällt, zu ſuchen, und demohngeachtet ſind ſie doch um dieſe Zeit fetter, als zu jeder andern Zeit im Sommer. Sobald aber die Kälte zu ſtark für ſie wird, ziehen ſie in wärmere Gegenden; ſo wie ſie ſolches auch oft im Frühlinge thun, wenn warmes Wetter diejenigen, welche im Striche fortgegangen geweſen, hierher gelocket, und hernach Schnee und ſtarke Kälte einfällt. Erſt ſieht man ſie traurig auf dem Schnee laufen, dauert die Kälte aber etwas, ſo ſind ſie wieder weg. Die hier bleibenden ſieht man in den Sommerleiten, (man ſehe den Artikel Leite) an den Zäunen und hinter dem Gebüſche ſich verſammeln, wo ſie die Sonnenſtrahlen haben können. Die Zopflerchen nähern ſich im Winter zum Theil ſehr zahlreich den Dörfern, wo ſie unter den Sperlingen und Goldammern umher laufen, und zugleich auch mit ihnen gefangen werden.

Ihre Art zu fliegen iſt beynahe ſenkrecht, und in wiederhohlten Schwingungen ſich zu heben, und ſich ſehr hoch zu halten. Sie ſteigen im Gegentheil in einem Zuge herab, um ſich auf die Erde zu ſetzen, ausgenommen, wenn ſie von einem

Raubvogel bedrohet, oder durch eine geliebte Gefährtin angezogen werden; denn dann ſtürzen ſie ſich wie ein herabfallender Stein herunter. Haben ſie das hohe Getreide erreicht, ſo ſind ſie auch wider den Raubvogel geſichert.

Oft werden ſie wegen ihres hohen Fluges vom Winde weit ins Meer und ſelbſt über das Meer fortgeführt. Man ſieht ſie oft 30 bis 50 Seemeilen vom feſten Lande im atlantiſchen und mittelländiſchen Meere, ja ſelbſt nach Malta kommen oft einige hin, die aber auch zu den Zuglerchen gehören mögen. Sie ziehen nicht alle; man ſieht ſie häufig im Winter in den verſchiedenſten Gegenden von Europa.

Man findet dieſen Vogel faſt in allen bewohnten Ländern. Er könnte ſogar in unbebauten Gegenden, die einen Ueberfluß an Heidekraut, und Wachholder hätten, leben, denn in dieſen Gebüſchen, die ihm und ſeiner Brut Schutz gegen die Anfälle des Raubvogels geben, gefällt es ihm ſehr. Von dieſem werden die Lerchen ſehr verfolgt, und es iſt noch zu bewundern, daß ſie dennoch allenthalben ſo zahlreich ſind.

Die Alten haben behauptet, daß das gekochte, gebratene und ſogar verbrannte und zu Aſche gemachte Lerchenfleiſch ein beſonderes Mittel gegen das Bauchgrimmen ſey; es erhellt im Gegentheil aus einigen neuern Beobachtungen aber, daß es oft davon herkomme und Linnee glaubt, daß es Leuten, die an Steinſchmerzen krank ſind, ſchädlich ſey. Uebrigens iſt das Lerchenfleiſch, wenn die Lerchen fett ſind, eine ſehr angenehme Nahrung.

Sie

Sie werden auf verſchiedene Art gefangen. Man ſchießet ſie einzeln und zwar am leichteſten, wenn das Männchen langſam im Geſange ſteigt. Die bekannteſten Arten ſie zu fangen ſind: durch Halsſchlingen, Streichnetze, und Leimruthen.

Im Märzmonat ſind ſie am beſten mit einem Nachtnetze zu bekommen, oder man kehret, wenn Schnee fällt, auf dem Felde einen Platz, und ſtreuet Haber dahin, dabey ſie, vermittelſt einer Schlagwand ſehr häufig können gefangen werden. Man berückt ſie auch mit Schlingen, die man an einen Bindfaden an den Furchen, wo man vorher mit einem Beſen wegkehret und Haber hinſtreuet, aufzuſpannen pflegt. Wenn kein Schnee iſt, fängt man ſie zu eben der Zeit und auch bisweilen ſchon im Februar, mit einer ſehr langen Vogelwand, dazu man ſich des Ruhrvogels oder einer angebundenen Lerche bedient. Dieſe bewegt man durch Hülfe eines ſubtilen Fadens, daß ſie ein wenig in die Höhe flattert, da denn die vorüberſtreichenden Lerchen, welche man durch einen andern im Felde auftreiben läßt, wenn ſie dieſes ſehen, darauf zu fliegen, und mit der Vogelwand im Fliegen niedergeſchlagen werden.

Die ganze Brutzeit, welche ſich vom April bis in den Auguſtmonat erſtreckt, ſollen ſie billig mit allen Nachſtellungen verſchont bleiben, zumahl diejenigen, die man dieſen Monat fänget, ſelbiges Jahr doch nicht ſingen; will man aber ja welche haben, da ſehe man ſich nach Jungen um, welche man im Neſte, oder wenn ſie erſt abgelaufen ſind, leicht erhaſchen kann. Im September geht der Fang mit dem Nachtgarne wieder an, ingleichen auch mit dem Feldfalken und mit dem Tiraſſe; den Falken (welcher vorher wohl abge-

richtet ſeyn muß, daß er willig auf der Hand ſitzen bleibt) trägt man zu ſolcher Zeit, auch wohl ſchon im Auguſt, wenn ſie ſich mauſern, hinaus aufs Feld, wo Stoppeln ſind, oder auf die Wieſen und andre Oerter, wo Lerchen ſich aufhalten. Wenn nun eine aufſtehet, ſo merket man den Ort, wo ſie hinfällt, und geht hin, die Lerche zu ſuchen, läßt aber den Falken während des Hingehens auf der Hand immerhin mit den Flügeln wechſeln oder ſich bewegen, ohne ihn von der Hand hinweg zu laſſen; ſo liegt die Lerche aus Furcht vor demſelben wie todt, daß man ſie, wenn ihrer zwey ſind, tiraſſiren, oder wenn nur eine da iſt, entweder gar mit der Hand oder mit einem Gärnlein, welches wie ein kleiner Fiſchhamen ausſiehet, zudecken kann.

Eine andere Weiſe, die Lerche zu Anfange des Auguſts und im September oder auch zu Anfange des Octobers zu fangen, iſt dieſe: Wo viele Lerchen in den Stoppeln liegen, dahin man ſie auch wohl zuſammentreibet, oder wo noch Hafer auf dem Felde ſtehet, da richtet man gewiſſe Steckgarne, welche eigentlich auf die Lerchen gemacht ſind, und gehet auf der andern Seite des Haferackers oder eines Ackers, wo hohe Stoppeln ſtehen, mit dem Lerchenfalken hin, läſſet ihn auf der Hand mit den Flügeln ſich bewegen, und ſchreitet ganz langſam fort, bleibt auch zuweilen wieder ein wenig ſtehen, damit man die in den Furchen laufenden Lerchen nicht übereile und auftreibe; denn dieſe, wenn ſie ihren Feind den Falken ſo von ferne ſehen, wollen ſich in der Stille fortſchleichen und gerathen darüber alle zuſammen in die vorgeſteckten Garne, darin ihrer auf ſolche Art öfters zwey bis drey Schock gefangen werden. Der beſte

Fang

Fang geht im Oktober an, nicht nur mit dem Nachtgarne, womit man ſie dann häufig bekommt, ſondern auch mit den Klebnetzen, mit welchen man ſchon im September den Anfang machet, und manchen Abend, wenn gute Gelegenheit dazu iſt, wohl etliche Hundert bis Tauſend fangen kann.

Außer dieſen Arten die Lerchen zu fangen, bedient man ſich noch einer andern, nähmlich mit dem eigentlich ſogenannten Lerchenneze. Um auf dieſer Jagd glücklich zu ſeyn, braucht man einen friſchen Morgen, einen ſchönen Sonnenſchein, einen Spiegel, der ſich auf einem Zapfen drehet, und eine oder zwo lebendige Lerchen, die die andern rufen; denn man kann ihren Geſang noch nicht genug nachahmen, um ſie zu hintergehen, daher folgen ſie nicht gern wie die Vogelſteller ſagen, der Lockpfeife, deſto merklicher ſcheinen ſie aber durch das Spiel mit dem Spiegel angelockt zu werden, ohnſtreitig nicht ſowohl, weil ſie ſich zu ſpiegeln ſuchen wie man ſie wegen des Inſtincts, der ihnen beynahe mit allen andern Vögeln im Vogelbauer gemein iſt, beſchuldigt hat, daß ſie vor einem Spiegelglaſe mit gedoppelter Lebhaftigkeit und Nacheiferung ſingen, ſondern weil der Lichtglanz, den dieſer Spiegel bey der Bewegung von allen Seiten zurückwirft, ihre Neubegierde erregt, oder weil ſie glauben, daß dies Licht von der beweglichen Oberfläche fließender Gewäſſer, die ſie um dieſe Jahreszeit ſuchen, herkommt. Auch fängt man ihrer alle Jahre im Winter eine beträchtliche Menge in den Gegenden, wo warme Quellen ſind, und wo ſie ſich alsdann häufig verſammeln.

Aber keine Jagd nimmt ihrer ſo viel auf einmahl fort, als die Leimruthenjagd, welche wenig bekannt iſt. Man macht zuerſt funfzehnhundert

bis zweytauſend Leimruthen zurecht. Dies ſind ſehr grade oder wenigſtens wohl gebogene Weidenzweige, ohngefähr drey Fuß, ſechs Zoll lang, ſpitzig und ſogar an einem Ende etwas gebrannt; auf dem andern beſtreicht man ſie einen Fuß lang mit Leim; man ſtellt ſie in parallelen Reihen in einer dazu ſchicklichen Gegend, welche gewöhnlich ein Brachfeld iſt, und wo man ſich verſichert hält, daß Lerchen hinreichend da ſind, um ſich wegen der Koſten, die nicht unbeträchtlich ſind, ſchadlos zu halten. Der Raum zwiſchen den Reihen muß ſo ſeyn, daß man ohne die Leimruthen berühren zu dürfen, durchgehen kann; der Raum zwiſchen den Leimruthen an jeder Seite muß einen Fuß weit ſeyn, und jede Leimruthe muß auf die Zwiſchenräume der Leimruthen in den anſtoßenden Reihen paſſen.

Die Kunſt beſteht darin, daß man dieſe Leimruthen ganz regelmäßig pflanzt, ganz ſenkrecht und ſo, daß ſie in der Lage, ſo lange man ſie gar nicht berührt, bleiben können, daß ſie aber niederfallen können, ſobald eine Lerche im Vorbeyfliegen ſie berührt.

Wenn alle dieſe Leimruthen hingeſtellt ſind, ſo machen ſie ein langes Viereck, deſſen eine Seite nach der Gegend hinſieht, wo die Lerchen ſind. Dies iſt die Fronte der Jagd: an jedem Ende ſtellt man einen Lumpen hin, damit er den Jägern zum Augenpunct dient.

Die Zahl der Jäger muß nach dem Umfange der Gegend, die man einſchließen will, verhältnißmäßig ſeyn. Um vier oder fünf Uhr des Abends, nachdem es mehr oder minder ſpät in den Herbſt hinein iſt, theilt ſich der Haufe in zwo gleiche Abtheilungen,

lungen, die jede von einem einſichtsvollen Anführer angeführet werden, der wiederum ſelbſt einem Hauptanführer, der ſich in den Mittelpunct hinſtellt, untergeordnet iſt.

Der eine Haufe verſammelt ſich bey dem Rückzuge zur Rechten, der andre bey dem zur Linken, und beyde beobachten ein tiefes Stillſchweigen, und jeder breitet ſich nach ſeiner Seite in einer zirkelförmigen Linie aus, und vereiniget ſich mit dem andern ohngefähr eine halbe Meile von der Vorderſeite des Reviers, und dann machen ſie eine Reihe aus, die ſich immer mehr zuſammenzieht, und indem ſie ſich den Leimruthen nähert, die Lerchen immer vorwärts treibt. Gegen Untergang der Sonne muß die Mitte des Kreiſes ſich zween bis dreyhundert Schritte von der Fronte befinden. Dann berücket man, das heißt man gehet mit Behutſamkeit, man ſteht ſtille, man legt ſich auf den Bauch nieder, man hebt ſich wieder, und bewegt ſich auf den Zuruf des Anführers; wenn alle dieſe Künſte gehörig beordert und ausgeführt werden, ſo fällt der größte Theil der in dem Kreiſe eingeſchloſſenen Lerchen, und der ſich dann nur drey bis vier Fuß über die Erde hebt, auf die Leimruthen, werfen ſie nieder, werden durch ihren Fall feſtgezogen und laſſen ſich mit der Hand greifen.

Wenn noch Zeit übrig iſt, ſo macht man an der entgegengeſetzten Seite einen zwoten Kreis von 50 Schritt-Entfernung, und bringt die Lerchen, die zum erſten Mahl entkommen waren, zurück; dies nennt man herumhohlen. Die unnöthigen Neugierigen bleiben hinter dem Zeuge aber etwas zurücke, damit ſie alle Verwirrung vermeiden. Man fängt auf einer ſolchen Jagd bis auf

100 Dutzend Lerchen, und hält die für ſchlecht, wo man nicht fünf und zwanzig Dutzend fängt. Man fängt auch bisweilen Völker von Rebhühnern darin und ſogar Nachteulen, aber man ſieht es nicht gern, weil ſolche Vorfälle die Lerchen verſcheuchen, ſo wie der Haſe, der durch den Strich geht und jede andre Bewegung oder ein außerordentliches Geräuſch.

Was hier bisher von der Lerche geſagt iſt, bezieht ſich auf die gemeine Lerche, und, da es noch verſchiedene andere Methoden giebt, die Lerchen zu fangen, ſo wird ſolches, wie auch die nähere Beſchreibung der Werkzeuge dazu, in den folgenden hieher gehörigen Artikeln vorkommen. Die beyden übrigen, bey uns vorzüglich Lerche genannten Gattungen, welche auch bey uns wohnen, und nur zum Theil im Streichen der Vögel mit weggehen, und wieder kommen (denn faſt von allen Zugvögeln bleiben einige bey uns in Gegenden, und an Orten, wo es ihnen gefällt,) finden ſich unter nachfolgenden Nummern der Abarten von der Lerche. Die Geſtalt der gemeinen Lerche aber findet man unter Figur 4521.

Abarten, der oben beſchriebenen gemeinen Lerche ſind:

1) Die weiße Lerche alauda candida; frz. alouette blanche. Nach einigen Naturforſchern ſoll ſie vorzüglich im Norden zu Hauſe ſeyn, und von da zu uns kommen, ſo wie die weißen Sperlinge, Stahre, Schwalben, Grasmücken, die alle auf ihren Federn das Gepräge ihres Geburtsortes tragen. Allein neuere Beobachtungen und Erfahrungen der Naturforſcher haben gezeigt, daß oft ein bloßes ohngefähres Naturſpiel an dieſen Er-

ſchei-

ſcheinungen Schuld ſey, und daß z. B. eine ſchwarze Krähe oder ein graubrauner Sperling neben andern Jungen von ihrer gewöhnlichen Farbe weiße Jungen ausgebrütet haben. Ueberdies ſieht man die meiſten Lerchen zuweilen in Gegenden, die zu weit vom nördlichen Schweden oder Norwegen entfernt ſind.

Wenn dieſes nun auch alles gegründet ſeyn kann, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man bey uns, und zwar in der Nähe der Oſtſee öfter weiße Lerchen ſiehet, und weiter in Deutſchland hinein wieder ſeltner. Ich kann mir ſolches nicht anders erklären, als daß es eine Krankheit, oder eine Schwäche der Federn ſey, die von einer ausgeſtandenen übermäßigen Kälte herrühret — oder es iſt dieſer Art Lerchen Beſiederung immer ſo. Als ich den Winter 1784, wo wir den Sommer vorher den rothen immerwährenden Nebel hatten, in Wismar zubrachte, und die ſchreckliche Kälte eintrat, ließen ſich viele Vögel ſehen, welche wider ihre ſonſtige Gewohnheit weiße Federn hatten. Lerchen habe ich zwar nicht bemerkt, allein die Krähen, beſonders die grauen, erhielten weiße Federn in den Flügeln, und die grauen Federn um den Hals, waren auch weiß. So gings auch mit den Sperlingen und Goldammern, ſo daß man ganz neue Geſchlechter zu ſehen glaubte. Ich habe verſchiedene von dieſen neubekleideten Vögeln gefangen und geſchoſſen, aber durchaus keinen andern Unterſchied finden können, als daß nur die Federn an genannten Orten weiß geworden waren.

Da nun die Vögel erſt gegen den Herbſt mauſern, ſo iſts natürlich, daß ſie auch den ganzen Sommer hindurch, wenn ſie leben — ſolche Federn behalten, und im Frühlinge durch Umſtände

de tiefer ins Land getrieben werden können, wo ſie als Sonderlinge betrachtet werden.

Weil aber die eigentlich ſo genannte weiße Lerche keine weißen Schwungfedern hat, welche doch mit den Halsfedern bey ſtarker Kälte zuerſt weiß zu werden pflegen, ſo iſt es ſicher zu vermuthen, daß es eine beſondere Abart von den gemeinen Lerchen ſey; und diejenigen Vögel, welche bey uns in großer Kälte ihre Federn nur auf eben die Art verändern, als ſolche angeſehen werden müſſen, welche im Vogelbauer ihre ſchönen Federn verlieren, und ſchon bey der erſten Mauſe ſchlechtere erhalten. Kommen dieſe wieder heraus, ſo erhalten ſie auch wieder ihre Schönheit, ſo wie die in der Wildheit, nach der Mauſezeit ihre vorige Farbe, wenn die Kälte des Winters ſie verbleicht hat. Daß dieſe mit weißen Federn gezierten Vögel den Winter durch Stürme über die Oſtſee nach Mecklenburg hingetrieben worden ſeyn ſollten, glaube ich nicht, weil ſo wenig der Goldammer, als der Sperling ſich beym Winde in die Höhe giebt, die Krähe aber beym ſtarken Winde allemahl gegen den Wind flieget, und ſich, wenn ſie beym Sturme ſelbſt mit dem Winde aufgejagt wird, niedrig an der Erde hält, und hernach, ſobald ſie glaubt, nicht mehr erreicht werden zu können, ſich herum, und gegen den Wind ſchwingt. Dies werden die ſchwediſchen und norwegiſchen Krähen eben ſo wohl thun, als unſere, und alſo nicht über das Meer geworfen werden. Mit den Lerchen kann es hingegen eher der Fall ſeyn, da ſie hoch in der Luft gehen, und öfters vom Winde weit weggeworfen werden.

2) Die

2) Die ſchwarze Lerche. Die Veränderung der Farbe an dieſer Lerche ſoll nach einiger Meinung eine Wirkung des Hanfes ſeyn, wenn man ihn dieſen Vögeln anſtatt eines jeden andern Futters giebt, welches aber unwahrſcheinlich iſt. Einigermaßen kann man auch die ſchwarze Lerche mit dem falben Rücken als eine Abart der gemeinen Lerche anſehen, da ſie eine auffallende Aehnlichkeit mit der vorgenannten ſchwarzen Lerche hat. Sie iſt in Südamerika, in der Gegend von Buenosayres zu Hauſe. Ihr Kopf, Schnabel, Füße, Kehle, der vordere Hals, der ganze untere Theil des Körpers und die obern Deckfedern des Schwanzes ſind ſchwärzlich braun; die Schwung- und Ruderfedern haben eine nicht ſo dunkle Schattierung; die äußerſte von dieſen letztern hat einen rothen Rand; der hintere Theil des Halſes, der Rücken und die Schultern haben eine falbe Orangefarbe, die kleinen und mittlern Deckfedern an den Flügeln ſind ſchwärzlich und von der nämlichen falben Farbe, haben ſie einen Rand. Indeß iſt ſie auch als eine eigene Art anzuſehen.

Das Lerchengeſchlecht iſt ſehr zahlreich an verſchiedenen Arten. Folgende ſind die merkwürdigſten:

Die Baumlerche, oder Waldlerche. Alauda rectricibus fuſcis, prima oblique dimidiato-alba, ſecunda (alias ſecunda, tertia, quartaque) macula cuneiformi alba. Linn. Faun. Suec. n. 192. — Alauda arborea, ſylveſtris; franz. alouette de bois, le cujelier. ital. Tottorilla; engl. the wood-lark; Dän. u. norw. heede-larke, lyng-larke. Bey einigen deutſchen Naturforſchern heißt ſie auch Heidelerche.

Sie unterſcheidet ſich durch ihre Größe und ganze Geſtalt von der gemeinen Lerche. Sie hat einen kürzern und ſtärkern Körper, iſt lange nicht ſo groß, wiegt höchſtens nur eine Unze; die Farbe ihrer Federn iſt ſchwärzer, auch zeigt ſich daran mehr weißes. Ferner hat ſie eine Art von weißlicher Krone, die ſich mehr als bey der gewöhnlichen Lerche auszeichnet. Ihre Schwungfedern ſind in der erſten und äußerſten um einen halben Zoll kürzer als die übrigen. Auch unterſcheidet ſie ſich durch ihre natürliche Gewohnheit, ſich auf die Bäume zu ſetzen, da die gemeine nicht anders als auf der Erde ſitzt. Wirklich ſetzt ſie ſich auf die größten Zweige, worauf ſie ſich feſthalten kann, ohne daß ſie genöthigt iſt, ſie mit den Zehen zu umfaſſen, welches nicht möglich ſeyn würde, wegen der Geſtalt ihrer zu langen Zehe oder vielmehr wegen ihres hintern Nagels, der nicht genug gebogen iſt, um den Zweig zu umfaſſen. Auch darin iſt ſie verſchieden, daß ſie ſich gern in unbebauten Gegenden, die nahe an niedrigen Holzüngen liegen, aufhält und niſtet, oder auch vorn an in dem jungen Schlagholze, woher ſie ohne Zweifel den Nahmen Baumlerche bekommt, ob ſie ſich gleich niemahls weit ins Holz begiebt; wogegen man die gewöhnliche Lerche, die ſtets das freye Feld bewohnet, nie in Holzungen ſiehet. Sie iſt auch durch den Geſang von der Feldlerche verſchieden, der dem Geſange einer Nachtigall weit ähnlicher als dem einer Lerche iſt, und den ſie nicht nur des Tages, ſondern auch wie die Nachtigall des Nachts hören läßt, nicht nur wenn ſie fliegt, ſondern auch, wenn ſie auf einem Zweige ſitzt. Sie hat darin vor der Feldreche etwas beſonderes, daß ſie nach der Mauſe und öfters nach Michaelis wieder ſinget

get und damit ihren Abzug ankündiget. Im Fliegen und Steigen bey ihrem Geſange macht ſie weitere Kreiſe als die Feldlerche, denn es giebt der Heidenlerchen nicht ſo viele, als dieſer. Dieſe können einen Gatten in einem engern Kreiſe finden; jene nicht alſo. Die Feldlerchen können deswegen auch nicht ſo weit ausſchweifen, weil ſie von andern gehindert werden, daher ſie immer grade aufſteigen und wieder herabſinken, und wenn ſie außer ihrem Platz auffallen, von andern ihren Nachbarn gleich angefallen und in ihre Gränzen zurückgewieſen werden.

In Anſehung der Fruchtbarkeit iſt zwiſchen ihr und der Lerche ein Unterſchied, denn obgleich die Menſchen der Baumlerche weniger nachſtellen, ohne Zweifel, weil ſie eine zu kleine Beute iſt, und ob ſie gleich wie die gemeine Lerche vier bis fünf Eyer legt, ſo iſt die Art doch nicht ſehr zahlreich. Ihr Aufenthalt iſt bey Schwarzhölzern, ſonderlich auf Bergen, wo Föhren und Wachholderbüſche ſtehen. Sie machen ihre Neſter auf dem Erdboden unter kleinen Büſchlein oder dürrem Geſträuche von Föhren und Fichten, ſo wie die Feldlerchen in einer ausgeſcharrten kleinen Grube, mit dürrem Graſe und legen drey bis fünf Eyer. Die Jungen bleiben auch nicht auf dem Neſte, bis ſie fliegen können, ſondern laufen aus, ſobald ſie Kräfte dazu haben. Dieſe werden mit allerley Gewürme und Inſecten, auch Ameiſeneyern auferzogen. Die Alten fallen gegen den Herbſt mit den Jungen auf die Felder, und nähren ſich von Getreidekörnern und anderem Geſäme.

In allen übrigen Stücken hat die Baumlerche mit der gewöhnlichen Lerche viel Aehnlichkeit. Sie hebt ſich wie dieſe im Singen ſehr hoch, und hält

ſich in der Luft; ſie fliegt haufenweiſe bey der Kälte; bauet ihr Neſt auf der Erde, und verbirgt es unter einem Raſenhaufen, und lebt auch wie die gewöhnliche Lerche, acht bis zehn Jahre.

Man fängt ſie in drey Jahreszeiten nähmlich zuerſt im Sommer, zu der Zeit, wo die Jungen auf den Aeſten herumhüpfen, die ſogleich aber nur auf eine kurze Zeit zwitſchern, weil ſie bald nachher mauſern. Die andre Jahreszeit iſt im Septembermonat, und ſie iſt die, wo ſie ſcharenweiſe fliegen, von einem Lande in ein andres ſtreifen, die Viehweiden durchziehen, und ſich gern auf Bäume in der Nähe von warmen Kalköfen ſetzen. Dies iſt auch die Zeit, wo die jungen Vögel ihre Federn verändern, und von den Alten nicht mehr unterſchieden werden können. Die dritte und beſte Jahreszeit fängt mit dem Januarmonat an, und dauert bis zum Ende des Februars, in welcher dieſe Vögel ſich paarweiſe von einander trennen, um ſich in Geſellſchaften zu begeben, worin ſie genauer zuſammenhalten. Die Baumlerchen, welche man alsdann fängt, ſind gewöhnlich zum Geſange die beſten; ſie zwitſchern wenige Tage, nachdem ſie gefangen ſind, und zwar weit vorzüglicher als die, welche in jeder andern Jahreszeit gefangen ſind. Man muß ſie alsdann mit Hammelherzen, oder anderm feinen Fleiſche, Gelben vom Ey, Brod, Hanfſamen, Ameiſeneyern und Mehlwürmern füttern, und zwey oder drey Stückchen Süßholz, in ihr Waſſer legen, und etwas gebrannten Zucker mit einer oder zwo Fingerſpitzen voll Saffran einmahl auf die Woche; ſie an einem trocknen Ort, wo die Sonne ſcheint, halten, und Sand in ihren Bauer ſtreuen.

Die **Wieſenlerche.** Alauda lineola ſuperciliorum alba, rectricibus duabus extimis introrſum

ſum albis. Linn. Faun. ſuec. n. 91. (ed. 2. n. 210.) et Syſt. Nat. ed. XIII. n. 105. Sp. 2. p. 287. — Alauda pratenſis; franz. farlouſe, farlope, alouette de pres; engl. the tit-lark; ital. lodola di prato; däniſch englerke. In Oeſterreich Breinvogel; in Nürnberg Krautvogel; in Steyermark Schmelvogel.

Die herrſchende Farbe dieſes Vogels iſt auf dem obern Körper die Olivenfarbe, die auf der vordern Seite mit ſchwarz wechſelt, und auf der hintern Seite eine reine und unvermiſchte Olivenfarbe; der untere Körper iſt gelblich weiß, mit ſchwarzen länglichen Flecken auf der Bruſt und den Seiten; die Grundfarbe der Federn iſt ſchwarz; die Schwungfedern ſind beynahe ſchwarz mit einem olivenfarbigen Rande, ſo wie die Ruderfedern, die äußerſte ausgenommen, die einen weißen Rand, und die folgende die an ihrer Spitze die nähmliche Farbe hat. Dieſer Vogel hat eine Art von weißen Augenbraunen, welche Linnee gewählt hat, um die Art zu bezeichnen; im Ganzen hat das Männchen mehr Gelbes als das Weibchen an der Kehle, der Bruſt, den Beinen und ſelbſt unter den Füßen.

Die Wieſenlerche fliegt bey dem geringſten Geräuſche, geſchwinde fort, und ſetzt ſich, obgleich ungern, auf Bäume. Sie niſtet beynahe wie die Waldlerche, und legt die nähmliche Anzahl Eyer; aber darin iſt ſie verſchieden, daß die erſte Schwungfeder mit den folgenden beynahe gleich, und der Geſang ein wenig verändert, obgleich ſehr angenehm iſt. Er nähert ſich dem Geſange einer Nachtigall und eines Kanarienvogels. Sie bauet gewöhnlich ihre Neſter auf Wieſen, und ſogar in niedrigen ſumpfigen Wieſen, und zwar auf

der Erde, wo ſie ſolche verbirgt; während daß das Weibchen brütet, ſitzt das Männchen auf einem Baume in der Nachbarſchaft, ſchwingt ſich von Zeit zu Zeit in die Höhe, indem es dabey ſingt und mit den Flügeln ſchlägt. Sie findet ſich in Italien, Frankreich, Deutſchland, England und Schweden. Sie gehört zu den Zuglerchen. Im Herbſt um die Zeit der Weinleſe hält ſie ſich um die Landwege herum auf. Sie ſucht ſehr die Geſellſchaft ihres Gleichen, in Ermangelung derſelben aber vereinigt ſie ſich mit den Zügen der Finken und Hänflinge, die ſie auf ihrer Reiſe antrifft. Von den Naturforſchern wird ſie ſehr oft verwechſelt mit den angränzenden Arten z. B. der Baum- und Piplerche. Die völlige Länge beträgt fünf und einen halben Zoll, der Schnabel ſechs Linien. Die ausgebreiteten Flügel haben ohngefähr neun Zoll von einer Spitze zur andern; der Schwanz zween Zoll; er iſt etwas geſpalten, beſteht aus fünf Ruderfedern und iſt acht Linien länger als die Flügel, der hintere Nagel iſt nicht ſo lang und mehr als bey der vorhergehenden Art gebogen. — Eine Abart der Wieſenlerche iſt die weiße Wieſenlerche, alauda pratenſis candida, la farlouſe blanche, welche ſich von jener nur durch ihre Federn, die faſt durchgängig gelblich weiß, aber auf den Flügeln gelber ſind, unterſcheidet. Sie hat einen braunen Schnabel und braune Füße.

Die Grillenlerche, locuſtela avicula; franz. la locuſtelle; engl. the willow-lark. Dies iſt die allerkleinſte Art Lerchen in Europa. Sie heißt auch die Weidenlerche, weil ſie ſich gern in Gegenden, wo viele Weiden ſtehen, aufhält. Der Kopf, Rücken, und Flügeldecken ſind gelbbraun mit

mit ſchwärzlichen Flecken, die Swingfedern ſind ſchwärzlich mit ſchmutzig gelblichen äußeren Rändern. Ein weißlicher Strich umgiebt die Stirn über den Augen. Die Kinnlade und Kehle ſind weiß. Unten iſt der Leib hellgelblich weiß; die Ruderfedern ſind braun, die Füße gelblichbraun, und der Nagel an der Hinterzehe, wie an der Buſchlerche oder Piplerche.

Die Louiſianiſche Lerche oder Farlouſanne. Dieſer fremde Vogel hat mit der Wieſenlerche viele Aehnlichkeit. Sie hat eine graugelbliche Kehle, und der Hals nebſt der Bruſt ſind grau geſprenkelt auf dem nähmlichen Grunde; das übrige an dem untern Körper iſt falb; der Kopf und der Körper ſind oben grünlich und ſchwärzlich gemiſcht, da es aber zwo dunkle Farben ſind, ſo ſtechen ſie wenig gegen einander ab, und es entſteht aus ihrer Vermiſchung eine beynahe gleichförmige Schattirung von dunkelbraun; die obern Deckfedern haben ein unvermiſchtes grünliches Braun; die Ruderfedern ſind braun, die äußerſte iſt halb ſchwärzlich braun und halb weiß, und die folgende mit einer weißen Spitze. Die Schwungfedern und Deckfedern der Flügel ſind ſchwärzlichbraun, und haben einen hellbraunen Rand. Die völlige Länge beträgt beynahe ſieben Zoll, der Schnabel ſieben Linien, die Fußwurzel neun Linien, die hintere Zehe mit dem Nagel etwas weniger als acht Linien; dieſer Nagel hat etwas mehr als vier Linien und iſt ein wenig gekrümmt; der Schwanz iſt zween und einen halben Zoll lang.

Die Piplerche. Alauda (trivialis) rectricibus fuſcis; extima dimidiato alba, ſecunda apice cuneiformi alba; linea alarum duplici alba.

Linn. ſyſt. Nat. ed. XIII. p. 288. franz. l'alouette Pipi (Büffon) la petite alouette; engl. the pippit oder ſmall-lark; dän. Hauge hilde, pibe lerke. Ihren Nahmen hat ſie offenbar von ihrem Geſchrey, welches mit dem Geſchrey einer Heuſchrecke verglichen wird, aber ſtärker und durchdringender iſt: ſie läßt es hören, ſie mag fliegen oder ſich auf die höchſten Zweige der Geſträuche ſetzen, denn ſie ſetzt ſich ſelbſt auf die kleinſten Zweige, obgleich ihr hinterſter Nagel ſehr lang iſt; (doch nicht ſo lang und mehr gekrümmt, als bey der gewöhnlichen Lerche.) Sie weiß ſich ſehr gut ihrer Vordernägel zu bedienen, um die kleinen Zweige zu umfaſſen, und ſich ſitzend daran zu halten.

Der Schnabel der Piplerche iſt dünn und ſehr ſchwärzlich; der Kopf und oben der Leib ſchwärzlich und olivenfarbig bunt, unten gelblich weiß mit länglichen ſchwärzlichen Flecken an der Bruſt und an dem Bauche bezeichnet. Die äußerſte Ruderfeder iſt auswärts und an der äußerſten Hälfte weiß, die folgende an der Spitze weiß gefleckt. Die Füße ſind ſchmuzig weißlich; die Nägel ſchwärzlich. Der Nagel der hintern Zehe kürzer und mehr gekrümmt, als an den übrigen Lerchen. Im Frühlinge, wenn die männliche Piplerche auf ihrem Zweige ſingt, ſo geſchieht es mit vielem Ausdruck; er richtet ſich dann gerade auf, öffnet den Schnabel, breitet ſeine Flügel von einander, und alles kündigt es an, daß es ein Liebesgeſang iſt. Von Zeit zu Zeit hebt er ſich ſehr hoch; er ſchwebt einige Augenblicke und fällt faſt auf der nähmlichen Stelle wieder nieder, indem er immer fortfährt zu ſingen. Sein Geſang iſt ſimpel und angenehm, ſanft, harmoniſch und laut. Die Piplerche bauet ihr Neſt an einſamen Orten und

und verbirgt es unter einem Raſenhügel; wobey aber auch ihre Jungen ein Raub der Schlangen ſind.

Die Piplerchen halten ſich häufig in Heiden und Ebenen auf, und flattern mehr, als daß ſie fliegen, denn ſie heben ſich niemahls ſehr. Den Winter über verbergen ſich einige, die nicht in wärmere Gegenden ziehen, in Sümpfen, die aber doch gangbar ſind. Man kann aus der Geſtalt und Feinheit des Schnabels der Piplerche ſchließen, daß ſie ſich vorzüglich von Inſecten und kleinen Körnern ernährt, und aus ihrer Kleinheit, daß ſie nicht ſehr lange lebt. Man findet ſie, nach dem, was Linné in ſeinem Naturſyſtem ſagt, in Deutſchland, England und ſelbſt in Schweden. Der Schnabel hat ſechs bis ſieben, die hintere Zehe vier Linien, und der Nagel fünf. Bey ausgebreiteten Flügeln, iſt die Entfernung von einer Spitze zur andern acht und ein Drittel, und der Schwanz, der einen Zoll hinter den Flügeln hervorragt, zween Zoll. Die Darmröhre iſt ſechs und einen halben Zoll; der Schlund zween und einen halben, und vor ſeinem Eingange in den muſculöſen Magen weit.

Die Gereutlerche, Brachlerche oder Spipolette, findet man Th. XVII. der Encyklopädie S. 397. ſqq. ſchon beſchrieben.

Die Kalanderlerche, Ringlerche oder große Lerche. Alauda Calandra, rectrice extima exterius tota alba, ſecunda tertiaque apice albis, faſcia pectorali fuſca. *Linn.* Syſt. Nat. ed. XIII. p. 268. — Corydalus galerita, alauda maxima, fr. la Calandre; engl. the calandra, ital. und ſpan. chalandra, chalandria. Dieſer Vogel iſt größer als die Lerche; er hat auch einen kürzern und ſtärkern Schnabel, ſo daß er die Körner aufbei-

ßen kann, ſeine Art iſt nicht ſo zahlreich und ausgebreitet. Dieſe Verſchiedenheiten ausgenommen, gleicht die Kalanderlerche völlig unſerer Lerche, und hat die nähmlichen Federn, beynahe dieſelbe Stellung, dieſelbe Bildung im Ganzen und in einzelnen Theilen, dieſelben Sitten und dieſelbe Stimme, ausgenommen daß ſie ſtärker, aber dabey auch angenehmer iſt; und dies iſt ſo bekannt, daß man in Italien gewöhnlich ſagt: er ſingt wie eine Kalanderlerche, wenn man ſagen will, er ſingt gut. So wie die gewöhnliche Lerche vereinigt ſie mit dieſem natürlichen Talente das, daß ſie den Geſang verſchiedener Vögel vollkommen nachahmt, z. B. des Stieglitzes, des Hänflings, des Zeiſigs, und ſogar das Piepen der kleinen Hühner, das rufende Geſchrey der Katze, mit einem Worte, ihrem Organe ſind alle Töne angemeſſen, und machen auf ſie einen Eindruck, wenn ſie noch jung iſt.

Cetti in ſeiner Naturgeſchichte von Sardinien Th. II. p. 139. ſagt von dieſem merkwürdigen Vogel folgendes:

„An ihrem Körper finden ſich drey merkwürdige Kennzeichen, nähmlich ihre Größe, die Dicke des Schnabels, und die ſchwarze Binde am Halſe. An Größe kömmt ſie der Droßel bey, und wiegt insgemein über zwo Unzen. Ihr Schnabel iſt ſehr ſtark und von einem ganz andern Verhältniſſe als bey den andern Lerchen. Denn die Haubenlerche, die Heidelerche und andre haben einen Schnabel, welcher drittehalbmal ſo lang als dick iſt. Bey der Kalandra hingegen iſt die Länge nur ein und ein Drittelmal in der Breite enthalten. Hierdurch bekömmt der Schnabel im Verhältniß mit dem Kopf, ein Anſehen von Stärke und Feſtigkeit, wie bey den Raben. Die ſchwarze Binde iſt von halbmondförmiger Geſtalt, liegt am Halſe und findet ſich bey dem männlichen und weiblichen Geſchlecht. Zwiſchen Männchen und Weibchen iſt weiter kein großer

ßer Unterſchied, außer der Kralle an der vorderſten Zehe, die wie bey den andern Lerchen bey dem Männchen größer iſt als bey dem Weibchen, wo ich ſie faſt von eben der Länge gefunden habe, als die Zehe iſt. Die Kralle des Männchens aber war beynahe noch einmahl ſo lang als die Zehe.“

„Die Farbe der Kalander- oder Ringlerche iſt auf dem obern Theile ihres Körpers die gewöhnliche Erdenfarbe, wie bey den übrigen Lerchenarten; unten iſt ſie ganz weiß, die Halsbinde und einige Punkte auf der Bruſt ausgenommen. Der Schwanzfedern ſind zwölf, von denen die erſte meiſt ganz weiß iſt. Die übrigen ſind ſchwärzlich, und die zwote und dritte haben an der Spitze einen kleinen weißen Fleck. Die Flügel ſind größer als bey den andern Lerchen; ſie bedecken den Schwanz bis auf einen kleinen hervorragenden Theil von einem Zoll.“

„So wie die Kalandra die andern Lerchen an Größe übertrifft, ſo übertrifft ſie auch dieſelben im Geſange, ja ſie kann mit jedem andern Vogel hierin um den Vorzug ſtreiten. Ihre natürliche Stimme iſt ein Geſchwätz von nicht großer Annehmlichkeit. Ihre Fantaſie faßt aber alles, was ſie zu hören bekömmt, und ihre harmoniſche Kehle widerhohlt alles. Auf dem Lande iſt die Lerche ein Echo aller Vögel, und man darf ſo zu ſagen nur ſie allein hören, ſtatt der andern insgeſammt. Sie benutzt das Geſchrey der Raubvögel wie die Melodien der Singvögel; und verſchwendet in der Luft ſchwebend tauſend in einandergefloſſene Arpeggios, Triller, Sprünge und Tiraden. Sie lernt, ſoviel man ihr vorſpielt, und das Flagiolet hat keine Schülerin, welche den vollkommenen, ſchnellen und umfaſſenden Geſang der Kalandra erreichte. Ihre erlangte Geſchicklichkeit macht ſie nicht eitel, und die Virtuoſin ſingt vom Morgen bis an den Abend. Eine ans Fenſter gehängte Ringlerche iſt genug, die ganze Gegend heiter zu machen; ſie iſt die Freude der Handwerksleute, bey denen man ſie häufig antrifft, und der Vorübergehende bleibt öfters ſtehen, um ihr zuzuhören.“

Um Kalanderlerchen zu bekommen, welche gut ſingen, muß man ſie jung im Neſte fangen, und wenigſtens vor ihrem erſten Mauſen, und ſoviel es

möglich iſt, die von der Hecke im Auguſtmonat vorziehen. Man kann ſie anfänglich mit einem Teige füttern, der zum Theil aus Hammelherzen beſteht, in der Folge kann man ihnen Korn mit Brodkrumen geben, und dafür ſorgen, daß ſie in ihrem Bauer ein Stück Gyps bekommen, um ſich den Schnabel zu ſchärfen, und einen kleinen Haufen Sand, um ſich damit zu beluſtigen, wenn ſie vom Ungeziefer gequält werden. Ohngeachtet aller dieſer Vorſicht wird man im erſten Jahre nicht viel Vortheil davon haben, denn die Kalanderlerche iſt ein wilder Vogel, das heißt, ein Freund der Freyheit, und der ſich nicht ſogleich in die Gefangenſchaft ſchickt. Im Anfange muß man ihm ſogar die Flügel binden, oder dafür an der Decke des Bauers eine Leinwand ausſpannen; aber auch wenn ſie zahm geworden iſt, und ſich an ihren Stand gewöhnt hat, ſo ſingt ſie unaufhörlich, und wiederhohlt immer ihren eigenen oder den Geſang anderer Vögel, und ſie findet ein ſolches Vergnügen an dieſer Uebung, daß ſie bisweilen das Eſſen darüber vergißt.

Man unterſcheidet das Männchen daran, daß es größer iſt, und mehr ſchwarzes um den Hals hat; das Weibchen hat nur ein ſehr ſchmahles Halsband. Die Kalanderlerche niſtet, wie die gewöhnliche Lerche, auf der Erde unter einem mit Kraut wohl verſehenen Raſenhaufen, und legt vier bis fünf Eyer. Sie lebt nur vier bis fünf Jahre, folglich bey weitem nicht ſo lange als die gewöhnliche Lerche. In Deutſchland, Polen, Schweden und andern nördlichen Ländern findet man ſie nicht häufig. Sie hält ſich in Italien und Sardinien auf. Die völlige Länge beträgt ſieben und ein Viertel Zoll, der Schnabel neun Linien; der Flü-

gel

gel dreyzehn und einen halben Zoll, der Schwanz zween und ein Drittel Zoll. Ich hätte gern dieſer Beſchreibung ein Kupfer beygefügt, allein, die Zeichnung welche ich von dieſem vortrefflichen Vogel beſitze, halte ich nicht für richtig, und muß es daher unterlaſſen.

Mit der Kalanderlerche haben folgende ausländiſche Vögel viele Aehnlichkeit:

A. Die Capſche Lerche oder die Lerche vom Cap. Alauda capitis bonae ſpei; fr. l'alouette de Cap de bonne eſperance oder la Cravatte jaune. — Alauda (capenſis) rectricibus tribus lateralibus apica albis, gula lutea nigro marginata, ſuperciliis flavis. *Linn.* Syſtem. Nat. ed. XIII. p. 288. Der obere Körper des Männchens iſt braun mit abwechſelndem Grau; die Kehle und der obere Hals haben eine ſchöne Orangefarbe, und dieſe Art von Halstuch hat in dem ganzen Umkreiſe einen ſchwarzen Rand. Dieſe nähmliche Orangefarbe findet ſich auch über den Augen in Geſtalt der Augenbraunen, auf den kleinen Deckfedern des Flügels in kleinen Flecken, und auf dem vordern Rande eben dieſes Flügels, deſſen Umriß ſie bezeichnet: ſie haben eine braungrau und gelblich bunte Bruſt; der Bauch und die Seiten ſind pomeranzenroth. Der Schwanz oben graulich; die Ruderfedern mehr oder weniger braun, aber die vier äußerſten Paare mit einem weißen Rande und Spitze. Die braunen Ruderfedern haben auch einen Rand, die großen einen gelben, und die mittleren einen grauen. Die völlige Länge beträgt ſieben und einen halben Zoll, der Schnabel zehn Linien, der Flügel eilf und einen halben Zoll; die hintere Zehe iſt, wenn man den Nagel mit rechnet, länger als die mittlere; der Schwanz iſt zween und ei-

nen halben Zoll, etwas geſpalten, beſteht aus zwölf Ruderfedern, und iſt um 15 Linien länger als die Flügel.

B. Die Schneelerche oder Berglerche. Alauda (alpeſtris) rectricibus dimidio interiore albis; gula flava; faſcio ſuboculari pectoralique nigra. *Linn.* Syſt. Nat. ed. XIII. p. 289. Bey Büffon Oiſeaux Tom. IX. p. 79. heißt ſie le Hauſſe colnoir ou l'Alouette de Virginie. Bey einigen deutſchen Schriftſtellern, die virginiſche Lerche, die gelbbärtige Lerche, die gelbkopfige Lerche. Sie hält ſich in Amerika auf. Mit der vorigen hat ſie die meiſte Aehnlichkeit; indeſſen iſt ſie von ihr durch das Klima, die Dicke und einige geringere Merkmahle an den Federn verſchieden; ſie hält ſich bisweilen in Deutſchland zur Schneezeit auf, und deswegen wird ſie auch wohl vom Friſch die Winterlerche genannt; man muß ſie aber nicht mit der kleinen Zopflerche oder Lulu verwechſeln, der man nach Gesner (De Avibus p. 795.) eben den Nahmen geben könnte, weil ſie ſich zu der Zeit zeigt, da die Erde mit Schnee bedeckt iſt. Friſch ſagt uns, daß ſie in Deutſchland wenig bekannt iſt, und daß man nicht weiß, woher ſie kommt, noch, wohin ſie zieht; — Indeſſen, man hat ſie doch zuweilen an den Gränzen, zum Beyſpiel um Danzig herum mit andern Vögeln im April und December gefangen, und eine von ihnen hat verſchiedene Monathe im Bauer gelebt. Klein muthmaßet, daß ſie durch einen Windſtoß von Nordamerika nach Norwegen, oder nach den Ländern, die dem Pol noch näher ſind, getrieben iſt, von da ſie leicht in mildere Himmelsgegenden hat ziehen können.

Es

Es ſcheint aus allem daß dieſe Vögel Zugvögel ſind; denn von Catesby vernehmen wir, daß ſie nur den Winter in Virginien und Carolina ſich zeigen, in großen Zügen von dem nördlichen Carolina kommen, und im Anfange des Frühlings ihren Weg wieder zurück nehmen. Während ihres Aufenthaltes halten ſie ſich gewöhnlich in den Dünen auf, und nähren ſich von dem Hafer, der im Sande wächſt.

Dieſe Lerche hat die Größe der unſrigen, und ihr Geſang iſt beynahe der nähmliche: ihr Körper iſt oben braun, und der Schnabel ſchwarz, die Augen liegen in einem gelben Streife, der bey der Baſis des Schnabels anfängt; die Kehle und der übrige Theil des Halſes haben dieſelbe Farbe, und etwas von dieſer gelben Farbe endigt ſich auf jeder Seite in einem ſchwarzen breiten Streife, der aus den Winkeln des Mundes kommt, unter den Augen fortgeht und bis auf die Hälfte des Halſes ſich erſtreckt; er endigt ſich unten am Halſe in einer Art von Halsband oder ſchwarzen Ringkragen. Die Bruſt und der ganze untere Körper haben eine dunkel ſtrohgelbliche Farbe. Die völlige Länge beträgt ſechs und einen halben Zoll, der Schnabel ſieben Linien; die hintere Zehe und der Nagel iſt noch länger als bey unſrer Lerche. Der Schwanz iſt zween und einen halben Zoll, etwas geſpalten, beſteht aus fünf Ruderfedern, und iſt zehn bis eilf Linien länger als die Flügel.

C. Die penſilvaniſche Lerche. L'alouette aux jouet brunes de Panſylvanie (*Büſſon* Oiſeaux IX. p. 82.) engl. the redlark. Linné hat ſie nicht als eine beſondere Art angeführt. Sie iſt eine Zuglerche aus der alten und neuen Welt gewöhnlich. In Penſylvanien zeigt ſie ſich im Märzmonath,

monat, nimmt dann ihren Zug nach Norden, und am Ende des Mayes ſieht man ſie nicht mehr. Dieſer Vogel hat die Größe einer Brachlerche; einen dünnen ſpitzigen und dunkelfarbigen Schnabel; ſeine Augen ſind braun; haben einen etwas helleren Rand, und liegen in einem braunen und eyrunden Flecken, der an den Wangen heruntergeht, und um den ſich ein Gürtel herumzieht, der zum Theil weiß, zum Theil lebhaft falb iſt. Der ganze obere Körper iſt dunkelbraun, die beyden äußerſten Ruderfedern ausgenommen, welche weiß ſind; der Hals, die Bruſt und der ganze untere Körper ſind röthlich, falb und braun gefleckt; die Füße und Nägel ſind, wie der Schnabel dunkelbraun, der hintere Nagel iſt ſehr lang, aber doch etwas weniger, als bey der gemeinen Lerche. Etwas ſonderbares an dieſer Art iſt, daß wenn der Flügel liegt und in der Ruhe iſt, die dritte Schwungfeder vom Körper angerechnet mit den längſten Federn einerley Länge hat, wodurch ſie den Bachſtelzen ähnlich wird.

Die Moraſtlerche, la Rouſſeline, (*Büffon.* Oiſeaux IX. p. 85) Sie heißt auch die Sumpflerche. Man findet ſie im Elſas, und ſie ſteht der Größe nach zwiſchen der gemeinen und Wieſelerche in der Mitte. Die herrſchende Farbe ihrer Federn iſt ein mehreres oder minderes Hellroth; der Kopf und der Körper wechſeln oben mit dieſer und der braunen Farbe ab. Die Seiten des Kopfs ſind rothbräunlich und deren braune beynahe parallelgehende Streifen geſtreift, wovon die längſte bis unter das Auge fortgeht; die Kehle hat ein ſehr helles Roth; die Bruſt iſt etwas dunkelrother, und mit kleinen braunen ſehr ſchmahlen Flecken geſäet; der Bauch und die untern

Deck-

Deckfedern des Schwanzes ſind hellroth; die Ruder- und Schwungfedern ſchwärzlich mit einem Rande von demſelbigen Roth; der Schnabel und die Füße ſind gelblich. Dieſe Lerche läßt ihren Geſang vom Morgen an hören, wie verſchiedene andre Arten dieſes Geſchlechts und ihr Geſang ſoll ſehr angenehm ſeyn. Ihr Nahme Moraſtlerche giebt zu erkennen, daß ſie ſich nahe bey dem Waſſer aufhält; man ſieht ſie oft an dem ebenen Ufer, bisweilen niſtet ſie an dem Ufer der Moſel in den Gegenden um Metz herum, wo ſie alle Jahre im Oktober erſcheint, und wo man alsdann einige fängt. Die völlige Länge beträgt ſechs und ein Viertel Zoll, der Schnabel acht Linien; die Fußwurzel einen Zoll, die hintere Zehe vier Linien; der Nagel derſelben, welcher etwas gekrümmt iſt, drey und eine halbe Linie; der Schwanz zween und ein Viertel Zoll, und iſt um achtzehn Linien länger als die Flügel.

Die ſibiriſche Lerche. La Ceinture de prêtre ou Alouette de Syberie (*Büffon*) Oiſeaux Tom. IX. ed in 12. p. 87. Unter allen Vögeln, denen man den Nahmen der Lerchen gegeben, hat dieſe die ſchönſten und ausgezeichneteſten Federn; ſeine Kehle, Stirn und Seiten am Kopfe haben ein ſchönes Gelb, daß durch einen kleinen ſchwarzen Flecken zwiſchen dem Auge und dem Schnabel erhoben wird, welcher ſich mit einem andern größeren unmittelbar unter dem Auge liegenden Flecken vereinigt; die Bruſt iſt mit einem breiten ſchwarzen Gürtel geziert. Der übrige untere Körper iſt weißlich; die Seiten ein wenig gelblich mit abwechſelnden dunklern Flecken. Der obere Theil des Kopfs und des Körpers hat eine mit rothbraun und graubraun abwechſelnde Farbe,

be. Die obern Deckfedern des Schwanzes ſind gelblich, die Ruderfedern ſchwärzlich mit einem grauen Rande, die äußerſten ausgenommen, welche weiß ſind; die Schwungfedern ſind grau und haben einen feinen Rand von einer ſchwärzlichen Farbe; das nähmliche Grau haben die obern Deckfedern, die einen rothbräunlichen Rand haben; der Schnabel und die Füße ſind bleygrau. Die völlige Länge beträgt fünf und drey Viertel Zoll; der Schnabel ſechs bis ſieben Linien; die hintere Zehe vier und eine halbe Linie; der Nagel iſt fünf und eine halbe Linie, und ſein zween Zoll langer Schwanz, der aus zwölf Federn beſteht, iſt um einen Zoll länger als die Flügel.

Ausländiſche Vögel, welche Aehnlichkeit mit den Lerchen haben, ſind folgende:

A. Die Lerche von de la Plata. Vaniole. (*Büffon* IX. p. 89.) Der Schmuck ihrer Federn iſt ſehr mannigfaltig und angenehm. Der obere Theil des Kopfs und Körpers iſt ſchwärzlich, und wechſelt mit verſchiedenen Schattirungen von Roth angenehm ab; der vordere Körper iſt auf eben die Art glänzend ſchön; die Kehle und der ganze untere Körper ſind weißlich; die Ruderfedern ſind braun gerändet, die acht mittleren halb roth, und die beyden äußern Paare weiß, die großen Schwungfedern ſind grau, die mittleren braun, und alle haben einen rothbräunlichen Rand; der Schnabel iſt braun, und nahe bey der Spitze ausgekantet, die Füße ſind gelblich. Die völlige Länge beträgt fünf und ein Viertel Zoll; der Schnabel acht, und der Fuß ſieben bis acht Linien; die hintere Zehe drey und der Nagel daran vier Linien. Der aus acht Linien beſtehende Schwanz iſt etwas geſpalten, beſteht aus zwölf Ruderfedern, und iſt um einen Zoll länger als die Flügel.

B. Die

B. Die aſchgraue Lerche. La Cendrille. Sie lebt auf dem Cap. Ihre Kehle und ganzer untere Körper iſt weiß, der obere Körper roth. An jeder Seite des Halſes ſieht man einen rothgelben Flecken, der von oben zu einen ſchwarzen Rand hat; der obere Theil des Halſes und des Körpers iſt aſchgrau; die oberen Deckfedern der Flügel und ihre mittleren Schwungfedern ſind grau, die großen, ſo wie die Ruderfedern ſchwarz. Die völlige Länge beträgt fünf Zoll; der Schnabel acht Linien; der Nagel der hinteren Zehen iſt grade und ſpitzig, und ſo lang wie die Zehe; der Schwanz iſt achtzehn bis zwanzig Linien, und um neun Linien länger als die Flügel.

C. Der Sirli vom Cap. Le Sirli du Cap de bonne eſperance. (*Büffon* Oiſeaux Tom. IX. p. 92.) Wenn dieſer Vogel ſich durch ſeinen gekrümmten Schnabel von dem Lerchengeſchlecht zu entfernen ſcheint, ſo nähert er ſich demſelben durch ſeinen Sporn, das heißt durch ſeinen hintern Nagel. Der ganze obere Theil dieſes Vogels iſt eine aus mehr oder minder dunkelbraunen, mit mehr oder minder hellroth und weiß abwechſelnden Farbe; die Deckfedern an den Flügeln, die Schwung- und Ruderfedern ſind braun mit einem weißlichen Rande, wovon der eine weißlich und der andre rothbräunlich iſt; der ganze untere Theil des Körpers iſt weißlich mit ſchwärzlichen Flecken beſäet. Der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße braun. Die völlige Länge beträgt acht Zoll, des Schnabels einen Zoll, des Fußes dreyzehn Linien; die hintere Zehe hat vier Linien, und der grade und ſpitzige Nagel derſelben, ſieben Linien; der Schwanz welcher ohngefähr drittehalb Zoll lang iſt, und aus zwölf Ruderfedern beſteht, iſt achtzehn Linien länger als die Flügel.

Die Zopflerche. Alauda (criſtata) rectricibus nigris, extimis duabus margine exteriori albis, capite criſtato. *Linn.* Syſt. Nat. ed XIII. p. 288. — Corydalus galerita. Fr. le Cochevis. ital. ladolo capelluta. engl. the creſſed lark; dän. top-laerke. Sie wird von den deutſchen Naturforſchern auch genannt: die Kobellerche, Kothlerche, Wegelerche, Herbellerche, Haubenlerche, im Plattdeutſchen, Töppellerche, Töppellewark, Pollerche oder Polllewark. Dieſer Vogel hat darin mit der gemeinen Lerche etwas ähnliches, daß er wie das Männchen der leztern Art ſich auch einen Buſch machen kann, indem er ſeine Federn auf dem Kopfe in die Höhe hebt. Man vergleicht dieſen Federbuſch mit einem Hahnenkamm, daher der franzöſiſche Nahme Cochevis. Dieſer Kamm oder vielmehr dieſer Zopf beſteht aus vier bis ſechs Federn und aus einer noch größern Anzahl nach andern, die bis auf zwölf rechnen. So wie man ſich in der Zahl dieſer Federn nicht einig iſt, ſo iſt man es auch nicht in Anſehung der Lage und des Spiels. Nach einigen ſind ſie immer erhaben, und nach andern kann ſie der Vogel heben oder nieder legen, ſie von einander breiten oder nach Gefallen zuſammenziehen; dieſe Verſchiedenheit hängt nach einigen vom Klima ab, nach andern von andern Umſtänden. Was ich in unſern Gegenden an den nördlich deutſchen Zopflerchen bemerkt habe, iſt dieſes, daß ſie wirklich längere Federn auf dem Kopfe haben, als die gemeine Lerche, wovon die vorderſten nach dem Schnabel hin kleiner, die mittelſten größer, und die hinterſten nach dem Genicke hin wieder kleiner werden. Aus dieſer Urſache ſieht man die Haube beſtändig, wenn die Federn auch in Ruhe liegen, faſt in der Art, wie zuweilen die Gänſe dergleichen Hauben haben, wodurch man die Zopflerche

alſo ſehr leicht von der gemeinen Lerche unterſcheiden kann, welcher letztern Kopffedern, wenn ſie nicht in die Höhe geſträubt werden, eben ſo rund und glatt auf dem Kopf liegen, als bey andern glattköpfigen Vögeln.

Die Zopflerche iſt ein nicht ſehr wilder Vogel, der ſich bey dem Anblicke des Menſchen freuet, und an zu ſingen fängt, wenn er ihn näher kommen ſieht. Er hält ſich auf den Feldern und Wieſen an der Rückſeite der Gräben und an den aufgeworfenen Furchen auf; man ſieht ihn oft am Ufer des Waſſers und an großen Wegen, wo er in dem trockenen Pferdemiſte beſonders den Winter über ſeine Nahrung ſucht. Obgleich dieſe Lerche nicht ſo gemein als die gewöhnliche iſt, ſo iſt ſie doch in Europa, den kalten nördlichen Theil ausgenommen, ziemlich allgemein verbreitet. Man findet ſie in Italien, in Frankreich, in Deutſchland, in Polen, in Schottland. Sie verändert den Winter ihren Aufenthalt nicht, außer daß ſie, ſo viel ihrer auf der Feldmark ſind, ſich in die Dörfer begeben, wenn zuletzt auch die Wege voller Schnee liegen. Der Geſang der Männchen iſt ſehr fein, und doch ſo angenehm und ſanft, daß ihn ein Kranker in ſeinem Zimmer vertragen kann; um zu allen Zeiten deſſelben zu genießen, hält man ſie im Vogelbauer; ſie begleiten ihn gewöhnlich mit ihrem Flügelſchlagen: ſie ſind die erſten, die in jedem Jahre die Wiederkehr des Frühlings und an jedem Tage den Anfang der Morgenröthe anzeigen, beſonders, wenn der Himmel heiter iſt, und ſelbſt alsdann zwitſchern ſie bisweilen die Nacht über, denn dieſe ſchöne Zeit iſt die Seele ihres Geſanges und ihrer Fröhlichkeit, dahingegen Regen und dunkles Wetter ſie traurig und ſtumm macht: gewöhnlich ſingen ſie bis an das

Ende

Ende des Septembers. Da übrigens ſich dieſe Vögel ſchwer an die Gefangenſchaft gewöhnen, und nur ſehr kurze Zeit im Bauer leben, ſo iſt es rathſam, ſie alle Jahr am Ende des Junius fliegen zu laſſen, welches die Zeit iſt, wo ſie zu ſingen aufhören, wenn man nähmlich im Frühlinge andre erhalten kann; oder man kann ſich auch den Geſang verſchaffen und den Vogel verlieren, man braucht alsdann nur einige Zeit eine gewöhnliche Lerche oder einen jungen Zeiſig bey ihnen zu halten, die durch öfteres Anhören ſich ihren Geſang zu eigen machen.

Außer dem Vorzuge eines beſſern Geſanges, welcher das Männchen von dem Weibchen unterſcheidet, zeichnet ſich das erſtere auch noch durch einen ſtärkeren Schnabel, einen dickeren Kopf und durch mehr Schwärze auf der Bruſt aus. Die Art, wie es ſein Weibchen ſucht und es begattet, iſt eben ſo, wie bey dem Männchen der gewöhnlichen Art, ausgenommen, daß es in ſeinem Fluge einen größern Zirkel macht, weil nähmlich die Art nicht ſo zahlreich iſt. Das Weibchen bauet ihr Neſt, wie die gemeine Lerche, aber am öfteſten in der Nähe großer Wege; ſie legt vier oder fünf Eyer, die ſie ziemlich ſorglos bebrütet; ſobald die Jungen aber ihre Schalen durchgebrochen haben und durch ihr wiederhohltes Geſchrey zum erſten Mahl ihre Hülfe anflehen, ſo beweiſet ſie ſich in der That als ihre Mutter, und übernimmt die Mühe für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, bis ſie im Stande ſind zu fliegen. Die erſte Aufziehung der Jungen glückt anfangs ſehr leicht; in der Folge wird ſie aber immer ſchwerer, und es iſt ſelten, daß man ſie ein ganzes Jahr im Bauer erhalten kann, ſelbſt, wenn man ihnen die Nahrung giebt, die ihnen am meiſten zuträglich iſt, nähmlich Ameiſeneyer, Fleiſch von

Och-

Ochſen, oder Hammelherzen, das kurz gehackt iſt, klein geſtoßenen Hanf und Hirſe: man muß ſich aber vorſehen, wenn man ſie füttert und ihnen die kleinen Kügelchen in die Kehle bringt, daß man ihnen die Zunge nicht umkehret, wodurch man ſie tödten könnte.

Der Herbſt iſt eine gute Jahreszeit, um dieſen Vögeln nachzuſtellen; man fängt ſie alsdann vorn in den Hölzern in großer Anzahl, und ſo, daß ſie gut bey Leibe ſind. Sie folgt der Lockpfeife, welches die gewöhnlichen Lerchen nicht thun. Die Zopflerche fliegt nicht ſchaarenweiſe; ihre Federn ſind nicht ſo bunt und haben mehr weißes; ihr Schnabel iſt länger, der Schwanz und die Flügel kürzer, ſie ſchwingt ſich nicht ſo hoch in die Luft, iſt mehr das Spiel der Winde, und kann nicht ſo lange aushalten, ohne ſich zu ſetzen. In allen übrigen Stücken ſind die beyden Arten ähnlich, ſelbſt in der Dauer ihres Lebens, nähmlich, wenn ſie in der Wildheit und Freyheit leben.

Nachdem, was von den Sitten der Zopflerche angeführt iſt, könnte es ſcheinen, daß ſie ein freyeres und mehr von der eingeſchloſſenen Lebensart entfernteres Naturell, als die übrigen Lerchen hätte, weil ungeachtet ihrer angegebenen Zuneigung zu dem Menſchen für ſie, nichts einen ſo hohen Werth hat, als die Freyheit, und daß ſie auch ſelbſt in der vornehmſten und bequemſten Gefangenſchaft nicht lange leben könnte, ja man ſogar ſagen möchte, daß ſie nur in der Einſamkeit lebt, um ſich nicht den von dem geſelligen Leben unzertrennlichen Unterwerfungen zu unterziehen; und doch iſt es gewiß, daß ſie eine beſondre Geſchicklichkeit hat, in kurzer Zeit, eine Melodie, die man ihr nur angegeben hätte zu ſin-

gen, daß ſie ſogar verſchiedene lernen und ſie wiederholen kann, ohne ſie untereinander zu bringen und mit ihrem Geſange zu vermiſchen, den ſie vollkommen zu vergeſſen ſcheint. Sie wiederholt den Geſang, den man ihr angegeben hat, ſelbſt im Schlaf und mit dem Kopf unter den Flügeln, ihre Stimme iſt aber ſehr ſchwach und zwar ſo, wie die der gemeinen Lerchen Weibchen. Uebrigens hat dieſe Art weit mehr andre Feinde als den Menſchen; die kleinſten fleiſchfreſſenden Thiere machen auf ſie Jagd, und man hat Raben und Krähen welche verzehren geſehen; auch ſetzt ſie die Gegenwart eines Raubvogels ſo in Schrecken, daß ſie ſich dem Vogelſteller übergiebt, den ſie weniger zu fürchten ſcheint, oder in einer Furche unbeweglich bleibt, daß man ſie beynahe mit der Hand fangen kann. Die völlige Länge beträgt ſechs und drey Viertel Zoll; der Schnabel acht bis neun Linien; der Flügel zehn bis eilf Zoll; der Schwanz zween und einen Viertel Zoll, er beſteht aus zwölf Ruderfedern und iſt ohngefähr dreyzehn Linien länger als die Flügel.

Wenn es ſtürmiſches Wetter werden will, ſo ſind ſie ſehr unruhig, ſchreyen unaufhörlich, und laſſen ſich den Menſchen auch nicht ſo nahe kommen, als ſonſt. Man fängt ſie in Pommern und Mecklenburg auf den Miſthöfen und vor den Ställen, im Winter häufig mit andern Vögeln unter Decknetzen. Auch ſteckt man durch die Luftlöcher in den Pferde- und Rindviehſtällen eine Hafergarbe, ſo daß die Aehren heraushängen. Wenn nun der Boden mit Schnee bedeckt iſt, ſo fallen die Vögel, welche ſonſt auf dem Hofe ihre Nahrung ſuchen auf dieſe Garben. Oben über den Garben in dem Loche läßt man ſo viel Raum, daß man vom

Stalle

Stalle zu, nicht allein hindurch, und die Garbe ſehen, ſondern auch einen Vogel hindurch ziehen kann. Da es nun bey angezogenen Thüren im Stalle finſter iſt, ſo können die Vögel, welche ſich auf die Garben geſetzt haben, den Menſchen nicht ſehen, welcher ſie fängt. Er hat zu dieſem Zweck einen Drath von Meſſing, an welchem ein Hacken ſich befindet, der zuerſt etwas weit iſt, hernach aber immer enger zuſammengehet, ſo daß er gerade um den Fuß des Vogels paſſet, und die Klaue nicht durchläßt. Dieſen Drath ſteckt er in das Stroh, giebt Acht, wenn ein Vogel ihm ſo kommt, daß er ihn mit dem Hacken um den Fuß faſſen kann, und zieht ihn alsdann durch die Oeffnung zu ſich in den Stall hinein. Wenn die Vögel auch das kleine Geräuſch des Hackens in dem Stroh merken, ſo ſcheuen ſie ſich doch nicht davor, weil das Stroh überhaupt Geräuſch macht, wenn ſie ſich darauf ſetzen; eben ſo nehmen ſie auch nicht viele Notiz davon, wenn ein Vogel hinein gezogen wird, ſie fliegen zwar auf, aber fallen doch gleich wieder auf die Garbe. Oefters zerbricht man, wenn man nicht vorſichtig iſt, auch dem Vogel das Bein. Man kann in einem Tage, beym Schneegeſtöber auf dieſe Weiſe Dutzend Vögel fangen, und ſind ſie für den Tiſch beſtimmt, ſo hindert es auch nicht, wenn gleich ein Bein zerbrochen iſt. Ich habe in Pommern ſogar auf dieſe Weiſe Ortolane erhalten.

Die kleine Zopflerche oder Lulu Alauda criſtata minor; franz. la petite alouette huppée oder le Lulu; engl. the leſſer creſtedlark. Dieſe Lerche unterſcheidet ſich von der Zopflerche nicht nur durch ihren Wuchs, der weit kleiner iſt, durch die Farbe ihrer Federn, die nicht ſo dunkel iſt, und ihrer Füße, welche röthlich ſind; durch ihren Geſang

oder vielmehr durch ihr unangenehmes Geſchrey, welches ſie nie anders als im Fliegen hören läßt; endlich durch ihre Gewohnheit, die andern Vögel nachzuahmen; ſondern auch durch den innern Trieb, denn man ſieht ſie ſcharenweiſe in den Feldern laufen, anſtatt daß die Zopflerche allein geht; ſelbſt in dem Hauptzuge der Aehnlichkeit mit derſelben iſt ſie von ihr verſchieden, denn die Federn woraus die Zopf beſteht, ſind nach Verhältniß länger. Man findet den Lulu in Italien, Oeſtreich, Polen, Schleſien und ſelbſt in den nördlichen Gegenden Englands z. B. in der Provinz York. Er hält ſich gewöhnlich an buſchreichen Orten, in Heiden und ſelbſt in den Gehölzen auf, woher ſie auch den deutſchen Nahmen Waldlerche erhalten hat, aber alsdann nicht für die oben beſchriebene Heidelerche gehalten werden muß. Daſelbſt und faſt niemahls im Korn bauet ſie ihr Neſt. Wenn die Kälte ſtreng iſt, und beſonders, wenn die Erde mit Schnee bedeckt iſt, ſo nimmt ſie ihre Zuflucht zu den Miſthaufen und nähert ſich den Scheunen, um daſelbſt Nahrung zu finden: auch hält ſie ſich häufig auf den Landſtraßen, und ohne Zweifel aus eben der Urſache auf. Sie gehört zu den Zugvögeln, da ſie z. B. den Winter über in Deutſchland bleibt, und gegen das Aequinoctium fortzieht.

Die Coquillade oder provenzaliſche Lerche. Sie gehört mit zur Zopflerche, weil ſie auf dem Kopfe einen kleinen Zopf hat, welcher nach hinten liegt, und den ſie bey jeder Gelegenheit ohne Zweifel in die Höhe heben kann; ſie iſt recht eigentlich der Morgenvogel, denn ſie fängt bey dem Anbruche des Tages an zu ſingen, und ſcheint den übrigen Vögeln den Ton anzugeben. Das Männchen verläßt ſein Weibchen nicht, und während einer von beyden ſeine

Nah-

Nahrung ſucht, die aus Inſecten, Raupen, Heuſchrecken und ſelbſt aus Schnecken beſteht, hält der andre Wache und benachrichtigt ſeinen Kameraden von der drohenden Gefahr. Die Kehle und der ganze untere Theil des Körpers iſt bey der Coquillade weißlich mit kleinen ſchwärzlichen Flecken auf dem Halſe und der Bruſt; die Zopffedern ſind ſchwarz mit einem weißen Rande; der obere Kopf und Körper hat eine ſchwärzliche mit hellroth abwechſelnde Farbe, einige Schwungfedern ausgenommen, die einen weißen Rand oder Spitze haben; der Schnabel iſt oben braun, unten weißlich, die Füße gelblich. Die völlige Länge beträgt ſechs und drey Viertel Zoll; der ziemlich ſtarke Schnabel eilf Linien; der Fuß zehn Linien; die hintere Zehe neun bis zehn Linien mit Inbegriff des Nagels, der ſechs Linien lang iſt, der Schwanz hat zween Zoll und iſt ſieben bis acht Linien länger als die Flügel.

Die ſenegaliſche Lerche, ein fremder der Zopflerche ähnlicher Vogel. Alauda Senegalenſis criſtata; franz. la griſette oder Cochevis de Senegal (*Büffon* Oiſeaux IX. 112.) Sie hat das auszeichnende Kennzeichen der Zopflerchen, nähmlich eine Art von Zopf, deſſen Federn länger ſind, als die, welche den übrigen Theil des Kopfes bedecken; ſie iſt beynahe ſo groß, wie die gewöhnliche Lerche. Sie lebt in Afrika und ſetzt ſich auf die Bäume, welche ſich am Ufer des Nigers befinden; auch ſieht man ſie auf der Inſel am Senegal: ihr oberer Körper iſt eine grüne mit braun abwechſelnde Farbe; die obern Deckfedern des Schwanzes ſind rothbräunlich; der untere Körper weißlich mit kleinen braunen Flecken am Halſe; die Schwungfedern graubraun mit einem grauen Rande; die beyden mittleren Schwanzfedern

ſind

ſind grau; die Seitenfedern ſind braun, die äußerſte ausgenommen, die rothbräunlich weiß iſt und die folgende, welche einen Rand von der nähmlichen Farbe hat; der Schnabel hat eine Hornfarbe, die Füße und Nägel ſind grau. Die völlige Länge beträgt ſechs und einen halben Zoll; der Schnabel neun und eine halbe Linie; der Flügel eilf Zoll; die hintere Zehe iſt mit dem Nagel der mittleren gleich; der zween Zoll und zwölf Linien lange Schwanz beſteht aus zwölf Ruderfedern, und iſt um ſechs bis ſieben Linien länger als die Flügel.

Die ſchwarze Steppenlerche, oder die tatariſche Lerche. Alauda tatarica. Pallas beſchreibt ſie in ſeiner Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs Th. II. p. 707. ed. in 4to. folgendermaßen:

„Sie hat die Größe des Stahrs. Der Schnabel iſt dicker und gewölbter, als bey allen übrigen Lerchen, von horngelblicher Farbe, und an der Spitze graubraun. Die Naſenlöcher und Mundwinkel ſind mit ſchmalen borſtigen Federchen dicht beſetzt. Die Farbe iſt an den Alten über dem ganzen Leibe äußerſt ſchwarz und dunkel; am Kopf und Nacken fallen die Ränder der Federchen kaum ſichtbar weißlich. Auf dem Rücken ſind die ſpitzigen Federchen breiter weiß, aber kaum über der Flügelwurzel. Unter den Flügeln liegen hinterwärts weiße Federchen mit einem ſchwarzen Rande. Die Schwungfedern ſind ſchwarz, die zehnte bis neunzehnte ſind herzförmig ausgekantet, und alle an der äußerſten Spitze abgenutzt. Der Schwanz iſt von mittlerer Länge, etwas zwieſpaltig, die mittleren Ruderfedern ſind am Saume ſehr fein weiß; die nächſten davon am Saume der Spitze weißlich, und die andern Seiten höchſt ſchwarz, der hintere Nagel iſt lang, ziemlich grad und ſpitzig.

Die einjährigen und Weibchen haben beynahe eine Lerchenfarbe; ſie ſind graubraun und die Ränder der Federchen grauweiß; aber unterhalb weißlich mit ſchwar-

zen Flecken in der Mitte der Federchen. Die Federchen um den Schnabel ſind blaß. Die Schwungfedern ſind weiß geſäumet; die beyden äußerſten Ruderfedern haben einen breiten weißen Rand; die übrigen ſind grauweiß geſäumet. Die Flügel ſind unten ſchwarz; die Füße graubraun. Dieſer Vogel hält ſich in den trockenſten ſalzen Steppen zwiſchen der Wolga und dem Jaik auf, wie auch in der ganzen ſüdlichen katariſchen Wüſte. Im Winter nähert ſie ſich bewohnten Gegenden, und verſammelt ſich einigermaßen in Scharen; im Sommer iſt ſie einſam, indem ſie die ödeſten Felder bewohnt und kaum ſingt. Dieſe ſchwarzen Steppenlerchen ziehn ſich, wenn die Winterſtürme mit Schneegeſtöber wüthen, auch bey Zeiten aus der Steppe, nur in die Nachbarſchaft der Dörfer und Wohnungen, verlaſſen aber die Gegend nie."

Forſter beſchreibt in den Philoſophical Transact. Vol. LVII Year 1767. pag. 350. n. 56. (unter der Rubrike: Alanda Yeltonienſis. Specimen Hiſtoriae naturalis volgenſis) eine Lerche, die eine bloße Abänderung der katariſchen ſchwarzen Lerche zu ſeyn ſcheint. Er ſagt: Der Schnabel iſt grad, pfriemenförmig; die Zunge zweyſpaltig; der hintere Nagel grader und viel länger als die Zehe; der Schnabel iſt an der Wurzel ſchwarz, ziemlich dick und an der Spitze weißlich. Der Leib und die Flügel ſind ſchwarz, mit wenigen röthlichen Flecken am Kopfe, Rücken und oberen Theile der Flügel; der äußere Rand der ſechſten Schwungfeder iſt weiß und die beyden mittelſten Ruderfedern ſind rothgelblich. Sie leben ſcharenweiſe jenſeits der Wolga in der Nachbarſchaft des Yeltoniſchen Sees, und werden Yeltoniſche Lerchen genannt. Sie ſind vom vortrefflichen Geſchmacke und im Auguſt ſehr fett. Sie ſind von der Größe des Stahrs. —

Die veränderliche Lerche des Gmelin (Alauda mutabilis cf. Sam. Gottl. Gmelin variorum avium ex-

expoſitio, in *Novis Commentar. Ac. Scient. Imper. Petropolit. A.* 1770. *Tom.* XV. *p.* 479. *n.* 20.) iſt ebenfalls von einerley Art mit der tartariſchen ſchwarzen Lerche, und er gab ihr wahrſcheinlich dieſen Nahmen, weil ſie im verſchiedenen Geſchlecht und Alter ſehr verſchiedene Farben annimmt. Er ſagt:

Dieſe veränderliche Lerche iſt von der Spitze des Schnabels bis an das Ende des Schwanzes ſieben Zoll und zwey Linien lang. Der Umfang des Leibes beträgt beynahe fünf Zoll. Der acht Linien lange Schnabel iſt an der Wurzel ſchwärzlich, pfriemenförmig, dickgrad abhängig, mit gleich langen Kinnladen. Der ganze Vogel iſt ſchwarz, mit weißen und weißgrauen Federſäumen oben am Halſe, Rücken und Schwanze. Die Stirn die am Männchen ſchwarz iſt, iſt bey dem Weibchen weißgrau. Bey beyden iſt aber der vordere Theil des Leibes äußerſt ſchwarz, und nur die Gegend unter den Flügeln mit ſparſamen grauweißen Federn dünn beſetzt. Die achtzehn Schwungfedern ſind äußerſt ſchwarz, und an der Spitze verloſchen graubräunlich. Die Deckfedern haben eine gleiche Farbe. Der etwas ſcheerenförmige Schwanz beſteht aus zwölf Ruderfedern, von welchen die äußerſte an jeder Seite ungefleckt, die übrigen aber an der Spitze weißgrau ſind. Die Füße und Zehen ſind ſchwarz. Der gerade Nagel an hintern Zehe iſt länger als alle übrige Nägel. Die Augen ſind klein und haben eine ſchwarzgelbe Regenbogenhaut und Sehe.

So ſiehet der Vogel in ſeinem völligen Alter aus. Jünger hat er das Anſehen der Lerchen, iſt am ganzen Leibe aſchgrau, oder aſchgrauröthlich. — — Des Winters findet man den Vogel ſehr oft in Aſtrachan, wo er in Wüſten fliegt; bey Annäherung des Frühlings zieht er ſcharenweiſe in die obere Gegend des Wolgafluſſes. —

Man ſehe die Figur 4522.

Die Lerche vom Jrtisfluß. Wir haben die Kenntniß von dieſer Lerche dem Herrn Pallas zu verdanken, der erſt zwar zweifelhaft war, ob er ſie zu der Kalanderlerche rechnen ſollte; nachher aber ausdrücklich ſagt, daß ſie eine beſondere, von der Kalanderlerche noch mehr als die mongoliſche Lerche, verſchiedene Art ſey. Sie iſt größer als die übrigen Europäiſchen Lerchen. Der Schnabel iſt graugelb, an der Spitze braungrau. Der Scheitel, die Ohren, die Schultern und Deckfedern des Schwanzes ſind gelbroſtig oder roſtfarbigbunt. Die übrige Farbe iſt wie bey den Lerchen unten ſchmutzig weiß. Die Schwungfedern der zweyten Ordnung ſind mehrentheils weiß, welches an den ausgebreiteten Flügeln am meiſten zu ſehen iſt. Von den Schwungfedern der erſten Ordnung iſt die äußerſte am Rande weiß. Von den Ruderfedern iſt die äußerſte gänzlich und die nächſte am Rande weiß. Dieſe Lerche iſt häufig in den freyen Feldern am Jrtisfluſſe, ſie niſtet an der Erde, fliegt nicht hoch und ſingt ſchlechter und ungeſchickter als die Ackerlerche.

Die mongoliſche Lerche. Alauda mongolica.

Pallas Reiſen durch verſchiedene Provinzen des rußiſchen Reichs. Th. III. ed. in 4to. Anhang S. 697. n. 19.

K. Schwed. Akad. Abh. 1778. 40 B. pag. 193.

Herr Pallas ſagt von dieſer Lerche:

„Die mongoliſche Lerche, die in den tatariſchen Feldern von dem Wolgafluſſe bis an den öden Obyſtrom ziemlich gemein iſt, zeiget ſich häufig auf dem Felde innerhalb der zwiſchen den Strömen Onon und Argun liegenden Bergſtrecken; am meiſten um den ausgetrockneten See Tarei und den kleinen Fluß Onon Borſa, wo ſie auch

auch von Meſſerſchmidt iſt beobachtet worden, der auch in ſeiner Reiſebeſchreibung, die bey der kaiſerlichen Akademie zu Petersburg in Handſchrift verwahret wird, ſie kürzlich erwähnt, aber unrecht für Olinä Calandra angeſehen hat. Sie hält ſich unter andern daſelbſt häufigen Lerchen auf, findet ſich meiſt an der Erde, wo ſie ihr Futter von der Salſolä Samen und kleinen Schalinſecten ſucht, und während daß ſie auf dem Felde ſitzt, läßt ſie ein eigenes zuweilen gleichſam abgebrochenes Zwitſchern hören. Ich habe dieſen Vogel auch bey Selenga angetroffen, und zweifle nicht, daß er ſich überall in den mongoliſchen weißen Feldern findet. Seine Jungen brütet er im Junius aus, man ſieht ſie, ehe ſie fliegen können, um das Neſt herum laufen und könnte ſie da für kleine Wachteln halten, denn ihre Farbe iſt oben dunkel mit ausgeſtreuten lichten Platten auf die äußerſten Federſpitzen, unterwärts weißlich, außer am Halſe, der bunt iſt, die Flügelfedern und Deckfedern mit lichtfarbigen Rändern, die Schwanzfedern ganz kurz und blaßgrau an den Rändern, die Füße dick und weiß mit etwas großen Hinterzehen. Alles dieſes macht dieſe Jungen den ausgewachſenen ſehr unähnlich, die ich nur beſchreibe.“

„Dieſer Vogel iſt ohngefähr ſo groß als der Geſangdroßel. Der Schnabel iſt in der Lerchengattung der dickſte, den Feldhüner Schnäbeln ähnlich, wo nicht länger, weißlich, oben und an der Spitze etwas graubräunlich. Die Zunge iſt ſchmal und am Ende mit zwey Spitzen verſehen. Der Kopf iſt roſtfarbig, der Scheitel von ſtärkerer Farbe, und vom Schnabel bis zum Genicke mit einem weißen Schleyer umgürtet, und in der Mitte mit einem weißen Streifen bezeichnet. Der Nacken iſt etwas roſtfarbig. Die Farbe des Rückens iſt wie bey der Kalanderlerche blaßgrau mit braungrauen Streifen. Die Kehle und der Untertheil des Leibes ſind weiß, und am Weibchen ſchmuziger. Die Seiten roſtfarbig geſtreift. Ein großer ſchwarzer zweylappiger Flecken umfaßt die Gurgel, faſt wie bey der Kalanderlerche. Die Flügel ſind oben an der Wurzel nebſt den Deckfedern des Schwanzes roſtbraun.

Von den achtzehn Schwungfedern ſind die vordern ſchwärzlich, die erſte bis dritte am äußern Rande weiß; die ſiebente bis fünfzehnte herzförmig ausgekantet, wie

bey

bey der Lerchengattung gewöhnlich iſt; weiß, an der Wurzel braungrau und zwar deſto weiter, je mehr ſie nach außen liegen; die inneren ſind mit allen Deckfedern der zweyten Ordnung braungrau, mit grauen Säumen. Der Schwanz iſt faſt gleich und ſchwarz: die beyden mittelſten Ruderfedern ſind braungrau mit grauen Rändern, die äußerſte iſt weiß und bloß an der Wurzel ſchwärzlich. Die Füße ſind bloß hornfarbig und ſtark; die Zehen kurz, dicker und knotiger als bey den übrigen Lerchen; der hintere Nagel iſt oft kaum ſo lang als der Zehe, grad, dick, und dreyeckig pfriemenförmig; die vorderen Nägel ſind etwas ſtumpf. Das Gewicht pflegt faſt bey allen eine Unze und ſieben Drachmen oder zwey Unzen zu betragen. Die Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Bürzel vier Zoll, acht Linien, der Schwanz zwey Zoll, vier Linien; des Schnabels bis zur Stirne ſechs Linien, bis zu den Mundwinkeln achtehalb Linien. Die Breite mit ausgebreiteten Flügeln betrug einen Fuß, einen Zoll und drey Linien; die zuſammengelegten Flügel über vier Zoll und drey Linien; die Länge des Schnabels einen Zoll; die mittelſte Vorderzehe mit dem Nagel von drey Linien, neun Linien; der äußeren, mit dem Nagel von $2\frac{1}{3}$ L., $5\frac{3}{4}$ Linien; der inneren, mit dem Nagel von $2\frac{1}{3}$ L., ſieben Linien; die hintere Zehe, mit dem Nagel von $3\frac{3}{4}$ L., acht Linien. Sie iſt alſo mit der wahren Kalanderlerche und ſchwarzen Lerche, die von uns in den tartariſchen Wüſten beobachtet iſt, in ihrer Gattung in Anſehung der Größe unter die vorzüglichſten zu rechnen."

Man ſehe die Figur 4523.

Cetti in ſ. Naturgeſch. von Sardinien Th. II. S. 150. erwähnt noch einer Lerchenart, ohne die Art genau zu beſtimmen, und von der es ungewiß iſt, ob ſie zu den Lerchen gehöre. Er ſagt: „Ich füge noch die Beſchreibung eines Vogels „bey, der nicht eigentlich zur Gattung der Lerchen „gehöret, da ihm das von der Kralle des großen „Zehen genommene Unterſcheidungszeichen mangelt. „Er iſt ſo groß, wie die Ackerlerche, ſeinen Schna-

„bel

„bel und die Farbe des obern Theils des Körpers „hat er ebenfalls mit jener gemein, nur unten iſt er „ganz weißlich, ohne alle Flecken. Die Kralle der „großen Zehe iſt zwar wirklich die größeſte, allein „ſie iſt krumm gebogen, und nicht länger als zwo „Linien, da die Zehe ſelbſt merklich länger iſt, wel„che ziemlich an drey Linien reicht. Die große Aehn„lichkeit dieſes Vogels mit der Lerche macht, daß „man ihn von derſelben nicht unterſcheidet, und ihn „mit den Lerchen vermengt. Er hat daher auch in „Sardinien keinen eigenen Nahmen, wiewohl er ſich „daſelbſt ziemlich zahlreich aufhalten muß, da ich „ſelbſt ihn ſehr oft aus der Gegend von Saſſari er„halten habe. Dieſe Art iſt übrigens, wie ſich ver„muthen läßt, diejenige, welche in einigen Gegen„den von Italien Alladola ſalvatica genannt wird.“

Scopoli beſchreibt auch eine Lerche, giebt aber ſo kurze Nachricht davon, daß man ſie nur auf ſein Zeugniß als eine beſondere Art anführen kann. Er will ſie jährlich in den bergigen Gegenden Tyrols geſehen haben, und nennet ſie Winterlerche. Sie iſt klein und ziſchet klärer und öfter hinter einander als die Spipoletta. Sie flieget aus den mit Rüben beſäeten Feldern in die Höhe, und ſetzet ſich gleich wieder. Im October ſtreicht ſie ſcharenweiſe und hält den Winter nicht aus. Sie hält ſich gerne am Waſſer auf. Sie wird von den Italiänern Squizzelina genennet.

Die Lerche hat ein vortreffliches, wohlſchmeckendes Fleiſch, und wenn es von einigen als ungeſund angeſehen wird, ſo kann es wohl nur in dem Fall ſeyn, wenn man übermäßig und zu viel davon ge-

geſ-

geſſen, und ſie zum Ueberfluſſe zu ſich nimmt. Man richtet die Lerchen auf vielerley Art zu. Da ſie ſich aber in den Federn nicht lange halten, weil ſie gewöhnlich ſehr fett ſind, und doch zum Theil ſehr weit verſchickt werden, ſo rupfet man ſie ſobald als möglich nach dem Fange, und wickelt jede beſonders entweder in Papier, oder man ſchüttet Rocken zwiſchen ihnen, ſo daß ſie ſich einander nicht berühren. So verſchickt man ſie auch in Schachteln; bey welcher Gelegenheit das Einwickeln in Papier aber vorzuziehen iſt, weil dieſes ſich in der Schachtel nicht verſchüttet, und jede Lerche von der andern abſondert. Sie halten ſich bey kühler Witterung auf dieſe Weiſe ziemlich lange.

Man hat auch eine Methode ſie einzumachen, daß man ſie bis ſpät im Winter haben, und recht gut eſſen kann. Hiernach werden ſie, wie gewöhnlich, ſauber geputzt, und die Gedärme herausgezogen, und an deren Statt Wacholderbeeren (*) und etwas geſalzener Speck hineingeſteckt. Es müſſen aber die Vögel recht friſch und erſt gefangen worden ſeyn, alsdann kann man ſie braten, aber nur ſo viel, daß ſie durchgehends heiß ſind, auch muß man ſie ſalzen, wie ſonſt, wieder kalt werden laſſen, und in einen ſteinernen Hafen oder eichenes Tönnchen legen, auf den Boden aber Salz und Wachholderbeeren, auch etwas von den Beeren zwiſchen den Vögeln ſtreuen, hierauf Butter zergehen, und ſie etwas abkühlen laſſen, ſie auf die Vögel ſchütten, kalt werden laſſen, und wohl zudecken. Wenn man ſie wohl

(*) Wer von den Wachholderbeeren kein Freund iſt, kann ſie auch weglaſſen, und andere Sachen nehmen, um ihnen einen Wohlgeſchmack zu geben.

wohl in Acht nimmt, damit ſie nicht zu warm ſtehen, bleiben ſie lange Zeit gut.

Einige haben auch die Gewohnheit, daß ſie die Vögel, ſtatt mit Butter zu begießen, bloß mit Salz beſtreuen, auch wohl Wein darauf gießen, und ſie alsdann mit Steinen beſchweren. Vielleicht ließen ſie ſich auch ordentlich einpökeln, und alsdann im Winter als das feinſte Pökelfleiſch zum Gemüſe eſſen; ja, ſie möchten auch gar wie die Bücklinge geräuchert werden können, da ſie verhältnißmäßig eben ſo fett ſind, als Gänſe und Aenten nur immer werden können. Die geräucherte Aente oder Spickänte hat wegen ihres feineren Fleiſches, ſchon große Vorzüge vor den Spickgänſen, und ſie iſt, ſelbſt für den ſchwächſten Magen, wenn ſie auch roh genoſſen wird, verdaulich; — was will die Lerche nicht ſeyn? — Allein, Vorſicht beym Räuchern würde nöthig ſeyn, damit ſie nicht zu viel erhielte. Man müßte den Rücken ſpalten, und den Vogel mit einem Spielhölzchen auseinanderbreiten, und alsdann ihm den Rauch geben, welchen er nach Maßgabe ſeines Körpers haben muß.

Wenn die Lerchen gebraten werden ſollen, pflückt man die Federn behutſam und rein ab, wobey einige die Methode haben, daß ſie die Haut vom Kopfe mit den Federn abziehen, alsdann wäſcht man ſie rein, und nimmt ſie nicht aus (da aber einige gar keinen Vogel unausgenommen eſſen, ſo nehmen einige Hausmütter ſie auch aus, oder ziehen nach abgeſchnittenem After den Afterdarm heraus). Alsdann ſteckt man den Schnabel auf der Bruſt, dichte am Halſe ein; die Flügel bricht man im erſten Gelenke ab, oder man legt die Spitze davon oben auf den Rücken. Die Füße werden vorn durch, nach hinten gebogen. Hierauf ſchneidet man ganz dünne

Scheiben Speck, wovon jedem Vogel eine Scheibe auf die Bruſt gelegt wird. Dieſe Scheiben müſſen aber ſo groß ſeyn, daß, wenn man die Vögel quer durch an den Vogelſpieß ſteckt, man auch durch den Speck an beyden Seiten ſticht, und es dadurch feſte wird. Es muß auch ſo lang, wie der Vogel ſeyn. Alsdann bindet man die Vogelſpieße, welche von Silber, Meſſing, Eiſen oder Holz ſind, an einen großen Spieß, und bratet ſie mit Butter. Man begießt ſie fleißig, und läßt ſie gar, aber nicht hart werden. Hierzu, einen guten Braten zu machen, das gehörige Maß von Salz zu treffen, und den Grad des Feuers nach der Größe des Bratens einzurichten, wird Uebung erfordert, welches aber jeder Koch, oder jede Köchin verſtehen muß. Man kann die Lerchen auch ohne Speck braten, und wenn man ſilberne Vogelſpieße hat, ſo pflegt man ſie mit den Spießen auf den Tiſch zu bringen.

Auf andere Art bratet man die Lerchen auch ſo: Man ſteckt, nachdem die Lerchen gehörig zum Braten vorbereitet worden, zwiſchen jede Lerche ein Stückchen breit geſchnittenen Speck, hierauf beſtreuet man ſie mit Semmelkrumen, und würzt ſie mit Pfeffer, Ingber und Salz, unter dem Braten begießt man ſie oft mit Butter, damit ſie ſaftig werden, und endlich vor dem Anrichten röſtet man noch mehr Semmelkrumen ſchön gelb, und ſtreuet ſie über die Lerchen in der Schüſſel.

Einige nehmen den Lerchen die Köpfe, und ziehen die dünnen Därme heraus, wobey ſie ſich in Acht nehmen, daß ſie kein Fett mit herausziehen, legen ſie darauf eine Viertelſtunde in Waſſer, ſtecken ſie alsdann auf den Vogelſpieß und braten ſie auf dem Roſte über Kohlen, ſalzen ſie, begießen

ſie

ſie fleißig mit Butter, und beſtreuen ſie alsdann mit Semmelkrumen. Andere braten ſie auch in der Pfanne oder einem Tiegel auf eben die Art, laſſen aber wieder die Köpfe daran, und die Gedärme darin.

Die gefüllten Lerchen bratet man auf folgende Art: Man rupft ſie zuerſt ſo behutſam, daß die Haut nicht verletzt wird, worauf ſie am Halſe mit einem Federkiel aufgeblaſen werden, alsdann nimmt man Hünerlebern, ein wenig Speck und Majoran, hackt alles klein untereinander, röſtet es in Schmalz, zerklopft ein Ey, gießt ein wenig Fleiſchbrühe daran, daß die Fülle nicht zu dick ſey, thut Salz, Pfeffer, Ingber und Muſcatenblüthe hinzu, und füllt es zum Halſe hinein, bindet die Lerchen in Lorbeerblätter, ſteckt ſie an den Spieß, beträuft ſie mit geſchmolzener Butter, und bratet ſie gemächlich, daß ſie nicht aufbrechen.

Mit Speck bratet man die Lerchen auch auf dieſe Weiſe: Man ſteckt ſie auch mit Speck wechſelsweiſe an den Spieß, aber nimmt auch Salveyblätter dazwiſchen. Wenn man ſie beträufeln will, ſo wird ein Stück Speck in Papier gewickelt und angezündet, daß ſolcher zerſchmelze, und auf die Lerchen getröpfelt werden könne. Ob ich nun zwar in meinem Leben häufiger Lerchen gegeſſen, als ſelbſt gebraten habe, ſo glaube ich doch, daß dieſe Methode die Lerchen zu beträufeln zu erkünſtelt, zu weit hergehohlet, und die Erfindung eines Koches ſey, der ſehr auf Formalitäten in der Kochkunſt bedacht iſt, ſo wie man ehemahls in vielen Wiſſenſchaften, die ganze Gelehrſamkeit faſt in die Terminologien ſetzte. Der Speck kann auf viel bequemere Weiſe zum Fluſſe gebracht — ja, er kann an einer Wachskerze gebrannt, und alsdann abgeträufelt werden, oder,

ſoll-

ſollte dies nicht genug ſeyn, mit einer ſtärkern Flamme. Auch iſt das durch die Flamme unmittelbar entſtandene Schmalz ſtets räucherich und verbrannt vom Geſchmack, womit man in einigen Gegenden bloß Mäuſe und Ratten zum Fange lockt. Will Jemand aber durchaus Papier-Oehl mit unter verbranntem Speck zu den Lerchen eſſen — nun dann kann man ihm ſolche Umſtände nicht verdenken; allein, er könnte vielleicht doch noch mit wenigern Umſtänden dazu kommen. —

Gebratene Lerchen in einer Brühe zuzurichten. Hierzu müſſen ſie ſaftig abgebraten werden und alsdenn kommt folgende Brühe dazu. Man nehme ſüßen rothen Wein, ſchneide Zwiebeln (Pollen oder Bollen wie man hier ſpricht) Mandeln und Citronen klein, würze es mit Zimmet und Cardemomen, drucke Citronenſaft darin; und laße alles in einem Tiegel aufſieden. Zuletzt werden klein geſchnittene Citronenſchalen hinzu gethan doch nicht viel. Wenn die Vögel gebraten ſind, legt man ſie in eine zugedeckte Schüſſel, gießt dieſe Brühe darüber, ſetzt ſie auf eine Glut, und läßt es noch eine Weile ſieden, und ſtreut zuletzt noch Zimmet und klein geſchnittene Citronenſchalen darauf.

Die Lerchen im Ragout zu zurichten. Nachdem die Lerchen ausgenommen ſind, ſo werden ſie in einer Caſſerole mit Speck und ein wenig Mehl braun paſſiret, hernach mit Salz und Pfeffer gewürzt, alsdenn läßt man ſie in einer kräftigen Brühe von Champignons, Trüffeln, Artiſchockenböden und Morcheln wohl kochen; wenn ſie halb gekocht ſind, wird ein Glas Wein daran gegoſſen, und wenn das Ragout gahr iſt, thut man ein Jus von Rindfleiſch dazu, drückt Ci-

tronenſaft darauf, und richtet das Gericht warm an.

Mit Aepfeln und Corinthen bereitet man ebenfalls Lerchen, daß ſie gut ſchmecken, und dieſes geſchieht ſehr leicht, denn man thut die Lerchen, wenn ſie ausgenommen, mit würflich geſchnittenen Borsdorfer Aepfeln, Corinthen, Zucker, ein wenig braunem Mehl, halb Wein und Waſſer in eine Caſſerole, läßt alles damit durch- und gar kochen, und alsdann iſt das Gericht fertig.

Kleine Paſteten von Lerchen: (*) Hierzu werden die Lerchen recht rein geputzt und ausgenommen. Das Eingeweide, aber nicht der Magen, wird in Butter gar gebraten, und wenn es kalt iſt, mit Kalbfleiſch klein gehackt, wovon man eine Farce macht, und die Vögel damit anfüllet. Von dem Uebrigen macht man kleine Klöße; man kocht darauf Morcheln, ſchneidet ſie klein, imgleichen Kälbermilch, (dieſe eſſen aber viele nicht gern, und man kann ſtatt deren etwas anderes, welches ſich dazu ſchicket, nehmen) wie auch Artiſchockenſtiele oder Böden, in Stücke geſchnitten, eingemachte Champignons, geweichte Trüffeln, auch klein geſchnitten — nun kommen die Vögel in eine Caſſerole oder einen Tiegel, darauf gießt man Fleiſchbrühe, thut die Klößchen, und das in kleine Stücke geſchnittene dazu, nebſt geſtoßenem Pfeffer, Muscatenblumen, ein Paar Gewürznelken und Salz — man giebt zu Butter ein wenig Mehl und etwas recht fein gehackter Zwiebeln, läßt dieſes bräunlich werden, und thut es dazu.

Iſt

(*) Was hier geſagt wird, kann auch bey andern kleinen Vögeln, beſonders Goldammern, Sperlingen und Finken angewandt werden.

Iſt dieſes alles geſchehen und in Ordnung gebracht, alsdann nimmt man kleine runde Semmel, oder, wie wir ſie in Berlin nennen, Milchbrod; (es giebt deren hier harte und auch weiche,) man ſchneidet oben die runde Platte ab, hohlet aus der Semmel die Krumme heraus, aber ſo, daß die Rinde nicht zerbricht; hier füllet man die Sachen hinein, und leget in jedes Milchbrod einen Vogel, auch wenn man ſie hat, eine Auſter; man gießet von der Brühe ein wenig dazu, und backt dieſe kleinen Paſteten in der Tortenpfanne. Sie brauchen aber wenig zu backen. Die übrige Sauce giebt man auf den Tiſch. An Tafeln, wo es ſehr auf Nebendinge ankommt, giebt man auch ſolcher Paſteten in großen Auſterſchalen zu Tiſche — mich dünkt aber, daß nur die Zunge und der Magen hernach entſcheiden. — —

Es geht jetzt in der Kochkunſt eben ſo, wie es in vielen andern Dingen geht — man bringt oft ein und eben die Sache nur unter andern Geſtalten zu Tiſche, und höchſtens iſt eine andere Brühe gemacht. Für den, der eine feine Zunge hat, iſt ſolches oft läſtig, beſonders wenn er das Reine der Sache liebt. Daher ſchlage ich für denjenigen, der rein das Lerchenfleiſch in einer Paſtete ſchmecken will, folgende Methode vor: Man verfahre mit den Lerchen gerade ſo, wie mit jungen Tauben und Hühnern, wenn man von ſolchen eine Paſtete bereiten will, und laſſe alle überflüſſige Künſteley weg. Auch zu einer offenen Paſtete kann man ſie eben ſo gut zubereiten. Hiezu ſchneidet man ſie halb durch, vom Kopf bis zum Steiß, und macht ebenfalls die Paſtete ſo, wie ſie von jungen Tauben gemacht wird. Auf den Rand der Schüſſel wird ein

Reißrand gemacht, und wenn alles wohl vorher zugerichtet iſt, ſo darf oben auf der Tortenpfanne nur das Feuer etwas ſtark wirken. Ueberhaupt aber giebt es ſchon unzählbare Arten von Paſteten, und ich glaube, daß nur die Zunge mehrentheils entſcheidet. Bey großen Gaſtereyen aber iſt es Politik, gleich nach der Suppe Paſteten zu geben, und da ſind die Paſteten der erſten Art ſehr gut, wobey ſich mancher noch aufhält, indem er mit den kleinen Knochen der Lerche zu kämpfen hat, die ſeine ſchlotternden Zähne nicht bezwingen können, und welche er nicht gern mit Fleiſch bedeckt, auf dem Teller — vielleicht aus Eigennutz — vielleicht aber auch aus Ehrbegierde liegen laſſen wollte — — — damit die nebenſitzende Schöne nicht merken ſoll, daß man ſchon überjährig ſey. Solche ſind oft Leute, die den Ton an der Tafel angeben, und man verliert, (wenn man vernünftig iſt,) nicht dabey, indem man während das ſich unterhalten, und ſchon verdauen kann.

Auf eine andere Art eine Lerchenpaſtete zu machen: Man pflegt Kalbsnieren zu nehmen, dieſe mit Semmelkrummen, etlichen Eyern, Salz, Zucker, Zimmet, geriebener Muscatennuß, kleinen Roſinen und ein wenig Roſenwaſſer recht klein zu hacken, und dieſes alles in einem Tiegel warm zu machen. Hernach nimmt man die rein gemachten Lerchen aus, und thut von dem vorher benannten hinein, womit ſie ausgefüllet werden; was übrig bleibt, davon werden kleine Klöße gemacht. In die Paſtete kann man unten Butter, alsdenn die gefüllten Lerchen und die Klöße legen, und oben darauf Zucker, Mark und Datteln ſtreuen und legen. Wenn nun die Paſtete mit dieſen allen gebacken iſt, wird oben die Brü-

he

he, welche von Wein, Butter, Zucker und Eyerdottern zubereitet iſt, hineingeſchüttet, und die Paſtete wird ſchmackhaft ſeyn.

Es kann aber auch eine Lerchenpaſtete noch anders gemacht werden: Wenn die Lerchen wohl gereinigt, und in ſiedendem Waſſer ausgewaſchen, legt man ſie nebſt einem Stück Butter in einer Caſſerole, Ingwer, Muscatenblüthe, Lorbeerblätter und Citronen, läßt ſie ziemlich ſchwitzen, ſo geben ſie eine Brühe von ſich, dieſe ſeihet man in ein beſonderes Geſchirr ab. Hierauf macht man einen mürben Teig, treibt ein Blatt aus, legt es auf ein Blech oder Bogen Papier, ſezt einen Rand eines Querdaumens hoch auf den Teig, belegt den Boden, ſo weit als die Paſtete geht, mit Speck, ſtreuet allerhand gutes Gewürz darauf, legt auf ſelbiges die Lerchen, wovon aber einige zum Coulis übrig behalten werden müßen, oben auf wieder Speck, Ingwer, Muscatenblüthe und Citronenſcheiben, wie auch Citronenſchalen und klein gehackte Sardellen, überzieht alsdenn die Paſtete, ſo zierlich als möglich, und ſezt ſie in die Tortenpfanne oder in Ofen. Sobald die Paſtete braun geworden, ſo wird darein ein Loch geſtochen. Unterdeß kann man die zurückgelegten Lerchen, nebſt ein paar Scheiben Semmel, die in Schmalz geröſtet werden, wie auch ein wenig Zwiebeln in einen Mörſer zerſtoßen, gute Fleiſchbrühe und Wein daran gießen, es mit einander kochen laſſen, durch ein Haartuch ſtreichen, und dieſes durchgeſtrichene Coulis durch einen Trichter in die Paſtete gießen, wieder in den Ofen ſetzen, worin ſie noch ein wenig dämpfen muß. Will man ſie nun anrichten, ſo ſchneidet man ſie auf, gießet die von den Lerchen abgeſeihete und zurückgeſezte Brühe

in die Paſtete, rüttelt ſie wohl untereinander, und giebt ſie zu Tiſche.

Oder: Es wird eine Paſtete wie gewöhnlich, aus feinem Teige verfertiget, hernach werden die Magen aus den Lerchen genommen, ſolche ſauber geputzt, und ordentlich in den Paſtetenboden auf die Fülle gelegt, mit geſtoßenem Speck, einigen fetten Lebern, Salz, Pfeffer, Champignons, und einem Bündchen feinen Kräutern gefüllt. Den Deckel macht man von eben dem Teige, ſtreicht die Paſtete, ſetzt ſie in den Backofen, und wenn ſie gar iſt, läßt man ein wenig Mehl in zerlaſſenem Speck röſten, und macht Hammel= oder Kalbfleiſchbrühe und Citronenſaft daran.

Will man Lerchen mit Sauerkohl eſſen, ſo werden ſie gereiniget, die Füße abgeſchnitten, der Magen behutſam herausgenommen, und in warmen Waſſer gewaſchen; alsdenn läßt man Butter in einem Tiegel kreiſchen, worin ſie gebraten werden. Wenn der Sauerkohl wie gewöhnlich gekocht iſt, thut man kurz vor dem Anrichten die Vögel dazu, damit der Kohl einen Geſchmack davon erhält. Man kann auch vorher Kapern an den Sauerkohl legen, welche auch ohne Lerchen an dem Sauerkohl gut ſchmecken. Wer es will, macht auch ein wenig Zucker daran, auch geriebene Semmel, oder ein wenig Weizenmehl.

Lerchen mit Weinbeeren oder Weintrauben. Wenn die Lerchen, wie gewöhnlich, mit Butter und Semmelkrumen in der Pfanne gar gebraten ſind, ſo ſchüttet man Weinbeeren darein; nachdem man die Lerchen herausgenommen, läßt man die Beeren in der Butter durchſchmoren, und beym Anrichten beſtreuet man ſie ſtark mit Zucker und Zimmet. Man kann auch die ſogenannten

Hei=

Heidelbeeren, Stachelbeeren u. d. gl. eben wie die Weinbeeren hierzu nehmen.

Ein Fricaſſee von Lerchen. Man nimmt die Lerchen aus, ſetzt ſie in einer Caſſerole nebſt ihrer Beylage, Speck, Champignons, Trüffeln, Maſſeronen, Sal, Pfeffer, Gewürznelken, und feinen Kräutern auf das Feuer. Wenn ſie etwas gekocht, macht man ein wenig Mehl daran, ſchwenkt ſie wohl um, gießt ein Glas Champagner Wein daran, nimmt das Fett ab, und läßt ſie gelinde kochen. Wenn ſie bald gar ſind, macht man ſie mit einem guten Coulis oder einigen Eyerdottern dicklich, in welchen letztern man allenfalls unreifen Traubenſaft zergehen läßt, worauf ſie warm angerichtet werden.

Lerchenbauer, iſt ein Vogelbauer welches beſonders nur für Lerchen beſtimmt, und eingerichtet iſt. Es haben die Lerchenbauer ſowohl verſchiedene Geſtalten, als ſie auch aus verſchiedenen Materien verfertiget werden. Man hat ſie ganz von meſſingenem Drath, und nur mit einem hölzernen Boden, und eben ſo auch von Eiſendrath, dann mit hölzernen Stäben und mit Drath ausgeflochten, ſo wie auch ganz von Holz. Ihre Form iſt theils viereckig, und oben platt, theils rund und oben gewölbt, und theils rund und oben ſpitz, wie ein Zuckerhuth. In den Lerchenbauern macht man keine Sitzſtöcke, wie in andern Bauern, weil die Lerche ſich auf ſolche nicht ſetzt, wie es andere Vögel thun; vielmehr beſtreuet man den Boden etwa einen Finger hoch mit Sand, und in der Mitte des Bauers läßt man auf ein drey Finger hohes gerades Stöckchen eine kleine, oben platte Scheibe machen, die wie ein kleiner Tiſch in dem Bauer ſteht, worauf die Lerche häufig ſetzt und ſinget.

Bey wilden Lerchen muß das Vogelbauer unten rings herum mit einer Wand von Holz, Papier oder Leinwand umgeben werden, damit ſie nicht ſehen, was um ihnen vorgehet, und auch oben der Deckel oder der Himmel des Bauers muß von Leinwand oder anderm Zeuge ſeyn, wie bey den Wachtel= oder Nachtigallbauern, damit ſie ſich beym ſchnellen Aufſliegen nicht den Kopf zerſtößt, und ſtirbt. Alle dieſe Bedeckungen hat man ſo viel als möglich, von grüner Farbe, weil die Lerche ſolche liebet, und darin munterer iſt.

Einige Lerchenbauern ſind von den Korbmachern geflochten, und beſtehen ganz aus dünnen, abgeſchälten Weidenzweigen. Die Wand, damit der Vogel nicht ausſehen könne, iſt korbartig geflochten, und von derſelben gehen Stäbchens in die Höhe und ſind oben in einer Spitze vereiniget, ſo, daß die wilde Lerche ſtatt eines Stoßes nur einen Streif erhält, der ſo ſehr gefährlich nicht iſt. Gewöhnlich hat man alsdann, wenn man die Lerchen füttert, tränkt und das Bauer rein macht, nur zu befürchten, daß ſie ſich Schaden thun; ſobald ſie aber zahm ſind, kann man ſie in alle Gattungen von Bauern ſetzen, und ſie werden ſich nie den Kopf zerſtoßen.

Im Büffon wird angerathen, daß man den wilden Lerchen die Flügel binden ſoll, welches geſchieht, wenn man die Schwungfedern von beyden Flügeln, auf dem Rücken zuſammen bindet. Dies thun auch unſere Vogelhändler in Berlin, denn, ſie können ſonſt die Vögel nicht bezähmen und greifen, wenn ſie verkauft werden ſollen; allein, dies dauert auch nur kurze Zeit. Würde man aber in dem Bauer den Vogel ſo lange gebunden halten wollen, bis er zahm wäre, ſo würde er

nicht

nicht allein traurig werden, ſondern er würde ſich auch nicht wieder das Ungezieſer ſchützen können, welches alsdann vorzüglich unter den Flügeln Zuflucht nehmen würde, welche der Vogel nicht ausbreiten, folglich auch die Federn nicht mit dem Schnabel abſtreifen kann.

Lerchenbaum, (der) Pinus Larix *Linn*, Franz. Meleſe, Melcze Larege; auch deutſch noch die Lerche, oder Lärche, Lierbaum, Leerbaum, Rothbaum, Brechtanne, Leertanne, Schönholz, Löhrbaum genannt, engliſch Lark-tree, im mittlern Latein Lareſus, Grichiſch λαρζ im Italiäniſchen Larice. Herr Adelung nennt dieſen Baum die Lärche, und ſagt, da der Nahme dieſes Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, ſo ſchreibt man ihn um der Verwandſchaft mit den ältern Nahmen fremder Völker billig mit einem ä. Nach dem allgemeinen ökonomiſchen Forſtmagazin aber von Herrn Stahl, wollen einige den Nahmen Lerchenbaum von der geſtreiften Farbe der jungen Aeſte, und derſelben Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Lerche herleiten: den Nahmen Leerbaum aber, weil der Stamm während des Winters von Blättern entblößet und leer iſt. Dieſe kritiſchen Muthmaßungen machen indeſſen nichts von Wichtigkeit aus. Die Benennung des Rothbaums hat ohne Zweifel von der röthlichbraunen Farbe des Holzes ihren Urſprung (*).

P 5 Man

(*) In den botaniſchen Schriften kommt der Lerchenbaum noch unter folgenden Benennungen vor, als: Larix foliis deciduis, conis ovatis obtuſis. The Cardeners Dictionary the ſeventh Edition by P. *Miller* n, 1.
Larix folio deciduo conifera. *Du Hamel* Traitè des Arbres et Arbuſtes p. 332. n. 1. et *Grae.* Catal. of Trees and Shrubs pag. 22 n. 1.
Common Conebearing *Learch Tree. Méleſe,* qui quitte ses feuilles l'hyver, etc.

Man findet den Lerchenbaum in Tyrol, Schleſien, Steyermark, Kärnthen, Böhmen, in der Schweiz, in Frankreich, Ungern, auf den Carpatiſchen Gebirgen, und in Sibirien, beſonders auf erhabenen Gegenden dieſer Länder, hingegen ſelten in der Ebene. Er liebet kalten, kieſigen, ſteinigen Boden, doch verſchmähet er aber auch nicht ein lockeres Erdreich, dagegen aber hat er nicht gern einen ſchweren, thonigen und ſumpfigen Standort. Ein junger Botaniker der erſt neulich von einer Reiſe von den Alpen zurück gekommen, ſagt in einem Briefe: „den Lerchenbaum „(Pinus Larix *Linn.*) habe ich übrigens „auf ſeinen urſprünglichen Wohnplätzen geſehen. Im „ſalzburgiſchen Gebirge wächſt er in den Thälern, an „den Seiten der Berge, und ſogar auf Alpen, wo „außer der Zürbelnuß oder Zirbelnuß (Pinus Cembra *Linn.*) kein hochſtämmiger Baum mehr gedeiht. „In niedrigern Gegenden erreicht er eine beträchtliche „Größe. Ueber 3000 Fuß hinauf wird er aber kümmerlicher, und er liegt endlich ganz in der Nähe „des ewigen Schnees.“

Der Lerchenbaum unterſcheidet ſich durch den Wuchs ſeiner Nadeln oder Blätter merklich von den übrigen Nadelhölzern, außer der libanotiſchen Ceder, (Pinus Cedrus *Linn.*) bey welcher ſie nähmlich gleich geſtaltet, jedoch ſteifer, ſpitziger und immerwährend anzutreffen ſind. Dieſe Blätter oder Nadeln wachſen allezeit in kleinen Büſcheln, beynahe zu ein Paar Dutzend ſtark, rund an den Zweigen umher, und ſind weich und ſpitzig. Im Frühlinge wenn ſie hervorbrechen, haben die jungen Büſchel einen ſehr angenehmen Geruch, und daher pflegen auch die Bewohner der Gegenden, in

in welchen er wie z. B. in Ungarn häufig anzutreffen iſt, ganze Zweige in ihre Stuben zu ſetzen, ſo wie bey uns der Landmann dieſe ſchädliche Gewohnheit mit jungen Birkenſtämmen, oder ſo genannten Mayen unternimmt.

Dieſer Baum gehört, nach dem Ritter von Linne, unter die Claſſe derjenigen, welche ihre männliche und weibliche Blüthe auf einem Stamme tragen, und es iſt zu bemerken, daß alle männliche Blüthen ſich allezeit in der Geſtalt eines zirkelrunden Balles an einem gemeinſchaftlichen Stiele befeſtiget befinden, die weiblichen aber an eben denſelben Zweigen als kleine eyförmige, ländliche und ſchuppichte Fichtenäpfel, theils von röthlicher, theils von Purpurfarbe ſind. Dieſe Blüthen, welche zu Ende des Märzes oder im Anfange des Aprils erſcheinen, ſproſſen früher, als die Nadeln hervor, und zwar aus den Augen der Nadelbüſchel:

Iſt die Befruchtung gehörig geſchehen, ſo werden die Zapfen, die die Fruchtkörner enthalten, im October reif, und wachſen an gebogenen Stielen gerade in die Höhe. Die Größe derſelben beträgt in der Länge etwas über einen Zoll, und die Dicke die eines Daumen, auch wachſen öfters aus ihren Spitzen kleine Aeſte wenn der Trieb des Baumes ſtark iſt. Unter jeder Schuppe eines ſolchen reif gewordenen Zapfens finden ſich bey der Unterſuchung zweygeflügelte Samenkörner, die jedoch nicht groß, und gegen Tannen, Fichten, und Kieferſamen ſo klein ſind, daß von ihnen nach den angeſtellten Proben 76800 Körner auf ein Pfund gehen ſollen.

Die Zapfen fallen nicht alle Jahr ab, und man findet alſo an einem Aſte alte und junge Zapfen

pfen, wie bey der Kiefer. (Pinus Sylveſtris *Linn.*) Wenn ſie aber im Frühling noch verſchloſſen und mit Samen erfüllet angetroffen werden, ſo iſt der Grund hievon wohl in der abwechſelnden Witterung zu ſuchen. Die Körner ſelbſt gleichen im Geſchmack den Pinien, und werden deswegen auch von den Vögeln, vornähmlich den Meiſenarten, beſonders geliebt und aufgeſucht, welche letztere ſie mit beſonderer Geſchicklichkeit zwiſchen den Schuppen herauszuholen wiſſen.

Einige Botaniſten, worunter auch Miller zu nennen iſt, wollen von dem Lerchenbaum verſchiedene Abarten bemerkt haben. Hierüber frägt ſichs aber, ob dieſe bemerkten Veränderungen wirklich exiſtiren, oder, ob ſie nur aus Stärke oder Schwäche des Baumes entſtehen? Ihre Bemerkungen ſtimmen mit einander nicht überein. Miller erwähnet in ſeinem großen Gärtnerwörterbuche zwey Gattungen derſelben, den erſten mit rother, und den andern mit weißer Blüthe, und zugleich, daß in der Farbe der Blätter ſelbſt ein Unterſchied anzutreffen ſey. Bey der erſten Art von Lerchenbäumen ſollen ſie dunkelgrünn, an der andern aber viel heller von Farbe ſeyn, und ſind ihm die Bäume der zweiten Art niemahls ſo ſtark, wie von der erſtern erſchienen.

Beckmann, in den Verſuchen von der Holzſaat nennet einen weichen und harten Lerchenbaum, und beſchreibet den erſten als denjenigen, deſſen Zapfen (weibliche Blüthen) anfänglich roth und purpurfarbig ſind, endlich aber braun werden, den andern aber, bey dem ſie ſich anfänglich grün und am Ende gelblich zeigen. Nach ihm verlieret auch ſein ſo genannter weicher Lerchenbaum die Nadeln viel frühzeitiger, als der harte, und zwar ſchon im

Octo=

October, da der harte ſie erſt in der Mitte des Novembers fallen laſſen ſoll.

Eigene und öfters wiederholte Erfahrungen müſſen auch Abänderungen, als gewiſſe Abänderungen beſtimmen, und ich glaube deswegen, hier dasjenige anführen zu dürfen, welches in den Pflanzungen des Herrn v. Veltheim zu Harbke bey Helmſtädt davon angemerket worden iſt.

Man hat zu gehöriger Zeit auf die Blüthen der Lerchenbäume öfters und genau Acht gegeben, und drey Abänderungen gefunden, nähmlich von weißgelblicher hellrother und purpurfarbiger Farbe. Die Nadeln der erſteren, als der mit weißgelblichen Blüthen verſehenen Bäume, ſind in ihrem Bau viel feiner und in der Farbe heller, als bey den übrigen, ja das Holz fällt ſchon mehr ins weißliche, und die ganze Geſtalt dieſer Bäume, ihrer Zweige und Zapfen fält kleiner aus. Dieſe verſchiedenen Blumen erſcheinen jährlich auf eben denſelben Bäumen wieder, und man darf alſo nicht den Gedanken hegen, als ob ein Baum vor dem andern durch die Winterkälte ſtärker beſchädiget, und hierin der Grund der Farben zu ſuchen ſey; ob aber durch den Samen gleiche Arten fortzupflanzen ſtehen, und dadurch gewiſſe Abänderungen abgeben, iſt noch unbeſtimmt.

Einige Botaniker reden von dem Pinus Larix Canadenſis, foliis deciduis, conis parvis, andere wiſſen von der ſchwarzen nordamerikaniſchen Sorte Kennzeichen anzugeben, und wieder andere nennen die Ceder von Libanon Melèſe du Levent.. Einer der neueſten Beſchreiber der nordamerikaniſchen Holz- und Buſcharten, Herr von Wagenheim, der viele Jahre ſich in Amerika aufgehalten, meldet von dem canadiſchen Lerchenbaum: daß er dem europäiſchen Lerchenbaume ſehr ähnlich ſey, ſich aber vornehmlich durch die Zapfen, die nicht größer als eine Zuckererbſe ſind, unterſcheidet

ſcheidet. Dieſer Baum findet ſich hauptſächlich in Canada, auf deſſen Gebirgen und kältern Gegenden; jüngere Pflanzen dieſes Baumes, die er in der Provinz Neuyrok und Penſilvanien ſah, zeigten, daß dieſe Gegenden nicht rauh genug für dieſe Holzart war. In letztern Provinzen blüheten im April Stämme, die 12 oder 15 Jahre alt, und nicht höher als 8 oder 10 Fuß waren. Im December iſt der Same reif; er ſitzt bey dieſer Art nicht ſo feſt in den Zapfen, als bey der europäiſchen.

Dieſer Baum wächſet indeſſen in Canada ſehr hoch und ſtark, und liefert ein gutes Bauholz. Der Boden, worauf er daſelbſt wächſet, iſt ein gelbrother Letten mit Sand gemiſcht. Zu der Anpflanzung dieſer Art in Deutſchland, würden die höchſten und ſteilſten Gebürge gewählt werden müſſen. Die Zubereitung des Bodens zur Ausſaat, und die Saat ſelbſt könnte dieſelbe ſeyn, wie bey der europäiſchen Art.

Tournefort, Miller und du Hamel haben die Ceder von Libanon als eine immergrünende Lerche angenommen. Es ſtehen auch ihre Nadeln, wie bey Lerchenbäumen, beynahe zu ein Paar Dutzend ſtark aus einer gemeinſchaftlichen Scheide an und zwiſchen den Zweigen. Aber die Zapfen ſind weit größer als an unſerm Lerchenbaum, ſo wie die darunter befindlichen Samen. Man ſehe den Art. Ceder.

Die Rinde des Lerchenbaumes iſt ziemlich ſtark und dick, hat äußerlich viele Riſſe, die von dem ſtarken Wuchſe herrühren, iſt braunroth von Farbe, und der Rinde der Kiefer ſehr ähnlich. Der Stamm iſt gerade und ſchlank, und wächſet ſehr geſchwinde, ja er kann nach Beſchaffenheit des Bo-

Bodens in einem einzigen Jahre, öfters 4 bis 5 Fuß hoch aufſchießen, folglich iſt er eben ſo ſchnellwüchſig als Tannen, Fichten und Kiefern immer ſeyn mögen. Die Aeſte hängen über einander hin, und biegen ſich gegen die Erde. Das Holz iſt hart und ſchwer, von braunrother Farbe, geflammet, theils auch weiß, und nach Ehrharts ökonomiſcher Pflanzenhiſtorie, rothgelblich; der Splint aber, den dieſer Baum beſitzet, iſt weißlich. Von der Schwere dieſes Holzes hat man angemerkt, daß ein Kubikfuß grünes Holz 41 Pfund, 2 Quentchen, und trocknes 20 Pfund 1 Loth 1 Quentchen gewogen, ſo daß es alſo ſchwerer als Fichten- und Kiefernholz iſt.

Der Same des Lerchenbaumes, welcher zu Ende des Octobers reif iſt, und mit dem Anfange des Novembers in ſeinen Zapfen geſammelt werden muß, kommt zwar in allerley Arten von Erdreich fort, doch ſchlechter in thonigen und kaltgründigen, am wenigſten in naſſen, hingegen am beſten in einem warmen, leichten, mit Sande vermiſchten, allenfalls auch ſteinigen Boden. (daß er auch in letzterem gut fortkomme, beweiſet der ganz hoch mit groben Gries überfahrne Harbkiſche Garten, in welchem jährlich aus den von den Bäumen herab gefallenen Samenkörnern, viele Pflanzen freywillig hervor kamen). Auf die Güte und Vollkommenheit des Samens kommt es bey dem Ausſäen hauptſächlich an, wenn man eine gehörige Anzahl junger Stämme erhalten will. Um hierin ſicher zu gehen, iſt die Erforſchung durch das Waſſer das bequemſte und beſte Mittel, und es wird ſchwerlich eine Hülſe, welche auf der Fläche deſſelben als ein leichter Körper ſchwimmet, aufkeimen. Solches iſt faſt bey den mehreſten Sämereyen die gewiſſeſte Probe.

Man

Man verliert durch ſolche Ausſonderung freylich etwas, und zu einigen Zeiten ziemlich viel, da der Same nicht alle Jahre gleich gut gerathen kann; allein, man kann nach dieſem Verſuche ſich auch gewiſſer berechnen, unnöthige Mühe, und Land erſparen.

Die Liebhaber haben hin und wieder, jeder nach ſeiner, aus Büchern gezogenen, oder ſelbſt gewählten Vorſchrift, die Ausſäeung des Lerchenſamens verſucht. Einigen ſind ihre Verſuche geglücket, andere ſind durch den übeln Erfolg von weiteren Proben abgeſchreckt worden, und dieſen leztern mögte es vielleicht beſonders angenehm ſeyn, wenn hier erwähnet wird, wie man mit den angeführten Harbkiſchen Pflanzungen, mit dem beſten Nutzen zu verfahren gewohnt iſt. Hieher gehört vorzüglich zuerſt, die Körner aus den Zapfen zu erhalten. Man findet bey den Schriftſtellern hievon verſchiedene Angaben, ſie laſſen den Leſer aber auch am Ende in Zweifel, welche Methode unter den vorgeſchlagenen die bequemſte und zuträglichſte ſey.

Die beſte und der Natur angemeſſendſte iſt wohl die, daß man die Zapfen ſo lange liegen laſſe, bis die Schuppen ſich von ſelbſt öffnen, und den Samen fallen laſſen, allein, da das Harz zwiſchen denſelben leicht flüßig wird, ſo kann dadurch die Spitze des Samenkornes zwiſchen den Schuppen noch mehr befeſtiget werden, und dieſe Bemühung unnütz machen. Man kann und will mit dem Ausſäen nicht allezeit Jahre und Tage warten, und es fällt alſo dieſer Verſuch wegen der Langwierigkeit und Unbequemlichkeit von ſelbſt weg.

Leichter hingegen erhält man ſeinen Endzweck, wenn man die Zapfen kurze Zeit vorher, ehe man

das

das Säen unternehmen will, einige Tage in Waſſer einweichet, ſie auf Brettern ausbreitet, und durch die Sonne trocknen und aufplatzen läßt, oder auch eben dieſes durch die Wärme verrichtet, die ſich in geheizten Treibhäuſern findet. Die Zapfen werden dadurch dürre, öffnen ſich, und man kann den Samen ſehr leicht ausſchütten. Eine andere Verfahrungsart, den Samen zu erhalten, iſt, wenn man die Zapfen nur etwa 24 Stunden in Waſſer liegen läßt, alsdann bringt man ſie auf ein in der heißen Sonne ausgebreitetes Laken, und ſobald ſie trocken geworden, begießt man ſie wieder mit der Gießkanne, wodurch ſie auf die Art ſpröde werden, und aufſpringen, als wenn ſie auf dem Felde ausgeſäet worden, und dem Regen und Sonnenſchein unterworfen ſind. Man ſäet aber nicht gerne die Zapfen ganz aus, weil der Same ungleich ausfäut; hingegen, bey dieſem Verfahren, erhält man den Samen zuſammen, der in den Zapfen iſt.

Einige wollen zwar dieſes Trocknen geſchwinder ausrichten, wenn ſie anſtatt in dieſer angerathenen mäßigen Wärme die Zapfen zu trocknen, ſie der Hitze des Ofens ausſetzen; ſie verlieren aber dadurch offenbar, da durch dieſen ſtärkern Grad der Wärme die öhligen Harzbehältniſſe des Samenkornes zerſprengt und zuſammen gezogen werden, der Keim der künftigen Pflanze folglich vertrocknet, und der Same niemahls aufgehet. Dieſe Leute können indeſſen dieſen Endzweck erhalten, wenn ſie die geſammelten Zapfen der Länge nach in vier Theile durchſchneiden, und die Samenkörner mit einem Meſſer losbohren laſſen, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß dabey auch allezeit viel guter Same verloren gehet; auch iſt das Durchſchneiden der Zapfen beſchwerlich.

Zum Ausſäen des gewonnenen Samens erwählet man ein ohne friſche Düngung wohl gegrabenes und aufgelockertes Gartenbeet oder Stück Landes, macht es eben und gerade, und ſäet im Frühlinge, oder, wenn man den Samen noch im Herbſt erhalten kann, noch beſſer zu dieſer Jahreszeit den Samen oben auf das Beet, und zwar etwas weitläuftig, damit die künftigen Pflanzen nicht klumpenweiſe zu ſtehen kommen, ſondern zum bewurzeln Platz behalten. Ueber dieſen Samen ſtreuet oder ſiebet man hierauf einen halben Zoll hoch weißen oder andern reinen Sand, der jedoch in ſeinen Körnern nicht zu klein ſeyn muß, weil ihn ſonſt ein einziger etwas ſtarker Wind von ſeiner Stelle weg und auf eine andere zu häufig führen würde, und wem es, ein ſonſt ſeltener Fall, am Sande fehlen ſollte, der kann auch ſtatt deſſelben die trocknen abgefallenen Nadeln von Tannen, Fichten, Kiefern und Lerchenbäumen, zum Ueberſtreuen gebrauchen, weil man davon die Erfahrung angeben kann.

Dieſes Aufſtreuen des Sandes oder alter Nadeln iſt der Bedeckung mit Erde deswegen vorzuziehen, weil der junge aufkeimende Stamm dieſe allezeit locker bleibende Decke, viel leichter durchdringen kann, welches aber eine in einander gepackte Erde nicht ſo gut erlauben würde.

Bis dahin, daß die jungen Pflanzen mit ihren langen Stielen in die Höhe gekommen, und ihre erſten ſechs bis acht Nadeln ausgebreitet haben, hat man weiter nichts zu bearbeiten; denn zum Begießen greift man nicht eher, als bey großer Dürre und mit der Vorſicht, daß es ja nicht beym Sonnenſchein, ſondern allenfalls des Abends geſchehe. Alles Nadelholz verträgt überhaupt das Begießen nicht gern,

und man bedient ſich deſſelben alſo nur im höchſten Nothfalle. Große Hitze und ſtrenger Sonnenſchein bekommt den ganz jungen Pflanzen auch nicht wohl, und es iſt deswegen anzurathen, daß man die Samenbeete ſo auswähle, daß ſie keine Mittagsſonne erhalten, wenn dieſes aber nicht zu vermeiden ſtehet, ſo kann man zur Mittagszeit bey Sonnenſchein mittelſt einer auf kurzen Pfählen und Querlatten verbreiteten Strohdecke ſie überdecken, in der übrigen Zeit ſie aber frey und unbedeckt ſtehen laſſen, damit ſie der Kühlung und des fruchtbaren Thaues genieſſen. Der Same, wenn er gut und ſchwer iſt, pflegt im Frühlinge nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen aufzugehen, wie ſolches faſt bey allen Arten vom Nadelholze geſchieht.

Iſt die Beſäung auf ſolche Art eingerichtet worden, ſo kann man hoffen, daß die Bäume in dem erſten Sommer 4 bis 5 Zoll hoch ſchieſſen werden, und ſie behalten in dem erſten Jahre ihre noch nicht zur Vollkommenheit gediehenen einzelnen Nadeln, welches beſonders merkwürdig iſt, da ſie in den folgenden allezeit ihre Blätter verlieren. Den Winter hindurch bleiben ſie ohne Bedeckung ſtehen, denn ſie können die Kälte ertragen; ſollten jedoch ſehr ſtarke Fröſte ohne Schnee ſich einfinden, ſo äußert ſich in den darauf folgenden Frühlingen wohl der Umſtand, daß, da die Oberfläche des Bodens durch die gefrornen Feuchtigkeiten in die Höhe getrieben iſt, und dieſelbe bey der Auflöſung dieſer Feuchtigkeiten in dieſer Richtung einige Zeit ſtehen bleibt, die jungen Pflanzen dadurch ebenfalls mit ausgehoben und mit ihren zarten Wurzeln los, und von Erde bloß gemacht werden.

Um den hieraus zu befürchtenden Schaden zu vermeiden, hat man weiter nichts zu thun nöthig, als daß man mit den Fingern das Erdreich um die jungen Stämme wieder bey der erſten gelinden Witterung niederdrücke, und dadurch ſie mit ihren Wurzeln von neuen befeſtige, und in ihre gehörige Richtung bringe. Auch iſt es gut, wenn man hiernächſt ein wenig friſche und lockere Erde auf das Land herum ſtreuet.

Nach dem Auflaufen der jungen Bäume, und überhaupt, ſo lange ſie noch nicht zu einer ziemlichen Größe gekommen ſind, daß die Wurzeln ihre Nahrung tiefer heraushohlen, muß der Platz ſo viel als möglich vom Unkraute rein gehalten werden. Das Ausgäten geſchiehet jedoch nur durch vorſichtige Leute, damit ſie die zarten Wurzeln nicht mit beſchädigen. Auf einem auf ſolche Art behandelten Beete können die jungen Lerchenbäume bis zum dritten Frühlinge zur Verſtärkung ſtehen bleiben, in welcher Zeit ſie eine Höhe von zwey bis drey Fuß erhalten. Alsdann, und zwar am Ende des Märzes, oder mit dem Anfange des Aprils, kurz zuvor, ehe die Knoſpen der Bäume grün zu werden anfangen, nimmt man ſie zum Verpflanzen mit gehöriger Achtſamkeit aus, hütet ſich aber, daß man an ihren Wurzeln nichts beſchädige, und verpflanzt ſie, ohne an den Wurzeln oder Zweigen das geringſte zu beſchneiden, es ſey denn, daß aus Verſehen etwas zerquetſchet oder abgeriſſen wäre.

Zuerſt kann man ſie alle auf die Hälfte des Platzes, wo ſie künftig ſtehen ſollen, 4 Fuß ins Quadrat aus einander pflanzen, doch, nach Verfließung von zwey bis drey Jahren nimmt man die Hälfte dieſer gepflanzten Bäume wieder heraus, und bepflan-

pflanzet mit ihnen die übrige Hälfte des beſtimmten Platzes, allezeit 8 Fuß Quadrat aus einander, als welches die beſte Entfernung iſt, in der ſie aufwachſen können. Der Platz bekommt durch dieſes letztere Ausheben und Verpflanzen eine völlige Gleichheit ſeiner Theile gegen einander. Wenn man einen guten und bequemen Ort zur Baumſchule hat, ſo kann man auch die zweyjährigen Pflanzen ſämmtlich nur einen Fuß breit von einander in Reihen ſetzen, ſie darauf zwey Sommer hindurch ſtehen laſſen, und hiernächſt im fünften Frühlinge auf acht Fuß im Quadrat, auf den Platz ihrer Beſtimmung bringen.

Das gedoppelte Umpflanzen geſchiehet zu dem Ende, damit die Stämme in der Jugend durch ihren engen Stand gegen den Wind und Wetter, ſich ſelbſt ſchützen müſſen, auch ſich nicht durch die Seitenäſte zu ſtark ausbreiten, ſondern deſto gerader in die Höhe wachſen.

Alle auf dieſe Art gepflanzten jungen Lerchenbäume kommen recht gut fort, wenn der Boden nicht zu mager iſt, und ſie wachſen, geſetzt, er iſt nur mittelmäßig, jährlich ein bis zwey Fuß, auch wohl bey guten warmen Jahren noch mehrere in die Höhe. Die zu Harbke befindliche Pflanzung von mehr als zwölf tauſend Stück, die ſich eben nicht in dem beſten Erdreiche, dennoch aber in erwünſchtem Zuſtande und Wuchſe befinden, beweiſen dieſen Satz gewiß durch den Erfolg, ſo wie man jetzt auch ſchon mehrere neuere Erfahrungen vom glücklichen Fortkommen der Lerchenbäume bey dieſer Behandlungsart hat.

Eine Hauptanmerkung bey dem Verpflanzen der Lerchen iſt nach Stahls allgemeinem ökonomi-

ſchen Forſtmagazin noch dieſe, daß man das Erdreich um den Stamm mehr erhöhe, als erniedrige. Es ſammlet ſich in ſolchen Höhlen leicht Waſſer und Schnee, und beydes iſt ſowohl für ſich im Ueberfluſſe, als bey dem einfallenden Froſte ſchädlich, und kann junge Stämme tödten.

Daß der Lerchenbaum ſehr geſchwinde wächſt, verſichern folgende Beyſpiele. Die in dem Thiergarten zu Blankenburg befindlichen Bäume waren nach der Anzeige des Herrn Wildmeiſters Gerlach im Frühling 1764 nach ihrer erſten Anpflanzung, 31 Jahr alt, 67 Fuß hoch, und 4 Fuß 6 Zoll im Umkreiſe ſtark, welches Maß einen Durchmeſſer von $17\frac{2}{11}$ Zoll giebt.

So hat der gräfliche Stolberg-Wernigerodiſche Oberforſt- und Jägermeiſter von Zanthier zu einer Verkohlungsprobe einen 24jährigen Stamm fällen laſſen, welcher 40 Fuß Höhe und im Durchmeſſer $13\frac{1}{2}$ Zoll Dicke hatte, im Umkreiſe alſo vollkommen über 40 Zoll ſtark war. Er bemerkte zugleich, daß bey dieſem die Jahrringe vom 10ten bis zum 20ten Jahre gegen die übrigen gerechnet, ſich am weiteſten von einander entfernt zeigten.

Eine in gleichem Boden geſtandene und eben ſo alte Fichte betrug in der Höhe nicht über 22 Fuß, und in ihrem Durchmeſſer nur $6\frac{1}{2}$ Zoll.

Nach des herzogl. Braunſchweigiſchen Herrn Forſtmeiſters von Hanſtein Nachrichten, iſt in der Pflanzung des Negenborner Holzes in der Forſt des Kloſters Amelunxborn der ſtärkſte 18jährige Stamm ſogar 55 F. 4 Zoll hoch, und 3 Fuß über der Erde gemeſſen, 4 Fuß 2 Zoll im Umkreiſe dick; da hingegen die größte Fichte von gleichem Alter, 36 Fuß Höhe und 2 Fuß Dicke, und die größte Kiefer 43 Fuß 4 Zoll Höhe und 2 Fuß 9 Zoll Dicke hatte.

In der Pflanzung auf dem Ortfelde eben dieſes Forſtes iſt die im Jahr 1756 zu einem Fuß hoch gepflanzte, alſo ohngefähr im Jahr 1770 ſechzehnjährige Lerche 49 Fuß 8 Zoll hoch, und 3 Fuß 6 Zoll dick; und die ſtärkſte der daſelbſt im Jahr 1759 ausgeſäeten 9jährigen Kiefern 18 Fuß 9 Zoll hoch, und 1 Fuß 5 Zoll dick geweſen, und die ſtärkſte Fichte 31 Fuß hoch 2 Fuß 4 Zoll dick u. ſ. w.

Wenn

Wenn bey der Anzucht der Pflanzen im erſten Jahre ein Fehler vorgegangen, oder wenn ſie in naſſem Boden ſtehen, ſo bleiben die Stämme allezeit ſchwach, niedrig und kränklich; und wenn ſie auf erhabenen, im Grunde trockenen Gegenden, in geringer Anzahl, und zu weit von einander entfernt, verpflanzet ſind, ſo werden ſie wegen Mangel des Schutzes ebenfalls leiden.

Dieſes, daß bey der Anpflanzung der Lerchenbäume etwas ihnen Schädliches vorgegangen ſey, wodurch manche Verſuche wohl theils ganz mißlungen, theils aber nicht ſo geglückt ſind, als hier angegeben worden, mag auch wohl die Urſache ſeyn, daß hin und wieder der Vortheil, welchen man von der Anpflanzung dieſer Bäume hat, in Zweifel gezogen wird.

Man könnte vielleicht aus oben gemachter Beſchreibung der mühſamen Erziehung der Lerchenbäume glauben, daß man überall, und auch ſelbſt bey Anzucht dieſer Bäume im Großen eben ſo verfahren müſſe, alſo unſägliche Mühe dabey haben würde. Dies iſt aber nicht der Fall, denn im Großen kann man nie ſo verfahren, als im Kleinen, wo man noch Verſuche macht, oder künſtelt. Will man ganze Waldungen anlegen, ſo verfährt man auch ſo, wie mit Tannen, Fichten und Kiefern, und man kann ſich hier nicht immer ſo genau daran kehren, wenn tauſend Körper oder kleine Pflanzen auch wohl verloren gehen.

Denn Wachsthum der jungen Bäume kann man vermehren, wenn man nach Verlauf von 10 oder 12 Jahren die untern Aeſte bis auf die Hälfte der Höhe des Baumes abnimmt. Es darf indeſſen dieſes zu keiner andern Zeit, als in den Wintermonathen

Januar und Februar geſchehen, wobey man die Aeſte mit einem ſcharfen Beile oder andern Inſtrumente von unten auf abhauet, und nicht von oben, indem der Aſt alsdann abbrechen und eine tiefe Wunde in dem Stamme ſelbſt machen könnte; auch bleibt man mit dem Hiebe eine Handbreit vom Stamme entfernt. Alles dieſes geſchieht deßhalb, damit theils der Stamm ſelbſt nicht leide und ungeſund werde, theils aber auch, damit die harzigen Beſtandtheile des Stammes nicht auslaufen, und den Wuchs vermindern.

Da auch die jungen Lerchenbäume öfters ſchon im 7ten oder 8ten Jahre ihres Alters, mithin ſehr früh blühen, und Früchte anzuſetzen anfangen, dadurch ſich aber zu ſehr entkräften, ſo halten die Gärtner in dieſem Falle nöthig, die weiblichen Blüthen, oder kleinen angehenden Zapfen auszubrechen. Es iſt dieſe Vorſicht anzurathen, wenn dabey die gehörige Behutſamkeit angewendet wird, und die Bäume nicht gar zu merkliche Wunden bekommen, indem Stämme von gleichem Alter und in gleichem Boden durch den friſchen und guten Wuchs ſich merklich von den andern unterſcheiden, denen man die Fruchtzäpfen gelaſſen hat.

Alle Lerchenbäume wachſen in denen Ländern, wo ſie wild anzutreffen ſind, auf gebirgigen Stellen gegen Norden zu, und beſonders nach glaubwürdigen Berichten, auf den Carpathiſchen Bergen zwiſchen Ungarn und Polen an ſolchen Orten, wo keine Tanne wächſet. Die Bewohner der dortigen Gegenden theilen deswegen dieſe Berge in drey Theile ein, nähmlich in den kalten, aber doch gemäßigten Strich, woſelbſt Tannenarten wachſen, in den käl-

kältern, in welchem unſer Lerchenbaum zu Hauſe gehöret, und in den kälteſten, welchen nur Zirbelnüſſe (Pinus Cembra *Linn.*) und der Krummholzbaum, (Pinus humilis incubacea *Linn.*) vertragen. Es haben dieſe Nachrichten Aehnlichkeit mit denen, gleich zu Anfang dieſes Artikels angeführten Bemerkungen eines Botanikers über den Standort der Lerchenbäume im Salzburgiſchen.

Hieraus erhellet deutlich, daß dieſer Baum vom Froſte nicht beſchädiget werde, und da er wegen ſeiner kahlen, blätterleeren und biegſamen Zweige nicht leicht von ſtarken Winden im Herbſte und Winter gefaßt und niedergeworfen werden kann, auch noch weniger durch Schnee, Rauhreif und Glatteis verſtümmelt wird, ſchicket er ſich für unſern Himmelsſtrich recht gut, und verdient häufiger gezogen zu werden; wäre er auch in Abſicht ſeines geſchwinden Wuchſes und doch dabey ſchönen dauerhaften Holzes weniger nutzbar und anzupreiſen. (*) Er iſt auch wider Inſecten geſichert, dadurch andere Baumarten, die ein ähnliches weiches Laub haben, oft ſo ſtark mitgenommen werden. Ob aber die jetzt wüthende Kienraupe die Lerchenbäume nicht noch lieber verwüſtet als anderes Nadelholz, iſt mir unbekannt. Sollte ſie aber auch den Lerchenbaum angreifen, ſo würde nach meiner Meinung dagegen kein beſſeres Mittel ſeyn, als die ſo genannte Seichameiſe, (Formica media rubra *Raj.*) in den Lerchenwäldern hauſiren zu laſſen, wie ich überhaupt ſolches in dem Art.

(*) Eben der ſchnelle Wuchs der Lerchenbäume hat manchen zu dem Vorurtheile vermocht, daß ſie alsdann kein feſtes und dauerhaftes Holz haben können, welches bey vielen andern Bäumen auch eintrifft, allein, die Lerche, die Acazie, der Platanus und noch andere machen hierin eine Ausnahme.

Lepidoptera ſchon als ein Mittel wider das Wüthen der Kienraupe angegeben habe.

Der junge Lerchenbaum hält ſich zum Verſenden, ohne daß man befürchten darf, daß er verderbe, über zwey Monathe in friſchem Mooſe außer der Erde; wird er durch Muthwillen, oder ein böſes Ohngefähr abgebrochen, ſo treibet er, wenn er nicht zu alt iſt, aus den Wurzeln, wider die Natur des übrigen Nadelholzes, welches du Hamel, und D. Grote in ſeinem Entwurf der Forſtwiſſenſchaft bekräftigen. Alle Eigenſchaften, die man bey vielen Bäumen vergeblich ſuchen würde.

Das Lerchenholz verhält ſich (nach den gemachten Verſuchen von drey berühmten Forſtverſtändigen, von Zanthier, von Hanſtein und von Baumbach) gegen Fichten in der Schwere wie 8 zu 5, und gegen Kiefern, wie 8 zu 6, wenn es verkohlet wird. Dieſe Kohlen geben auch ein ſtärkeres Feuer, als die Fichten- und Kieferkohlen, und daher ſind ſie natürlicher Weiſe beſſer. Einige Alten haben gar geglaubt, daß das Lerchenholz unverbrennlich ſey, weil es nicht ſo ſchnell brennt und auflodert, als anderes Holz, wenn es auch noch ſo trocken iſt. Es iſt alſo nicht allein hieraus, ſondern auch aus andern Eigenſchaften des Lerchenholzes zu erſehen daß ſein Nutzen, ſogar auch nach dem Gebrauche entfernter Völker von weitläuftigem Umfange ſey. Sie haben unter andern auch noch das Vorzügliche, daß unter ihnen häufiges Gras angetroffen wird, da die gegen den Winter abfallenden Nadeln dem Schnee und Regen, zur Befeuchtung der Erde Raum laſſen.

Es

Es dienet das Holz zu Bau = Brennholz und Kohlen, und dauert überhaupt vorzüglich lange in der Erde, im Waſſer und in der Luft. In den feſt in einander gewachſenen Fibern des Holzes iſt auch der Grund zu ſuchen, weßhalb es nicht ſo leicht brennet, und wenn es brennet, einiges Praſſeln verurſachet — welches Praſſeln vielleicht aber auch von der beſondern Art des Lerchenharzes herkommen kann. In Archangel nutzet man die größten Stämme zu Maſten und zum Schiffbau, und die Anwohner der Genferſee ziehen es dazu allem übrigen Holze vor. Im Waſſer dauert es überhaupt länger, als wenn es der Luft allein ausgeſetzt bleibet, ja, einige behaupten, daß es im Waſſer beynahe ſteinartige Härte erhielte. Es kann daher mit Vortheil bey Salzwerken, und mit gleichem Rechte beym Bergbaue über und unter der Erde, folglich auch bey allen Fluthbetten, Kunſtgeſtängen, Waſſerrädern u. ſ. w. gebraucht werden: nur wird es gut ſeyn, beym innern Grubenbau vorher die Rinde abzuſchälen.

Beſonders werden die ſtärkſten Mühlenwellen daraus verarbeitet, und ſind dergleichen an vielen Orten in Schleſien zu finden. Die Einwohner Sibiriens verfertigen aus demſelben ihre tauglichſten Bierfäſſer, und in der Schweitz bedient man ſich dieſes Holzes, nach den Nachrichten der Berner ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1761 mit ſo gutem Erfolge zu Weinfäſſern, daß ſie außerordentlich dauerhaft ſind, und den Wein lange gut erhalten.

Schindeln, welche nach eben dieſen Nachrichten aus ihnen geſchnitten werden, ſollen ganze Geſchlech-

ter ausdauern. In Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Bretter von Lerchenholz genommen, und in Schleſien erwählet man das Holz zu Waſſerrinnen an den Dächern, die auf 60 Jahre dauerhaft bleiben, nachher aber noch zu Eimern, Kannen und dergleichen Geräthe dienen ſollen. Die Rinde der jungen Bäume kann nach du Hamel, wie die Eichenrinde, zum Ledergärben genutzt werden. Das Harz iſt balſamiſch und ſehr helle, hat viele Aehnlichkeit mit dem gemeinen Terpenthin, und iſt eigentlich der ächte venetianiſche Terpenthin (Tere binthina Veneta ſ. larigna). Es wird auch wohl für weißen peruvianiſchen Balſam ausgegeben und verkauft. Dasjenige, was wegen der großen Hitze in Frankreich von ſelbſt ausläuft, wird Bijon genennet, und für beſſer und edler gehalten, als das durch den Einſchnitt des Baumes gewonnen wird. Im Geſchmacke iſt es bitter und der Geruch kommt dem Weihrauche gleich.

Man kann aus dieſem Harze ein gutes Heilpflaſter bey friſchen Wunden machen, und die Landleute in Sibirien führen es in trocknen Körnern als Betel im Munde, weil ſie dadurch einen etwas bittern, nicht unangenehmen Geſchmak erhalten wollen. Das ſogenannte Manna von Briançon iſt gleichfalls zu merken, welches beſonders im Delphinate aus den Stämmen ſchwitzet, allein viel ſchwächer als das aus Calabrien bleibet. Es iſt dieſes Manna der mehr wäſſerige und feinere Theil des Saftes, und die Urſache ſolcher Abſonderung iſt ein vermehrterer Grad der Wärme, wodurch dieſer Saft ſo ſtark in Bewegung geſetzt wird, daß er durch die kleinſten Oeffnungen durchzudringen und ſich

ſich von den gröbern Theilen abzuſondern vermögend iſt. (*)

Die ſibiriſchen Jäger, die auf Zobel ausgehen, und denen öfters bey großer Kälte der Sauerteig frieret und unbrauchbar wird, ſchaben in dieſer Noth die unter der äußern Rinde befindliche ſaftige ſüße Haut mit dem Meſſer ab, digeriren ſie eine Stunde lang mit Waſſer über dem Feuer, vermiſchen ſie alsdann mit Mehl, und graben dieſen Teig 12 Stunden lang in den Schnee, wodurch ſie den Mangel des Sauerteiges erſetzen.

In den gelehrten Beyträgen zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen von 1783, 66tes Stück, Col. 533. wird behauptet, daß ein Lerchenbaum von keinem Gewitterſtrahle getroffen werde. Es heißt daſelbſt: — — „Uebrigens iſt bekannt, daß einige „Bäume häufiger von dem Strahle berührt werden, „als andere, z. B. die Eiche. Dagegen iſt es ſehr „ſelten, daß die harzigen und öhlichten Bäume da„von getroffen werden. Schon von uralten Zeiten „ſagt man dieſes vom Oel und Lorbeerbaum, auch „weiß man kein Beyſpiel, daß je ein Lerchenbaum „von einem Strahl beſchädigt worden wäre. Es „ſcheint alſo, daß die Eiche mehr Anziehendes gegen „die entzündbare Luft habe, als die Lerche u. ſ. w.“ Sollte dieſe Behauptung von dem Lerchenbaume ſich wirklich beſtätiget finden, ſo könnte freylich einiger Grund davon in dem Harze liegen; am meiſten möchte dies aber daher kommen, weil die Lerchenbäume gewöhnlich am beſten und größten auf der Nord-

(*) Eine etwas weitläuftigere Beſchreibung von dieſem Manna findet man in Stahls allgem. ökonomiſchen Forſtmagazin, Band 10, S. 218.

Nordſeite der Berge ſind, und in den mehreſten Gegenden das Gewitter ſehr ſelten von Norden nach den andern Himmelsgegenden hin, ſeinen Zug nimmt. Will es ſich alſo entladen, ſo geſchieht es ſchon auf der andern Seite der Berge, wo, wenn auch Lerchenbäume daſelbſt ſtehen, dieſe doch an Höhe nicht ſonderlich hervorſtehen, und vielleicht auch andere höhere Bäume den Strahl ſchon an ſich locken.

Daß das Gewitter Tannen oder Kienbäume eben ſo gut als Eichen zerſchlägt, davon bin ich völlig durch die Erfahrung überzeugt, und ich glaube daß auch kein Forſt- und Landmann hieran zweifelt. Das letzte Beyſpiel hievon ſah ich in Pommern. Das Gewitter kam von Mittag herauf, ſchlug in eine große an der Mittagsſeite eines kleinen Tannenwäldchens etwas abwärts ſtehende Tanne, zertrümmerte die Krone, und nahm windenförmig die Borke von dem Stamme ab, aber zündete nicht. Als die Gefahr vorüber war, beſah ich in Geſellſchaft mehrerer die Wirkung des Blitzes an dieſem Baume, und bey dieſer Gelegenheit fanden wir in dem Wege, welcher dicht vor der Tanne vorbey ging, ohngefähr 20 Schritte von der Tanne entfernt, auch eine erſchlagene Feldlerche, ſie lag auf dem Bauche, und hatte beyde Flügel ausgebreitet, als ob ſie flöge. Sie war noch warm, und daher ſchloſſen wir dieſe Todesart, zumahl da gar keine Verletzung an ihrem Körper zu finden war. Ich führe dieſen Umſtand um deswillen an, weil es Leute giebt, die da glauben, daß kein Storch und keine Lerche vom Gewitter getödtet werde.

Von dem ſchwarzen Nordamerikaniſchen Lerchenbaum (Pinus Loricina) iſt noch zu merken, daß

die Nadeln dunkler ſind, als die der Europäiſchen, die Blumen und Zapfen auch kleiner, die Anzahl der Schuppen iſt geringer, und in ihrem Bau ſind ſie breiter. Der Same iſt ebenfalls kleiner. Die Art ihn zu ziehen, iſt mit dem vorigen einerley und er widerſteht der Kälte eben ſo gut. Der Trieb iſt nicht ſo ſtark, als bey dem Europäiſchen Lerchenbaume, und daher bleiben ſie auch allem Vermuthen nach niedriger. Nach dem du Hamel giebt dieſer Lerchenbaum ein trocknes und dichtes Harz, welches im Brennen dem Geruch von Bezoar oder Storax etwas gleich kommt.

Uebrigens kann man vom Lerchenbaum nachſehen:

J. E. V. S. Anmerkungen vom Lerchenbaum im ökonom. Bedenken, 4. St. S. 288.

Beantwortung der Aufgabe, wie mit Verpflanzung der Lerchenbäume auf eine zuverläſſige Art verfahren werden müſſe. Hannov. nützliche Samml. 1757. 46tes Stück.

Von Borke und Proske Bemerkung über den Lerchenbaum. Neue Schleſiſche ökonomiſche Nachrichten, 1780. St. 39 und 43.

Ob das Lerchenholz unverbrennlich ſey? Neue geſellſchaftliche Erzählungen, 1. Th. S. 145.

Vom Anbaue des Lerchenbaums und Cedern. Schwabs Sammlungen, 1. Th. S. 149 und 166.

Von dem Lerchenbaume und deſſen Anbaue. Zinkii Leipziger Sammlungen, 9. Band. S. 1069.

v. Zanthier Nachricht vom Lerchenbaum; aus dem Leipziger Intelligenzblatt 1775. 53. St. In dem Hannov. Magazin 1776. S. 526.

Lerchenberg, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauſchen Kreiſe, dem Domcapitel zu Glogau gehörig.

Lerchenberg, ein gräflich Schönburgiſches Dorf im Churſächſiſchen Erzgebirgiſchen Kreiſe, in der Herrſchaft Stein, bey Hartenſtein.

Lerchenberg, ein Schwäbiſches Dorf im Gebiethe des Kloſters Ottobeuren.

Lerchenblume, iſt in einigen Gegenden der Nahme der Schlüſſelblume, vielleicht, weil ſie blühet wenn im Frühlinge die Lerchen anfangen zu ſingen. Man ſehe Schlüſſelblume.

Lerchenborn, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Liegnitz, im Lübenſchen Kreiſe.

Lerchenbraten; ſ. Lerche.

Lerchenbraten in einer Brühe; ſ. Lerche.

Lerchenbühl, ein Anſpachiſches Dorf in Franken, im Amte Hohentrüdingen.

Lerchenbühl, ein Schwäbiſches Dorf in der Grafſchaft Oettingen, im Oettingenſpielbergſchen Amt Oettingen.

Lerchenfalk; ſ. Th. XII. der Encyklopädie, Art. Falk, S. 132. N. 6. wo dieſer Vogel unter dem Nahmen Baumfalk beſchrieben worden iſt. Von der Jagd mit dem Lerchenfalken, findet man im Art. Lerche eine Beſchreibung. Ich will alſo hier noch anführen, wie man verfährt, wenn man keinen abgerichteten oder gar lebendigen Lerchenfalken hat, und doch auf ſolche Weiſe Lerchen fangen will. Man ſchießt ſich daher einen Sperber oder Baumfalken, nimmt das Eingeweide heraus, breitet die Flügel mit einem Stückchen Holz auseinander, als ob er flöge, und backt dieſen Vogel nun in ſolcher Stellung in einem

nen Backofen ſo lange, bis das Fleiſch ganz trocken und dürre wird. Solchen getrockneten Vogel befeſtiget man auf einer kleinen Stange, und macht ein Band daran, womit man ihn bewegen kann. Beſſer möchte aber wohl ein ausgeſtopfter Vogel ſeyn, da die getrockneten Vögel immer ſchwerer zu erhalten ſind, als die ausgeſtopften.

Die kleinen Decknetze, auch Lerchenhauben genannt, welcher man ſich bey dieſer Gelegenheit bedienet, können am beſten in Geſtalt einer Glocke gemacht werden. Das Netz wird in der Form geſtrickt, als wenn es über einen zuckerhutförmigen Körper gezogen werden ſollte, und muß in die Höhe auch nicht ſehr viel mehr haben, als ein großer Zuckerhut hoch iſt. Unten der Umfang aber iſt weiter. Man ſpannet einen kleinen Tonnenband darin, und macht allenfalls hieran noch ein wenig Bley, damit er etwas Schwere erhalte, und in den Stoppeln oder auf der Wieſe niederſinke, und die Lerche nicht unten durch kriechen kann. Die Größe des in dem Decknetze gezogenen Bogens oder Tonnenbändchens kann allenfalls nur ſo ſeyn, daß der Durchmeſſer etwas weniger über 2 Fuß ausmacht. Dieſes Decknetz iſt oben mit der Spitze an einer Stange befeſtiget, ſo daß es immer ſenkrecht hängt, wenn die Stange nur etwas ſchräge gehalten wird. Hat ſich nun eine Lerche aus Furcht vor dem Falken niedergedrückt, ſo kann es leicht darübergedeckt, und die Lerche herausgenommen werden.

Einige laſſen auch ſtatt des ausgeſtopften oder gebackenen Falken nur bloß einen hölzernen Vogel ausſchnitzen, deſſen Structur dem Lerchenfalken mit ausgebreiteten Flügeln völlig ähnlich iſt.

iſt. Um aber den Lerchen noch mehrere Furcht einzujagen, wird dieſer Vogel von einem Mahler ſo angeſtrichen, daß er den Lerchenfalken ähnlich ſiehet; er erhält einen gelben Schnabel, gelbe Füße, und zwey ſchwarze Augen von Glas. Dieſen hölzernen Vogel läßt man von der Spitze der Stange, etwa einen Fuß lang an einer kleinen Schnur hangen, und er iſt daher immer in Bewegung. Die Lerche fürchtet ſich zuerſt eben ſo vor dieſem Bilde, als vor dem lebendigen Falken; wenn man aber lange ſäumet, ehe man die Lerche bedecket, ſo wird ſie dreiſt, und geht davon. Dies iſt indeſſen überhaupt der Fall beym Lerchenfange dieſer Art, woher man die Augen ſtets auf den Boden gerichtet haben muß. Wenn ich aber je eine Art, die Lerchen zu fangen liebe, ſo iſt es dieſe, welche zwar nicht ſo einträglich iſt, als andere Methoden, allein doch weit angenehmer.

Lerchenfang, iſt der Fang der Lerchen, welcher, wenn er mittelſt eines Netzes oder Garnes geſchieht, auch das Lerchenſtreichen genannt wird. Imgleichen die Zeit, wenn die Lerchen am beſten und häufigſten gefangen werden. Man ſehe übrigens den Art. Lerchenſtreichen, ſo wie auch unter **Lerche** ſchon vieles hiervon geſagt worden iſt.

Lerchenfeld, (das Alte) iſt ein erzherzoglich Oeſtreichiſcher Edelſitz in den Linien von Wien, dem daſigen Rath gehörig. Die k. k. Hofbuchdruckerey des Edlen von Trattner iſt daſelbſt ſehenswürdig.

Lerchenfeld, (das Neue) dergleichen Dorf außerhalb der Linien von Wien, zu Kloſter Neuburg gehörig.

Lerchengarn, Lerchennetz, iſt eine Art Netze, deren man ſich beym Lerchenfange bedient. Man hat hiervon zweyerley Sorten, nähmlich Nachtgarn oder Nachtnetze, und Klebgarn, Klebenetze oder Tagenetze. Von dem Nachtgarn ſehe man dieſes Wort. Die Klebegarne oder Tagenetze werden bey Tage ordentlich mit Furkeln aufgeſtellt, und bey heller Abendzeit die Lerchen ordentlich hineingetrieben. Ihre Höhe erſtreckt ſich ohngefähr anderthalb Klafter, die Länge aber, nach Belieben zwölf bis funfzehn Klafter. Sie müſſen von ſtarkem, ungezwirnten und ungebleichten Garn ſehr ſubtil geſtrickt werden, damit ſie deſto gefängiger ſind. Einige machen ſie auch ſogar von Seide. Die Maſchen müſſen ſo weit ſeyn, daß ein Unerfahrner fürchten möchte, die Lerchen würden nicht darin kleben oder hängen bleiben, ſondern durchfliegen, welches aber wegen weiter Ausbreitung ihrer Flügel nicht geſchieht. An dem obern Theil dieſer Netze ſind von Horn oder Knochen gedrechſelte Ringe etwa eine halbe Spanne weit von einander angeheftet, damit man ſie auf eine Leine ziehen, daran anfaſſen, im Stellen geſchwinde auseinander, und nach vollendetem Fange wieder zuſammenziehen, und von den Furkeln abnehmen kann. Dieſe Netze werden daher Klebgarne oder Klebenetze genennet, weil die Lerchen, welche beym Eintreiben wegen der Abenddämmerung das Garn nicht beobachten können, gleichſam daran kleben bleiben. Von dem Gebrauche dieſes Netzes iſt im Art. **Lerche** ſchon vorgekommen, und wird auch unter **Lerchenſtreichen** weiter gehandelt werden.

Lerchenharz; ſ. **Lerchenbaum.**

Lerchenhaube, iſt ein kleines Garn an einer Stange in Geſtalt einer Haube, um die Lerchen, wenn ſie ſich vor dem Falken duken, damit zu bedecken

und zu fangen. Man ſehe ein mehreres hiervon im Art. **Lerchenfalk.**

Lerchenhauſen, iſt ein Churhannoveriſches Dorf in der Grafſchaft Hoya, im Amte Ehrenburg.

Lerchenherd, iſt ein Vogelherd, Lerchen darauf zu fangen.

Lerchenhochſtädt, iſt ein fürſtlich Schwarzenbergiſches Dorf in Franken, bey Münchſteinach.

Lerchen mit Sauerkohl; ſ. **Lerche.**

Lerchenklaue, iſt in einigen Gegenden der Nahme der Ritterſporen, wegen der Aehnlichkeit der Blume mit dem Sporne einer Lerche. Man ſehe **Ritterſporen.**

Lerchen mit Weinbeeren; ſ. **Lerche.**

Lerchennetz; ſ. **Lerchengarn.**

Lerchenpaſtete; ſ. **Lerche.**

Lerchenragout; ſ. **Lerche.**

Lerchenſchwamm, (Boletus pini Laricis. Agaricus vegetabilis.) wächſt an den Lerchenbäumen, wenn ſie anfangen zu veralten. Er ſitzt am Stamme, und ſelten an den Aeſten deſſelben, ohne Stiel feſt, iſt rundlich, erhaben, und hat die Größe einer Fauſt, ja manches Mahl eines Kinderkopfes. Man hat ſchwarzen und weißen Lerchenſchwamm. Der ſchwarze, harte und ſchwere taugt nichts, und wird alſo nicht gebraucht. Der weiße iſt in ſeinem natürlichen Zuſtande oben mit lauter weißen, gelben und braunen Ringen abwechſelnd gezeichnet und glatt, unten aber mit unzähligen kleinen Löcherchen durchſtoßen. In den Apotheken hat dieſer Schwamm ein ganz anderes Anſehen, weil er, ehe er verſchickt wird, von der farbigen Haut gereiniget, an der Sonne gebleicht, und mit Hammern lange geſchlagen wird. Er iſt daher weiß, leicht, zerreiblich, und hat einen ſcharfen, erſt ſüßlichen, hernach aber bittern und eckelhaften Geſchmack. Den beſten er-

erhält man aus Aleppo. Je leichter und weißer er iſt, deſto beſſer iſt er. Der Weingeiſt zieht daraus mehr als das Waſſer aus, und erſtere Extraction hat eine granatrothe Farbe, und den Geſchmack des Schwammes.

Man hat ſchon ſehr lange den Lerchenſchwamm für ein gutes Purgiermittel gehalten, und überhaupt für ein treffliches Heilmittel angeſehen. Nach der gewöhnlichen alten Art, ein Medicament anzupreiſen, heißt es in Zinkens allgem. ökonomiſchen Lexicon, im Art. Lerchenſchwamm: „Er purgiret gelinde; und führet alle zähe und ſaure „Feuchtigkeiten, die ſich im Magen verſammelt ha„ben, desgleichen auch den Unrath in den Därmern, „gelinde ab. Ein Stück davon mit etlichen Maſtix„körnern, alle Morgen im Munde gekauet, bewah„ret für den Schlag, und reinigt das Haupt von „allen Flüſſen. Den Schwindel zu vertreiben, ſie„det man dieſen Schwamm mit andern hauptſtär„kenden Kräutern in einer Lauge, und wäſchet das „Haupt damit. (*) Weil er dem Magen etwas „zuwider, pflegt man ihn nicht wohl allein, ſondern

(*) So ſehr als ich auch Laie in der Heilkunde bin, ſo glaube ich doch, daß man in den allerwenigſten Fällen beym Schwindel eine bloß äußere Cur als eine Radicalcur gebrauchen kann. — Ich ſage: in den allerwenigſten Fällen, weil der Schwindel im Haupte häufig von inneren Urſachen herrühret, und ihm alſo auch vorzüglich mit innerlichen Mitteln begegnet werden muß. Wenn alſo keine äußerlichen Schwächen des Hauptes die Urſachen vom Schwindel ſind, ſo glaube ich, daß nichts beſſer ſey, als Schwefelblumen und Senfkörner, welche zu gleichen Theilen pulveriſirt werden, und wovon man des Morgens einen guten Theelöffel voll nimmt. Dies iſt die Vorſchrift eines berühmten Arztes in Berlin, und ich weiß, daß vielen Leuten hierdurch geholfen worden.
F.

„mit wenigem Ingber, Nägelchen, oder Zimmt ver„ſetzt, oder in abgekochten Tränken einzunehmen.“

Beym Viehe mag der Lerchenſchwamm immer noch anwendbar ſeyn; allein in den neuern Schriften die von Heilmitteln für Menſchen handeln, z. B. beym Mönch, findet man hiervon nichts. Einige nennen auch die Mondmilch (Agaricus mineralis, insgemein lac lunae) ebenfalls Lerchenſchwamm.

Lerchenſpiegel, iſt bey den Vogelſtellern, eine ovalrunde Maſchine auf einer Walze, mit verſchiedenen Spiegeln, die Lerchen damit zu berücken, wovon im Art. Lerche ſchon vorgekommen.

Lerchenſpieß, iſt ein kleines Spießchen von Silber, Meſſing, Eiſen oder Holz, etwa einen Fuß lang, und an einem Ende (beſonders, wenn es von Silber oder Meſſing iſt) mit einem Loche verſehen, welches aber mehr einem daran gelötheten Ringe ähnlich ſiehet, das andere Ende geht ſpitz zu. Man ſpießet hierauf nicht allein Lerchen, ſondern auch andere kleine Vögel, und bindet alsdann dieſe Spieße an einen großen Bratſpieß, um ſie auf ſolche Art zu braten. Man nennet dieſe Spießchen auch Vogelſpieße. Im Art. Lerche, wo ich von dem Braten der Lerchen handelte, findet man mehr hiervon.

Lerchenſtreichen, (das) heißt die Lerchen entweder mit den Nachtnetzen fangen; oder mittelſt einer langen Leine in die Klebgarne jagen. Es iſt zwar im Art. Lerche ſchon vieles vom Lerchenfange vorgekommen, und es iſt bey einem alphabetiſchen Werke faſt unvermeidlich in den verwandten Artikeln ſich nicht einige Wiederhohlungen zu Schulden kommen zu laſſen. — Ich will indeſſen ſehen, daß die etwanigen Wiederhohlungen mehr zur Aufklärung der Sache dienen ſollen.

Die erſte Art des Lerchenſtreichens geſchieht des Nachts folgender Geſtalt: Wenn das Nachtgarn (man ſehe dieſen Artikel,) völlig verfertiget, und an jede von den beyden ſchmahlen Seiten eine lange Stange gebunden iſt, breitet man des Abends, wenn es finſter wird, und der Mond nicht ſcheint, das Netz auf der Erde aus, alsdann faſſen es zwey Perſonen an den Stangen rechts und links, hinten aber geht einer, der den Schweif des Netzes niedrig an der Erde nachträgt. So gehen ſie etliche Furchen, ſo viel das Netz überreichen kann, auf, und an den nächſten Furchen wieder ab, und wenn etwas unter dem Netze flattert, pfeifen ſie einander zu, legen das Netz nieder, würgen die Vögel, ziehen ſie durch das Netz heraus, und gehen alsdann weiter fort. Wenn es nicht ganz finſter iſt, müſſen ſie geſchwinder gehen, als bey ſtockfinſtern Nächten, da man nur langſam fortſchreiten darf.

Wer auf dieſem Fange etwas glücklich ſeyn will, muß eigentlich den Ort wahrnehmen, wo die Lerchen gegen Abend hinfallen, und alsdann des Nachts mit dem Netze dahin gehen. Die Witterung muß hierbey trocken ſeyn, weil bey naſſem Wetter nicht nur die Netze ſehr übel eingeſchmutzet werden, ſondern auch alsdann die Vögel gern an erhöheten ſtrauchigen Oertern, wo man mit den Netzen wenig ausrichten kann, zu liegen pflegen.

Einige ſind der Meinung, daß die mit den Nachtnetzen gefangenen Lerchen beſſer ſind, als die, welche bey Tage gefangen werden. Dies iſt aber ein Aberglaube, ſo wie es deſſen viel bey der Jägerey und dem Vogelfange giebt. Ueberhaupt aber wird mit den Nachtgarnen zu gehen, außer

denen, welche die Jagdgerechtigkeit beſitzen, keinem zugeſtanden, weil damit nicht allein die Lerchen, ſondern auch die Wachteln, ja wohlgar ganze Völker Rebhühner, und mehreres im Felde übernachtendes Feder = und anderes Wildbret, als junge Haſen und dergleichen dadurch hingeraffet, oder wenigſtens verjagt werden.

Die andere Art des Lerchenſtreichens mit den Tagenetzen oder Klebgarnen wird auf folgende Weiſe vorgenommen: Wenn die Aernte vorbey iſt, und die Zeit heran rückt, da der Lerchenſtrich oder Lerchenzug angehet, erwählt man einen gelegenen Platz auf den Stoppelfeldern, beſonders aber auf den Haferſtoppeln, ſtellet die Klebegarne, deren man wenigſtens 30, bey großen Plätzen auch mehrere haben muß, mit den dazu gehörigen Lerchenfurkeln, in drey Reihen, etwa 20 oder mehr Schritte hintereinander dergeſtalt auf, daß ſie oben an den Leinen mit den Ringen ganz auseinander gezogen ſind, unten aber ohngefähr eine Elle, oder auch nicht einmahl ſo weit von der Erde hangen, und ſonſt gegen den Boden und beyde Seiten ganz frey ſchweben.

Sowohl links als rechts an den aufgeſtellten Netzen befindet ſich ein Geſtelle mit einem Haſpel, worauf eine ſehr lange Leine gewunden iſt. Wenn nun etwa um drey Uhr Nachmittags die Garne auf die Furkeln gehängt werden, und man damit fertig iſt, wird an eine jede Leine ein Pferd oder ein Ochſe, mittelſt eines Ortſcheites angeſpannt; derjenige, der auf dem Pferde ſitzt, oder die Ochſen regieret, ziehet alsdann mit der Leine, welche von der dabey ſtehenden Perſon abgewunden wird, allmählig fort, und die dazu beſtellten Jungen ſchleppen in gewiſſer Diſtanz von einander die

Leine nach, ſowohl dem Ochſen oder Pferde den Zug zu erleichtern, als auch der Leine, wenn ſie etwa hängen bleiben ſollte, nachzuhelfen. Ich kenne nur den letzten Fall, indem die Leine meiner Meinung nach an der Erde und in den Stoppeln fortſchleichen muß, wovor die Lerche ſich nicht fürchtet, alſo nicht auffliegt, ſondern nur vorwärts läuft.

Sind die Leinen auf beyden Seiten völlig abgewunden, ſo wird den Perſonen, die bey dem Zugviehe ſind, ein Zeichen gegeben, oben im Bogen zuſammen zu rücken. Wenn ſolches geſchehen, ſpannt man die Pferde oder Ochſen ab, hängt beyde Leinen zuſammen, und fängt bey den Netzen an, ſie wieder aufzuwinden. Die ringsherum an der Leine vertheilten Jungen, gehen erſtlich Fuß für Fuß fort, damit die Lerchen nur ſachte aufſtehen, und dreyßig — mehr oder weniger Schritte vorwärts ſich niederſetzen. So treibt man ſie oft gemächlich auf, und die, welchen die Leine zu nahe kommt, laufen vorwärts, bis ſie ohngefähr 40 bis 50 Schritte vor den Netzen ſich gelagert haben. Alsdann läßt man die Treiber ſtärker gehen, und endlich gar mit Lärmen auf ſie loslaufen, ſo ſchießen ſie von Furcht und der hereinbrechenden Nacht geblendet, mit Haufen in die Garne, daß man, wo ſie einen guten Strich haben, etliche hundert auf einmahl fängt.

Weil das Meiſte hierbey daran gelegen iſt, daß man die Treibezeit recht treffe, indem die Lerchen, wenn das Treiben zu frühe, oder zu ſpät geſchiehet, entweder ſich zurück begeben, oder in die Höhe fliegen, und alsdann alle angewandte Mühe verloren iſt, ſo iſt es gut, wenn man bey dieſen

dieſem Fange, und indem man mit den Leinen eintreibt, eine Perſon dabey hat, die die Sache völlig verſteht, und den Treibern entweder mit einem Horne, oder auch mit einer Pfeife zu rechter Zeit ein Zeichen zum Stillſtehen giebt, damit die Lerchen ſich ſetzen, und ſich nicht zu hoch, oder wohl gar über die Garne ſchwingen, ſondern noch vor denſelben niederfallen, um hernach, wenn ſie nahe genug dabey ſind, deſto eilfertiger in die Garne gejagt werden zu können.

Kommt man mit dem Aufwinden der Leinen etwas zu frühe, ſo müſſen ſich die Treiber ſo lange platt auf die Erde niederlegen, bis wieder ein Zeichen gegeben wird. Das Einjagen geſchieht gewöhnlich am Abend, wenn die Sonne ſchon untergegangen, und nur noch der ſtarke Schein am Abend iſt; daher müſſen eigentlich die Garne auch ſo geſtellet werden, daß ſie gegen Abend ſtehen, und man von der Morgenſeite da hinein treibt, wo ſie alsdann von dem Abendroth geblendet werden, und gerne in die Netze fliegen. Wenn man viele Lerchen eingekreiſet hat, und es noch zu früh iſt ſie in die Netze zu jagen, man ſich alſo etwa 100 Schritte von den Netzen noch etwas niederlegen muß, bis es dunkler wird; ſo iſt es für einen Jagdfreund eine außerordentliche Freude, die große Menge der Lerchen, welche nun auf einen einzigen Ort zuſammen getrieben iſt, zwitſchern zu hören. Es ſcheint ihnen ungewohnt zu ſeyn, ſo viele und nahe Nachbaren zu haben, welche Ungewohnheit vielleicht Freude und Leid unter ihnen anrichtet, und daher hört man von ihnen Zank- und Jubelgeſchrey.

Die Lerchen verwickeln ſich ſo hart, daß ſie übel aus den Netzen zu löſen ſind, beſonders muß

man

man dahin ſorgen, daß man die Füße losmachet, da alsdann der Leib wohl gehet. Zuweilen kommen auch Wachteln, Schnepfen und Rebhühner hinein, wovon die beyden letztern Arten einen großen Riß in das Garn zu machen, und wenn man nicht bald dazu kommt, ſich gar loß zu reißen pflegen.

Dieſe Jagd will ein ſtilles heiteres Wetter haben, denn die feinen Garne werden von den Winden leicht aufgehoben, daß die Lerchen unten durch fliegen. Wenn Dames oder ſonſt Zuſchauer vorhanden ſind, können ſie etliche zwanzig bis dreyßig Schritte ſeitwärts von den Netzen ſtehen bleiben: denn ſo ſehen ſie nicht nur, wie die Lerchen in die Netze einfallen, ſondern es können auch die Lerchen ſich deſto weniger ſeitwärts begeben. Wenn die gefangenen Lerchen gewürget, und aus den Garnen genommen worden, muß man dieſe wieder zuſammen ziehen, abnehmen und in die dazu gehörigen Säcke ſtecken, die Leinen vollends aufwinden, und alles zuſammen, bis auf die Furkeln und Geſtelle zu den Leinen, (wenn man auf demſelben Orte öfter ſtreichen will,) welche bis zu Ende des Lerchenſtreichens, auf dem Felde ſtehen bleiben können, auf dem Lerchenwagen wieder nach Hauſe ſchaffen.

Lerchenſtrich, heißt auch diejenige Zeit im Frühlinge und Herbſt, wenn die Lerchen wie andere Zugvögel entweder ankommen oder wegziehen; welches auch der Lerchenzug genannt wird, wovon im Art. **Lerche** verſchiedentlich gehandelt iſt.

Lerchentorte; ſ. **Lerche**.

Lerchenwagen, iſt gewöhnlich ein grün angeſtrichener Leiterwagen, auf welchen man die Lerchengarne, Furkeln, Leinen und Geſtelle, zum Lerchenſtreichen hinaus auf das Feld fähret, und

hernach

hernach dieſes alles und die gefangenen Lerchen wieder darauf nach Hauſe bringet.

Lere, iſt ein kleiner Fluß zu Guienne, welcher ſich in den Golfo d'Arcachon ergießt.

Lerenzo, iſt eine kleine Inſel auf dem mittelländiſchen Meere, nicht weit von den Sicilianiſchen Küſten, gegen Weſten.

Leria; ſ. **Leiria**.

Lerice, eine kleine Stadt an der öſtlichen Genueſiſchen Küſte, in Italien, wo ein Meerbuſen iſt, welcher von dem Golfo della Spezza nur allein durch eine Erdzunge abgeſondert wird.

Lerida, eine Stadt auf einer Höhe in Catalonien am Fluß Segre, hat einen Wall, feſte Mauern, gute Baſteyen, und zwey feſte Citadellen, deren eine außer der Stadt; auf dem Gipfel eines Berges, die andere aber in der Stadt liegt. Sie hat ein Biſthum unter den Erzbiſchof zu Tarragona gehörig.

Lerin, eine kleine Stadt im Diſtrict von Eſtella im Spaniſchen Navarra, mit dem Titel einer Grafſchaft, den nun die Herzoge von Alba beſitzen.

Lerins, die Inſeln Lerins oder St. Margaretha und St. Honorat ſind ganz kleine Inſeln auf dem mittelländiſchen Meer an der Küſte von Provenze, Cannes gegen über, welche ſehr fruchtbar ſind, und eine temperirte Luft haben.

Lerma, iſt ein Flecken mit dem Titel eines Herzogthums, in Altcaſtilien, am Fluß Arlanza. Es iſt hier ein vortreffliches Schloß, welches der Cardinal von Lerma, der König Philipp des dritten Miniſter war, erbauet hat.

Lermen, iſt ſoviel als ein unſchickliches, geſetzwidriges, oder gar tumultuariſches Geräuſch machen, wodurch die Ruhe oder das Vergnügen ande=

anderer geſtöret wird. Eine ſehr gute Methode das Lermen des Volks auf öffentlichen Plätzen zu ſtören, hat man in Petersburg. Es ſind daſelbſt die Schaukeln eine der größten Volksfreuden. Sie ſind ſo im Geſchmacke des Volks, daß man es nirgends ſo haufenweiſe in ſeinem natürlichen frohen Sinne, als bey den Schaukeln ſehen kann; ein jeder läßt daher ſein Geſinde, an einem Tage an der Freude Theil nehmen. Auch für Zuſchauer iſt dieſe Fröhlichkeit ein ſo angenehmes Spectakel, daß wenige der beſſern Claſſen, es jährlich anzuſehen unterlaſſen, daher die Straßen umher ſtets mit Kutſchen bedeckt ſind.

Zuweilen aber artet dieſe Fröhlichkeit des Volkes in Lermen und Streit aus. In ſolchen Fällen laſſen die Polizeybedienten, durch die überall vertheilten Feuerſpritzen, auf die lermenden Haufen Waſſer ſpritzen, da ſie denn gleich auf verſchiedenen Wegen auseinder ſtäuben, und alle Fehde vergeſſen. (*) Vielleicht möchte dieſes Mittel auch an mehreren Orten in ſolchen Fällen anwendbar ſeyn.

Lerna, war ein Pfuhl oder ſtehender See zwiſchen dem argiviſchen und lakoniſchen Gebiethe. Er ward beſonders wegen der ungeheuren Schlange berühmt, die von ihm Hydra Lernaea; oder die lernäiſche Schlange genennet ward, welche Herkules erleget hat.

Lernäa, war ein Feſt, welches man der Ceres, dem Bacchus und der Proſerpina zu Ehren zu Lerna im Peloponnes, beging, und das Feuer zu dem Opfer dabey aus dem Tempel der Dianae Pyroniae

(*) Georgi Beſchreibung von Petersburg. S. 403.

roniae nahm. Es ſollte ſolches Philammon geſtiftet haben. Es fanden ſich auch einige Myſterien dabey, die auf ein meſſingenes Herz, theils in Proſa, theils in Verſen geſchrieben waren, woraus man aber geſchloſſen, daß ſolche nicht ſo alt geweſen, um von dem Philammon geſtiftet ſeyn zu können.

Lernaea; hierunter begreift man auch ein Würmergeſchlecht, welches nackt iſt, und Glieder hat. Es haben die Würmer dieſes Geſchlechts zwey bis drey armige Fühlſpitzen, mit denen ſie ſich anhängen. Die eine Art findet man häufig auf den Karauſchen oder Giebeln, und die andern an den Kiefern der Lachſe.

Lernbegierde, iſt der Wunſch und das Beſtreben, Sachen zu lernen, die man noch nicht verſteht.

Lernen, iſt ein verb. regular. act. et neutr. welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert. In ſo fern dieſes Zeitwort discere bedeutet, heißt es bey dem Kero lirnan, bey dem Ottfried und deſſen Zeitgenoſſen lernen und gilernen, im Angelſ. leornan, im Engl. learn, im Holländ. leeren und leerenen, in der märkſchen platten Sprache leän, (he leät den Kotkismus, er lernt den Catechismus) im Mecklenburgiſchplatten, liän oder auch leiän, z. B. he liät oder leiät de Kunſtpipä Proffeſchon, er lernet die Kunſtpfeiferprofeſſion, d. i. er wird ein Muſikant u. ſ. w.

Es kommt dieſes Wort in doppelter Geſtalt vor, erſtlich, in mehr activer Bedeutung, für lehren, in welchem Verſtande es in der anſtändigen Schreib- und Sprechart veraltet iſt, im gemeinen Leben aber noch häufig vorkommt.

So wolt er im der vil zeigen
Und lernen eine newe monier,

Theuerdank Kap. 71.

Ler-

Lernen ſie mir nur die Liebe erſt kennen, Gellert für lehren ſie mich, u. ſ. f. Bey den Handwerkern lernet der Meiſter einen Lehrburſchen, wenn er ihm ſein Handwerk beybringet; einen Lehrburſchen auslernen, ihn die geſetzte Zeit hindurch bis zu Ende unterrichten und anführen. Im Art. Lehren iſt ſchon angeführet worden; daß lehren und lernen urſprünglich ein und daſſelbe Zeitwort ſind, und daher auch von je her häufig für einander geſetzt worden.

Zweytens in mehr neutraler Bedeutung, Fertigkeit, und in weiterem Verſtande, unbekannte Kenntniſſe und Begriffe zu bekommen ſuchen. Hier heißt es:

2) im engſten und vermuthlich eigentlichſten Verſtande, im Gedächtniſſe zu behalten ſuchen, und zwar zunächſt durch mehrmahliges lautes Herſagen, welches lehren, ſofern es urſprünglich laut herſagen bedeutet hat, zu bezeichnen ſcheinet; hernach aber auch, auf jede andere Art. Etwas auswendig lernen. Seine Lection lernen. Einem Kinde etwas zu lernen aufgeben. Ein Lied, einen Pſalm lernen, u. ſ. w.

2) In weiterer Bedeutung, Fertigkeit in einer Sache zu erlangen ſuchen. Ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft lernen, Eine Sprache lernen. Das Kind lernt gehen. Leſen, tanzen, ſchreiben, zeichnen, ſingen lernen. Etwas von ſich ſelbſt lernen. Oft ſtehet es auch abſolut für nützliche Fertigkeiten zu erlangen ſuchen; z. B. Der Knabe will nichts lernen. Er hat nichts gelernt. Er hat etwas gelernt, u. ſ. w.

3) In noch weiterem Verſtande, unbekannte Kenntniſſe und Begriffe erlangen und zu erlangen ſu=

ſuchen. Sie lerneten der Heiden Werk, Pſ. 106. 35. Lauter Böſes von jemanden lernen. Etwas durch die Uebung, aus der Erfahrung lernen. Jemanden kennen lernen. Lerne aus anderer Leute Schaden klug werden, und dergleichen mehr.

Unterſchied unter den Wörtern lernen, begreiſen, und faſſen: Es ſcheinet, daß das Wort lernen mehr eine Abſicht auf einen Lehrer habe, welcher uns unterrichtet; begreifen und faſſen hingegen ſich mehr auf dasjenige beziehe, was man ſelbſt dabey thut, und auf das eigene Nachdenken; doch mit dem Unterſchiede, daß faſſen noch eine größere Leichtigkeit und Fähigkeit — begreifen eine mehrere Bemühung anzeiget. Lernen wird mehr von den Künſten und Wiſſenſchaften überhaupt, begreifen und faſſen, mehr von gewiſſen Theilen, oder einzelnen Sätzen und Wahrheiten derſelben, beſonders gebraucht.

Man ſagt z. B. das Kind lernet leſen, ſchreiben, rechnen: Dieſer Menſch lernet die Hiſtorie, die Geographie, die Baukunſt, u. ſ. w. Imgleichen: Er lernet die Handlung, ein Handwerk, u. d. gl. weil er darin, von einem Lehrer oder Meiſter unterwieſen wird. Hingegen: Das Kind hat die Ausſprache der zuſammengeſetzten Buchſtaben bald begriffen. Oder: Er hat bald begriffen, warum man bey dem Addiren, eine Zahl im Sinne behalten, und hernach zu der folgenden hinzu thun müſſe; weil es ſelbſt Aufmerkſamkeit und Nachdenken dabey gebraucht hat. Auch könnte man ſagen: Das Kind hat dieſes bald gefaſſet, und denn würde es noch eine größere Fertigkeit des Verſtandes bey ihm anzeigen, daß es ihm nicht viel Mühe koſtet, es zu begreifen.

Hieraus möchte man ſchließen, das Wort faſſen drücke zugleich ein feſteres Behalten aus. Was man

man gelernet und begriffen hat, kann man zuweilen bald wieder vergeſſen; aber, was man einmahl recht gefaſſet hat, wird nicht ſo leicht wieder aus dem Gedächtniß kommen. Zuweilen ſagt man zwar: Das habe ich von mir ſelbſt gelernet; Ich habe es aus der Uebung, aus der Erfahrung gelernet, wobey es ſcheinen möchte, als ob dieſes Wort, nicht eine Beziehung auf einen Lehrer habe. Allein, ſolche Beziehung iſt doch wirklich auf eine verdeckte Weiſe da, denn, man ſieht ſich ſelbſt, oder die Erfahrung, oder Uebung als den Lehrer an.

Lernende, (**der**) iſt diejenige Perſon, welche ſich eines andern Hülfe in Erlernung gewiſſer Wiſſenſchaften, Künſte oder dergleichen, bedienet. Hierüber findet man in **Walchs** philoſophiſchem Lexicon im Art. Lernender, nähere Auskunft.

Lero, iſt eine Inſel des Archipelagus, gegen die Küſte von Natolien in Aſien. Sie hat zwey gute Häfen, und in der Stadt Lero iſt ein Biſchof, welcher unter den Erzbiſchof zu Rhodus gehört. Dieſe Inſel iſt der daher kommenden Aloe wegen berühmt.

Lers, ſo heißen zwey Flüſſe in Frankreich, in Oberlanguedoc, von welchen ſich der große Lers in den Fluß Lauriege, der kleine Lers aber in die Garonne ergießt.

Lersweiler, iſt ein Churpfälziſches Dorf in der Unterpfalz, bey Oppenheim.

Lerwick, iſt die Hauptſtadt auf der Inſel Mainland oder Schettland.

Lerzenbach, ein Churmainziſches Dorf im Oberamt Starkenburg, in der Kellerey Heppenheim.

Leſau; ſ. **Löſau.**

Lesbos; ſ. **Metelino.**

Lescar, **Leſcar** auch **l' Eſcar,** lat Lescurra, iſt ein franzöſiſches Städtchen von 136 Feuerſtellen,

und etwa 2000 Einwohnern, in Bearn, jetzt Hauptort eines Cantons im Departem. der untern Pirenäen. Es hatte einen Biſchof, ein Lazariſten=Seminair, ein Barnabiten=Collegium, u. ſ. f. Dieſes Städtchen liegt auf einem Hügel, von welchem herunter man eine ſehr angenehme und fruchtbare Ebene überſieht.

Im Jahr 980 bauete Wilhelm Sanhés, Herzog von Gascogne die Stadt Lescar auf einem Hügel, mitten in einem Walde, wo vorher nichts als eine Capelle ſtand; nachher erhielt ſie verſchiedene Vergrößerungen und Verſchönerungen; indeſſen zeichnet ſie ſich doch weder durch ihre Größe, noch durch ihren Handel aus. Im Jahr 1569 litt ſie viel im Religionskriege. Der Graf von Montgommery plünderte ihre Kirchen aus, und zerſtörte das Begräbniß der Fürſten von Bearn, welches in der Kathedralkirche war. Die Stadt erhielt ihren Nahmen von verſchiedenen Bächen, die ſich ſchlangenförmig dahin wenden; dieß nennen die Gascogner lascoutre, woraus Lescar wurde.

Der Kirchſprengel des Biſchofs von Lescar begreift 240 Pfarrdörfer; ſein Einkommen beſtand in 15,000 Liv.; er genoß viele Vorrechte. Die Kathedralkirche zu unſerer l. Frauen hatte ein Kapitel von 16 Kanonikern und 8 Präbenden. — Die Stadt iſt nicht mehr ſo beträchtlich, als ſie vormahls war.

Lescarene, oder **Scarena**, iſt ein Flecken in der vormahligen Grafſchaft Nizza, jetzt Hauptſtadt eines Cantons im Departem. der Meeralpen.

Leſch, ſ. Löſchen.

Leſche, iſt auf den Bergwerken ein abgematteter, oder abgemülmeter Kohl (d. i. Kohlen, die ſchon ge-

gebrannt haben,) der zur Machung des Geſtübes gebraucht wird, und man wirft ihn auf die Schlacken im Vorherd, damit ſie hinter der Vorwand nicht kalt werden. (*)

Leſche, iſt ein kleiner Fluß, welcher im Ardennerwalde entſpringt, und ſich oberhalb Dinant in die Maas ergießt.

Leſchel, wird im Gebirge an Kunſtzeugen ein Zug genennet, daran der Kolm mit dem Leder angeſteckt iſt.

Leſchen, ein Marktflecken und Gut in Mähren, im Olmützer Kreiſe.

Leſchen, (Nieder- und Ober-) königlich Preußiſche Dörfer mit Kupferhämmern, in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Sprottauiſchen Kreiſe. Das erſte gehöret dem Nonnenkloſter zu Sprottau, das andere der Stadt Sprottau.

Leſchen, — der Bergmann leſcht, d. i. wenn ihm ſein Grubenlicht ausgehet. Dieſes kann von mancherley Urſachen herrühren: er ſelbſt kann zu ſchnell damit hin und her fahren, auch kann ein ſtarker unterirdiſcher Wind, ſo wie auch verſchloſſen geweſene Dünſte, ſolches verurſachen.

Leſchen, **Lohn leſchen**, ein bergmänniſcher Ausdruck in einer andern Bedeutung; — wenn z. B. der Bergmann ſeine Schicht vernachläſſiget, und

(*) Ich behalte mit Vorbedacht die bergmänniſche Sprache, ſo wie auch in Jagdartikeln die weidmänniſchen Ausdrücke und Conſtructionen bey, weil ich viel zu ſchwach mich fühle, hierin zu reformiren. Daher laſſe ich es auch jetzt dabey bewenden, wenn der Bergmann ſtatt die Kohle, der Kohl ſagt. Ihre Sprache iſt einmahl ſo eingerichtet, und die Bergwerkskundigen verſtehen ſich. Wollte aber ein Gelehrter ihnen eine andere Sprache beyzubringen, ſich bemühen, ſo würde er eine vergebliche Arbeit unternehmen. Doch hoffe ich, daß mit der Zeit hierin noch eine Aenderung erfolgen kann, weil die neuern Bergwerkskundigen ſchon anfangen, etwas von dem alten Schlendrian nachzulaſſen, um ſich für Unkundige verſtändlicher auszudrücken.

alſo nicht redlich damit verfährt, ſo werden ihm nach Gelegenheit bey der jedesmahligen Auszahlung 3 bis 4 Groſchen geſtrichen, und dies heißt: ſie ſind ihm geleſchet.

Leſcherode, iſt ein Fuldaiſches Dorf, im Cent Fulda.

Leſchfaß, iſt beym Bergbaue das Faß, darin man die Sticheiſen und Furkeln abkühlet.

Leſchhaken, iſt ein ganz eiſerner Haken, ſowohl die todten Kohlen hinten aus der Eſſe damit hervor zu ziehen, ſelbige zu zerſchlagen, und in das Feuer zu ſcharren, als auch das Feuer ſelbſt damit aus einander zu breiten, das Gebläſe zu reinigen, und die Schlacken unter den Herd zu werfen.

Leſchkirch, (ungariſch Uj egy kaſz,) iſt ein Marktflecken in dem davon benannten Gerichtsſtuhl, im Lande der Sachſen in Siebenbürgen.

Leſchne, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Roſenbergiſchen Kreiſe.

Leſchnitz, iſt eine kleine Stadt in Oberſchleſien im Fürſtenthum Oppeln an der Oder, woſelbſt ſtarke Wahlfahrten auf den dabey liegenden St. Annenberg geſchehen.

Leſchkowitz, iſt ein adliches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauſchen Kreiſe.

Leſchſchaufel, iſt eine eiſerne Schaufel nach gemeiner Art, mit einem hölzernen Stiele, damit beym Hüttenwerk die Leſch auf die im Vorherde befindlichen Schlacken, wenn es im Fluſſe ſteht, getragen wird.

Leſchſpieß, iſt ein eiſernes Inſtrument, womit der Bergſchmid die vor das Gebläſe ſich geſetzten Schmiedeſchlacken wieder losſtößet.

Leſchtrog, oder **Löſchtrog**, iſt ſowohl bey den Kleinſchmieden, als auch Stab- und Blechhämmern ein aus Holz gehauener Trog, mit Waſſer angefüllet, woraus die Kleinſchmiede die Kohlen, die Hammerſchmiede aber die Brechſtange, Zangen und dergleichen Inſtrumente, auch wohl das Stabeiſen ſelber abzulöſchen und abzukühlen pflegen. Bey Blechfeuern wird auch dieſes ein Leſchtrog genennet, worin der ſogenannte Hahnbrey-Lehm eingemacht wird. (Der Hahnbrey- oder Hahnbreylehm iſt auf Blechhammerwerken eine gewiſſe lauter gemachte Materie, worin die Stürze getaucht werden, damit die Bleche unter dem Schmieden nicht zuſammen ſchweißen.) Uebrigens wird unter Löſch ꝛc. mehr hiervon vorkommen.

Leſchwanne, ſ. **Löſchwanne**.

Leſchwitz, (**Ober und Nieder**) ſind Churſächſiſche Dörfer in der Oberlauſitz, im Görlitziſchen Kreiſe bey Görlitz.

Lescovitz, iſt eine Türkiſche Stadt in der Bulgarey, am Fluß Liperiza.

Lescure, eine Stadt mit dem Titel einer Baronie, in der Diöceſe von Alby, in Languedoc.

Lesdiguieres, Schloß, Stadt und Herzogthum in Dauphiné, welches ſeit 1719 das Haus Hoſtun-Tallard beſaß, 1755 aber an das Haus Villeroi gefallen iſt.

Leſe, (die) von dem Zeitworte leſen, colligere, bedeutet: 1) Die Handlung, da man etwas zuſammen lieſet; ohne Plural. Am häufigſten in den Zuſammenſetzungen, Weinleſe, welche auch nur die Leſe ſchlechthin genannt wird, Oelleſe, Nachleſe, u. ſ. w. 2) Was man zuſammen geleſen hat, in welchem Verſtande es nur in einigen Kartenſpielen üblich iſt, wo es theils die mit einem höheren Blatte geſtochenen Karten der übrigen Mitſpieler

bedeutet, drey Leſen haben, das iſt drey Stiche; theils aber auch, und zwar im Singular allein, die meiſten Stiche. Die Leſe haben, die meiſten Stiche haben.

Leſebibliothek, (eigentlich ſo genannt,) iſt eine Bibliothek, welche jemand ſich zu dem Zwecke hält, damit Liebhaber vom Leſen, für Geld und auf gewiſſe Zeit Bücher aus derſelben geliehen bekommen können. Gewöhnlich hat der Beſitzer einer Leſebibliothek ein Verzeichniß von ſeinen Büchern, welches die Leſebegierigen durchſehen, und ſich Bücher wählen. In manchen Leſebibliotheken bezahlt man für jedes Buch, je nachdem es ſtark, oder nur klein iſt, mehr oder weniger, in andern hingegen bezahlt man für ein Buch, es ſey wie es wolle, wöchentlich ein Gewiſſes. Auch ſind Leſebibliotheken zum Theil ſo eingerichtet, daß ein Leſender monathlich etwas Feſtgeſetztes bezahlt, wofür er ſo viel oder ſo wenig als ihm beliebt, leſen kann. Alle hier angeführte Leſe- und Bezahlungsarten, können aber auch in einer Leſebibliothek Statt finden, indem der Beſitzer manches Mahl Urſache hat, mit einem Leſenden anders zu verfahren, als mit einem andern.

Leſebret, iſt bey den Leinwebern und Zeugmachern, ein Brett mit vielen Löchern, mittelſt deſſen die Fäden auf den Scherrahmen geleſen werden. Man ſehe den Art. Leinwandmanufactur.

Leſebuch, (das) iſt erſtlich ein Buch, worin man zum Vergnügen, zum Zeitvertreibe lieſet; zweytens auf hohen Schulen, ein Buch, worüber ein Collegium geleſen, welches zum Grunde einer Vorleſung gelegt wird.

Leſegeſellſchaft, iſt eine gewiſſe Anzahl Perſonen, welche ſich verbunden haben, gewiſſe Bücher und Schriften zu leſen. Man hat verſchiedene Einrich-

tun-

tungen in den Leſegeſellſchaften, und es giebt einige, wo jedes Mitglied z. B. ein Journal oder ein Buch hält, und ſolches in ſeiner Ordnung rund gehen läßt, andere wieder, worin aufs Jahr ein gewiſſes Geld bezahlt wird, wofür einer aus der Geſellſchaft Bücher oder Journale anſchafft, und dieſe gehen in einer beſtimmten Zeit in der Geſellſchaft herum. Sowohl in den Städten, als auf dem Lande trifft man nun ſchon Leſegeſellſchaften an, und es iſt dieſes das beſte Mittel, wohlfeil mit der Neuern Literatur fortzurücken, da es manches Einzelnen Vermögen weit überſteigen würde, wenn er ſich alles das allein anſchaffen ſollte, welches er nun durch Beyhülfe anderer erhält.

Die Leſegeſellſchaften unterſcheiden ſich von einander noch auf verſchiedene Weiſe; theils ſchränken ſie ſich nur auf gewiſſe Fächer ein, als auf die Theologie, Landwirthſchaft, Handlungsſachen, auf politiſche Schriften, auf Romane und dergleichen mehr: theils ſind die zirkulirenden Schriften vermiſchten und verſchiedenen Inhalts, und es nehmen verſchiedene Stände Theil daran. Von einer andern Seite betrachtet, ſo können die Leſegeſellſchaften in Hinſicht des Umlaufens der Bücher auch nicht alle einerley Einrichtung haben, indem es z. B. auf dem Lande ſchon immer umſtändlicher mit dem Verſenden der Bücher iſt, als in einer Stadt, wo die Geſellſchaft näher zuſammen wohnt.

Ob die Leſegeſellſchaften der Litteratur zuträglich oder ſchädlich ſind, darüber findet man im Hanov. Magazin 1782. St. 34. folgenden Aufſatz. (*)

(*) Da der Verfaſſer im Jahre 1782 ſchrieb, ſo nimmt er auch nur die damahls achtungswürdigen, oder ſchlechten Bücher mit. Dieſes thut zur Sache aber nichts, denn, wer die Bücher welche er anführet, kennet, wird auch leicht jetzt über ähnliche Werke urtheilen können.

Die Modebücher zu leſen, wird jetzt immer allgemeiner. Alles will jetzt leſen, ſelbſt Garderobenmädchen, Kutſcher und Vorreiter nicht ausgenommen. Sie, die ſonſt mit der ſchönen Magdelone und dem gehörnten Siegfried zufrieden waren, ſuchen jetzt feinere Nahrung des Geiſtes, Werthers Leiden, die Geſchichte der Demoiſelle Ackermann u. d. gl. empfindſame Schriften mehr. Man ſollte glauben, daß dieſer Hang zur Lektüre den Geſchmack und die Sitten auch in den niedern Klaſſen der Menſchen merklich verfeinern müſſe. Beſonders ſollte man denken, daß unſere heutigen Leſegeſellſchaften vieles zu dieſer Verfeinerung beytragen, den Witz bilden, und nützliche Kenntniſſe vermehren würden. Aber die Epidemie der Empfindeley abgerechnet, — die nun ſchon anfängt, Mädchen der geringern Stände zu Närrinnen zu machen, — findet ſich dieſer gehoffte Nutzen der Leſegeſellſchaften nicht. Woher kommt das? Taugt das Mittel nicht, oder wird es gemißbraucht? Dieſes verdient wohl einige Unterſuchung.

Unſere Leſegeſellſchaften mehren ſich von Tage zu Tage. Da iſt keine Stadt, kein Städtchen, wenigſtens in unſerm Niederſachſen, ſo viel ich weiß, ohne Leſegeſellſchaft, und die Dörfer der Nachbarſchaft nehmen, — mit mehrerem Rechte vielleicht, als die Gildegenoſſen des Landes an den Privilegien der ſtädtiſchen Zünfte Theil daran. Gelehrte und Ungelehrte, Handelsleute, Handwerker, Oekonomen, Militairperſonen, Alte und Junge, männliches und weibliches Geſchlecht ſucht einen Theil der Zeit mit Leſen auszufüllen, und hat für einen geringen Geldbeytrag das Recht, auf das Leſen einer großen Anzahl zirkulirender Bücher. Dieſes Mittel müßte nothwendig von guter Wirkung ſeyn, wenn nicht einige Mißbräuche es verhinderten.

Erſtlich ſcheint es mir ein Fehler der meiſten Leſegeſellſchaften zu ſeyn, die ich kenne, daß ſie zu ſehr vermiſcht ſind. Was dem einen gefällt, mißfällt dem andern. Was dem muntern Jüngling, dem tändelnden Mädchen Wonne iſt, eckelt dem Manne von geſetzten Jahren. Die Direkteurs, die ſich nach dem wahrſcheinlichen Geſchmack des größten Theils der Leſer richten, glauben das Vergnügen derſelben nicht beſſer befördern zu können, als wenn ſie eine Menge Romane zir-

kuliren laſſen. Und was für Romane? Zum Theil ſchlechte Ueberſetzungen ſchaler franzöſiſcher und brittiſcher Produkte, oder unglückliche Mißgeburten müßiger deutſchen Köpfe. Keine Waare geht beſſer ab, als Romane, und daher nimmt ihre Manufactur ſo zu. Die Verleger bezahlen ſie lieber als die gelehrteſte Chronologie.

Ich kenne einen Mann, der ehemahls vortreffliche Paſteten und Ragouts machte. Jetzt ſchreibt er Romane, auch zum Theil Ragouts, und ſie werden ihm, wie es heißt, gut bezahlt. Es iſt das dem ehrlichen Manne zu gönnen. Aber was kann ein ſolcher Roman für den Mann von Erudition, Weltkenntniß und Geſchmack für Nahrung ſeyn? Wie kann er ſeine Wißbegierde befriedigen, die auch bey ſeinem Vergnügen in müßigen Stunden unterhalten ſeyn will!

Ich will die Romane aus den Leſegeſellſchaften nicht ganz verbannet wiſſen. Es iſt gewiſſermaßen zur Nothwendigkeit geworden, für einen Freund der Litteratur, gewiſſe Modeſchriften und Romane zu kennen. Unſere Schönen würden uns für ſehr unbeleſen halten, wenn wir ihren Siegwart, ihre Emilie von Burgheim und Karl von Roſenau, ihren Ferdmer, Faramonds Familiengeſchichte, Hermann und Ulrike, Fanny Wilkes, u. d. gl. nicht kenneten. Das ſind juſt ihre Lieblingsbücher. Die guten Kinder wollen nun für ihr Geld auch was haben.

Von dem ſchädlichen Einfluß, den empfindſame Romane auf weichgeſchaffene Herzen haben, iſt ſchon ſo viel geſchrieben, ohne Nutzen geſchrieben, daß ich hier davon nichts erwähnen mag. Es gehört auch eigentlich nicht zu meinem Zweck. Alſo können und müſſen auch einige Romane mit durchgehen. Aber ich wünſchte, etwas ſparſamer, ich wünſchte, daß man ſolche Romane aus dem groſſen Wuſt auswählen mögte, die etwas mehr, als eine Sammlung verliebter Briefe, voll Schwermuth, Verzweifelung, Zweikampf, Entführung, Selbſtmord, Blasphemie, Gift und Leichen, enthalten. Ich wünſchte, daß man vorzüglich ſolche Romane wählen mögte, die ſich durch ihre vortreffliche Sittenlehre empfehlen, ſo wie es das klaſſiſche Buch unſerer Schönen thut, die Reiſen der Sophie von Memel nach Sachſen, oder ſolche die mit Witz und ſa-

triſcher Laune gewiſſe Mißbräuche rügen, als die phyſiognomiſchen Reiſen und das phyſiognomiſche Tagebuch, oder Sebaldus Nothanker, Spitzbarth, der akademiſche Briefwechſel dreyer Freunde, u. d. gl. oder ſolche die ihre Erdichtung durch etwas Reelleres, durch Geographie, Naturlehre, Lokalbemerkungen von dieſer oder jener Stadt, von dieſem oder jenem Hofe, nahrhaft machen: die ſo im Geſchmack eines Tom Jones, eines Humphry Klinkers geſchrieben ſind. Nur leider! haben wir dergleichen Romane noch wenig, außer etwa den vortreflichen Roman meines Lebens, deſſen Fortſetzung jeder Leſer vom Geſchmack mit Verlangen entgegen ſieht, und den etwas ältern M. R. oder meine Reiſen.

Zweitens kennen die Direkteurs der Leſegeſellſchaft, die Bücher, die ſie wählen, entweder bloß dem Titel nach, der oft die Erwartung täuſcht, oder ſie wählen nach Zeitungs-Recenſion, und wer weiß nicht wie unzuverläßig oft Recenſenten Lob und Tadel iſt. Man kann ihnen nicht zumuthen, die Bücher erſt ſelbſt alle durchzuleſen, ehe ſie ſelbige ihrer Geſellſchaft mittheilen. Sie müßten ſonſt ganz ohne andere Geſchäfte ſeyn. Sie müßten viel Zeit unnütz verſpilden, und dafür durch andere Vortheile entſchädigt werden. Bücher, deren Werth ſchon bekannt iſt, will man nicht. Man will lauter friſche Waare haben und darin beſtehet

Drittens ein Fehler der Leſegeſellſchaften, daß man nur die Produkte der leztern Meſſen verlangt.

Die gleich den kleinen Paſteten, zwar warm,
Für Leſegeſellſchaft ein ſchmackhaftes Eſſen,
Der Neuheit wegen ſind, im übrigen arm,
An ſtärkender Würze, vielleicht ſchon Morgen vergeſſen.

Wie viel unnützes Zeug wird nicht jede Meſſe gedruckt? Hierüber wird nun die beſſere Lektüre geprüfter Schriften ganz verabſäumet. Dieſe bleiben nun ruhig im Laden liegen, und andere ſchlechtere Schriften gehen bloß ihrer Neuheit wegen ab. Beſonders wird in unſern Zeiten, da alles Modeſchriften leſen will, das

das Leſen der alten Autoren, Griechen und Römer, mit allen ihren Schätzen der Weisheit auch von denen verabſäumet, die ſie in der Urſprache billig leſen ſollten oder könnten. Wo will man die Zeit hernehmen, wenn man ſich täglich mit neuer Lektüre beſchäftiget? Aber auch unſere beſten vaterländiſchen Schriften werden nach wenig Jahren undankbar vergeſſen. Die Sprache hat ihre Mode ſo gut, wie die Kleider. Was nun nicht juſt in dem herrſchenden Modeton geſchrieben iſt, wird ſo gut verachtet, als ein Bratenrock, der etwa vor 5 oder 6 Jahren Mode war und vielen Beifall fand.

So ſind alſo die Leſegeſellſchaften der Litteratur im Ganzen genommen, mehr ſchädlich, als vortheilhaft. Selbſt der Buchhandel leidet gewiſſermaßen darunter. Die Bücher, welche nicht brühwarm abgehen, bleiben liegen, und die neu ankommenden, an deren einem Exemplare ſich leicht 2, 3 bis 4 Dutzend Leſer ſättigen, haben bald nachher gleiches Schickſal.

Würde hingegen die Leſegeſellſchaft ſo eingerichtet, wie in folgenden Vorſchlägen enthalten iſt, ſo glaube ich, würde ſie den Intereſſenten größern Nutzen gewähren.

1) Müßte man den Geſchmack des größten Theils der Intereſſenten erforſchen. Stimmten ſie ſämmtlich auf einen Gegenſtand, z. E. auf politiſche, auf dramatiſche Schriften, auf Reiſebeſchreibungen ꝛc. alsdann wäre leicht zu rathen. Wären ſie aber, wie es gemeiniglich geht, nicht von gleichem Geſchmack, ſo erwartete man von jedem beſonders eine Nachricht, was für eine Art Bücher er vorzüglich zu leſen wünſche. Es müßten aber keine abſtracte, dieſe oder jene Wiſſenſchaft behandelnde Schriften, ſondern ſolche ſeyn, die auch andere Mitglieder der Geſellſchaft mit Vergnügen leſen könnten. Der Direkteur müßte, dieſen Zweck zu erreichen, beſonders, wenn ihm die Intereſſenten die Wahl der Bücher überlaſſen.

2) Solche Bücher wählen, die beym Vergnügen auch Nutzen gewähren, z. B. neue Reiſebeſchreibungen, die Naturgeſchichte, im lebhaften Ton behandelt, die neueſten Zeitſchriften von bekanntem Werth, den deutſchen Merkur, die Olla Potrida, das Muſeum u. ſ. w. Ferner Sittenſchilderungen, Sammlungen gu-

ter

ter Gedichte von bekannten Dichtern. Dann könnte man einige Romane hinzufügen, nur nicht ſolche, die nach den gewöhnlichen Leiſten gemacht ſind, nicht ſolche deren Charaktere Stuben = Ideale und nicht aus der großen Welt genommen ſind. Endlich könnte man auch noch einige der beſten Schauſpiele hinzufügen. Durch die Theaterzeitung würde der Direkteur lernen, welche mit dem größten Beyfall des Publikums aufgenommen worden. Wer Gelegenheit hat, Schauſpiele aufführen zu ſehen, wird ſich um das Leſen derſelben nicht bekümmern. Wer das aber nicht hat, für den muß auch geſorgt werden. Es iſt doch beſſer was als gar nichts. Ein gut dialogirtes Schauſpiel iſt immer eine angenehme Lektüre, zumahl für denjenigen, dem ſeine Phantaſie zu Gebote ſtehet, ihm die Perſonen des Stücks lebhaft vorzuſtellen. Durch dieſe Lektüre wird auch der entfernteſte Bewohner der Provinz mit dem Ton der Hauptſtadt einigermaßen bekannt werden.

Endlich 3) müßte man auch mit dem Zeitraume, der zum Leſen eines Buches beſtimmet iſt, nicht ſo ſehr, wie gewöhnlich geſchiehet, übereilet werden. Lieber wenig Gutes aufmerkſam geleſen, als vieles ohne Wahl mit eindruckloſer Flüchtigkeit. Viele Leſer, und beſonders Leſerinnen, verfolgen nur eilend den Faden der Geſchichte, und achten nicht auf Sprache, Diſpoſition, Moral und andere reelle Schönheiten des Buches. Sie häufen alsdann eine Menge dunkler verwirrter Bilder im Kopfe, und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie geleſen haben.

Leſeholz, Sammelholz, Raffholz, nennet man in den Waldungen die dürren Zweige, Spàne, Wurzeln von Stämmen, und anderes kleines Holz, welches armen Leuten, die kein Holz kaufen können, aufzuleſen, und nach Hauſe zu tragen, oder auf der Schiebkarre fort zu führen, erlaubt iſt. Dieſe dürfen aber ſo wenig eine Axt, als ein Beil bey ſich führen, damit ſie nichts vom grünen Holze abhauen. Es wird hierbey wegen allerley Waldbeſchädigungen und Holzdiebereyen ſo wohl, als auch, damit nicht

einige

einige Leute alles, andere aber nichts bekommen, gewöhnlich gute Ordnung gehalten. Man weiſet nähmlich die Reviere an, wo geleſen werden kann: es werden gewiſſe Tage beſtimmt, an welchen das Leſen nur verſtattet iſt. Jeder der Holz leſen will, muß ſich bey gewiſſen dazu verordneten Forſtbedienten melden, einen Zettel holen, darauf der Nahme des Leſers, die Tage der Leſezeit und das Revier benannt iſt, welchen ſie hernach dem viſitirenden Forſtbedienten vorzeigen, in deren Ermangelung ſie nicht im Holze geduldet werden.

An einigen Orten müſſen ſich auch die Holzleſer alle zu gewiſſer Zeit an dem Leſetage verſammeln, werden eingeſchrieben, und von einem Aufſeher angeführt, andere aber nicht zugelaſſen. An andern Orten wird auch von denen, die Holz leſen wollen, ein gewiſſes Geld entweder überhaupt, oder Tageweiſe erleget. In den jungen Schlägen und Sommerlatten, wird aber das Leſen nicht verſtattet; ſo wie es in vielen Holzungen den Sammlern auch nicht erlaubt iſt, einen Haken zu führen, dürre Zweige abzubrechen, weil ſie ſehr häufig auch grüne Zweige damit abbrechen.

In dem allgemeinen ökonomiſchen Forſtmagazin von Stahl, B. 9. S. 63. wird vom Holzleſen geſagt: „damit aber auch die armen und bedürfti„gen Leute von dem Genuß der Waldungen nicht „ganz und gar ausgeſchloſſen, eben hierdurch aber „auf verbotene Wege geleitet, und durch die äußer„ſte Noth zum Holzſtehlen veranlaßt werden; ſo „iſt rathſam, wöchentlich zwey ganze, oder wenig„ſtens drey halbe Tage zu beſtimmen, an welchen „ſie das unräthige Holz ſammeln können. Jedoch „iſt rathſamer, daß man ihnen drey halbe Tage

„Nach=

„Nachmittags gehe, weil aus gewiſſen Urſachen, „Vormittags der Wildfuhr Schaden geſchehen kann. „Wobey ferner wohl zu merken, daß ſich dieſe Leu„te, 4 Wochen während der Setzzeit, und 4 Wo„chen während der Brunſtzeit des Waldes gänzlich „enthalten müſſen.“

Von dieſer Materie findet man in der Encyklopädie ſchon an mehreren Orten gehandelt, als Th. XIV. S. 590. im Art. Forſtcameralweſen, und Th. XXIV. S. 691. im Art. Holz.

Leſekow, iſt ein Churbrandenburgiſches Dorf in der Mittelmark, im Ruppinſchen Kreiſe, dem Rath zu Wuſterhauſen gehörig.

Leſemeiſter, iſt erſtlich in den Klöſtern einiger Gegenden der Vorleſer, Lector; zweytens in einigen oberdeutſchen Weinländern, z. B. in Oeſtreich, eine beeidigte Perſon, welche die Aufſicht über die Weinleſe, und die Einnahme des davon ſchuldigen Zehenten hat.

Leſen, (ſammeln,) iſt ein Verb. irregular. act. und heißt ſchon beym Kero leſan, im Niederſächſiſchen Leſen, im Engl. leaſe, im Schwed. läſa, im Angelſ. leſa, im lat. legere, colligere, im Griech. λεγειν, bedeutet überhaupt, von mehrern Dingen einer Art eines nach dem andern wegnehmen, oder aufheben, wo es doch nur in einigen Fällen üblich, als: auf dem Acker Aehren leſen, zuſammen leſen, aufleſen u. ſ. w. Holz, Trauben, Erbſen und dergleichen leſen.

Leſen, ein Verb. irregular. act. und neutr. welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert, in der Conjugation aber mit dem vorigen völlig überein kommt. Es bedeutet:

1) Eigentlich, laut herſagen, oder herſingen; eine größtentheils veraltete Bedeutung, welches ſich nur noch in dem Ausdrucke Meſſe leſen in der römi-

miſchen Kirche erhalten hat. Ehedem war ſie häufiger, denn da war lehren und leſen einerley, indem beyde eigentlich den lauten Schall ausdrücken, r und ſ aber in allen Sprachen ſehr leicht in einander über gehen. Kero braucht für leſen noch leran, dagegen bey dem Ulphilas laisjan lehren bedeutet. Das Franzöſ. lire, leſen, nous liſons, wir leſen u. ſ. f. hat beyde Formen behalten. Das Schwediſche läſa bedeutet gleichfalls herſagen, und ſein Gebeth leſen, iſt daſelbſt ſo viel, als es beten. Auf den hohen Schulen Deutſchlandes iſt es noch im engern Verſtande für lehren, eine Lehrſtunde halten, üblich. Ein Collegium leſen; mit vielem Beyfall leſen, u. d. gl.

2) In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung die willkührlichen Zeichen der Worte und Gedanken kennen, durch vernehmliche Töne ausſprechen, und in weiterer Bedeutung, ſie ſich deutlich vorſtellen, ſie gleichſam ſtille vor ſich ausſprechen. Daher ſagt man hier eigentlich, deutſch, franzöſiſch, engliſch u. ſ. w. leſen können. Das Kind lernt erſt leſen. In einem Buche leſen. Einen Brief leſen, und ſo weiter.

Figürlich bedient man ſich des Wortes leſen auf manche Art; z. B. den Planeten leſen, aus deſſen Stellung unbekannte Dinge muthmaßen und ſchließen. Dieſer Gram, den ich in ihrem Geſicht leſe, aus ihren Geſichtszügen erkenne. Aus eines Menſchen Mienen leſen, was er denket, und dergleichen mehr.

Was das Leſen in engerer und gewöhnlicher Bedeutung betrifft, und wie man es der Jugend beybringt, ſo iſt davon in der Encyklopädie, Th. LXI, im Art. Landſchule, S. 931. fgg. und S.

960 ſchon gehandelt worden. Außer dem aber kann man noch verſchiedene andere Schriften nachleſen und nachſehen; die theils für Lehrer theils für Schüler und theils für beyde zugleich geſchrieben worden ſind, als:

Kurze Anweiſung, das Leſen ohne Buchſtabiren zu lernen. 1ſte Aufl. Berlin Realſchule 1767. 8. 2te Auflage, Berlin, 1778.

Anweiſung, den Kindern die Buchſtaben und deren zuſammengeſetzte Ausſprache faſt zu gleicher Zeit beyzubringen. 8. Ulm, 1769.

Unerwartlich große Verbeſſerung der Kunſt, leſen zu lehren ꝛc. von J. B. Baſedow. Leipzig und Hamburg, 1785.

Deſſelben Geſchenk zum Leſen lernen, zur Gotteskenntniß und zur nothwendigen Sprachrichtigkeit. 8. Leipzig, 1786.

Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weiſe leſen zu lehren, nebſt einem dazu gehörigen Buchſtaben- und Sylbenſpiele in ſechs und zwanzig Karten, und einer Vorrede, welche jeder leſen muß, der dieſes Büchlein gebrauchen will, von P. G. Campe. Altona, 1778. 8.

Von einer neuen Leſemaſchine, erfunden von Herrn Prof. Wolke in Deſſau, findet man in den pädagogiſchen Unterhaltungen, herausgegeben von dem Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute. 12tes St. N. 4.

Vom harmoniſchen Leſen kann man in Walchs philoſophiſchem Lexicon, 4te Auflage, Leipzig, 1775. Th. 1. Col. 2255 nachleſen.

Leſen, **Leeſen**, iſt ein herzoglich Sachſengothaiſches Dorf im Fürſtenthum und Amte Altenburg.

Leſepult, oder auch **Leſepulpet**, iſt eine Art eines beſonders eingerichteten Tiſches, an welchem man ſitzet oder ſtehet, und für ſich lieſet — oder andern

etwas

etwas vorlieſet. Man hat dieſe Leſepulte von verſchiedenen Einrichtungen; einige ſind horizontal, wie ein Tiſch, einige aber auch wieder ſchräge; andere ſind wieder ſo eingerichtet, daß ſie beym Sitzen und Stehen zugleich gebraucht werden können, da ſie denn im letzten Fall in die Höhe geſchoben werden. Da aber die Leſepulte auch zugleich Schreibepulte (wenigſtens in den mehreſten Fällen,) ſeyn müſſen, ſo wird in den Artikeln Schreibetiſch und Schreibepult darüber zur Genüge vorkommen.

Leſer, iſt ein kleiner Fluß im Erzſtift Trier, welcher ſich Veldenz gegen über in die Moſel ergießt.

Leſer, (der) im Fëminin. die Leſerin, eine Perſon, welche lieſet, (colligit,) beſonders in den Zuſammenſetzungen Kornleſer, Weinleſer, Federleſer u. ſ. w. Ueberhaupt aber iſt der Leſer oder die Leſerin diejenige Perſon, welche aus Erbſen, Linſen, Reiß, Hirſe ꝛc. die faulen und wurmſtichigen, Steine, Staub und andern Unrath abſondert; — von dem Salat die verdorbenen Blätter, und anderes unnützes Zeug u. ſ. w. Auch bedeutet es ſo viel, als ſammeln, und wird beſonders bey nachfolgenden Wörtern, als Aehren leſen, Weinleſen ꝛc. gebraucht. Die erſte Art dieſes Leſens gehört unter die Arbeiten, dadurch man ſchwachen Leuten etwas zu verdienen geben, und ſie vom Betteln abziehen kann.

In der Landwirthſchaft läßt man aber auch durch das Geſinde allerley Getreide und Sämereyen ausſammeln, und hier heißen diejenigen Perſonen, welche ſolches verrichten, Leſer oder Leſerinnen.

Leſerey; gewöhnlich überſetzt man das Wort Lektüre ſo; es ſcheint aber, daß Leſerey mehr auf

bloß unterhaltende, Lektüre aber mehr auf nützliche Sachen ſeine Beziehung hat.

Leſerlich, iſt ein Adjectivum und Adverbium, in ſeinen Graden, leſerlicher und leſerlichſte, und bedeutet etwas, welches man leſen kann. Eine leſerliche Hand ſchreiben. Eine leſerliche Schrift. Die Urkunde iſt nicht mehr leſerlich, u. ſ. w. Die in der Mitte, wie es ſcheint, um des Wohlklangs willen eingeſchobene Sylbe er, damit das s nicht, wenn es ohne Vocal ſtünde, zu hart lauten möchte, findet ſich auch in lächerlich, fürchterlich, dem gemeinen mörderlich u. ſ. f. Indeſſen iſt für leſerlich auch leslich und im Oberdeutſchen auch lesbar üblich.

Leſerlohn, iſt der Lohn, welchen man für das Leſen der Früchte oder anderer Dinge bezahlet, beſonders der Lohn, welchen die Weinleſer in den Weinbergen bekommen. Der Plural dieſes Wortes iſt nicht gebräuchlich.

Leſeſchule, iſt eine Schule, in welcher die Kinder leſen lernen.

Leſeſpiel, iſt ein in einigen Gegenden bekanntes Spiel, welches einer Geſellſchaft manches Mahl zu großer Aufmunterung dienet, und das Zwergfell erſchüttert. Es ſetzen ſich nähmlich die dieſem Spiele ſich unterziehenden Perſonen um einen Tiſch, eine davon nimmt ein Buch, oder welches noch luſtiger anzuhören iſt, Zeitungen. Jede der andern Perſonen hat ſich einen gewiſſen Stand, oder ein gewiſſes Handwerk erwählet, und muß einen Vorrath ſolcher Wörter bey der Hand haben, die ſich darauf beziehen. Z. B. Hätte einer für ſich den Schuſter gewählet, ſo müßte er ſich auf die Subſtantiva Leiſten, Leder, Schurzfell, Schwärze, Spannriem, Raſpel und dergleichen mehr, beſinnen, um gleich eines davon nennen zu können;

wäre ein anderer wieder ein Schneider, ein dritter ein Tiſchler u. ſ. w. ſo haben dieſe eben ſolche Pflicht auf ſich. Iſt dieſes alles geſchehen, ſo fängt der Leſer an, laut und langſam zu leſen, und bey jedem Subſtantivo, oder Nomine proprio, ſo wie er es der Sache angmeſſen hält, ſchweigt er und ſieht einen aus der Geſellſchaft an, wobey er der Reihe nach rund geht; derjenige welcher angeſehen wird, weiß nun ſchon immer, wenn er daran kommt, und hat alſo ſein Wort aus ſeinem Stande ſo gleich bey der Hand, und ſagt es, alsdannn folgt in der Reihe der zweite, der dritte u. ſ. w. wodurch theils ein drolliger Verſtand, theils auch ein lächerlicher Unverſtand heraus kommt.

Leſeſtein, nennet man beym Bergbaue eine gewiſſe Art reichhaltiger Eiſenſteine, welche auf oder unter der Erde in Geſchieben angetroffen werden, da man ſie dann zuſammen zu leſen, und auszuſchmelzen pflegt. Befindet dieſes Geſtein ſich gleich unter dem Raſen, ſo heißt es Raſenſtein, findet man es aber oft auf Wieſen, ſo heißt es Wieſenſtein.

Leſeſtunde, iſt eine Stunde, in welcher man im Leſen (Bücher-oder Schriftleſen) Unterricht giebt, oder empfängt.

Leſeübung, iſt das Leſen in der Rückſicht, um leſen zu lernen.

Leſezeit, iſt diejenige Zeit, da gewiſſe Dinge geſammelt werden, z. B. wenn die Trauben reif werden, und man die reifſten ausſucht, ſo iſt dies die Leſezeit oder Weinleſe u. dgl. mehr.

Lesgier, Lekzier, von den Ruſſen Lesginzi, von andern bisweilen Kumücken oder auch Dageſtaner, d. i. Bergbewohner, genannt, ſind Völker, die theils zwiſchen, theils nahe unter dem Caucaſiſchen

Gebirge oſtwärts, gegen das Caſpiſche Meer hin, wohnen. Sie ſind Sonnitiſche Muhamedaner. Ihr Land heißt Lesgiſtan, und theilt ſich in verſchiedene Diſtricte, die eigene Fürſten haben. Einer davon ſtehet unter dem Uzenei Chan oder Regenten von Kaidack.

Leſina, Lezina, iſt eine Inſel nebſt einer Stadt gleiches Namens auf dem Venetianiſchen Meerbuſen, gegen die Küſten von Dalmatien, hat den Titel eines Herzogthums, gehört den Venetianern, und die Einwohner nähren ſich vom Sardellenfange. Die Stadt hat einen guten Hafen, und eine nahe dabey auf einem Berge gelegene Citadelle, wie auch einen Biſchof unter den Erzbiſchof von Spalatro gehörig. Dieſe Inſel iſt voller Haſen und Kaninchen, trägt treffliche Feigen, und es wächſt auch ſehr viel Rosmarin hieſelbſt, daher auch der beſte Spiritus dieſes Nahmens nebſt dem Aqua di Regina oder dem ſogenannten Ungariſchen Waſſer hier gemacht wird.

Leſina, eine Stadt im Königreich Neapel, in der Provinz Capitanata, an einem See, nicht weit vom Meer, nebſt einem Biſthum, unter dem Erzbiſchof zu Benevento gehörig.

Leskard, eine Stadt in der Landſchaft Cornwall in England, welche ſtarken Garnhandel hat, und zwey Deputirte zum Parlement ſchickt.

Leskau, iſt ein Marktflecken in Böhmen, im Pilsner Kreiſe.

Lesko, ein Churſächſiſches adliches Dorf und Rittergut in der Nieder-Lauſitz, im Lübbenſchen Kreiſe, in der Herrſchaft Liberoſa.

Leskow, ein Churbrandenburgiſches adliches Dorf in der Neumark, im Corbuſer Kreiſe.

Leskowitz, ein königl. Böhmiſches Dorf in Oberſchleſien, in der Minderherrſchaft Friedeck.

Leslich; ſ. leſerlich.

Leſly, eine kleine Stadt in der Provinz Fife, in Nordſchottland, anderthalb Meilen von dem Einfluſſe des Levin.

Leſmer Strotel, ein Churhannöveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Gericht, und bey Leſum.

Leſſa, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Meißniſchen Kreiſe, im Amte Großenhayn.

Leſſau, iſt ein Amt und Dorf in der Amtshauptmannſchaft Culmbach, im Fürſtenthum Bayreuth.

Leſſe, eine Prämonſtratenſer Abtey, an der Maas, nicht weit von Dinant, in der Grafſchaft Namur.

Leſſen, poln. Laszin, iſt ein Städtchen in Weſtpreußen, im Culmer Gebiet, ohnweit Graudenz.

Leſſen, Leſſines, iſt eine Stadt am Fluſſe Dender, im Oeſtreichiſchen Hennegau, und iſt wegen der Leinweberey bekannt.

Leſſen, (Groß und Wenig) königl. Preuß. adliche Dörfer in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Grünbergſchen Kreiſe.

Leſſen, (Groß und Klein) Churhannoveriſche Dörfer in der Grafſchaft Hoya, im Amte Ehrenburg.

Leſſendorf, ein königl. Preuß. adliches Gut und Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Freyſtädter Kreiſe.

Leſſentin, ein Dorf und Rittergut in Hinterpommern, im Labesſchen Kreiſe,

Leſſöe, iſt eine Däniſche Inſel in dem ſogenannten Cattegat, auf dem Jütländiſchen Ufer, der Stadt Aalborg gegenüber, iſt rings umher mit Sandbänken unter dem Waſſer umgeben. Sie gehört den Domherrn zu Wiborg, und es wird ziemlich gutes Salz darauf geſotten.

Leſſonitz, iſt ein Dorf in Mähren, im Znaimer Kreiſe.

Leſſus, war ein ganz beſonderes Klaggeheule bey den Römern, dergleichen die Weiber bey einer Leiche machten; man fand aber Urſache, ſolches abzuſchaffen, und bereits die Geſetze der XII Tafeln verboten es mit folgenden Worten: Molieres. faciem. nei. carpundot. neive. cenas. ratundot. neive. *Leſom.* ſoneris. ercod. habentod. Es haben aber auch ſchon die alten Gelehrten *Sex Aelius* und *L. Acilius* nicht gewußt, ob dieſes *Leſos* ein Kleid, oder etwas anderes geweſen, welches aber doch *L. Aelius* von einer ejulatio lugubri verſtanden. (*Cicero.* de leg. lib. II. c. 23.) Es iſt ſolches der Griechen λινος, dergleichen auch ſchon Solon verboten; (*Cic.* l. c. und *Voſſ.* Etymol. in *Leſſus.*) obgleich ſonſt auch ſelbſt die Göttinnen dergleichen bey den Leichen der Ihrigen nicht unterlaſſen haben ſollen.

Leſtin, iſt ein adliches Dorf in Hinterpommern, im Cöslinſchen Kreiſe.

Leſum, ein Hannoveriſches Pfarrdorf und adliches Gericht, im Herzogthum Bremen.

Letech, auch *Lethec*, war ein jüdiſches Getreidemaß, und wog an Wein oder Waſſer 400 Pfund, an Getreide aber 300 Pfund. Hiernach kann man ohngefähr beſtimmen, wie viel es nach unſern Scheffeln betragen hat.

Lethargus, wird der höchſte Grad der Schlafſucht genannt, in welchem der Menſch kaum zu erwecken iſt und wenn er aufgeweckt wird, alsdann raſet, und gleichſam alles vergeſſen hat; es iſt ſolches zwar nicht immer eine tödtliche, aber doch gefährliche Krankheit.

Lethe, war nach den alten Dichtern einer von den hölliſchen Flüſſen, in welchem das Waſſer vorzüg-

züglich auch die Eigenſchaft hatte, daß derjenige, welcher davon getrunken, alles vergaß, was zuvor mit ihm vorgegangen war.

Lethemathe, iſt ein Pfarrdorf und Ritterſitz in Weſtphalen, in der Grafſchaft Limburg.

Lethraborg, Ledreborg, iſt eine Grafſchaft und Schloß, nicht weit von Roſchild, auf der Däniſchen Inſel Seeland, wo man noch Ueberreſte einer alten königlichen Reſidenz und den ſteinernen Königsſtuhl, wo die Könige die Huldigung einnahmen, findet. Man ſehe den Art. Leire.

Letmeuſel, ein Bayreuthſches Dorf, in der Amtshauptmannſchaft Culmbach, bey Himmelskron.

Letſchen, ſ. **Lötſchen**.

Letſcher, ſ. **Litſcher**.

Letſchin, ein Dorf in der Mittelmark, im Lebuſiſchen Kreiſe, im Amte Wollup.

Letſchow, ein Mecklenb. Schwerinſches Dorf, im Amte Schwan.

Lette, ein biſchöflich Münſterſches Dorf in Weſtphalen, im Amte Horſtenar.

Letten (der) iſt überhaupt eine Benennung verſchiedener zäher, fetter Erdarten. Die zähe, weiche Beſchaffenheit, und das Zuſammenhängende, iſt ohne Zweifel der Grund der Benennung, ſo, daß dieſes Wort mit Lutum, Klette, Kloß, (im Plattdeutſchen Klut) Lehm Leim, Kley, (die im Niederſ. ſo genannte fette Erde,) u. a. m. eines Geſchlechts iſt. Lättjord bedeutet im Schwediſchen ein Boden, welcher leicht weich und ſchmierig wird. Im Walliſchen iſt Llaid, im Isländiſchen Ledia, Koth, und im Finnländiſchen Letto ein ſumpfiger Ort.

Sonſt verſteht man unter Letten 1) den gemeinen Töpferthon, welcher gewöhnlich blau iſt; und im Waſſer zu einer zähen Maſſe wird.

Dieſe Bedeutung iſt im Oberdeutſchen faſt allgemein bekannt, ſo wie man auch Lehm eben ſo nennet; man ſehe dieſen Artikel. 2) Beym Bergweſen iſt Letten eine zähe, fette und ſchmierige Bergart, wie Thon, doch von vielerley Farben, als weißer, ſchwarzer, grauer und gelber Letten. Die ſchwarze Bergart halten die Bergleute für die beſte, ſie iſt faſt wie Thon, welchen man zwiſchen dem Geſteine in der Grube neben den Erzgängen findet, und auch Beſteg nennet. Der weiße Letten iſt zuweilen ſilberhaltig.

Letten, Lettland, *Lettonia* iſt ein Theil von Liefland, welcher gegen Norden an Eſthland, gegen Süden an Curland, gegen Oſten an Rußland, und gegen Weſten an den Meerbuſen von Riga gränzet. Die lettiſche Sprache, die mit der Littaniſchen im Grunde einerley iſt, wird, außer dem Lettlande auch in Curland und Semgallen und am Curiſchen Hof, in Oſt-Preußen geſprochen. Der Hauptort dieſer Landſchaft iſt das, unſern Oekonomen wegen des ſchönen Leinſamens und Flachſes ſo berühmte Riga.

Dieſe Stadt iſt ſeit 1660 die Hauptſtadt des ganzen Landes, ſie liegt am Fluße Düne und ihr Rath beſteht aus Adlichen. Sie iſt eine große Handelsſtadt, und zugleich eine ſehr gute Feſtung, welche ſich im Jahre 1710 nach einer langwierigen Blockade an die Ruſſen ergeben mußte, als eben die Peſt grauſam in der Stadt wüthete. Hierauf wurde ſie von den Ruſſen noch ſtärker befeſtiget. Das hieſige Schloß iſt viereckig, mit vier Thürmen und ſechs Baſtionen, und hat ein doppeltes Arſenal, davon das eine von dem Monarchen, das andere vom Magiſtrat unterhalten wird. Sie hat mit dem Dom fünf lutheriſche, eine refor-

mirte und ſechs ruſſiche Kirchen. Das Rathhaus iſt ein anſehnliches Gebäude. Es iſt hier das kaiſerliche Hofgericht von Liefland, der Sitz des Gouverneurs und ſeiner Kanzley, auch des evangeliſchen General-Superintendenten; ſo wie auch das Ober-Conſiſtorium hier ſich befindet. Eben iſt hier ein kaiſerliches Lycäum und ein ſchönes evangeliſches Stadt-Gymnaſium. Vor der Reformation war auch ein großer Erzbiſchof in dieſer Stadt, die im Sommer mit den Engländern und Holländern zur See, im Winter aber mit den übrigen Ruſſiſchen Provinzen zu Lande einen ſtarken Handel treibt.

Im Jahre 1771, im Frühlinge litte dieſer Ort großen Waſſerſchaden. Das Eis und das Waſſer ging ſogar über die Wälle; über 500 Häuſer riß die Fluth mit ſich in die See fort, und man rechnet auf 400 Menſchen, die dabey das Leben verloren haben.

Sonſt ſind im Lettenlande noch Dünamünde zu merken. Es iſt dieſes eine gute Feſtung, zwey Meilen von Riga, am Düna Fluß, wodurch der Hafen vor Riga gedeckt wird. Die ankommenden Schiffe aus der Oſtſee müſſen hier den Zoll abgeben. Hier hielt ſich die abgeſetzte Großfürſtin Anna mit ihrem Gemahl und Kindern 1743 bis 1744 im Exilio auf. Die Feſtung iſt von den Schweden im Jahr 1609. 1618. 1701. von den Sachſen 1700, und von den Ruſſen 1710 erobert worden. Von den übrigen Städten Rokenhauſen, Wolmar, oder Walmar, Wenden, dem Schloſſe Schmilden, u. ſ. w. iſt ſo ſehr viel nicht hier zu ſagen, weil es der Raum nicht zugiebt.

Letten, iſt ein Stadt-Nürnbergiſches Dorf und Schloß in Franken, bey Nürnberg.

Let-

Letten, ein dergleichen Dorf im Pflegeamt Hilpoldſtein, bey Gräfenberg.

Letten, ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, im Amte Schelmberg, eine Meile von Staffelſtein.

Lettenhaue (die) Lettenhau, Breitenwilhau, auch, die breite Weilhaue, iſt beym Bergbaue eine Haue, (oder wie wir ſagen würden, Hecke oder Bicke,) welche ohngefähr 1 Fuß lang, in der Mitte 1 Zoll dick, am Ende aber mit einer ſtählernen 1½ Zoll breiten Schneide oder Schärfe verſehen iſt, und einen 2½ Fuß langen, hölzernen Stiel hat. Mit dieſem Werkzeuge wird das lettige Gebirge losgebrochen. Wo ich nicht irre, ſo hat man Lettenhauen, deren Schneiden parallel mit dem Stiele laufen, und auch ſolche, wo die Schneiden, eben wie die Schneiden einer Hacke, in die Quer gehen.

Lettenſchmitz, iſt eine im Bergbaue übliche Benennung des Lettens, oder einer lettigen Erdart, wovon im Art. Schmitz mehr geſagt werden wird.

Letter, iſt ein Churhanoveriſches Dorf im Fürſtenthum Callenberg, im Amte Blumenau.

Letter, oder **Lettern**, werden die metallenen Buchſtaben der Buchdrucker genannt, womit ſie die Bücher drucken. Seit einiger Zeit ſagen ſie auch Schriften, woher ſich die Setzer auch Schriftſetzer nennen, welches dem deutſchen Sprachgebrauche angemeſſen iſt. Indeſſen, da der Ausdruck Lettern eben ſo gewöhnlich und bekannt, als Schriften iſt, ſo glaube ich ſchon hier eine Auskunft, wenigſtens von den deutſchen Schriften oder Lettern geben zu müſſen. Alle deutſche Schriften bekommen nach ihrer Größe einen beſondern Vornahmen. — Allen bleibt aber das Wort Fractur bis auf die Schwabacherſchrift, und die, nach Art der geſchriebenen Buchſtaben geformten Schreib-

let-

lettern. Alle lateiniſchen Druckſchriften heißen Antiqua, doch die lateiniſchen geſchobenen Schreiblettern Curſiv.

Die gebräuchlichen und allgemeinen Nahmen der Schriften ſind folgende:

1. Imperial. 2. Real. 3. Principal. 4. Miſſal. 5. Sabon. 6. Canon. 7. Roman. 8. Text 9. Parangon. 10. Tertia. 11. Mittel. 12. Cicero. 13. Brevier oder Rheinländer. 14. Garmond oder Corpus. 15. Petit oder Jungfer. 16. Colonel. 17. Nonpareille. 18. Perl.

Nach den unterſchiedlichen Gattungen von einer Schrift vermehren ſich dieſelben folgender maſſen; als:

Miſſal Fractur. Miſſal Antiqua. Sabon Fractur. Sabon Antiqua. Grobe Canon Fractur. Grobe Canon Antiqua. Kleine Canon Fractur. Kleine Canon Antiqua. Kleine Canon Curſiv. Roman Fractur. Roman Antiqua. Roman Curſiv. Text Fractur. Text Schwabacher. Text Antiqua. Text Curſiv. Parangon Fractur. Parangon Schwabacher. Parangon Antiqua. Parangon Curſiv. Grobe Tertia Fractur. Grobe Tertia Schwabacher. Grobe Tertia Antiqua. Grobe Tertia Curſiv. Kleine Tertia Fractur. Kleine Tertia Schwabacher Kleine Tertia Antiqua. Kleine Tertia Curſiv. Grobe Mittel Fractur. Grobe Mittel Schwabacher. Grobe Mittel Antiqua. Grobe Mitiel Curſiv. Kleine Mittel Fractur. Kleine Mittel Schwabacher. Kleine Mittel Antiqua. Kleine Mittel Curſiv. Grobe Cicero Fractur. Grobe Cicero Schwabacher. Grobe Cicero Antiqua. Grobe Cicero Curſiv. Kleine Cicero Fractur. Kleine Cicero Antiqua. Kleine Cicero Curſiv. Brevier Fractur. Brevier Schwabacher. Brevier Antiqua. Brevier Curſiv.

Gr.

Grobe Garmond Fractur. Gr. Garmond Schwab. Grobe Garmond Antiqua. *Gr. Garmond Curſiv. Kleine Garmond Fractur. Kleine Garm. Schwab. Kleine Garmond Antiqua. Kleine Garm. Curſiv. Grobe Petit Fractur. Grobe Petit Schwabacher. Grobe Petit Antiqua. Grobe Petit Curſiv. Kleine Petit Fractur. Kleine Petit Antiqua. Kleine Petit Curſiv. Cononel Fractur. Cononel Schwabacher. Grobe Nonpareille Fractur. Kleine Nonpareille Fractur. Nonpareille Schwabacher. Nonpareille Antiqua. *Nonpareille Curſiv. Perlen Fractur. Perl Antiqua, welche in Deutſchland bis jetzt noch nicht verfertiget iſt.

Letterbach, iſt ein adliches Gut im Fränkiſchen Ritterorte Röhn und Werra.

Letterbach, (**Unter**) iſt ein ritterſchaftliches Schloß und Dorf im Fränkiſchen Ritterort Gebürg, eine Stunde von Lichtenfels.

Letterholz, Lignum literatum, bey den Amerikanern Pira Timinere, auch Muscatenholz genannt, weil in ſeinem rothen Grunde ſchwarze und purpurfarbene Adern, wie in einer aufgeſchnittenen Muscatennuß ſpielen, und oft den Anſchein haben, als wären ſie Buchſtaben. Der Baum, wovon dieſes Holz kommt, iſt lang und glatt, ſeine Aeſte ſtehen hoch, und haben das Anſehen eines Birnbaumes. Das Holz wird von den Tiſchlern zu eingelegter Arbeit gebraucht.

Letterwechſel, Buchſtabenwechſel, iſt in der einen Bedeutung diejenige, jetzt ganz aus der Mode gekommene Tändeley, da man die Buchſtaben eines Wortes ſo lange verſetzt, bis ein anderes Wort heraus kommt. In der andern Bedeutung iſt es eine grammaticaliſche Figur, die im Lateiniſchen theils Metatheſis, theils Antitheſis genennet wird. Jene iſt, wenn die Buchſtaben verſetzt werden,

z. B. *i prae* für praei, Brennſtein für Bernſtein, Bauren für Bauern, manglen für mangeln. Durch den gelehrten Nahmen der Metatheſis. können viele orthographiſche Schnitzer entſchuldiget werden. Die Antitheſis iſt, wenn ein Buchſtab für einen andern geſetzt wird, z. B. *volnus* für vulnus, *olli* für illi, *faciundum* für faciendum, Wittib für Wittwe, entfangen für empfangen u. ſ. w. Auch dieſe Figur iſt ein bequemes Mittel, wodurch die Grammatiker viele Schreibfehler entſchuldigen können.

Lettricht, iſt ein Adjectivum und Adverbium, und bedeutet ſo viel als dem Letten ähnlich. Ein lettrichter Boden, ein ſolcher, den man der Aehnlichkeit wegen für Letten, Lehm oder Thon halten ſollte.

Lettig, iſt ebenfalls ein Adverb. und Adject. und bedeutet, Letten enthaltend, oder, aus Letten beſtehend. Es iſt daher ein lettiger Boden ein ſolcher welcher wirklich Letten oder Lehm in ſich enthält.

Lettin, iſt ein Dorf und Vorwerk im Saalkreiſe des Herzogthum Magdeburg, im Amte Giebichenſtein, eine Meile von Halle.

Lettiſche Sprache, iſt überhaupt diejenige Sprache, welche in Liefland, Curland, und mehreren angränzenden Ländern geredet wird. Ueber den Urſprung dieſer Sprache ſind die Meinungen noch ſo ſehr vertheilt, daß ſich zur Zeit nichts zuverläſſiges davon ſagen läßt. Sie hat nach den verſchiedenen Provinzen auch verſchiedene Mundarten; dahin gehört erſtlich die eigentlich ſo genannte lettiſche Sprache, die auch die curiſche und in Curland und Liefland die undeutſche genannt wird. Sie wird in dem Theile von Liefland, welcher Lettland heißt, in den Herzogthümern Curland

und

und Semgallen und dem Stifte Pelten, im polniſchen Liefland, in Schamaiten und in Oſtpreußen an dem curiſchen Haf, als Landesſprache geredet. Sie iſt jetzt mit vielen ſlaviſchen und deutſchen Wörtern vermiſcht, und eine Menge ihrer Stammwörter und Bildungen haben mit der älteſten ſlaviſchen, gothiſchen, ja ſelbſt mit der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache, viele ungeſuchte Aehnlichkeit, welches ihr hohes Alter und ihre urſprüngliche Einfalt beweiſet. Dieſe Sprache hat wieder ihre verſchiedenen Dialecte. Der beſte und reinſte iſt theils der ſemgalliſche in Curland und Semgallen um Mietau und Bauſke herum; theils der lettländiſche um Riga, Wolmar und Wenden herum, und nach dieſem iſt die Bibel ins Lettiſche überſetzt. Der ſchlechteſte iſt theils der polniſch-liefländiſche bey den ſo genannten Rehden oder Rehdingen und der Oberlautziſche im Seel- und Dünabergiſchen Diſtricte bey den ſo genannten Pintainen an der Düna; theils der curländiſche im libauiſchen Diſtricte bey den ſo genannten Tahmen oder Thahmmeecken. Im Oberlautziſchen wohnt eine Art Letten zerſtreut, die man Suicken nennt, und ein Gemiſche von Littauern, Ruſſen, Finnen und andern Völkern, und deren Sprachen ſind.

Zweitens die littauiſche Sprache. Dieſe iſt ein Haupt-Dialect vom Lettiſchen, und wird als Landesſprache im Preußiſchen oder Klein-Littauen neben der deutſchen, und in dem angränzenden Polniſchen oder Großherzogthum Littauen in zwey verſchiedenen Mundarten, nähmlich der klein- und groß-littauiſchen geſprochen, und man hat auch eine littauiſche Bibel. Sie hat von den Littauern, die ohne Zweifel mit den Letten urſprüng-

lich

lich ein Volk ſind, den Nahmen. Von beyden Sprachen hat man Grammatiken, und man gebraucht im Schreiben die deutſchen, auch wohl die lateiniſchen Buchſtaben.

Drittens die ehemahlige preußiſche Sprache, die vielleicht nur ein Dialect von der klein = littauiſchen geweſen, in unſerm Jahrhunderte aber ausgegangen iſt, nachdem der Reſt der alten Preußen durch die Peſt meiſtens ausgeſtorben, und das Königreich Preußen ſo wohl mit franzöſiſchen Flüchtlingen als Deutſchen aus Franken, der Pfalz, Salzburg ſo wie auch aus der Schweiz beſetzt, und dadurch die deutſche Sprache zur allgemeinen Landesſprache geworden iſt.

Lettnin, iſt ein adliches Dorf in Hinterpommern, im Pyritzer Kreiſe.

Lettowitz, ein Marktflecken, feſtes Bergſchloß und Herrſchaft in Mähren, im Brünner Kreiſe an der Zwittawa.

Lettres de Cachet, waren ehemahls eine Art königlicher Befehle in Frankreich, welche auf einer Oblate mit dem kleinen königlichen Petſchaft (cachet) verſiegelt, und von einem Staats=Sacretair unterſchrieben waren. Sie betrafen mancherley Gegenſtände, über welche der König beſonders Befehle zu ertheilen hatte. Diejenigen, welche Gefangenſetzungen, Verbannungen ꝛc. gewiſſer Perſonen aus bloßer Gewalt eines Miniſters, zum Gegenſtande hatten, ſind 1789 von der Nationalverſammlung aufgehoben worden.

Lettres de Marque oder *de Repreſſailles*, Repreſſalienbriefe, werden ertheilt von einem Fürſten, deſſen Unterthanen von demjenigen eines andern Schaden gelitten haben, deſſen Erſetzung verweigert wird. Dadurch erlangen die Beleidigten Erlaubniß, gegen die Unterthanen des andern Für-

ſten

ſten auf gleiche Art zu verfahren. Dieſe Briefe ſind beſonders im Seeweſen gebräuchlich.

Letwitz, Lettewitz, ein Dorf im Herzogthum Magdeburg, im Saalkreiſe, im königlichen Amte Wettin bey Wettin.

Letze, (die) iſt ein nur in einigen oberdeutſchen Gegenden übliches Wort, eine Vertheidigung an der Gränze, eine Landwehre, und hernach auch wohl, eine jede Gränze zu bezeichnen. Man kann hierüber Friſchens Wörterbuch nachſchlagen, wo mir aber doch die Ableitung dieſes Wortes nicht ganz richtig ſcheint. Im Theuerdank kommt aber das Wort Lytz vor, und bedeutet ein Gewehr, ein Werkzeug der Vertheidigung, und des Angriffes, ſo wie auch noch Litzen an den Kleidern darum gemacht werden, daß ſie die Stöße oder Säume erhalten ſollen (*).

Letze, (die) iſt ein jetzt im Hochdeutſchen ſchon ſehr ungewöhnlich gewordenes Wort. Es bedeutete 1) ein Geſchenk, welches man bey ſeinem Abſchiede einem andern zum Andenken, oder zum Vergnügen machte. (Friſch führet eine Stelle aus

(*) Es kann aber meiner Meinung nach, das im Theuerdank vorkommende Wort Loz in ſo fern es ein Gewehr bedeutet, von dem Worte Litz, eine Sehne oder Schnur herkommen. Bekanntlich ſchoſſen die Alten mit dem Bogen, und hierzu gehörte vorzüglich die Sehne oder Litze. Da es aber von jeher gebräuchlich iſt, manches Mahl nur einen Theil einer Sache für das Ganze zu nennen, ſo wie man Rohr Schiebenrohr zu einem gezogenen Gewehre ſagt, da doch das Rohr nur ein Theil des Gewehres iſt, ſo kann man vielleicht auch Litze für alles übrige zum Bogen gehörige genommen haben, welches nach einigen Mundarten auch Letze ausgeſprochen wird.

Im Holländiſchen heißt der Bogen ſowohl als der Pfeil Flitz, ſo wie man im deutſchen auch noch zuweilen Flitz- oder Flitſchbogen, und Flitz- oder Flitſchpfeil findet. In der recht platten mecklenburgiſchen Sprache, heißt es Litz-oder Flitzbag'n. Das F. kann leicht hinzu gekommen ſeyn, ſo wie mehrere deutſche Wörter Zuſätze von Buchſtaben erhalten haben, wodurch ſie von dem eigentlichen Stammworte verſchieden zu ſeyn ſcheinen.

aus Wurſtiſens Baſeler Chronik an, worin dieſes Wort Lezina lautet.) Das laß ich dir zur Letze, in einem alten Kirchenliede, zur Freude, zum Andenken u. ſ. w. Vielleicht gehört auch die im gemeinen Leben übliche Redensart: zu guter Letzt hieher, da ſie denn eigentlich, zu guter Letze heißen müßte, d. i. zum freundlichen Abſchiede. 2) Bedeutete dieſes Wort ein Ueberbleibſel, ein Ueberreſt; eine nur noch im Oberdeutſchen übliche Bedeutung.

Letzen; ſ. **Verletzen**.

Letzen, iſt ein Verb. regul. act. und bedeutet, vergnügen, beluſtigen, erfreuen. Es iſt aber dieſes Wort in dem gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutſchen ſchon veraltet, und kommt daher nur noch zuweilen bey einigen Dichtern vor, als 1) überhaupt; z. B.

Du letzeſt mir mein Leben. Opitz.
Wer ſeinen Muth will letzen
Mit ſchneller Jagd und Hetzen. Eb. daſ.
Mein Auge wird ſich wohl
An den Belügern letzen. Eb. daſ.
Sie wird ſich wohl einmahl am Bilde letzen wollen. Gellert.
Wenn ſie (die Götter) Ambroſia
Und Nectar letzen ſoll. Weiſſe.

2) In engerer Bedeutung, ſich mit einem andern letzen, ſich bey dem Abſchiede noch einmahl mit ihm vergnügen. z. B.

Mein Freund ich komme bald, mich noch mit dir zu letzen. Günther.
Wie einander umarmend, bey einem ſchleunigen Marſche
An den Ecken der Straßen die Krieger und Mägde ſich letzen. Zachariä.

Daher die noch im Oberdeutſchen gangbaren Wörter: der Letzkuß, der Abſchiedskuß, die Letzpredigt, die Abſchiedspredigt, der Letzſchmaus, u. ſ. w.

Dieterich von Stade erklärt ſich in ſeinem ſchon oft angeführten Buche (Erläuter- und Erklärung der vornehmſten deutſchen Wörter, deren ſich Doctor M. Luther in Ueberſetzung der Bibel gebrauchet) über das Wort Letzen unter andern auf folgende Weiſe:

„Sonſt heißet Letzen auch ſo viel, als den letzten „Abſchied nehmen: wie Herr Luther ſagt Tom VI. „Jen. fol. 170. a. Chriſtus hat das ſeinen Jüngern „zur Letze gelaſſen: Und ſo kommt es her vom Sächſ. „*lat*, ſero, *latiſt*, noviſſime. Denn, wer zuletzt „kommt, der iſt verhindert und verletzet; wie denn die „Niederländer auch ſagen *letten*, nocere, morari, *let-* „*werck*, inpedimentum. (*) Herr Luther Tom. VII. „Jen. German. über das XIV. Capit. Joh. fol. 42. „b. Concio Chriſti in coena darin ſtudire ich jetzt, „das mag heißen die Letze geben. Lieber Gott was Kunſt „und hohe, herrliche und tröſtliche Worte findet man „darin. So gebrauchet auch Herr Lutherus Letzworte, „in ſelbigem Tomo fol. 115. b. Letztrünklein fol. 199. „2. Belg. Letſe, Laetſe, leſte, vinum protectitium, „Kil. Bibel N. S. zu Cölln gedruckt praefat. 2. *in* „*Matth.* Unde darum dat he wolde wandern tho „den Heyden, unde darumme ſchreff he tho den er„ſten dat *Evangelium Hebreyſch*, dat let he den „Brödern von dem he gink tho der letzten, und „tho einer Gedächtniſſe, u. ſ. w.“

Letzt,

(*) Der Verfaſſer hat die Bedeutung des Wortes Letzen zu Anfange dahin erkläret, daß es ſo viel heiße als nocere, und hierauf ſcheint er wieder zurück zu kommen. Im Ganzen aber nimmt er es ſo, wie es ſchon angegeben worden. Indeſſen mich dünkt, es ſey auch möglich, daß das Wort letzen, in ſo ferne es die Bedeutung des Wohlthuns hat, mit dem Worte lecken ſehr nahe verwandt ſeyn könne. Dieſes heißt im Angelſächſiſchen liccan, beym Ottfried und Notker lechou, u. ſ. w. Und es wird hierunter ein gewiſſes Wohlthun durch Streichung mit der Zunge verſtanden; wahrſcheinlich, da die Menſchen noch nicht modiſch küſſen konnten, leckten ſie, ſo wie einige jetzt noch ſo ſaftig küſſen, als wenn man geleckt wäre. L.

Letzt, iſt ein Adject. und Adverb. welches von Dingen gebraucht wird, welche kein anderes Ding ihrer Art nach ſich haben, ſowohl der Zeit als dem Orte und der Ordnung nach, im Gegenſatze des Wortes erſt.

1) Der Zeit nach. Der letzte Tag im Jahre. Er iſt immer der letzte, kommt am ſpäteſten. Immer das letzte Wort haben wollen. Jetzt komme ich zum letzten Mahle. Der letzte Tag meines Lebens. Oft auch nur Beziehungsweiſe, was bis jetzt noch kein anderes Ding nach ſich hat. Das letzte Mahl, da ich ihn ſahe. Der letzte Krieg, der vorige, ſeit welchem ~~kein anderer~~ Krieg geweſen iſt.

Beſonders von Dingen, welche einen Sterbenden betreffen, z. B. der letzte Wille, das Teſtament. In den letzten Zügen liegen, im gemeinen Leben, im Begriffe zu ſterben ſeyn. Die letzte Oehlung, in der römiſchen Kirche. Einem die letzte Ehre erweiſen, ſeiner Beerdigung beywohnen, u. ſ. w.

2) Dem Orte nach; z. B. der letzte Baum auf dem Felde. Das letzte Haus in der Straße. Die letzte Bank in der Allee.

3) Der Ordnung, und der damit verknüpften Würde, dem Vorrathe u. ſ. f. nach. In einer Proceſſion der letzte ſeyn. Liebe und Haß ſind zwey Leidenſchaften, wovon die erſte oft ſtrafbar wird, die letzte aber faſt jederzeit iſt. Der letzte Endzweck. Das letzte Geld, der letzte Heller u. ſ. w.

Als ein Nebenwort kommt es außer dem zuſammengeſetzten zuletzt ſelten vor; doch gebraucht man im gemeinen Leben, letzt für neulich, jüngſt der Zeit

nach, wofür aber einige Lieber letztens oder letztlich ſchreiben. Obgleich dieſes Wort der eigentliche Superlativ von lat, ſpät iſt, ſo macht man doch ſo wie von erſt und mehr, oft einen neuen Comparativ davon, und zwar nicht nur, wenn nur zwey Glieder vorhanden ſind; z. B. Cajus und Sempronius, erſterer war arm, letzterer aber reich; ſondern auch, wenn man die nächſt vorhergegangene Sache bezeichnen will, als, der letztere Krieg. Die letztere Sonnenfinſterniß.

Den beſtimmten Artikel kann dieſes Wort außer dem jetzt gedachten Comparativ nicht leicht entbehren, ob man ihn gleich in einigen Kanzelleyen oft wegläſſet, wenn es ohne Hauptwort ſtehet, und die nächſt vorher gemeldete Sache oder Perſon bezeichnet. In einigen Redensarten hat man in der vertraulichen Sprache auch das Hauptwort die Letzt, oder die Letzte. Es gehet auf die Letzte, es gehet zum Ende. Auf die Letzte, endlich, am Ende, wie man im gemeinen Leben auch in der Erſt für anfänglich ſagt. Bey den ältern Fränkiſchen und Oberdeutſchen Schriftſtellern lautet dieſes Wort lezeſt, leziſt, im Angelſächſiſchen laeſta, im Holländ. laatſt und leſt, im Plattdeutſchen letzt.

Letztens, iſt ein Adverbium der Zeit, und nur im gemeinen Leben üblich. Man braucht es für neulich, oder jüngſt, oder bey ſolchen Dingen, welche ſeitdem kein anderes ihrer Art nach ſich gehabt haben.

Leuba, (Nieder) iſt ein Churſächſiſches adliches Dorf und Rittergut in der Oberlauſitz, im Görlitziſchen Kreiſe, bey Oſtritz.

Leuba, (Ober) dergleichen Dorf beym vorigen, zum Kloſter Marienthal gehörig.

Leube, (Langen) ein Churſächſiſches Dorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Borna, ſchriftſäſſig nach Salis gehörig.

Leube, (Langen) ein herzoglich Sachſengothaiſches Dorf und Rittergut im Fürſtenthum und Amte Altenburg.

Leube, (Wendiſch) dergleichen Dorf und Rittergut im Amte und bey Altenburg, an der Pleiße.

Leubel, ein königl. Preuß. adliches Gut und Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Wohlau, ohnweit Herrenſtadt.

Leubel, iſt ein ſehr hohes Gebirge, welches Kärnthen und Crein von einander ſcheidet.

Leuben; ſ. Leoben.

Leuben, ein Churſächſiſches amtsſäſſiges Rittergut und Dorf, im Meißniſchen Kreiſe, im Amte und bey Oſchatz.

Leuben, dergleichen Dorf im Kreisamte Meißen, bey Lommatziſch, ſchriftſäſſig nach Schleinitz gehörig.

Leuben, dergleichen Dorf, theils im Oberamte Dresden, ſchriftſäſſig nach Lockwitz, theils im Amte Pirna, ſchriftſäſſig nach Weeſenſtein gehörig, 2½ Stunde von Dresden.

Leuben, iſt ein Dorf in Schwaben an der Donau, eine Meile von Ulm.

Leuben, (Ober und Unter) ſind herzoglich Sachſengothaiſche Dörfer im Fürſtenthum Altenburg, bey Altenburg.

Leuber, ein königl. Preuß. Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Neuſtädtiſchen Kreiſe, der Kämmerey zu Neuſtadt gehörig.

Leubetha, ein Churſächſiſches Dorf im Voigtsländiſchen Kreiſe, im Amte Voigtsberg, eine Meile von Oelsnitz, theils Amtstheil, theils amtsſäſſig nach Ju-

Jugelsburg, theils ſchriftſäſſig dem Rath zu Adorf gehörig.

Leubingen, dergleichen Dorf im Thüringiſchen Kreiſe im Amte Eckartsberga, ohnweit Cölleda.

Leubnitz; ſ. **Leibnitz**.

Leubnitz, ein Churſächſiſches ſchriftſäſſiges Rittergut und Dorf im Erzgebirgiſchen Kreiſe, im Amte Zwickau bey Werdau.

Leubnitz, dergleichen ſchriftſäſſiges Rittergut und Dorf im Voigtländiſchen Kreiſe im Amte Plauen.

Leubnitz, dergleichen Dorf im Meißniſchen Kreiſe, im Oberamte Dresden, bey Dresden, zum Leubnitzer Amt des Raths zu Dresden gehörig.

Leubsdorf, dergleichen Amtsdorf im Erzgebirgiſchen Kreiſe, im Amt Auguſtusburg.

Leubus, iſt ein offenes Städchen, dabey ein reiches und ſehr prächtig gebauetes Kloſter und Abtey Ciſterzienſer Ordens, im Fürſtenthum Wohlau, im Wohlauer Kreiſe an der Oder, drey Meilen von Lignitz. Das Städtchen Leubus und die Abtey liegen eine Viertelſtunde von einander.

Leubuſch; ſ. **Leupuſch**.

Leuca; ſ. **Milchſtein**.

Leucachates, iſt ein Achat, auf welchem weiße Adern laufen.

Leucatte, latein. Leucata, iſt ein altes Städtchen von 121 Feuerſtellen am Leucater oder Salcerſee, nicht weit vom mittelländiſchen Meere, im Languedoc, jetzt Hauptort eines Cantons in Departement des Aude. Man bauete eine Feſtung dahin, um Narbonne zu decken. Die Spanier belagerten es 1637, wurden aber durch den Marſchall von Schomberg geſchlagen. Seit der Eroberung von Ruſſillon wurden die Feſtungswerke geſchleift. Eine kleine halbe franzöſiſche Meile von Leucatte iſt das Cap de la Franqui, das den Schiffern merkwürdig iſt,

weil ſie ſich hier bey einem Ungewitter, hinter eine kleine Inſel in Sicherheit begeben können. Der See oder Teich von Leucatre hängt durch zwey enge Kanäle mit dem Mittelmeere zuſammen, iſt zwey franzöſiſche Meilen lang und eine breit.

Leuchdorn; ſ. Leichdorn.

Leuchel, iſt das Eryſimum Alliaria *Linn.* ſ. Encykl. Th. I. S. 514. Art. *Alliaria.*

Leuchte, (die) bedeutet 1) ein jeder leuchtender Körper, ein Licht, eine Lampe u. ſ. f. eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher es noch mehrmahls in der Deutſchen Bibel vorkommt. Das reinſte Oel zur Leuchten, (Leuchte,) daß man allezeit oben in die Lampen thue, 2 Moſ. 27, 20. und ſo in andern Stellen mehr. 2) In engerer Bedeutung eine Laterne, in welchem Verſtande es noch im gemeinen Leben vorkommt, beſonders im Niederſächſiſchen, wo man es, wenn man hochdeutſch ſpricht, auch häufig gebraucht; z. B Nimm eine Leuchte, es iſt dunkel. Im Plattdeutſchen ſagt man Lucht und auch Lücht, im Däniſchen Lychte, Schwed. Lykta, Isländ. Luktare, Finnländ. Lyhty. Uebrigens ſehe man den Art. Laterne.

Leuchten, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Oels im Bernſtädtſchen Kreiſe, dem Collegiat=Stift zum heil. Kreuz vor Breslau gehörig.

Leuchten, iſt ein Verb. regul. Act. welches nur im gemeinen Leben einiger Gegenden gebräuchlich iſt, wo es verſchneiden, caſtrieren bedeutet, und beſonders von dem Verſchneiden der Lämmer gebraucht, oft aber auch leichten geſchrieben und ausgeſprochen

 wird.

wird. (Man ſehe dieſen Artikel.) Die Verſchneidung ſelbſt und die Zeit, da ſolche geſchiehet, heißt alsdann die Leuchte. Friſch hat irgendwo Leichtung gefunden, welches er durch Schafſchur erkläret.

Leuchten, im eigentlichen Sinne, Licht von ſich geben, die umſtehenden Sachen helle machen, iſt ein Zeitwort, welches man als ein Neutrum, und auch als ein Activum gebrauchet. Bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern liuchtan, im Niederſächſiſchen luchten und lüchten, beym Ulphilas liuhtjan, wo lauhatjan auch blitzen bedeutet, im Angelſächſ. lythan, im Däniſchen lyſe.

Figürlich bedeutet dieſes Wort, mit einem hohen Grade der Deutlichkeit gekannt werden, z. B. das leuchtet allen in die Augen. Ueberall leuchtet Eitelkeit und Selbſtruhm hervor, u. ſ. w.

Mit dieſem leuchten iſt auch das Wort ſcheinen ſeiner Bedeutung nach verwandt, und man bemerket nur den Unterſchied auf folgende Weiſe. Z. B. Man ſaget von einem Lichte, es leuchtet, und auch, es ſcheinet; aber das erſte drücket mehr aus, als das letzte; es zeiget eine ſolche Helle oder Klarheit an, wobey man die Vorwürfe ganz deutlich ſehen und unterſcheiden kann. Scheinen hingegen, wird auch zuweilen von einer geringern Klarheit gebraucht, wobey mau zwar die Vorwürfe ſiehet, aber ſie nicht deutlich genug unterſcheiden kann.

Das Licht ſcheinet in der ganzen Stube, aber, es leuchtet nicht allenthalben ſo, daß man dabey leſen, oder aufſuchen könnte, daher ſagt man auch unter andern: Leuchte hierher, damit ich ſehen kann! Man braucht daher das Wort leuchten in einem

nem beſtimmteren Sinn, und in der Beziehung darauf, daß etwas bey dem Lichte ſoll geſehen werden: Scheinen hingegen wird auch in einem unbeſtimmteren Sinne gebraucht, bloß von der Klarheit, welche das Licht verurſachet. So ſagt man, die Sonne ſcheinet; oder, die Sonne hat in einigen Tagen nicht geſchienen, ohne eine Abſicht darauf zu haben, daß bey ihrem Lichte etwas ſoll geſehen werden: hingegen, die Sonne leuchtet allen, in der Abſicht, daß ſie bey ihrem Lichte ſehen ſollen.

Wenn man ſagt: Als ich in dieſer Nacht unter Weges war, ſchien der Mond ſehr helle, ſo zeiget man bloß an, daß er in der Nacht noch eine große Klarheit und Helle verurſachet. Sagt man hingegen; der Mond leuchtete in der Nacht, als ich reiſete, ſo giebt man zu erkennen, daß man bey ſeinem Lichte habe ſehen, und den Weg gut finden können. Die Fackel ſcheinet von Weiten, aber leuchtet denen die in der Nähe ſind. Aus dieſer Urſache ſagt man auch Leuchtkugel, und nicht Scheinkugel.

Leuchtenberg, iſt eine Landgrafſchaft, in der Oberpfalz, und ein beſonderes Reichslehn, längſt dem Fluſſe Nab, darin Pfreimt die Hauptſtadt iſt. Sie beſteht aus den Aemtern Pfreimt, Leuchtenberg und Wernberg. Es gehöret auch das Schloß Mispruun, an den Böhmiſchen Grenzen, dazu. Sie hat vor dieſem eigene Landgrafen gehabt, iſt aber nach deren Abſterben 1646 an das Haus Bayern gekommen. Churfürſt Maximilian überließ ſie ſeinem zweyten Prinzen Maximilian Philipp. Als dieſer 1707 ohne Kinder ſtarb, und der Churfürſt damahls in der Reichsacht war, belehnte der Kaiſer den Fürſten von Lamberg mit dieſer Landgrafſchaft,

ſchaft, welche aber 1714 wieder an Churbayern kam. Nach Erlöſchung des Bayeriſchen Hauſes, machte Mecklenburg, zufolge einer ſchon von K. Maximilian dem Erſten 1502 erlangten Antwartſchaft Prätenſion: allein der Churfürſt Carl Theodor von Pfalzbayern, erlangte endlich auch dieſe Landgrafſchaft, nebſt andern Stücken von der Bayeriſchen Erbſchaft, deren Beſitz man ihm anfänglich ſtreitig machte.

Der Landgraf von Leuchtenberg hat Sitz und Stimme im Fürſtenrath. Sein Matrikularanſchlag iſt 6 zu Pferde und 14 zu Fuß, oder monathlich 128 fl. Zu einem Kammerziel hat er 135 Thaler 26½ Kr. zu entrichten. Das Wapen iſt ein rother Balken im ſilbernen Felde.

Leuchtenberg, iſt ein Marktflecken, Schloß und Landrichteramt in der vorher beſchriebenen Landgrafſchaft.

Leuchtensberg, iſt ein kleines Schwäbiſches Dorf in der Badenſchen Herrſchaft Badenweiler, in der Vogtey Wolfenweiler.

Leůbas, ein dergleichen kleines Dorf am Fluß Leůbas, im Stifte Kemten, im Pflegamt Sulz-Wolkenberg.

Leůbas, iſt ein kleiner Fluß im Stifte Kemten, der aus dem Wageker-See kommt, und in die Iller fließt.

Leuchtenburg, iſt ein Churhannoveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Gericht Schönbeck, bey Leſum.

Leuchtenburg, ein herzogl. Sachſengothaiſches ehemahliges Schloß mit einer Herrſchaft auf einem hohen Berge der Stadt Kahla gegen über, im Fürſtenthum Altenburg, jetzt ein Zucht- und Armen-

haus mit einem Amte, welches zum Amte Kahla gehöret.

Leuchtende Fliegen; ſ. Th. LXV. Encykl. S. 526. Art. Laternträger.

Leuchter, (der) iſt eigentlich eine Perſon, oder es ſind Dinge, welche leuchten. So ſagt man von einer Perſon, welche einer andern ein Licht vorträgt, ſie ſey der Leuchter, oder, der Leuchter geht voran, ja ſogar aus Scherz: Der Leuchter wird nicht ſelig, indeſſen iſt dieſes nur ein Wortſpiel, eben wie jenes: Der Brodſchneider wird nicht ſelig — hier verſteht man das Meſſer, und in jener Redensart den vom Künſtler oder Handwerker gemachten, eigentlich ſo genannten Leuchter. Alsdann nimmt man dieſes Wort für ein Ding, welches dazu gebraucht wird, um die Leuchtungen zu halten, oder ſie darauf zu ſtellen, oder darauf zu befeſtigen, und es wird alſo nur figürlich von demjenigen Werkzeuge oder Geſtelle gebraucht, auf welches das zum Brennen beſtimmte Licht, oder die Kerze geſteckt wird; daher giebt es meſſingene, kupferne, zinnerne, Compoſitions, hölzerne, auch ſilberne Leuchter; Altarleuchter, Kronenleuchter, Arm- und Wandleuchter, Drahtleuchter, Handleuchter, Hangeleuchter, u. ſ. f. Am häufigſten bezeichnet aber dieſes Wort die gewöhnlichen Tiſchleuchter, welche aus einem breiten Fuße, einem geraden Schafte, und einer Dille beſtehen, in welche das Licht geſteckt wird. In der deutſchen Bibel, z. B. 4 Moſ. 8, 3. wird auch ein ſolches Geſtell zu einer oder mehr Lampen, mehrmahls ein Leuchter genannt, in welchem Verſtande es aber im Hochdeutſchen veraltet iſt.

Im Niederſächſiſchen ſagt man Luchter, und im recht Platten Lüchteä. Bey den alten Schrift-

ſtellern kommt aber dieſes Wort, welches eigentlich das Licht bezeichnen ſoll, nicht vor, weil ein Leuchter und ein gezogenes, oder gegoſſenes, langes Talg- oder Wachslicht darauf zu ſtecken, damahls noch wohl nicht allgemein bekannt war, indem man ſich mit Lampen begnügte, die mit Oehl, oder auch mit anderem Fette gefüllet wurden, und allerley, manches Mahl ſehr gute Geſtalten hatten, wovon wir noch Zeichnungen und Ueberbleibſel aufzuweiſen haben. Ottfried, Notker und Willeram nennen einen Leuchter ſowohl, als eine Laterne und Lampe Lichtfaz, erſterer aber auch einen Leuchter Karztſtal; ja Kerzenſtock und Kerzenſtall kommen im Oberdeutſchen noch im vorigen Jahrhunderte vor. In dem 1523 zu Baſel gedruckten neuen Teſtamente Luthers wird Liechtſtar als ein unbekanntes Wort durch Leuchtern, Luzern, erkläret; woraus zu erhellen ſcheint, daß die Sylbe er in Leuchter, nicht ſowohl das Suffixum er iſt, welches ein Werkzeug, oder auch ein handelndes Ding bedeutet, ſondern das alte Arn, Ern, ein Ort, Platz, Behältniß, welches auch in dem Worte Laterne zum Grunde lieget, welche im Angelſächſiſchen Licht ern heißt, daher es denn eigentlich Leuchtern oder die Leuchtäre heißen ſollte. Uebrigens heißt Leuchter im Schwediſchen Ljuſtake, im Isländiſchen Lioſoſtika, bey dem Ulphilas Luzerna ſtatha, im Angelſächſiſchen Candel-Stäf; im Holländiſchen Lichter, Luchter, Kandelaar, im Engliſchen Candleſtik, und ſchon im Tatian Kertilaſtab. Dieſe letztere Benennungen ſcheinen das Wort Leuchtſtock, alſo einen Stock auszudrücken, auf welchem die Erleuchtung ſich befindet.

Es ſind die Leuchter von verſchiedener Größe, verſchiedener Form und zu verſchiedenem Zweck, ſo wie

wie auch von verſchiedener Materie verfertiget. Die größeſten pflegten die Altar- und Kirchen-Leuchter zu ſeyn, und hiervon iſt ſchon im Th. XX. der Encyklopädie, S. 309 im Art. Gueridons gehandelt worden.

Die Kronenleuchter oder Kronleuchter haben wahrſcheinlich von ihrer mit einer Krone ähnlichen Geſtalt, ihre Benennung erhalten, man hat ſie groß und klein, von verſchiedener Materie, und ſie beſtehen aus dem Schafte und den Armen, auf welche die Lichter geſteckt werden. Die größten Kronleuchter pflegt man in den Kirchen zu finden, welche von Metall, gewöhnlich von Meſſing oder Kupfer theils übergoldet, theils überſilbert, theils auch nur gut poliret, verfertiget ſind. Auf jedem ihrer Arme befindet ſich eine Dille, die zu großen oder kleinen Lichtern eingerichtet iſt, und einen etwas breiten Rand hat, damit das von dem Lichte herunter tröpfelnde Wachs oder Talg nicht zur Erde falle, ſondern ſich auf demſelben ſammle. Sie hängen mit einer Kette, die verhältnißmäßig zierlich gearbeitet iſt, oder mit einer Schnur an der Decke. Die Arme bey allen Kronleuchtern müſſen ſo angebracht ſeyn, daß die untern Lichter nicht gerade unter die obern Arme ſtehen, da ſie in dieſem Falle nicht allein die obern Arme ſchwärzen, ſondern auch die Lichter ſchmelzen würden. Man bringt ſie daher ſo an, daß die Lichter der untern Arme zwiſchen den Dillen der obern in die Höhe gehen.

Alle Kronenleuchter ſind in der Art zuſammengeſetzt, daß man ſie auseinander nehmen und ſehr bequem rein machen und putzen kann. In vornehmen Zimmern oder Prunkſälen hat man die Kronleuchter von Silber und von dem feinſten Glaſe.

Die

Die von Glas beſtehen aus lauter kleinen Stücken, die auf dicken oder dünnen Draht gezogen ſind. Die Verſchiedenheit der Verzierungen iſt faſt unzählbar, und, man kann, wenn einem die Faſſon ſeines gläſernen Kronleuchters nicht gefällt, ihm eine beliebige andere Geſtalt geben, indem man mit der Zuſammenſetzung der kleinen dazu gehörigen Stücke nur eine Veränderung treffen darf. Damit das Glas nicht leidet, wenn etwa ein Licht etwas zu tief herunter brennen ſollte, ſo haben die Arme dieſer Leuchter Dillen von Metall, die entweder überſilbert oder übergoldet, oder auch ganz von Silber ſind, je nachdem die Kronleuchter koſtbar ſind, deren es einige giebt, welche mit mehreren hundert Thalern bezahlt werden.

So wie in allen Stücken die Moden wechſeln, eben ſo wechſeln ſie auch hier, und man findet daher, wenn alle Kronleuchter ſich im Weſentlichen auch gleich bleiben, doch jährlich neue Einrichtungen und Verzierungen daran. Jetzt ſind vorzüglich die von Glas in der Mode, und die Künſtler befleißigen ſich, immer etwas Neues anzubringen, damit ihre Waare guten Abgang findet.

Man nennet zuweilen auch diejenigen Leuchter, welche auf einem hohen Fuße an der Erde ſtehen und mehrere Arme haben, auf welchen ſich die Lichter befinden, Kronleuchter; dies könnte in ſo fern wohl geſchehen, wenn die abſtehenden Arme mit den Lichtern, eine Krone bilden; indeſſen iſt dafür das Wort Armleuchter doch gebräuchlicher. Es giebt hiervon verſchiedene Gattungen, davon die eine wie ich vorher erwähnte, groß iſt, und einen hohen Fuß hat, wie die Gueridons; dieſe findet man auch von verſchiedener Materie und ſie dienen

zu

zu verſchiedenen Zwecken. Hauptſächlich aber bedient man ſich deren, um Prachtſcenen damit zu erleuchten, z. B. ſie um eine vornehme Leiche zu ſtellen, oder um eine andere Sache, die vorzüglich, ſelbſt auch durch die Erleuchtung auffallen ſoll. Gewöhnlich hat man ſie jetzt an fürſtlichen Höfen von Silber oder auch von Bronze, vergoldet, und verſilbert.

Eine andere Gattung von Armleuchtern, wird in vornehmen Zimmern auf den wohl beſetzten Tafeln, und unter den Spiegeln geſetzt. Man hat ſie von edelm und unedlem Metalle, von Porzellan, Fayance, und dergleichen. Gewöhnlich ſtehen die Arme in einer Reihe, ſo daß ſie mit den Lichtern einen Fächer zu bilden ſcheinen.

Noch eine andere Gattung von Armleuchtern findet man gewöhnlich in den Kirchen. Es ſind die bloßen Arme von Metall, und ſie ſinn auf ein Blech in den Mauern oder an den Pfeilern angeſchroben. Gewöhnlich nennet man dieſe Armleuchter, wenn mehrere Arme ſich an der Schraube befinden, iſts nur ein Arm, ſo ſagt man auch Wandleuchter.

Die Drahtleuchter pflegt man an einigen Orten auch Küchenleuchter zu nennen. Sie haben einen vom Drechsler verfertigten hölzernen Fuß, auf welchem eine Scheibe von Blech lieget, damit, wenn auch Feuer hinunter fiele, der Fuß nicht angezündet werde. An dieſer blechernen Scheibe ſind zwey blecherne und zwey Drahtſtäbe befeſtiget, welche in die Höhe gehen, und in einem blechernen Kranz genietet ſind, welcher einen Haken hat, damit man den Leuchter irgendwo anhängen kann. Die Dille iſt auch von Blech, und hat ein Paar Arme, durch

wel-

welche die Drahtſtäbe gehen, und an welchen ſie nach der Länge oder Kürze des Lichts in die Höhe oder herunter geſchoben werden kann. Man hat bey dieſen Gattungen von Leuchtern auch verſchiedene Veränderungen; ſie ſind theils beſſer und auch theils ſchlechter gemacht. Die ſchlechteſten haben einen Fuß von ſchlechtem Holze, und beſtehen faſt ganz aus Draht, nur daß die Dille von Blech iſt.

Nach Zinkens allgem. ökonom. Lex. iſt ein Drahtleuchter: „eine aus ſtarkem eiſernen oder meſ„ſingenen Draht zuſammengeſetzte Maſchine, welche „von unterſchiedener Form, und die Stelle eines „Leuchters vertritt, woran die Dille mit dem Lich„te ſich auf und niederſchieben läßt. Es hat die„ſer bald einen hölzernen, bald einen eiſernen Fuß, „und ſind dieſe letzten den erſten wegen der Funken „vorzuziehen.“

Die Handleuchter, welche man ſonſt in einigen Provinzen auch Blaker nennet, ſind von Siber, Zinn, Meſſing, Kupfer, oder auch Blech, zuweilen getrieben, zuweilen auch nur aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt, und alsdann gelöthet. Sie haben keinen Schaft, ſondern nur einen Fuß, der ziemlich breit, groß vom Umfange, und faſt wie ein Suppenteller geſtaltet iſt, wenn er ordentlich auf dem Tiſche ſteht. In der Mitte der Vertiefung ſteht die Dille und am Rande iſt ein Stiel befeſtiget, damit man dieſen Leuchter bequem anfaſſen kann, ohne ſich die Hände belecken zu laſſen. Mit ſolchen Leuchtern kann man im Hauſe herumgehen, ohne daß man ſelbſt oder der Boden mit Tag beträufelt werde. Verſchiedene Kaufleute und auch Gelehrte bedienen ſich bey ihren Arbeiten am Schreibetiſche ſolcher Leuch-

Leuchter damit nicht das Papier und überhaupt, die Schriften vom Talge beſchmutzt werden.

Ein Hangeleuchter iſt im Allgemeinen eine jede Gattung von Leuchtern, die irgendwo angehangen wird. Man hat deren von ſehr vielfacher Form; im Ganzen kommen ſie aber doch darin überein, daß ſie alle ein, oder mehrere Arme haben, die in ein Blatt eingeſchroben ſind, mit oder an welchem ſie an eine Wand oder Säule, oder Pfeiler gehangen werden. Man nennet ſie in einigen Gegenden auch Blaker. Sie ſind von allerley Materien verfertigt. Wenn ſie beſonders ſcheinen ſollen, ſo beſteht das Blatt aus einem Spiegel, oder ſehr gut poliertem Metall, welches nach der Mode verziert iſt. Man hängt dieſe Gattung Leuchter, welche man ebenfalls Wandleuchter zuweilen nennet, in den Prunkſälen aller Art auf, und ſie ſind ſchön und koſtbar, je nachdem der Beſitzer zum gehörigen Zweck etwas anwenden kann, und will. In Berlin findet man ſie in jedem gemeinen Tanzſaale, — freylich aber auch nach Proportion des Inhabers des Tanzſaales, — — indem die Kronleuchter vielen zu koſtbar ſind, oder auch den Tanzenden das Springen verbieten, und ſie auch oft der Niedrigkeit des Zimmers wegen, darin nicht angebracht werden können. Sonſt findet man zuweilen auch in Speiſeſälen gar keinen Leuchter auf dem Tiſche, auch keinen Kronleuchter, ſondern nur bloß Hange- oder Wandleuchter, welche Mode aber doch nicht allgemein iſt, ſondern ſich nur unter ſolchen Herrſchaften herumtreibet, welche gern auf großem Fuße leben und Licht dabey erſparen wollen. Denn, die Entſchuldigung, daß die über dem Tiſch hängenden Kronleuchter durch Ablecken des Talges oder Wachſes, den

Tiſch beflecken, iſt ungegründet, ſobald die Arme nur gehörig gerichtet ſind. Es iſt alſo bloß eine Art Sparſamkeit, die im Grunde doch auf nichts hinaus läuft, indem die nähern Lichter des Kronleuchters, und wenn ſie auch nicht alle brennen, doch mehr leuchten, als die entfernten Wandleuchter.

Gewöhnlich verſteht man aber die jedem Menſchen bekannten Tiſchleuter unter dem Nahmen Leuchter, und auch davon hat man ſehr viele Formen, ob ſie gleich dahin alle überein ſtimmen, daß ſie einen Fuß, einen Schaft, und eine Dille haben; wobey aber doch die eigentliche Geſtalt oft ſehr verſchieden, und für manche nicht recht brauchbar iſt — indem die Geſtalt oder Form ſchon häufig Einfluß auf die Brauchbarkeit zu dieſem oder jenem Zwecke hat. Indeſſen kann man die jetzt modernen Gattungen der Leuchter für Tiſche unter den Figuren 4524, 4525, und 4526 ſehen. Auch dieſe Gattung von Leuchtern ſind zu Spielleuchtern (beſonders, wenn der Schaft kurz iſt,) ſehr brauchbar.

Schon die Alten gingen bey ihren Candelabern immer von der Idee eines Säulenſchaftes aus, wie man ſich lebendig überzeugen kann, wenn man den zuletzt herausgekommenen Theil der herkulaniſchen Bronzen einer Anſicht würdigen will. Freylich waren dieſe Candelaber immer von beträchtlicher Größe, und gewannen dadurch mehr Aehnlichkeit mit den Säulen. Aber die Form läßt ſich auch im Kleinen nachahmen, und davon zeugen oben angeführte Muſter. Die Säulen hatten oft am Fuße kleine Reliefs, und was könnte bey einem Leuchter paſſender ſeyn, als das Sonnen-Emblem. Ein ſolches iſt hier am Säulenfuße des Leuchters Fig. 4524 angebracht.

Eine

Eine neue Art Leuchter, welche das Licht zu einer beſtimmten Zeit von ſelbſt auslöſchen, hat Herr Buſchendorf in Leipzig erfunden, und die Fig. 4527 macht ſolche noch anſchaulicher. Der Herr Erfinder ſagt hierüber in dem Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode, Jahrgang 1798. Auguſt, S. 143. fgg.

„Es trifft ſich oft, daß man ein Licht gern auf eine gewiſſe Zeit an einem einſamen Ort allein brennen ließe, um ſogleich Beleuchtung vorzufinden, wenn man zurück kommt; man wünſcht dann aber auch, daß dieſes Licht nach dieſer Zeit von ſelbſt ausgehen möchte, wenn man entweder zurückzukehren vergißt, oder nicht wieder zurückkehren kann. Oft wird der Gelehrte, der die Gewohnheit hat, noch im Bette zu leſen, zu denken und wohl gar zu ſchreiben, wünſchen, daß ſein Licht — das er ſonſt, wie ſich das von ſelbſt befiehlt, gegen Gefahrbringung gut verwahrt hat — nach Verlauf von einer Zeit ſicher und gewiß von ſelbſt verlöſche, falls ihn der Schlaf, wie das wohl mitunter geſchieht, übereilt, oder der kleine Schlummer, den er den müden Augen einmahl erlaubt, ihm unbemerkt zum ernſtlichen Schlafe wird. Und beſtändig wünſchen es diejenigen Perſonen, die nicht im Dunkeln einſchlafen können, ſich aber nicht im Augenblicke des Entſchlummerns mit der Auslöſchung des Lichtes beſchwören oder ſtören, noch nach dem Entſchlummern durch das Hinzutreten der Bedienung, die das Licht wegnehmen ſoll, wieder aufſchrecken laſſen, wenigſtens der Möglichkeit wieder aufgeweckt zu werden, nicht ausſetzen wollen.“

„Man hat zwar ſchon eine Vorrichtung, welche dieſes beſtimmte Verlöſchen bewirkt, die ſogenannten Löſchkegel, die ſich, nachdem das Licht bis auf die bemerkte Stelle herabgebrannt iſt, über die Flamme ſtürzen und ſie austilgen; allein dieſe Löſchkegel fallen erſtlich nicht immer richtig und gerade nieder, und hat das Licht eine lange Schnuppe, dann beugen ſie dieſe um, und das Licht verlöſcht entweder gar nicht, oder die Schnuppe glimmt doch noch eine Weile fort, und verurſacht einen höchſt unangenehmen Rauch und Uebelgeruch; und dann hat dieſe Vorrichtung auch ein

garſtiges Anſehen, welches das feine cultivirte Auge beleidigt, und in geſchmackvollen Zimmern u. ſ. w. Uebelſtand und Disharmonie verurſacht.“

„Ich ſtelle hier einen Leuchter zu jener Abſicht auf, der ſeinen Zweck vollkommen erfüllt, und dabey eine elegante gefällige Geſtalt hat, ſo daß er dem Nachttiſche der gebildetſten und mit dem reinſten Schönheitsgefühl begabten Dame zugleich eine Zierde ſeyn wird.“

„Die hohle Säule, welche das Licht hält, ſteht mit ihrem würfelichten Fuße in einer Art Schale (*). an die ſie mit einer Schraube befeſtiget iſt. In der Seele der Säule befinden ſich auf entgegengeſetzten Seiten zwey Federn, welche in der Mitte der Röhre anfangen, und ſich oben an der Mündung mit einem halb zirkelförmigen Kreuzſtücke endigen. Dieſe Federn ſind beſtimmt das zwiſchen ſie hineingeſteckte Licht — Wachskerze nähmlich — in jeder Höhe feſt zu halten, ohne es niederſinken zu laſſen.“

„Die Löſchmaſchine beſteht aus einer runden, in der Mitte durchbohrten, und außen ſimsleiſtenförmig abgedrehten runden Scheibe, welche unten mit vier Kragſtücken verſehen iſt. Dieſe Scheibe ſteckt man an die Wachskerze, wo denn die Krakſtücke, unter denen zugleich kleine Federn liegen können, zu ihrer Geradſtellung und Feſthaltung dienen. Auf dieſer Scheibe ſtehen zwey halbe hohle Cylinderſtücke, die genau an einander paſſen müſſen, und welche, wenn ſie an einander ſchließen, einen ganzen vollkommenen, oben gedeckten hohlen Cylinder bilden. Dieſe beyden hohlen Walzenſtücke laſſen ſich, da ſie unten angeſchraubte Scharniere haben, von einander biegen; ihre Tendenz aber, ſich beſtändig wieder zu ſchließen, bewirken die beyden in S-Geſtalt gebogenen ſtählernen Federn, die zugleich auf das untere Stück des Scharniers, wenn man nähmlich ein Gelenkſcharnier anwendet, mit aufgeſchraubt werden können. Unten, einen halben Zoll vom Ende herauf, ſind in den Cylinderſchalen kleine dammähnliche Aufwürfe, welche durch ihr Anſtemmen an die Kerze die Auseinanderſperrung der Schalen bewirken, und dieſelben ſo lange aus einan-

(*) Sie iſt hier nur zur Hälfte gezeichnet, damit man ihre Aushohlung und die Verbindung mit der Säule ſehen kann. B.

ander geſperrt halten, bis das Licht auf die Stelle der Anſtemmung herab gebrannt iſt und den Gegenhalt weggezehrt hat. Wenn dieſes geſchieht, denn ſchlagen die Schalen zuſammen, umſchließen das Licht, und verſchließen es in ihre luftdichte Höhlung, wo es ſogleich erſticken muß und wo kein Rauch herausdringen kann. So geſchloſſen ſteht der Leuchter des Tags auf dem Nachttiſche."

„Will man nun, daß dieſes Auslöſchen zu einer gewiſſen Zeit erfolgen ſoll, ſo bemerkt man an der Wachskerze die Länge, welche in einer ganzen oder halben Stunde verbrannt zu werden pflegt, und nach Maßgabe dieſer Bemerkung und des beabſichtigten Zeitpunkts ſtellt man die Löſchmaſchine mit der Anſtemmung an den zuſagenden Ort, und man wird dann ſicher ſeyn können, daß die Verlöſchung zur verlangten Stunde, um Mitternacht, halb Eins, drey Viertel Eins u. ſ. w. gewiß erfolgen wird."

„Die Maſſe des Leuchters kann Silber, weißes Metall, verſilbertes Meſſing, Tombak, Bronze, und auch Zinn, welches letztere man mit einem gefälligen Lacke — blau iſt hier die ſchönſte Farbe — überzieht, ſeyn; nur müſſen in jeder Maſſe die Glieder und Verzierungen rein, und in gutem Verhältniſſe abgedreht und gearbeitet werden, wenn die Geſtaltung ſo ſchön ſeyn ſoll als ſie ſeyn kann."

„Zu dieſem Leuchter gehört eigentlich eine Lichtputze, mit der man links und rechts putzen kann, je nachdem man nun eine oder die andre Hand frey hat. Sie muß ſchmal ſeyn, auf beyden Seiten einerley Geſtalt haben, und ein bewegliches Querſtück im Schnuppenkaſten ſchiebt die abgeſchnittene Schnuppe beym Zuſchlagen zurück, und ſpringt beym Oeffnen zur Wiederholung dieſer Operation wieder vor."

Eine ſehr artige Erfindung von Leuchtern habe ich vor einigen Jahren in Ludwigsluſt im Mecklenburgiſchen geſehen. Der ganze Leuchter war von Meſſing; die Dille hatte einen breiten, etwas vertieften Rand, damit kein Talg oder Wachs herabträufeln konnte, unten wo ſie an dem Schafte befeſtiget war, ging ſie rund zu-

ſammen, der Schaft war dünn, und ſtatt des ſonſtigen Leuchterfußes befand ſich unten am Schafte eine runde, etwas ſchwere Kugel. Hierzu war ein beſonderes Geſtelle oder Arm verfertiget, welcher unten mit einer Biegung in einer Scheibe befeſtiget war, welche etwa ſo wie ein Wachsſtock, drey Füße hatte, die aber weiter, als beym Wachsſtock gewöhnlich, aus einander ſtanden. Oben zog ſich der Arm horizontal bis gerade über den Ort, wo er unten in der Scheibe befeſtiget war, und endigte ſich dort mit einem Ringe. Dieſer Ring umſchloß den Schaft, und es hing alſo der untere Theil der Dille darin ſo, daß ſie nicht durchfallen, ſich doch aber bewegen konnte. Die Schwere der Kugel, welche vermöge ihrer Eigenſchaft ſtets nach dem Mittelpunkt trachtete, hielt daher, das Geſtelle mochte ſtehen, wie es wollte, die Dille mit dem Lichte immer gerade in die Höhe, ſo daß es niemahls ſchief zu ſtehen kam, und man das Ablecken nicht zu befürchten hatte.

Dieſe Gattung von Leuchtern iſt vorzüglich für Geſchäftsmänner brauchbar, indem auf deren Schreibtiſchen manchmahl kaum ſo viel Platz iſt, daß ein Leuchter gerade ſtehen kann, da alsdann von dem Talge häufig das Papier beſchmutzt wird. Die Figur 4528 ſtellet ſolchen Leuchter vor.

Man hat noch mehr verſchiedene andere Erfindungen von Leuchtern, z. B. mit einem hohlen Schafte in welchem eine Drahtfeder befindlich iſt, welche das Licht ſtets in die Höhe ſchiebet, ſo wie es durch das Abbrennen leichter wird, daß alſo die Flamme immer auf einer Stelle, und in einer Höhe bleibet. An einem ſolchen Leuchter kann man vorzüglich gut eine Glaskugel zum ſtärkern Scheine, wie viele Handwerker vor

den

den Lampen hängen haben, anbringen; auch kann man hier ſolche Schirme anwenden, als man an den Studierlampen hat.

Als einen Nachtrag zu dieſem Artikel liefere ich in der Figur 4529 noch eine Zeichnung von einer Kabinetslaterne, verbunden mit einem vierarmigen Lüſtre, oder, wie wir ſagen würden, Kronleuchter. Sie befindet ſich in dem Januarſtück des Journales des Luxus und der Moden von 1798.

Dieſe neue, geſchmackvolle Erfindung gehört der Churfürſtlichen Spiegelmanufactur zu Dresden, und ſie verbindet vortrefflich die ſanfte Mondbeleuchtung eines Boudoirs durch die Laterne mit der lebhaftern des vierarmigen Lüſtre, für ein kleines Zimmer. Der Körper der Laterne, welcher ziemlich die Form einer antiken Amphora hat, iſt von matt geſchliffenem Milchglaſe, (welches dem halb durchſichtigen Alabaſter von Volterra gleicht,) und mit durchſichtig colorirten Arabesken gemahlt, welches in drey Medaillons drey ſchöne Tänzerinnen aus den herkulaniſchen Mahlereyen vorſtellen, und ſowohl am Tage, als auch Abends, wenn die Laterne erleuchtet iſt, einen ſehr angenehmen Effect verurſachen. Von eben ſolchem Milchglaſe iſt auch der über die Laterne ſchwebende Deckel oder Rauchfang. Die ganze übrige geſchmackvolle Faſſung und Verzierung der Laterne ſowohl, als der auch en Arabesque gearbeitete Lüſtre, iſt von matt und glanz vergoldetem Bronze, und das ganze ohngefähr vier Fuß hoch.

Leuchterſtuhl, iſt ein Stuhl oder Geſtelle, Leuchter darauf zu ſtellen; einige haben dafür auch das Wort Leuchterfuß gebraucht, welches aber eigentlich den Fuß des Leuchters bedeutet; man ſehe den Art. Gueridon.

Leuchtfeuer, (das) wird zu verſchiedenem Zweck angezündet; man unterhält dergleichen theils an den Seeküſten entweder auf hohen Bergen oder

Thürmen, des Nachts, damit die Seefahrer ſich darnach richten, und wiſſen können, wo ſie ſind. Theils zündet man an einigen Orten die Leuchtfeuer an, um der Nachbarſchaft ein Zeichen zu geben, daß in der Gegend etwas Feindliches vorgehe. Theils aber iſt ein Leuchtfeuer auch ein ſolches Feuer, welches zur Erleuchtung dienet, wie z. B. in einigen Provinzen der gemeine Mann ſo wenig Licht als Lampen hat, ſondern in dem in der Stube ſich befindenden Kamine, welcher gewöhnlich auch einen kleinen Feuerherd hat, Späne von Kienholz anzündet, und dabey die Abendgeſchäfte in der Stube verrichtet. Es wird auch mit ſolchen Spänen ſo wie mit einem Lichte herum geleuchtet. Den Kamin nennen ſie in der Prignitz Pollaben. Die Spinnerinnen ſetzen ſich um dieſes Leuchtfeuer herum; iſt aber die Geſellſchaft zu groß, ſo daß ſie nicht alle ſehen können, ſo machen ſie mit ihrem Leuchtfeuer eine andere Einrichtung. Sie haben nähmlich ein Geſtelle, welches man mit einem Gueridon vergleichen könnte. Die Scheibe oben iſt mit Blech belegt, und von dieſem gehen Draht- oder Blechſtäbe wie bey einem Drahtleuchter in die Höhe, welche oben an einem Ringe befeſtiget ſind; hier werden die Leuchtſpäne hinein geſteckt und angezündet, da ſich alsdann die Geſellſchaft rings um das Feuer ſetzet und ſpinnet, oder ſonſtige Geſchäfte verrichtet. Dieſes Geſtelle, welches das Leuchtfeuer trägt wird Leuchtſchämel, im Plattdeutſchen Lüchtſchämel genannt.

Leuchtkugel, iſt eine Feuerkugel, die bey nächtlicher Zeit eine ganze Gegend, wo ſie deswegen hingeworfen wird, erleuchtet. Sie wird aus geſchmolzenem Antimonium, Salpeter, Schwefel, Koh-

Kohlen, Colophonium, Holz und Werg zubereitet, und beſonders von Belagerern und Belagerten gebraucht, um die Gegend helle zu machen, wohin mit den Kanonen geſchoſſen werden ſoll, ſo wie auch, um zu ſehen, wie ſich der Feind verhält.

Leuchtpfanne, iſt eine eiſerne erhöhete Pfanne, worin man Talg, Harz, Spåne und andere Sachen brennet, einen Ort unter freyem Himmel damit bey der Nacht zu erleuchten.

Leuchtröhre, iſt bey den Bäckern eine Röhre oder Loch an der Seite des Ofens, worin Holz angezündet wird, den Ofen zu erleuchten; man nennet dieſe Röhre auch das Leuchtloch. An andern Orten brennet ſtatt deſſen zur rechten Hand vor dem Mundloche ein Leuchtfeuer.

Leuchtſchämel; ſ. **Leuchtfeuer**.

Leuchtſplitter, ſind die Kienſpäne, welche ſtatt des Lichts gebrennet werden; man ſehe den Art. Leuchtfeuer. In Rußland brennet man zu dieſem Behuf auch ſtarkgetrocknete Splittern von Birkenholz. Obgleich dieſe Art der Erleuchtung ſehr allgemein in einigen Gegenden iſt, ſo iſt ſie doch eine der gefährlichſten, und ſchon oft die Urſache eines großen Brandes geweſen.

Leuchtſtein, iſt eine gewiſſe Art von Phosphor. Man ſehe dieſen Artikel.

Leuchtthurm, iſt an den Seeküſten ein Thurm, worauf ein Feuer unterhalten, oder auch große Lampen in Laternen angeſteckt werden, den Seefahrenden zu leuchten; man ſagt auch Feuerthurm, Feuerwarte, im Niederſächſiſchen eine Backe oder Blüſe. Will man ein recht hell und weit leuchtendes Feuer auf dem Leuchtthurme haben, ſo kann man eine Tonne, mit Pech oder Theer, Kie-

Kienenſpäne, Stroh, Werg, Harz und dergleichen mehr, anzünden, welches Feuer ungleich mehr, ſtärker und heller leuchtet, als gewöhnliches Holz, wenn es auch in den Seeſtädten manchmahl mit Thran beſtrichen würde.

Leuchtwerk; darunter verſteht man in der Wirthſchaft alles, was man im Finſtern gebraucht, um durch deſſen Beyhülfe ſeine Geſchäfte verrichten zu können. Dahin gehören alle Brennöhle, Talg, Wachs u. d. gl. mehr.

Leucochriſos, iſt ein grüner Stein mit weißen Adern, welcher von einigen für eine Art des Smaragds gehalten wird. Man ſehe dieſen Artikel.

Leucographis, iſt ein grünlich weißer Stein, oder verhärtete Erde, welche in Aegypten gefunden, und zur Säuberung der Leinwand gebraucht wird. Sie wird auch Galaxia, Morochtus und vom Plinius Morochites genannt, und ſcheint mit der Craye de Brianſon überein zu kommen.

Leuenberg, Löwenberg, iſt ein Churpfälziſches Amt in Weſtphalen, im Herzogthum Berg, und iſt von einem der ſieben hohen Berge, Bonn gegenüber, benannt. Der Sitz des Amtes iſt Honneff.

Leuenholm, Löwenholm, iſt eine kleine Grafſchaft im Amte Kallöe, in der Halbinſel Jütland, welche dem gräflichen Hauſe Ranzow gehörte, als aber Graf Wilhelm Adolph 1721 an ſeinem älteſten Bruder zum Mörder ward, ließ ſie der König einziehen. Er verlieh ſie darauf der gräflichen Familie Daneskiold-Samſöe, die ſolche an Particuliers verkauft hat, die mit königlicher Genehmigung gräfliche Freyheiten genießen, ſo lange der Daneskioldiſche Mannsſtamm dauern wird.

Leuer, iſt ein Werkzeug der Vogelſteller, und man ſehe Leyer.

Leugaſt, iſt ein biſchöflich Bambergiſcher Marktflecken und Amt in Franken, an der Bayreuthiſchen Gränze bey Kupferberg.

Leugnen, heißt eine Sache nicht geſtehen, oder, eine wahre Sache für falſch erklären. Man leugnet daher eine Sache, die wirklich wahr iſt, und die man nur nicht geſtehen will, oder für falſch erkläret. Aber, man könnte auch faſt eben in der Bedeutung das Wort Verneinen nehmen. — Indeſſen der Unterſchied iſt doch gewiß. Man verneint nur dasjenige, was nicht wahr iſt, oder, was man nicht für wahr hält, wenn man mit Nein darauf antwortet.

Der Miſſethäter leugnet die That. Der Schuldner leugnet die Schuld. Sarah leugnete und ſprach: ich habe nicht gelachet, 1 Moſ. 18, 15. Themiſtocles leugnete in Lacedämon, daß die Mauern zu Athen gebauet würden, u. ſ. w. Man nennet einen Gottesleugner denjenigen, der das Daſeyn Gottes leugnet.

Verneinen ſetzet voraus, daß man über eine Sache befraget werde. So kann man ſagen: Der Richter fragte den Miſſethäter, ob er auch bey ſeinen Diebereyen einen Mord begangen; aber dieſes verneinte er. Hier kann leugnen und verneinen ſtatt finden, erſteres wenn der Miſſethäter lüget, und zweytens, wenn er die Wahrheit redet. Leugnen ſcheinet von lügen herzukommen, und den Begriff mit ſich zu führen, daß man vorſetzlicherweiſe die Wahrheit nicht ſagen, oder geſtehen will. Indeſſen wird doch das Wort leugnen zuweilen auch in einem gelindern Sinn gebraucht, wenn man eine Sache wirklich nicht für wahr hält. Z. B. Er leugnete mir den Satz, wor-

worauf ich meine Beweisthümer bauen wollte, weil er ihn nicht für wahr hielt. Oder, er leugnete die Sache, deren man ihn beſchuldigte, weil er ſie wirklich nicht gethan, und die Beſchuldigung falſch geweſen. Etwas mehr hierüber ſehe man in Stoſchs Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, Th. 4. S. 222. wo die Wörter bejahen, bekräftigen, betheuern, leugnen und verneinen, ihrer Bedeutung nach unterſucht ſind.

Leuhauſen, iſt ein königl. Preuß. Dorf und Schloß in Weſtphalen, in der Grafſchaft Mark.

Leukate, iſt ein ehemahliges berühmtes Vorgebirge auf der Halbinſel Leukadia, auf welchem ein Tempel des Apoll ſtand. Der Nahme bedeutet einen weißen Felſen: und dieſer war merkwürdig, weil ſich die unglücklich Liebenden davon herabzuſtürzen pflegten. Im Zuſchauer iſt ein artiges Verzeichniß von vielen, welche dieſen Sprung gethan, und wie er ihnen gelungen iſt.

Leukersdorf, iſt ein Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Calenberg, im Voigtamte Leutershauſen, bey Wahrberg.

Leukersdorf, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Erzgebürgiſchen Kreiſe, im Amte Grünhayn, bey Stollberg.

Leukersdorf, dergleichen Amtsdorf ebendaſelbſt, im Amte Chemnitz.

Leukersdorf; ſ. **Lickersdorf**.

Leukershauſen, ein Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim.

Leulitz, ein Churſächſiſches ſchriftſäſſiges Rittergut und Dorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Grimma bey Brandis.

Leumund, iſt jetzt ſchon ein im Hochdeutſchen veraltetes Wort, und bedeutete im Allgemeinen ein

jedes Gerücht, es ſey, wie es wolle, in welcher Bedeutung es ſchon im Tatian Liumunt lautet, inti liumunt uzgieng thurah alle thie lantſcaf.

Wachter und Friſch haben dieſes Wort ſchon ſo gut auseinander geſetzt, daß wenig hinzuzufügen iſt. Leumund ſtammet von dem längſt veralteten Zeitworte leumen, leimen, her, Isländ. liuman, ſchallen, tönen, rufen, und mit dem Hauchlaute Hliumur, der Schall, Angelſächſiſch Hlem, wohin auch das lateiniſche clamare und Clamor, und das Engliſche Cleam, Anſpruch, gehören. Auf eben dieſe Art ſtammet das gleichbedeutende Ruf von rufen (*), und das lateiniſche Fama von dem Griechiſchen Φημι ab. Die Sylbe und vertritt die Stelle der Endung der Abſtractorum de, der Leumund, für die Leumde, oder vielmehr, ſie iſt aus dieſer Endung verderbt. Für Leumund findet man in den ältern Zeiten auch Lummit, Lumot, in dem Schwabenſpiegel leumden, bey dem Hornek lewet; bey dem Logau Leumuth, und in den um das Jahr 1400 überſetzten Sprüchen Salom. gar lewt, leut. Und guet Lewt faiſtet daz gepain, Kap. 15. 39. welches Luther gab: ein gut Gerücht macht das Gebein fett. Auf ähnliche Art ſagt man für Armuth in einigen Gegenden Aermde, für Jugend in Holland Jungde, für Tugend Teugde u. ſ. f.

In engerer Bedeutung verſteht man unter Leumund, das allgemeine Gerücht, die allgemeine Meinung von jemandes moraliſchen Beſchaffenheit, der Ruf, woher man guten, und auch böſen

(*) Dies iſt nach Adelung — aber mich dünkt, es ſey wahrſcheinlicher, daß rufen von dem Hauptworte Ruf herkommen, ſo wie überhaupt die Zeitwörter wohl nicht die Hauptwörter, ſondern dieſe jene veranlaſſet haben.

ſen Leumund ſagte, ſo wie wir letzteres auch noch in Luthers Catechismus finden: böſen Leumund machen. In noch engerer Bedeutung heißt Leumund der gute Ruf, der gute Nahme, im Gegenſatze des Unleumund. Jemandes Leumund kränken. Hans Sachs ſagt: ſchwecht ſein Leumat. Imgleichen bedeutet es Ruhm, Ehre, daher liumhaftig ſchon bey dem Willeram für berühmt vorkommt.

In meiner Jugend wurde mir von einem meiner Lehrer beym Lernen des Catechismus das Wort Leumund ſo erkläret, daß es ſo viel hieße, als Löwenmund. Der Löwe hieße in altdeutſcher Sprache Leue, oder Leu, und da der Mund oder Rachen des Leuen ein, dem Menſchen ſehr gefährliches Ding wäre, nicht minder auch der Mund des Verläumders, wodurch der gute Nahme eines Menſchen zerriſſen würde, ſo hätte man die Handlung des Verleumdens, böſen Leumund machen, genannt. — — — Ich glaube, daß mehrere, welche die Bedeutung und Abſtammung dieſes Wortes nicht ordentlich unterſucht haben, eben ſolche Erklärung geben werden. Ueberhaupt aber halte ich dafür, daß bey Catechismusſchülern kritiſche Anmerkungen über die Sprache, ganz überflüſſig ſind, ſo wie auch die gelehrten Erklärungen und kritiſchen Erörterungen der hebräiſchen und griechiſchen Wörter auf den Kanzeln. Es ſuchen einige Predicanten bey den Bauern dadurch ein Anſehen zu gewinnen, ſo wie die Bader, wenn ſie ſtets mit lateiniſchen Brocken um ſich werfen. Auf der Kanzel ermüdet ſolches den nicht gelehrten Zuhörer, denn er verſtehet doch nichts davon, und in der Badſtube macht ſich der bedienende Bader nur zum — — Doctor, denn, er ſelbſt verſteht ſelten, was

er

er den Patienten von ihrer Krankheit erklären will, noch viel weniger die anweſenden Bauern.

Leun; ſ. **Lein**.

Leuna, iſt ein Churſächſiſches ſchriftſäſſiges Dorf im Leipziger Kreiſe, im Stiftsamte Merſeburg, unter das daſige Domcapital gehörig.

Leuneburg, **Lüneburg**, **Eulenburg**, iſt ein Flecken und Schloß, der freyherrlichen Familie von Eulenburg gehörig, im Raſtenburgiſchen Kreiſe, in Oſtpreußen.

Leupa, dergleichen Dorf in der Oberlauſitz, im Bautzener Kreiſe, in der Herrſchaft Hoyerswerda.

Leupa, **Leippa**, dergleichen Dorf und Rittergut eben daſelbſt, im Görlitziſchen Kreiſe, bey Pribus.

Leupe, (**Ober**- **Nieder**- und **Mittel**-) ein königl. Preuß. adliches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Jauer, im Jauerſchen Kreiſe.

Leupe, **Leippe**, dergleichen adliches Dorf eben daſelbſt, im Fürſtenthum Neiſſe, im Grotkauſchen Kreiſe.

Leupen, **Leupahn**, ein Churſächſiſches Dorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Colditz, amtſäſſig nach Hohenbach, mit Schocken, Hufen und Dienſten unter das Amt gehörig.

Leupen, **Leipen**, und **Lindigt**, dergleichen Dorf im Meißniſchen Kreiſe, im Kreisamte Meiſſen, bey Lommatzſch, nach Graupzig gehörig.

Leupen, (**Ober**- und **Nieder**-) herzoglich Sachſengothaiſche Dörfer im Fürſtenthum und Amt Altenburg, eine Stunde von Altenburg.

Leupen; ſ. **Leipen** und **Leuben**.

Leupoldishayn, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Meißenſchen Kreiſe, im Amte Pirna, bey Königſtein.

Leupoldishayn, (**Ober**- und **Nieder**-) dergleichen Dörfer in der Oberlauſitz, im Görlitzer Kreiſe, bey Görlitz.

Leupoldsberg, (Ober- und Unter-) ein Bayreuthiſches Dorf in Franken, in der Landshauptmannſchaft Hof, bey Naila.

Leupoldsdorf, dergleichen Dorf in der Amtshauptmannſchaft Wunſidel, bey Wunſidel.

Leupoldsdorf, ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, im Amte Baunach.

Leupoldsgrün, ein Bayreuthiſches Dorf in Franken, in der Landshauptmannſchaft Hof.

Leupoldsſtein, ein Stadt-Nürnbergiſcher adlicher Sitz und Weiler in Franken, im Pflegamt und bey Petzenſtein.

Leupaſch, ein königl. Preuß. biſchöfliches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Neiſſe, im Grotkauſchen Kreiſe.

Leupuſch, **Leubuſch**, (Groß- und Klein-) dergleichen Dörfer in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Brieg, im Brieger Kreiſe, zur Kämmerey der Stadt Brieg gehörig.

Leuroux, Lat. Leproſium, iſt eine Stadt und Schloß von 320 Feuerſtellen in Berry am Fluß Naon, jetzt Hauptort eines Kantons im Departement des Indre. Sie liegt in einem Grunde, iſt mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben. Ihre Collegial-Kirche ſteht unter dem Schutze des heiligen Sylvan; ihr Stifter war Eudos des Deols, der ſie im Jahr 1012 gründete.

Wenn man der Legende des Hr. Sylvans Glauben bemeſſen will, ſo hieß dieſe Stadt ſonſt Gabatum, und erhielt ihren jetzigen Nahmen durch ein Wunderwerk des h. Sylvan, das er durch Vermittelung des h. Martin verrichtete. Der Herr des Orts war mit dem Ausſatze behaftet; als ihn nun der h. Martin küßte, wurde er plötzlich geſund. Zum Andenken dieſes Wunderwerks verwandelte das Volk den Nahmen dieſer Stadt

in Leproſum, das heißt Locus Leproſi. Andere wollen, der Nahme Leuroux ſey aus Loco Radulphum entſtanden. Dies ſey, wie es wolle, ſo findet man auf alten Inſchriften, Karten und Büchern immer Leproſum oder Lebroſum. Die Stadt muß ſehr alt ſeyn, man findet in ihr noch Spuren aus den blühendſten Zeiten der Römer z. B. Kampfplätze, Amphitheater, u. ſ. w. auch Römiſche Münzen und Medaillen fand man zuweilen in der Erde. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts fand man eine Kupferplatte mit der Inſchrift: Flavia Cuba, Firmiani Filia, Coloſſo Deo Marti ſuo hoc ſignum fecit. Dieſes nimmt man für einen Beweis an, daß ehemahls Römer hieſelbſt gewohnet haben.

Ueber dem Hügel, an deſſen Fuße die Stadt gebauet iſt, ſieht man noch die Trümmer eines großen Schloſſes, mit einem ſehr geräumigen, und zwey kleinen Höfen in der Mitte. Dies Schloß wurde von Philipp Auguſt belagert, erobert und ſeinem Retter, dem Grafen von Champagne, geſchenkt.

Leuſcheidt, iſt ein Churpfälziſches Städtchen in Weſtphalen, im Herzogthum Berg, im Amte Windeck.

Leuſchentin, iſt ein Rittergut und Dorf im Preußiſchen Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, anderthalb Meilen von Demmin, an der Mecklenburgiſchen Gränze bey Malchin.

Leuſe, iſt eine kleine Stadt im Hennegau, am Urſprunge des Fluſſes Denre, ohnweit Dornick. Dieſe Stadt iſt dadurch merkwürdig geworden, daß hier 1691 der Marſchall von Luxemburg einen Sieg über die Alliirten erhielt.

Leuſersdorf, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Nieder-Schleſien, ohnweit Goldberg.

Leuſſin, ein Preuß. Vorpommerſches adeliges Gut und Dorf im Demminſchen Kreiſe, an der Peene, eine halbe Meile von Jarmen.

Leuſſin, ein dergleichen adeliges Gut im Wollinſchen Kreiſe, eine Meile von Wollin, in Hinterpommern.

Leuſſow, unter dieſen Nahmen giebt es zwey Dörfer, davon das eine in Mecklenburg-Schwerin, und das andere in Mecklenburg-Strelitz lieget.

Leuſtadt, iſt ein Flecken und Schloß in Wetterau, drey Stunden von Büdingen, dem Grafen von Iſenburg-Marienborn gehörig.

Leutbach, ein königl. Preuß. adeliges Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauſchen Kreiſe.

Leute, (die) im Iſidor Liudi, bey dem Ottfried Liuti, im Niederſächſiſchen überhaupt Lüde, oder nach den verſchiedenen Mundarten, z. B. in der Priegnitz, Lüje, in Mecklenburg an der Oſtſee Lühr, bey den kraineriſchen Wenden Ludji, in Hollſtein, Lüneburg und Bremen an einigen Orten Lüdje, im Holländiſchen Luiden und Lieden. Ehedem wurde es auch ſehr häufig als ein Collectivum gebraucht, das Volk zu bezeichnen, da es denn auch ein Singular, und im männlichen Geſchlechte üblich war. So bedeutet Liuteo bey dem Kero die Völker, und ther Liut, ther Liut bey dem Ottfried, Willeram und Notker das Volk. Auch im Iſländiſchen iſt Liod; im Schwediſchen Lyd, im Böhmiſchen Lid, im Polniſchen Lud, im Walliſiſchen Lliwed das Volk, wozu auch das Griechiſche λαος Volk, und λειτος öffentlich gehören.

Die

Die Abſtammung dieſes Wortes iſt bey deſſen Alterthum ſehr ungewiß. Rudbek leitet es von dem Schwediſchen lyda, hören, gehorchen, her, ſo wie viele das Wort Volk von folgen ableiten. Der faſt beſtändige Gebrauch, da man nur geringe, und andern unterworfene Perſonen Leute zu nennen pflegt, macht dieſe Ableitung wahrſcheinlich; zumahl, da auch Lidi, Leudes, Leudi, Leodi, Laeti, Liti u. ſ. f. im mittlern Latein, von einer Art leibeigener, oder zum Dienſt verpflichteter Unterthanen gebraucht wurde. (Kein Wunder alſo, wenn Häuſerbeſitzer in Berlin ihre Miethsleute, deren ſie manchmal über 20 haben, und, wovon manche Hunderte bezahlen, ohne Unterſchied: ihre Leute, nennen; — aber, es iſt doch immer für einen Fremden auffallend, wenn ein Handwerksmann, oder auch ein anderer, hätte er auch für Schulden keinen Stein mehr als Eigenthum an dem Hauſe, doch ſo von Vornehmern, die ſeine Wohnungen gemiethet haben, ſpricht — ſelbſt auch, wenn der erhabene Beſitzer des Hauſes dem vornehmern und reichern Miethsmanne im Verdung, oder im Tagelohn Erdtoffeln aufſcharren muß. — — Sollte es Sprachgebrauch ſeyn, ſo wäre er doch nur, für die ungebildeteſte Claſſe der Einwohner.)

Richey nahm Lut, der Laut für das Stammwort von Leute an, und glaubte, daß dieſes Wort zunächſt das Geräuſch, welches mehrere Menſchen, beſonders geringerer Art, durch ihre Verſammlung machen, ausdrücke; woraus ſich ſowohl die ſehr unbeſtimmte Bedeutung, als auch der anklebende verächtliche Nebenbegriff erklären laſſen würde. —

Herr Adelung behauptet, daß noch jetzt im Mecklenburgiſchen eene groote Laut confluxus hominum concurrentium ſey; — da ich aber als ein geborner Mecklenburger, und zwar, in der platteſten Gegend erzogen, dieſes nicht weiß und kenne, ſo wage ichs, hierüber meine Meinung zu ſagen: Es iſt daher die Schreibart: eene groote Laut fürs erſte ſchon nicht richtig Meklenburgiſch; denn ſo ſpricht der Meklenburger nicht. Wenn er aber von der großen Laute im Platten ſpricht; welches durchaus nicht von Menſchen, ſondern nur von Jagdhunden in großer Anzahl verſtanden wird; ſo ſagt er im Platten wohl: ein grot Luut, und verſteht darunter die ſogenannte Möthe, aber nie eine Anzahl von zuſammengelaufenen Menſchen. — Will er aber von vielen Menſchen reden, die zuſammengelaufen ſind, ſo ſagt er, veel Lühr, conſtruirt nach ſeiner eigenthümlichen Art nicht ſo, wie die Hochdeutſchen, ſondern ſagt: doa wien goa to veel Lühr, da waren gar zu viel Leute, oder, doa was'n heel Deil Minſken, da war ein ganz Theil Menſchen, u. ſ. w.

Um einen Beweis zu geben, daß der recht platt ſprechende Mann durchaus nicht ſo, wie wir im Hochdeutſchen, zu conſtruiren im Stande iſt, theils weil die Sprache ſelbſt an vielen jetzt bekannten Ideen arm iſt, theils aber auch, weil keiner ſie nach der Lateiniſchen oder Griechiſchen Sprache ſo gebildet hat, als es mit der hochdeutſchen geſchehen iſt, ſo will ich hier das Vater Unſer in die recht platte Mecklenburgiſche Sprache überſetzen, und zeigen, wenn gleich die Sache ſelbſt ſich auch gleich bleibet, daß doch die Conſtruction ganz anders ſey.

Es

Es haben zwar einige Mecklenburgiſche Schriftſteller Gedichte und andere Sachen in vermeintlich Mecklenburgiſch platter Sprache geſchrieben; allein ſie haben ſo wenig das eigenthümliche der Sprache in Acht genommen, wohin ein ganz beſonderes Buchſtabiren gehöret, als auch in der Sprache ſelbſt geſchrieben. Es giebt dort zweyerley Plattes, eins, welches in den Städten von den Bürgern, und überhaupt auch häufig von den Vornehmern geredet wird, und eins, welches die Bauern, (die eigentliche Wendiſche Nation) reden. Beyde Sprachen (denn ich kann nicht einmahl Dialecte ſagen,) ſind ſehr von einander unterſchieden, weil ſie verſchieden conſtruiren, und auch verſchiedene Wörter haben, die ein und eben daſſelbe Ding bezeichnen. Z. B. ein Frimmelbohrer, wird in ſtädtiſcher Manier Frittboarä genannt, in der platten Bauernſprache aber een Näefkä. Die Zahl zehn ſpricht man in den Städten und bey den Vornehmern tein oder tain aus, in Roſtock tajdd'n und auf dem Lande bey Roſtock, teejd'n. Dieſes alles hätten die Mecklenburgiſchen Schriftſteller, welche Proben von der platten Sprache geben wollten, in Acht nehmen ſollen, um nicht die auswärtigen Schriftſteller, die die Landesſprache nicht kennen, auf unrichtige Wege zu bringen; denn die bürgerlich platte Sprache, oder die ich die ſtädtiſche genannt habe, iſt nur diejenige welche auswärts bekannt iſt. In dieſer conſtruirt man eben ſo, wie im Hochdeutſchen, und da ſie viele Hochdeutſche Wörter enthält, die nur mit einer andern Mundart ausgeſprochen werden, ſo iſt ſie den Oberdeutſchen noch eher verſtändlich. In dieſer platten Sprache würde das Vater unſer ſo heißen.

Vader unſer, de du büſt im Himmel, geheiligt ward' dien Nahm, to uns kam dien Rick, dien Will geſcheh ſo im Himmel, as up de Jhr, uns däglich Brod giw uns hüt, un vergiw uns unſe Schuld, as wi vergewen unſen Schuldigern, un führ uns nich in Verſökung, ſünnern erlöſ' uns von dem Uewel, denn dien is dat Rick, de Kraft, un de Herrlichkeit, in Ewigkeit.

Ohngefähr in dieſer Mundart ſchrieben viele Plattdeutſchen Schriftſteller, und ahmten dabey häufig dem eigenthümlichen der Hamburgiſchen oder Bremiſchen Sprache nach; ja es ſind in dieſem Dialect auch alte und neuere Gedichte vorhanden, und ſelbſt die alten Plattdeutſchen Bibeln weichen nur in einigen Ausdrücken und Wörtern die noch platter oder unveränderter ſind, von ihr ab. Dieſe platten Ueberſetzungen der Bibel wurden für die Niederſachſen veranſtaltet, aber meines Wiſſens iſt nie in der ächt platten Mecklenburgiſchen Sprache geſchrieben worden, vielleicht, und theils weil die alten Wenden ſo wenig leſen, als ſchreiben konnten, und theils, weil die gelehrte Welt dieſe Sprache nicht kannte, ſich folglich auch nicht hinein ſtudieren konnte, theils aber auch wohl, weil man es der Mühe nicht werth hielt, ſich damit abzugeben. Das Vaterunſer lautet in dieſer Sprache auf folgende Art:

Uns' leiw Vaarä in'n Hew'n, dien Nahm ſchal hillig hojlln war'n, lat dien Rieck tau uns kaam'n, dien Will ſchal in'n Hew'n un eb'n ſo up de Jhr ſchein, giw uns ock hüt uns' alldagſk Brod, un vöägiw uns uns' Schujld, ſo ſo as wi uns' Schüjlnes ock vöägew'n willn, füäh uns nich in Vöäſeuking, ſüinnen mack uns frij van 't Aewel, den dat Rick is dien,

un de Macht, un de Herrſchoft jümmä un jümmä (*) am'n.

Der ſeel. Rath Manzel hat in ſeinen Bützowiſchen Ruheſtunden verſchiedenes über die Meklenburgiſche Sprache angeführt, allein, auch er ſchrieb die Sprache nicht richtig, und verfiel in den Fehler worein ſeine Vorgänger und Nachfolger verfallen ſind, nähmlich daß er in der ſtädtiſchen platten Sprache, die ſchon viel mit dem Hochdeutſchen vermiſcht iſt, ſchrieb, woher Auswärtige auch durch ihn keinen Begriff von dieſer Mundart erhalten konnten.

Von Verſen in dieſer Sprache iſt mir nur eine Probe bekannt. Es hatte nähmlich ein Bützowiſcher Student bey ſeinem Abgange von der Univerſität in ein Stammbuch geſchrieben:

Heute ſind wir Burſchen noch,
Aber Freund, was morgen? —
Es drückt dann ſchon ein ander Joch —
Kandidaten Sorgen.

Auf dem andern Blatte hatte ein Candidat hierauf beziehend ſich ohngefähr ſo eingeſchrieben:

Un hüt drückt de Kondatenprük,
Aeweſt Früjnd wat morgen?
Drückt een'n iehſt dat Wiwäjück,
Bumps het man ock glieck Sorgen.
Hei meijnt wol, dat de Burſk man leining luſtig isſ,
Je fleujt em nah, ojll Naeſ'! Bützow is nich Megapolis;
Wen man ein Häuk'n pupt vöä'n rühnä Dua,
So klingt dat all'n Haans gliek in dat linkä Ua.

(*) Das Wort Ewigkeit iſt nicht platt, wenn es auch gleich in platter Mundart ausgeſprochen werden kann, weil man vielleicht vor der Reformation gar keinen Begriff davon gehabt hat. Ich habe daher die dort gebräuchliche Redensart immer und immer geſetzet.

Dieſes würde nach den Worten ſo heißen: Und heute drückt die Kandidaten Perrüke aber Freund, was morgen? Drückt einen erſt das Weiberjoch, ſo hat man auch in dem Augenblick Sorgen. (*) Er meint wohl, daß der Burſche nur allein luſtig ſey; ja, pfeife ihm nach, alte Naſe! (**) Bützow iſt nicht Megapolis, (die ehemahlige große Hauptſtadt Mecklenburg,) wenn nur ein Hühnchen ſich eines Windes entlediget vor dem Rühner Thor, ſo klingt es allen Hähnen ſogleich in das linke Ohr. — Dieſe letzte Blume ſollte eine Beziehung auf die damahlige Einſchränkung der Studenten, und auf die vielen Lauſcher und Referenten haben, indem der Schießhoff vor dem Rühner Thor vorzüglich von Studenten beſucht wurde.

Hieraus, hoffe ich, wird man ſich völlig überzeugen, daß die Mecklenburgiſche platte Sprache von der überhaupt ſo genannten Niederſächſiſchen, in welcher man noch Poſtillen und Bibeln geſchrieben findet, und von dem von den neuern Schriftſtellern zuſammen getragenen Plattdeutſchen, ſehr verſchieden ſey. Der Mecklenburgiſche Bauer, ob er ſie gleich ſpricht, kann ſie doch nicht buchſtabiren und leſen, die ſtädtiſche platte Sprache noch eher, aber das Hochdeutſche lieſet er, allein oft verſteht er wieder nicht, was er lieſet, weil ihm in ſeiner Jugend das Leſen von den Dorfſchulmeiſtern, ſo wie einem Hunde als ein mechaniſches Kunſt-

(*) Das Wort Bumps iſt nicht mit einem gleich bedeutenden Worte zu überſetzen, man braucht es, wenn eine Sache blitzſchnell auf eine andere folgt. Indeſſen hört man es zuweilen auch anderwärts in eben dieſem Sinn.

(**) Ein eigner dortiger Idiotismus, um etwas Vergebliches auszudrücken; auch in dem Fall, wenn ein Jäger fehl ſchießt.

Kunſtſtück hinein geprügelt iſt. Hieraus kann man auch abnehmen, was mancher rechtſchaffene Prediger mit den zu confirmirenden Kindern zu thun hat, wenn er Nutzen ſtiften will.

Ich komme wieder auf den Artikel ſelbſt zurück, und hoffe, man wird mir dieſe Ausſchweifung verzeihen, da ich nicht weiß, ob ich den Artikel Sprache meiner Kränklichkeit wegen erlebe, und bis dahin noch manches vorkommen könnte, welches man für Mecklenburgiſch-platt ausgeben möchte, aber, welches es nicht ſey. Doch muß ich noch vorher anmerken, daß man im Mecklenburgiſchen vor dieſem häufig recht platt ſprechende Bauermädchen zu Kinderwärterinnen nahm, weil man glaubte, wenn die Kinder dieſe Mundart zuvörderſt gelernet hätten, daß ſie darauf die Franzöſiſche Ausſprache deſto leichter lernen würden.

Das Wort Leute hat eigentlich keinen Singular, indeſſen hört man ihn doch zuweilen in einigen Oberdeutſchen Gegenden, um einen Menſchen zu bezeichnen, z. B. es iſt ein feines Leut.

Nach unſerm gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigen wir mit dem Worte Leute alſo eine Vielheit von Menſchen an, ohne Unterſchied des Geſchlechts, und daher iſt es in der Bedeutung mit dem Worte Perſonen nahe verwandt. Indeſſen unterſcheiden ſich die beyden Bedeutungen dadurch, daß das Wort Leute nur eine Benennung ſolcher Menſchen iſt, die von ſchlechtem und geringem Stande ſind, oder unter andern ſtehen; Perſonen hingegen wird auch von ſolchen gebraucht, die ſich in einem höhern Stande befinden. Könige, Fürſten, Regenten kann man niemahls Leute nennen. Man kann nicht ſagen:

gen: königliche, fürſtliche Leute, (man möchte dann die unterſten Bedienten derſelben meinen,) ſondern man braucht alsdann das Wort Perſonen: königliche, fürſtliche Perſonen. Hingegen ſagt man: Bauerleute, Handwerksleute, Bergleute, Zimmerleute, Arbeitsleute, Dienſtleute, ſchlechte Leute u. ſ. ſ. Wenn man daher von einer Verſammlung ſolcher Menſchen redet, die von vornehmen Stande ſind, ſagt man nicht: die Verſammlung beſtand aus vielen Leuten, ſondern aus vielen Perſonen.

In der recht platten Sprache findet ſich das Wort Perſon nicht, weil es von dem Lateiniſchen perſona gemacht iſt; indeſſen, da die Plattredenden allmählig mehrere Begriffe geſammelt haben, und noch ſammeln, und für dieſe keine beſonderen Wörter haben, ſo entlehnen ſie aus dem Hochdeutſchen das Fehlende, ſo wie man im Hochdeutſchen auch wieder aus fremden Sprachen entlehnet. Sie brauchen zum Theil alſo das Wort Perſon in eben der Bedeutung, als im Hochdeutſchen, und ich muthmaße, daß der Gebrauch dieſes Wortes bey Einführung der chriſtlichen Religion, bekannt geworden iſt, wo ihnen die Lehre von denen drey göttlichen Perſonen beygebracht wurde. Ehe man dieſes fremde Wort aufnahm, marterten ſich die alten Schriftſteller ſehr, ein für ſich beſtehendes vernünftig denkendes Ding auszudrücken. Kero und der Ueberſetzer Iſidors brauchen dafür Heido, Heit, ſelbſt auch von den Perſonen des göttlichen Weſens. Dhero zuuio Heido, die zwey Perſonen, dhiu Drittnnheit die dritte Perſon, im Iſidor. In den ſpätern Zeiten brauchte man dafür das Wort Nahme, bey den ältern Schweden Namn.

Zuweilen aber hat auch das Wort Leute einen ſehr unbeſtimmten Sinn, man drücket dadurch etwas allgemeines aus, und nimmt hernach das Wort Perſonen in einem eingeſchränkten Verſtande. So kann man ſagen: In einer Geſellſchaft, wo alle Leute uns bekannt ſind, wiſſen wir gemeiniglich nicht, mit wem wir uns in ein Geſpräch einlaſſen ſollen; aber, wenn wir nur einige Perſonen kennen, ſo iſt es leicht durch ihre Vermittelung mit der ganzen Geſellſchaft bekannt zu werden. Imgleichen: Wenn man bey Tiſche vergnügt ſeyn will, müſſen Leute von aufgeräumtem Gemüthe zuſammen kommen, aber die Geſellſchaft muß nicht aus gar zu vielen Perſonen beſtehen.

In andern Redensarten wird das Wort Leute durch Zuſammenſetzung mit andern Wörtern in ſeiner Bedeutung noch weiter ausgedehnt, als ich oben ſchon angeführt habe, und die zugeſetzten Wörter beſtimmen und zeigen auch von vornehmen Perſonen das Geſchlecht, den Stand, oder die Lebensart an; daher ſagt man, Hofleute, Rathsleute, Mannsleute, Frauensleute, vornehme Leute, Betteleute, u. ſ. w. Das Wort Perſonen leidet nicht alle dieſe Zuſammenſetzungen, doch ſagt man auch und zwar in der edlern Schreibart: Rathsperſonen, Mannsperſonen, Frauensperſonen, Standesperſonen — und vielleicht ſind noch viele andere Ausdrücke dieſer Art.

Wieder in andern Redensarten verbindet man das Wort Leute mit ſolchen Wörtern, welche eine beſondere Beziehung auf das männliche Geſchlecht haben, und alsdann drücket es ſo viel aus, als Männer, z. B. Amtleute, ſtatt Amtmänner, Hauptleute, ſtatt Hauptmänner, Kriegsleute, ſtatt Kriegsmän-

männer, Fuhrleute, ſtatt Fuhrmänner, u. ſ. w. Redet man aber wie hier im Plural mit einer gewiſſen Achtung von dieſen Perſonen, ſo wird das Wort Männer für edler gehalten.

Friſch ſagt, daß Landmanne und Landleute im Tſchudi unterſchieden werden, jene als vornehme und Lehnsleute, dieſe aber als Unterthanen. Dies kann ſeine Richtigkeit haben, denn, wenn in den ehemahligen Ritter- und Raufzeiten ein Edler, ſelbſt auch ein Fürſt einem andern ein Stück Landes wegnahm, darauf Menſchen wohnten, und ſie wurden unterjochet, ſo hieß es, ſie waren dienſtpflichtig, und zu Leuten gemacht. Daher ſtammt auch wahrſcheinlich der noch übliche Ausdruck Land und Leute, und die Redensart beym Güter- und Länderverkauf: alles mit Land und Leuten übergeben. Hieraus, und aus mehrern zuſammenfließenden Gründen ließe ſich auch vermuthen, daß ehemahls auch ſelbſt die Freyen nicht mit dem Ausdrucke Leute belegt werden konnten.

Auf gleiche Weiſe findet man bey den Alten Dienſtmanne, und Dienſtleute unterſchieden. Die erſten waren vornehmere, Grafen, Freyherren u. d. gl., welche wegen eines Lehens im Kriege zu dienen verpflichtet waren; die andern waren geringe Unterthanen.

Herr Adelung bemerket bey dem Worte Achtmann, daß man von niedrigen Perſonen, im Plural, auch wohl, die Achtleute ſagt. Bey dem Worte Amtmann aber hat er allein den Plural Amtleute angeführet, obgleich auch Amtmänner, wie oben ſchon angeführt worden, mit einem ähnlichen Unterſchiede gebräuchlich iſt. Man wird z. B. ſich des Plurals Amtleute bedienen, wenn man ohne

ohne Abſicht auf beſondere Perſonen von ihnen redet. Z. B. die Amtleute klagen, daß ſie bey jetziger Zeit ihre Pacht nicht herausbringen können. — Oder: Die Lieferungen, welche von den Amtleuten gefordert werden, fallen ihnen ſchwer u. d. gl. Hingegen, wenn man mit einer gewiſſen Achtung von ihnen redet, oder die Rede an mehrere Beamte richtet, wird man lieber den Plural Amtmänner gebrauchen.

Im Schwabenſpiegel heißen die Häſcher Amtleute, ſie werden aber nicht Amtmänner genannt, weil dieſer Plural für edler gehalten wurde.

Man nennet auch beſonders das Geſinde, bey uns, oder diejenigen, welche unter unſern Befehlen ſtehen, Leute, und ſagt daher ſehr gewöhnlich: Ich habe meinen Leuten dieſes oder jenes befohlen. — Ich werde meine Leute dazu anhalten. — Die Leute aus- oder ablohnen u. d. gl. mehr.

Leutel; ſ. **Leuthal**.

Leutelshayn; ſ. **Leitelshayn**.

Leuten, ein Churſächſiſches Dorf in der Niederlauſitz, in der Herrſchaft Pförten, etliche Stunden von Guben.

Leuten, ein königl. Preuß. Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Sagan, dem Hoſpital zu Sorau gehörig.

Leutenbach, iſt ein Schwäbiſches Dörfchen, im Würtenbergiſchen Amte Winnenden.

Leutenbach, iſt ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, im Amte Forchheim.

Leutenberg, auch **Leutenburg**, iſt eine fürſtlich Schwarzburg-Rudolſtädtiſche Stadt, am Waſſer Sorbitz, in Thüringen. Ihr Schloß, welches auf einem Berge liegt, iſt der gewöhnliche Wittwenſitz der Fürſtinnen von Rudolſtadt. Es giebt auch umher

her Silber = und Kupferbergwerke, Schmelzhütten, und einen Kupferhammer. Das dazu gehörige Amt von 29 Dörfern, iſt Reichslehn, und war vor Alters eine beſondere Herrſchaft.

Lentenberg, eine Stadt in der Unterſteyermark, am Fluſſe Mur, an der Ungariſchen Gränze, welche wegen des Lentenberger Weines berühmt iſt.

Leutenbuch, iſt ein Anſpachiſches Dorf in Franken im Hofkaſtenamt Anſpach, bey Herrieden.

Leutendorf, ein herzoglich Sachſen = Hildburghauſenſches Dorf in Franken, im Fürſtenthum Coburg im Kloſteramt Sonnenfeld, bey Sonnenfeld.

Leutendorf, ein Beyreuthiſches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannſchaft Wunſiedel, im Amte Wunſiedel, bey Redwitz.

Leutenhayn, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Leisnig, eine Stunde von Geithayn, auf Colditz zu.

Leutensperg, ein markgräflich Badenſches Dorf in Schwaben, in der Herrſchaft Badenweiler, in der Voigtey Wolfenweiler.

Leutenthal, ein Churſächſiſches Amtsdorf mit einem Rittergute, im Thüringſchen Kreiſe, im Amte Eckartsberga, bey Buttelſtädt.

Leuterbachöd, iſt ein fürſtlich Schwarzenbergiſches Dorf in Franken, eine Meile von Schwarzenberg.

Leuterode, ein Heſſiſches Dorf in Niederheſſen, im Amte Homberg.

Leutersbach, ein churſächſiſches Amtsdorf im Erzgebürgiſchen Kreiſe, im Amte Wieſenburg.

Leutersbach, (**Ober = und Nieder**.) ſind biſchöflich Fuldaiſche Dörfer im Amte Brückenau.

Leuterſchach, iſt ein Schwäbiſches Pfarrdorf von ohngefähr 200 Seelen, im Hochſtift Augsburg, im Pflegamt Oberndorf.

Leu=

Leutersdorf, iſt ein herzoglich Sachſen-Meinungiſches Pfarrdorf in der Grafſchaft Henneberg, im Amte Meinungen, bey Themar, mit einer Poſt-Station.

Leutersdorf, ein Gut von zwey Dörfern, in Mähren im Prerauſchen Kreiſe.

Leutersdorf, (Ober) iſt ein Marktflecken in Böhmen, im Leutmeritzer Kreiſe, an der Oberlauſitziſchen Gränze, mit einer ſchönen Tuch-Manufactur.

Leutersdorf (Nieder) ein Churſächſiſches adeliges Dorf und Rittergut in der Oberlauſitz, im Görlitziſchen Kreiſe.

Leutershauſen, iſt ein Anſpachiſches Städtchen und Vogtamt in Franken, im Oberamte Colmberg, an der Altmühl, drey Stunden von Anſpach.

Leutershauſen, ein ritterſchaftliches Dorf im Fränkiſchen Ritterorte Röhn und Werra, im Hochſtift Würzburg, bey Neuſtadt.

Leutershofen, ein Schwäbiſches Pfarrdorf bey Augsburg.

Leuterung, ſollte eigentlich wohl Läuterung geſchrieben werden, iſt bey den Bergleuten eine Art von Appellation, welche ſogleich, und mündlich geſchehen, und darauf ſchriftlich innerhalb 24 Stunden wiederhohlet werden muß. In dem Sächſiſchen Recht heißt Leuterung, wenn einer, der ſich durch eine Urtel graviert befindet, innerhalb 10 Tagen, ehe daſſelbe rechtskräftig wird, bey eben dem Richter in Schriften einkommt, und ſolche Urtel zu verändern oder näher zu erklären bittet. In dem Sächſiſchen Apellations-Gerichte zu Dresden iſt über die erſte Leuterung noch die Oberleuterung zugelaſſen, aber nur in ſolchen Sachen, welche gleich vom Anfange daſelbſt anhängig gemacht worden, und nicht erſt durch Appellation von den Untergerichten dahin gekommen.

Leuterwitz, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Leipziger Kreiſe, im Amte Leisnig, ſchriftſäſſig nach Noſchkowitz gehörig.

Leutesheim, (**Lützen**,) ein fürſtlich Heſſen-Darmſtädtiſches Dorf, in der Herrſchaft Hanau-Lichtenberg, im Amte Lichtenau.

Leuteſcheu, iſt ein Adject. und Adverb. und bedeutet, die Leute, den Anblick, die Geſellſchaft der Menſchen, auf eine fehlerhafte Art ſcheuend; im Plattdeutſchen minsk'nſchug, (ſcheu heißt ſchug, ſick ſchugen, ſich ſcheuen,) im Holländiſchen menſchſchou, im Schwediſchen folkskygg, im Däniſchen folkeſky.

Leutewitz, bey Meiſſen, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, und in demſelben Kreisamt.

Leutewitz, bey Rieſſa, iſt eben dergleichen Dorf, in eben dem Amte nach Rieſſa gehörig.

Leutewitz bey Prießnitz, dergleichen Dorf im Procuratur-Amte Meiſſen, eine Stunde von Dresden.

Leutewitz, dergleichen Dorf in der Oberlauſitz, im Bauzenſchen Kreiſe, eine Meile von Biſchofswerda, zum Kloſter Marienſtern gehörig.

Leutgeb, (**der**) iſt ein nur im Oberdeutſchen üblicher Ausdruck, einen Schenkwirth zu bezeichnen, der den Leuten das nöthige Getränk für Geld giebt.

Leuth, ein Dorf im Weſtphäliſchen Kreiſe, im königl. Preuß. Geldern.

Leuthershofen; ſ. **Littershofen**.

Leuthel, auch **Leuthen**, iſt ein Churſächſiſches Schloß und Herrſchaft in der Niederlauſitz, im Lübbenſchen Kreiſe, an der Spree, drey Stunden von Lübben; vormahls beſaß es die freyherrliche Familie Schenk von Landsberg, jetzt aber die Grafen von Schulenburg in Lieberoſa. Zu dieſer Herrſchaft gehören 7 Dörfer.

Leutel, (Klein=) iſt ein Dorf in vorgenannter Herrſchaft.

Leuthen, iſt ein erzherzogl. Oeſtreichiſcher Hofmarkt in Oberbayern, im Pflegeamt und bey Mauerkirchen.

Leuthen, (Deutſch) ein königl. Böhmiſches Kirchdorf, Schloß und Minderherrſchaft in Oberſchleſien, unweit Freyſtadt.

Leuthen, (Polniſch=) dergleichen Dorf eben daſelbſt, in der Minderherrſchaft Reichenwaldau.

Leuthen, ein königl. Preuß. adeliges Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Breslau, im Neumärkiſchen Kreiſe, nicht weit von Liſſa, bey welchem die Preußiſche Armee über die Oeſtreichiſche im Jahr 1757 den 5ten Decemb. einen wichtigen Sieg erfocht. Der Herr Profeſſor Leonhardi (man ſehe ſeine Erdbeſchreibung der Preußiſchen Monarchie Halle, 1792. 2 Band S. 146.) ſagt, indem er das Dorf Leuten anführt, und der Schlacht Friedrichs II. mit dem Oeſtreichiſchen Feldmarſchall Daun erwähnt, daß dieſer blutige Sieg dem Könige gegen 4000 Menſchen gekoſtet; von den Oeſtreichern aber 6000 auf dem Platze geblieben, und 20000 in wenig Tagen darauf zu Gefangenen gemacht worden ſind.

Leuthen, dergleichen Dorf in der Herrſchaft Glatz, der Stadt Landeck gehörig.

Leuthersdorf; ſ. Leutersdorf.

Leutishofen. ein Schwäbiſches Dorf am Fluß Oſtrach, im Fürſtenbergiſchen Amt Mäßkirch.

Leutkirch, iſt eine Reichsſtadt, und liegt im Allgau, zwiſchen der Abtey Kempten und der Grafſchaft Waldburg, an dem kleinen Fluſſe Eſchach, auf einer anmuthigen Ebene, und der von ihr benannten Leutkircher Heide, wovon unten weiter

geredet werden ſoll. Sie iſt klein, und hat nur eine einzige Hauptſtraße und drey Thore, von welchen eines nur des Sommers geöffnet wird. Vor jedem der andern zwey Thore iſt eine Vorſtadt, welche die obere und untere genannt werden. Die Einwohner, deren an 1750 ſind, bekennen ſich größtentheils zur evangeliſchen Religion; ein kleiner Theil iſt noch der katholiſchen Kirche zugethan, und beſitzt auch eine Pfarrkirche in der Stadt, die St. Martinskirche, in welche an 30 Ortſchaften eingepfarret ſind. Dieſe Kirche wird von Weltgeiſtlichen verſehen, und hat eine eigene Pflege, welche die St. Martinspflege genannt wird.

Auch iſt hier ein Franziskaner-Nonnenkloſter, welches die Klaus der Schweſtern heißet, 18 Nonnen enthält, und 1470 geſtiftet worden iſt. Die Evangeliſchen haben auch eine Pfarrkirche, an welcher drey Prediger ſtehen. Ob nun gleich die Stadt katholiſche und evangeliſche Einwohner hat, ſo wird ſie doch auf Reichs- und Kreistagen unter die ganz evangeliſchen Reichsſtädte gezählet; denn die Katholiſchen dürfen nach dem Vortrag von 1672 nur 25 bürgerliche Familien ſtark ſeyn. Die Anzahl der evangeliſchen Bürger iſt gegen 325, alſo zuſammen 350. Vermehrt man dieſe Anzahl mit 5, ſo kommt die oben angegebene Zahl der Einwohner mit 1750 heraus. An andern Orten giebt man der Stadt Leutkirch nur 1600 Einwohner. Das ganze katholiſche Kirchſpiel der Stadt, da an 30 geringe umher liegende Oerter zu der katholiſchen St. Matinskirche gehörig, iſt 2300 Seelen ſtark.

Ein Theil der Nahrung der Einwohner beſteht im Leinwandhandel, der aber beſonders durch den

den amerikaniſchen Krieg ſehr weit herab geſetzt worden iſt. Vormahls war dieſe Stadt wegen ihrer guten und dicken Leinwand berühmt; es iſt auch viel verfertiget und verkauft worden, gegenwärtig aber wird faſt nur lauter Farbeleinwand gewebet.

Außer dem beſchäftigen ſich die Einwohner noch zum Theil mit Baumwolle arbeiten, und mit dem Feldbau, der beträchtlich iſt, und 1400 Jaucherte Feldes begreift. Eben ſo groß iſt die Anzahl der Waldungen, die der Stadt gehören, aus welchen jeder Bürger jährlich drey Klafter Holz umſonſt erhält. In dieſen Waldungen und noch in einigen andern angrenzenden hat die Stadt eine große Waidgerechtigkeit, und die Freyheit, daß ſie ſo weit, als die Landvogtey ſelbſt, jagen darf. Vormahls hatte die Stadt auch einen wöchentlichen Fruchtmarkt, der am Montag gehalten wurde. Dieſer hörte eine Zeit auf, aber 1790 wurde er wieder errichtet, und wird nun jeden Mittwoch gehalten. Die Bierbrauerey macht auch einen Nahrungszweig der Einwohner aus.

Das Regiment der Stadt iſt demokratiſch, und mit Kauf- und Handwerksleuten beſetzt. Es beſtehet aus drey Kollegien, dem Rath, Gericht und der Gemeinde. Der Rath hat 15 Glieder, zwey Burgermeiſter, einen Stadtammann, drey Geheime und 9 Rathsherrn. Die zwey Burgermeiſter wechſeln jährlich im Amte, wo auch die Glieder aller drey Kollegien beſtätiget, oder neu gewählet werden. Gemeiniglich rücken ſie von einem Kollegium in das andere. Der Magiſtrat hat auch einen Rechtsgelehrten, der am Protokoll ſitzt, und in Rechtsfällen um Rath gefragt wird, aber keine entſcheidende Stimme hat. Alle

Juſtitz = Criminal = und Polizeyſachen ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Raths. Die Wahlſachen hängen von allen drey Collegien ab.

Das Stadtgericht beſteht aus 12 Perſonen, ohne den Stadtamtmann, welcher Präſes deſſelben iſt, und es, wenn er von dem Amtsburgermeiſter das erſte Mahl im Jahr geöffnet worden iſt, zuſammen berufen kann, wenn er will. Er hat über nichts, als über Schuld = und Gantſachen (*) zu urtheilen; doch kommen alle Sachen vor dieſes Gericht, welche der Stadtamtmann nicht ausmachen kann, oder will. Es kann auch jeder, der mit dem Ausſpruche des Stadtamtmanns nicht zufrieden iſt, an dieſes Gericht appelliren, ſo wie von dieſem Gericht an den Rath, gegen Erlegung einer Taxe.

Die Gemeine beſtehet aus zehen Perſonen, welche allein zu der jährlichen Wahl, und, wie das Stadtgericht, nur in den aller wichtigſten Sachen berufen werden. Die Glieder aller drey Collegien ſind alle der Augsburgiſchen Confeſſion zugethan.

Es ſcheinet Leutkirch in dem großem Interregno oder Zwiſchenreich unabhängig geworden zu ſeyn. Ihre völlige Rechtsfreyheit erlangte die Stadt 1293 unter dem Kaiſer Adolph, und wurde mit eben den Rechten und Freyheiten begabet, wie Lindau. Gleich nach ihrer Reichsfreyheit, ſtand ſie, wie andere Reichsſtädte unter den kaiſerlichen Landvögten, hatte ihre Juſtizpflege bey den kaiſerlichen Landgerichten, und war eine ſogenannte Wahlſtadt

(*) Gant iſt die Oberdeutſche Benennung einer öffentlichen Verſteigerung, oder Auction.

ſtadt des Landgerichts, wo auf öffentlicher Landſtraße Gericht gehalten wurde. 1514 wurde aber dieſe Wahlſtadt nach Isni verlegt. 1336 erhielt Leutkirch vom Kaiſer Ludwig das Privilegium, vor keinem fremden Gerichte erſcheinen zu dürfen. Eben dieſes gab Carl der Vierte 1366, daß ſie weder vor das kaiſerliche Hofgericht, noch vor andere fremde Gerichte geladen werden ſoll. Dieſes Privilegium beſtätigten auch die Kaiſer Albrecht der Erſte 1438, und Maximilian der Erſte 1502. Den Blutbann erhielt die Stadt vom Kaiſer Siegmund 1431.

Ob Leutkirch gleich ſchon 1293 unter dem Kaiſer Adolph die Reichsfreyheit erhalten hatte; ſo wurde ſie doch 1330 an den Grafen Hugo von Bregenz, unter dem Titel einer Grafſchaft, verſetzt; die Stadt ſuchte deßwegen bey dem Kaiſer Ludewig die Beſtätigung des ihr von Adolph gegebenen Privilegiums, und erhielt dieſe auch 1332. Carl der Vierte beſtätigte zwar auch die Freyheiten und Rechte Leutkirchs, wie ſo mancher andern Reichsſtadt, daß ſie nicht wegen Noth des Kaiſers und des Reichs verpfändet werden ſollte. Allein, kurze Zeit darauf verpfändete eben dieſer Kaiſer die Stadt Leutkirch mit noch 23 andern Reichsſtädten, an den Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieſe Städte löſeten ſich 1359 ſelbſt. Kaiſer Wenzel beſtätigte darauf die Privilegien und Freyheiten Leutkirchs, und verpfändete deſſen ungeachtet 1379 dieſe Stadt an den Herzog Leopold von Oeſterreich.

Den Urſprung und Nahmen ſoll die Stadt Leutkirch von einer Kirche, auf dem ſogenannten hohen Berge, bey der Stadt erhalten haben. Im

Jahr 1546 nahm ſie die evangeliſche Lehre an bis auf wenige Bürger, die aber in der Stadt viele Unruhe machten. Das Wapen der Stadt iſt ein ſchwarzer doppelter Adler im gelben, und eine Kirche im blauen Felde. Auf dem Reichstage hat ſie auf der ſchwäbiſchen Bank die 28ſte, bey dem Schwäbiſchen Kreiſe aber unter den Reichsſtädten die 21ſte Stelle, und ſitzt zwiſchen Isni und Wimpfen. Der Reichsmatrikularanſchlag, der vormahls 1 zu Pferd und 14 zu Fuß oder 68 Gulden betrug, iſt 1645 und 1651 auf 10 zu Fuß, oder 40 Gulden geſetzt worden. 1683 wurde auch dieſer Anſchlag um 26 Gulden vermindert, ſo daß die Stadt nur 14 Gulden gab; 1728 wurde er aber wieder auf 21 Gulden erhöhet. Zu einem Kammerziele giebt Leutkirch 42 Reichsthaler 19½ Kreutzer. Der Kreisanſchlag iſt 14 Gulden. Mit der Landvoigtey hat ſie 1545 einen beſondern Vertrag geſchloſſen, welcher die Jagdgerechtigkeit der Stadt in der Landvoigtey, begrenzte. Eigentliches Gebiet hat aber die Stadt nicht.

Leutkirch, iſt ein Schwäbiſches Pfarrdorf von etwa 1000 Seelen, welches dem Stifte Salmonsweil gehört, und im Bezirke deſſelben, etwa eine Stunde davon, auf einer angenehmen Höhe liegt. Es hat ein Franziskaner-Nonnenkloſter, welches 1478 geſtiftet worden iſt, und zehn Nonnen enthält.

Leutkircher Heide, iſt ein Stückchen Feld, welches bey der Stadt Leutkirch liegt, und aus 180 Jauchert Aeckern beſtehet, von dem die Hälfte den Bürgern der Stadt Leutkirch, die andere Hälfte aber den ſogenannten Freyen auf der Leutkircher Heide gehört. Vormahls war dieſes Feld

Holz,

Holzboden, der aber in Aecker umgeſchaffen wurde, und daher wahrſcheinlich ſeinen Nahmen erhalten hat. Dieſes Feld liegt in den niedern Gerichten der Stadt Leutkirch, darf aber nicht kollectirt werden, ſondern, es werden nur für jede Jauchert jährlich vier Viertel Hafer geliefert, welcher der Haidhafer genannt wird. Dieſer ſoll ſeinen Urſprung noch von dem kaiſerlichen Landgericht daſelbſt haben, weil dieſes ehemahls auf dieſer Heide gehalten wurde, wovon man noch einige Spuren findet.

Zu dieſer Heide werden mehrere Dörfer, Weiler und Höfe gerechnet, die einen Landesſtrich ausmachen, der an zwey Meilen lang, und eine Meile breit iſt. Sie tragen zu den Reiſegeldern und Anlagen, zu der ganzen Landvoigtey eine Quart bey.

Die freyen Leute auf der Leutkircher Heide waren vormahls ein Eigenthum des Königs, deren Leib und Gut der königlichen Kammer unterworfen war, und zur Bauung der Kammergüter gebraucht wurden. Urſprünglich ſtanden ſie unmittelbar unter dem Kaiſer und Reich, und waren weder einem Gerichtszwang, noch einer Vogtey unterworfen. Sie hatten ihren eigenen Reichsſchultheiß und Gericht, aus welchem ſie erſtern erwählten. Sie huldigten ihrem Reichsvoigt, Schutz- und Schirmherrn allein des Reichs wegen, durften die Steuern und das Umgeld unter ſich ſelbſt umlegen, wie dieſes der ihnen vom Kaiſer Ludwig 1337 ertheilte Freiheitsbrief beſtätiget.

Der Kaiſer Maximilian der Erſte, als Pfandherr der Landvogtey in Schwaben, errichtete

1506 einen Vertrag mit den Freyen, Kraft deſſen ſie niemand mit Leibeigenſchaft zugethan, ſondern einen freyen Zug haben ſollen, von niemand genöthet noch gepfändet werden können, ihre Steuern ſelbſt anlegen und einziehen dürfen, beſtändig unter des Reichs-Schutz und Schirm bleiben, und keine andern als freye Leute annehmen, auch einem jedesmahligen Landvogte nicht mehr als zwey Gulden alle Jahre zu einer Verehrung, ſamt der jährlichen Steuer geben und vom Reiche nie verpfändet werden ſollen.

Mehrere nachfolgende Kaiſer haben dieſe Freyheit beſtätiget, als Siegmund 1621. Ferdinand 1621. Leopold 1669. Dieſe reichsfreyen Leute ſind aber mehrentheils verſetzt und verpfändet worden, wie 1330, 1333 an die Grafen von Montfort und Bregenz, von welchen ſie nicht mehr eingelöſet wurden. Deſſen ungeachtet wurden ſie 1364, 1366 und 1370 wieder an die Grafen von Helfenſtein, und von dieſen 1382 an die Stadt Ulm verpfändet, welche ſie 1396 an die Grafen wieder übergab. Der Kaiſer Siegmund zog ſie 1415 mit den dazu gehörigen freyen Dörfern und Weilern zu der kaiſerlichen und Reichs-Landvogtey in Ober- und Niederſchwaben, wohin ſie noch bis jetzt gehören. Von ihrer ſogenannten Freyheit iſt aber wenig mehr übrig geblieben.

Die 39 Dörfer, Weiler und Höfe, die dazu gehören, werden jetzt zur obern Landvogtey gerechnet, die um Leutkirch liegt, und auf der kohlleffelſchen Karte von Schwaben ausgedruckt und bemerkt iſt.

Auf der Leutkircher Heide iſt noch, ſo weit ſich dieſe erſtrecket, die freye Pürſch, welches Recht die

die Herrſchaften Kißlig, Zeil und die Stadt Leutkirch, von alten Zeiten her haben, und ſich des Fangens, Jagens und Weidwerks, ohne Hinderniß des Landvogts bedienen dürfen. 1545 wurde der Stadt Leutkirch das Recht, das rothe und ſchwarze Wild in dem Bezirke der Landvogtey zu jagen, abgeſprochen. In der Mitte dieſes Jahrhunderts nahm man den Bürgern der Stadt das Recht zu jagen gänzlich, und nur vier Bürger wurden für die freye Pürſch, vier für die Pürſch in der Landvogtey aufgeſtellt, und das Jagen in der Landvogtey ſelbſt auf die Jäger allein eingeſchränkt. Die Gränzen der freyen Pürſch ſind 1569 in einer Acte beſtimmt, und in dem gründlichen hiſtoriſchen Berichte von der kaiſerlichen und Reichslandvogtey n. 22. beſchrieben.

Das kaiſerliche Landgericht in Schwaben auf Leutkircher Heide und in der Pürſch, welches vormahls hier gehalten wurde, und ſeinen Nahmen von der Leutkircher Heide führte, hat noch, ob es gleich ſeit dritthalb hundert Jahren nicht mehr daſelbſt gehalten wird, ſeinen Nahmen behalten, und heißt noch gegenwärtig: das kaiſerlich königlich freye Landgericht in Ober- und Niederſchwaben auf Leutkircher Heide und in der Gepürs.

Dieſes Landgericht war eine ſehr alte Einrichtung der Kaiſer, die, weil ſie kein beſtändiges Hoflager und Hofgericht an einem Orte im Reiche hatten, und ſelbſt Länder, Städte beſuchten, um Streitſachen zu ſchlichten, und es den Unterthanen beſchwerlich fiel, dem Hoflager nachzureiſen, in den Reichslanden und Provinzen Landrichter beſtellten, welche die Juſtizpflege, in ihrem Nahmen, verwalteten. Die Zeit des Urſprungs dieſer Landgerichte kann nicht beſtimmt werden; doch waren

ſie

ſie ſchon vor den Zeiten Rudolphs von Habsburg, und unter der Regierung der Herzoge Friederichs des Erſten und Zweiten von Schwaben in Ausübung.

Daß nun das kaiſerliche Landgericht auf Leutkircher Heide ſchon unter den Schwäbiſchen Herzögen beſtanden habe, iſt aus der 1658, zur Behauptung des kaiſerlichen Landgerichts in Inſpruch erſchienenen Deduction klar, in welcher ſich der Verfaſſer auf noch vorhandene landgerichtliche Acten vom Jahr 1240 berufet. Eben dieſes erhellet aus einer Würtembergiſchen Urkunde, nach welcher Konrad der Zweite den Grafen Ulrich von Würtemberg 1259 das Landgericht in der Pürs mit noch mehr Aemtern verliehen hat.

Die ältern Landrichter nannten ſich Landrichter auf der Heide, wenn das Landgericht zu Leutkirch oder auf der Heide gehalten wurde; oder Landrichter in der Gepürs, wenn das Landgericht in andern Wahlſtädten gehalten wurde, 1425 nannte ſich ein Landrichter zum erſten Mahl einen Landrichter auf Leutkircher Heide und in der Pürs. Erſt im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als man das Landgericht von öſterreichiſcher Seite auf der Leutkircher Heide weiter ausdehnte, ſchrieben ſich die Landrichter: in Ober = und Niederſchwaben auf Leutkircher Heide und in der Gepürs.

Ob gleich der urſprüngliche Sitz dieſes Landgerichts auf der Leutkirche Heide geweſen, und ſeine ausübende Gewalt ſich nicht über dieſer, und der Pürſch Gränze erſtreckte, es auch vor andern Landgerichten keinen Vorzug hatte, und viele Reichsſtände in Schwaben, ohne Einſchränkung, von allen Landgerichten befreyet waren; ſo haben doch

die

die Richter dieſes Landgerichts, vom Ende des 15ten Jahrhunderts an, ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben, da ſie den Umfang des Gerichts erweitert, und die Appellation an die Reichsgerichte verſagt haben, welches zu vielen Klagen Anlaß gegeben hat.

Die Grenzen dieſes Landgerichts ziehen ſich gegenwärtig von der Stadt Lindau — welche mit dem abwärts an dem Bodenſee bis Mörsburg liegenden Diſtrict, mit dazu gehört — über den Bodenſee nach Konſtanz, das aber davon befreyet ſeyn will. Von Konſtanz ziehen ſich die Grenzen an der Schweitz, mit Einſchließung der Inſel Reichenau, nach Radolfzell, Thenzen und Stühlingen. Die Grafſchaft Lendorf, Landgrafſchaft Baar, beyde Grafſchaften Hohenberg, die Städte Rothweil und Villingen, gehören mit in die Grenzen des Landgerichts, die ſich an dem Würtembergiſchen hin, bis nach Gemünd ziehen, Oettingenbaldern und Donauwörth, einſchließen, und bis Reuthe an die Brücke laufen.

Weil die Voralbergiſchen Lande vom Kaiſer Ferdinand 1555 von der Gerichtsbarkeit des Landgerichts befreyet worden ſind, ſo zieht ſich die Gränze von Reuthe noch Tannheim, in die Grafſchaft Königseggrothenfels, und wieder nach Lindau, wo ſie eben die Gränze beſchreibt, welche die Grafſchaft Bregenz macht. Außer dieſen Grenzlinien gehört noch die Grafſchaft Hohenems dazu.

Das Landgericht konkurriret in Juſtizfällen, mit denenjenigen, in ſeinem Bezirk liegenden Reichsſtänden, die keine Befreyung genießen. Alle bürgerliche Fälle erſter Inſtanz, und alle mittelbare

und unmittelbare Reichsglieder in Schwaben, die im landgerichtlichen Diſtricte liegen, werden unter daſſelbe gezogen. Vormahls, und auch noch unter den erſten Oeſtereichiſchen Landrichtern, konnte man bloß an die höchſten Reichsgerichte appelliren. 1530 wurde die Apellation auf das Hof und Kammergericht zu Inſpruck eingeſchränkt, von dem Kaiſer Leopold dem Erſten aber die Apellation, entweder an den kaiſerlichen Hof, oder an das Kammergericht, wieder geſtattet.

Dieſes Landgericht hat von den älteſten Zeiten her vier ſogenannte Mahlſtädte gehabt. Dieſe waren Ravensburg, Leutkirch, Wangen und Lindau. Leutkirch war die älteſte Mahlſtadt, von welcher das Land den Nahmen und Urſprung erhalten hat. Auf der Heide unweit des Truchſesſchen Schloſſes Zeil, ſieht man noch die Ruinen von dem Heidbild, oder dem von Stein gebauten Tribunal, wo öffentlich Gericht gehalten wurde. Leutkirch war auch noch zu Anfange des 16ten Jahrhunderts eine Mahlſtadt, von welcher das Gericht 1514 nach Jsni verlegt wurde. Für Lindau wurde der Flecken Altdorf erwählet, ſo daß gegenwärtig Altdorf, Ravensburg, Wangen und Jsni die vier Mahlſtädte ſind. An jeder derſelben wird jährlich zwölf Mahl Land-Gericht gehalten, und zwar gleich zu Anfange eines Monaths zu Altdorf, dann zu Ravensburg, nach dieſem zu Wangen, und endlich zu Jsni. Dieſes Landgericht beſtehet aus einem Landrichter, und bey jeder Mahlſtadt, aus einem Stabhalter, Kanzleyverwalter, zwölf Aſſeſſoren und zween Procuratoren, von welchen leztern gemeiniglich einer ein Rechtsgelehrter iſt.

Den

Den Landrichter ernennet der Erzherzog zu Oeſtereich, als Inhaber des Landgerichts. Doch wird die erwählte Perſon den vier landgerichtlichen Wahlſtädten angezeigt, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen, worauf erſt die Verpflichtung geſchiehet. Bey den Sitzungen führt in Abweſenheit des Landrichters, der Stabhalter den Vorſitz. In den drey Reichsſtädten wird gemeiniglich ein Bürgermeiſter, oder einer aus dem geheimen Rathe, und zu Altdorf der Fleckenamtmann verordnet. Der Landrichter ſammelt bey den Sitzungen die Stimmen, und nach der Mehrheit wird das Urtheil abgefaßt. Sind die Stimmen gleich, ſo ſteht dem Richter frey, jede Parthie zu erwählen, welche ihm die beſte dünkt.

Die Einkünfte des Landgerichts ſind zwar nicht beträchtlich; doch ſollen ſie hinreichen, daß die dabey angeſtellten Perſonen belohnt werden können, und dem Inhaber um ſo weniger zur Laſt fallen, da nach der Angabe im Lexicon von Schwaben, Art. Leutkircherheide ein Landgerichts = Aſſeſſor für jede gerichtliche Sitzung, eine Belohnung von baaren ſechs Kreuzern erhält. —

Leutlitz, iſt ein gräflich Reußiſches Dorf im Voigtlande, in der Herrſchaft Schleitz.

Leutmannsdorf, ein königl. Preuß. großes Dorf und Schloß in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Schweidnitz, im Schweidnitzer Kreiſe, ohnweit Schweidnitz, und dieſer Stadt gehörig.

Leutmannsdorf, dergleichen Dorf ebendaſelbſt, dem Stifte Gruſſau gehörig.

Leutmeritz; ſ. Leitmeritz.

Leutnitz, ein fürſtl. Schwarzb. Rudolſtädtſches Dorf in Thüringen, im Amte Blankenburg.

Leutnitz, ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, im Amte Kronach.

Leutomiſchl; ſ. **Leitomiſchl**.

Leupolz, ein Schwäbiſches Pfarrdorf in der obern Landvoigtey, gehört zur Herrſchaft Kißlegg.

Leutra, iſt ein Bach, der eine kleine Stunde von Jena im Sachſen=Weimarſchen ſo ſtark entſpringt, daß er von dort bis zu ſeinem Einfall in die Saale in einen Kanal gefaßt wird, und ſchon 7 bis 8 Mühlen treibt, die theils in dem ſogenannten Mühlenthal, oberhalb der Stadt, theils in der Stadt ſelbſt liegen. Das Waſſer dieſes Kanals wird überdem alle Sonnabend Nachmittag um 3 Uhr auf die Straßen gelaſſen, um den Koth wegzuſpühlen, weßhalb in dieſer Stunde alle Straßen gekehrt werden müſſen. Auch bey Feuersgefahren läßt man das Waſſer laufen. Bey ſtarken Regengüſſen ſchwillt die Leutra zuweilen ſehr hoch an, thut der Stadt aber keinen Schaden, da alles überflüſſige Waſſer, welches der Kanal nicht faſſen kann, ſich in einen eignen Rinnſaal ergießt, und ſeitwärts von Jena in die Saale fällt. Zum Trinken wird dieſes Waſſer aber nicht gebraucht.

Leutſch, ein Churſächſiſches ſchriftſäſſiges Dorf in Leipziger Kreiſe, dem Rathe zu Leipzig gehörig.

Leutſch; ſ. **Loitſch**.

Leutſchau, (ungariſch Lorſe, ſlawoniſch Lewoeza,) iſt eine königl. ungariſche Freyſtadt auf einem Hügel, in der Zipſer Geſpannſchaft, welche daſelbſt ihr Archiv hat, und ihre Verſammlungen hält. Vor der Stadt haben die Lutheraner eine Kirche und ein Gymnaſium. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 4500.

Leutſelig, iſt ein Adjectivum und Adverbium, in ſeinen Graden, leutſeliger, leutſeligſte. Es bedeutet 1) volkreich, von Leuten oder Menſchen lebhaft; aber ein nur im Oberdeutſchen üblicher Gebrauch dieſes Wortes, z. B. ein leutſeliger Ort. Es iſt in dieſer Gaſſe, in dieſer Stadt ſehr leutſelig. 2) Neigung, Fertigkeit beſitzend, andern ſeine Zuneigung auf das Möglichſte zu bezeichnen, in welcher allgemeinen Bedeutung es mit dem Worte Freundlich (man ſehe dieſen Artikel,) gleichbedeutend iſt. Ein leutſeliger Menſch, ein leutſeliges Betragen. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung braucht man es nur von dieſer Gemüthsſtellung höherer Perſonen gegen geringere, auch gegen ſolche, welche als ihre Leute, oder Unterthanen angeſehen werden können.

In dieſer letzten Bedeutung ſagt der Holländer gemeenzaam, der glatte Mecklenburger, gemein, und wenn er auch ſelbſt von einem Fürſten ſpricht, z. B. Ji kään'n jummä mit em ſnacken, hei is ſo-ans'n gemein Minſk, ihr könnet immer mit ihm ſprechen, er iſt (ſo wie) ein leutſeliger Menſch. Im Polniſchen ſagt man ludsky, in der Schweitz ländlich.

Leutſeligkeit, lat. Humanitas, iſt diejenige Gemüthsbeſchaffenheit, da man ſeinem Nächſten ſolche Dinge erweiſet, welche ihm bequem und angenehm ſind; oder nach andern, diejenige Tugend, welche die Menſchen gegen einander erweiſen, wenn einer dem andern die Freundſchaft und den Beyſtand leiſtet, deren die menſchliche Schwachheit und Dürftigkeit nöthig hat. Es äußert ſich die Leutſeligkeit auf verſchiedene Art, als in den Mienen, welche freundlich ſind, und nichts abſchreckendes zeigen; in

in den Reden, beſonders mit geringeren Perſonen, die ſanft herablaſſend, und ebenfalls freundlich ſind; und in der That, da man ſeinem Nächſten mit ſichtbarem Vergnügen auf alle mögliche Weiſe dienet und hilft, wo es ihm mangelt, und ſich es eine Freude ſeyn läßt, andere glücklich und froh zu machen.

Nach der in Wien herausgekommenen Iconologie iſt die Leutſeligkeit eine liebenswürdige Eigenſchaft des Herzens, welche den Menſchen ſanft und angenehm macht; ſie wird durch ein junges Mädchen mit einem leichten weißen Schleyer, dem Sinnbilde der Offenherzigkeit bedeckt, perſonificirt. Was von ihrer Schönheit durch den Schleyer hindurch ſcheint, bedeutet, daß die Leutſeligkeit ſowohl in ihren Worten, als in ihren Handlungen faſt, nackt iſt, indem ſie jedoch die Schwachheiten, die ihr nachtheilig ſeyn könnten, verbirgt. Sie iſt ſchön lächelnd und reichet mit vielem Anſtande eine aufgeblühete Roſe dar. Man ſehe die Figur 4530.

Leutſtetten, iſt ein Churpfalzbayeriſcher adeliger Sitz und Hofmarkt in Oberbayern, im Pflegger Staremberg.

Leutsweiler, ein Anſpachiſches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim, bey Michelbach.

Leuzdorf, ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, im Amte Bottenſtein.

Leuzenberg, ein Stadt-Nürnbergiſches Dorf in Franken, im Pflegeamt und bey Hersbrock.

Leuzenberg, mit der Schäferey Lichs, ein Bayriſches Dorf in der Oberpfalz, bey der Feſtung Rothenberg.

Leuzenbrunn, ein Stadt-Rotenburgiſches Dorf in Franken, bey Rotenburg ob der Tauber.

Leutzen-

Leutzenbrunn, ein biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken, bey Röttingen.

Leutzendorf, ein ritterſchaftliches Dorf im Fränkiſchen Ritterort Baunach, eine Meile von Königsberg.

Leuwarden, eine kleine Stadt in der Liefländiſchen Provinz Letten, am Fluß Eveſt.

Leuwarden, Leeuwarden, iſt die Hauptſtadt in Frießland, am Fluſſe Ev. Sie iſt groß, wohl gebaut, und nach alter Art befeſtiget. Man findet da der Stände von Frießland Zeughaus, das erſt ſeit 1715 erbauete Rathhaus, den Prinzenhof, oder den Pallaſt den der Erbſtatthalter der Provinz bewohnte, die große Kirche mit den Gemählden der Prinzen von Oranien, welche die Erbſtatthalterſchaft hatten. Die Wälle und Canäle ſind anmuthig mit Linden beſetzt. Nach Dokum, Franecker und mehreren Orten, gehen zur Beförderung der Handlung von hier aus große Canäle. Die Zahl der Einwohner beträgt ohngefähr 11000.

Leuwe ; ſ. Sout-Leuwen.

Leuzbach, ein kleiner Fluß in Schleſien, entſpringt im Fürſtenthum Schweidnitz, und läuft im Liegnitziſchen in die Oder.

Leuze, ſ. Leuſe.

Levante, bedeutet, im Italiäniſchen, überhaupt gegen Oſten oder Morgen gelegene Länder; und die Europäer ſind darin eins, daß ſie Länder, die am mittelländiſchen Meere gelegen ſind, darunter verſtehen, deren Umfang ſie aber auf unterſchiedene Weiſe beſtimmen. Die Italiäner verſtehen unter der Levante alles Land, welches ihnen gegen Morgen am adriatiſchen Meere, Archipelagus und mittelländiſchen Meere, von Dalmatien an, bis zum Euphrat in Aſien, und bis zum Nil in Afrika oder Aegypten liegt, die in dieſem Striche gelege-

nen Inſeln mit eingeſchloſſen. Die Franzoſen rechneten noch außerdem Italien, und die ganze nördliche Küſte von Afrika dazu: und die Holländer und Engländer pflegen alle Europäiſchen, Aſiatiſchen und Afrikaniſchen Länder, welche das mittelländiſche Meer umgeben, die Levante zu nennen; doch ſetzen ſie auch bisweilen die Levante und das mittelländiſche Meer zuſammen, und verſtehen alsdann unter der Levante, im engſten Sinne, das am Archipelagus und öſtlichen Theile des mittelländiſchen Meeres gelegene Land, Conſtantinopel auf der einen und Alexandrien in Aegypten auf der andern mit eingeſchloſſen.

Es hat die Levante ſehr wichtige Handelsplätze, welche von den Italiänern Scale, und von den Franzoſen Echelles genannt werden; wahrſcheinlich von dem Hinabſteigen und Hinabbringen der Güter von dem Damme (Quai) auf die Schiffe, oder von den Schiffsleitern, mitteiſt deren man aus dem Schiffe ans Land ſteigt. Daher auch bey den Italiänern far ſcala ſo viel heißt, als in den Hafen einzulaufen, und ans Land ſteigen. Andere leiten das Wort Echelle in dieſem Verſtande her von dem Türkiſchen Iskele, welches Leiter, aber auch einen Damm auf Pfählen, mit einer oder zwey Stufen, zum Ausladen der Güter, bedeutet.

Es bedeutet alſo der bekannte Ausdruck Levante ein Morgenland, oder Länder die uns gegen Morgen liegen. Eben dieſes bedeutet auch Natolien, lat. Natolia, türkiſch Anadoli, von dem griechiſchen Worte ανατολή. Vor dieſem ſagte man Aſia minor oder Kleinaſien. Die hieher gehörigen Provinzen und Länder kommen unter ihren beſonderen Nahmen vor, und ich will mich

mich nur hier vorzüglich auf den levantiſchen Handel einſchränken; daher ſind als vorzügliche Handelsplätze in der Levante, die drey Städte, Smirna, Aleppo und Alexandrette zu betrachten.

Smirna, Smyrna oder Ismir iſt die gröſzeſte Handelsſtadt in der Levante. Sie liegt in 38 Grad 15 Minuten Norderbreite, und 27 Grad 10 Minuten Oſtlänge, 8 Tagereiſen zu Lande, und 133 Franzöſiſche Meilen, oder, nach Drück, 400 Seemeilen zu Waſſer von Conſtantinopel und 25 Tagereiſen mit Karavanen von Aleppo. Sie iſt eine von den ſieben Städten, welche ſich um die Ehre ſtritten, Homers Geburtsſtadt zu ſeyn, wofür ſie auch Wood hält. Zu Homers Andenken war hier ein Tempel erbauet, nahe am Ufer des Fluſſes Meles, wo er geboren ſeyn ſollte. Strabo beſchreibt die Stadt Smyrna, ſo wie ſie zu ſeiner Zeit war, als die ſchönſte in Aſien. Zur Zeit der Römer, beſonders unter Auguſt, hieß ſie die Zierde von Aſien, und war in ihrem ſchönſten Flor. Von den damahligen prächtigen öffentlichen Gebäuden iſt noch etwas Mauerwerk vorhanden, Ueberbleibſel von einer alten Römiſchen Rennbahn, einem Theater u. ſ. w. in deren Nähe man öfters Römiſche Münzen findet.

Im Jahr Chriſti 177 ward die Stadt durch ein Erdbeben verwüſtet, allein, der Kaiſer Marcus Aurelius ließ ſie ſchöner wieder aufbauen, als ſie geweſen war. Sie iſt aber nachmahls oft von Erdbeben heimgeſucht worden. Wenige Jahre gehen ganz ohne Erdbeben hin, die jedoch meiſtens mehr Schrecken als Schaden verurſachen. Gewöhnlich ereignen ſie ſich bey ſtillem Wetter im Frühlinge und Herbſt, zu welcher Zeit ſich

das Meer eine beträchtliche Strecke vom Ufer zurückzieht, und das Waſſer außerordentlich ſeicht iſt. Das im Jahr 1688 war ſchrecklich, und zerſtörte den größten Theil der Stadt.

Durch Feuersbrünſte iſt ſie nach Büſchings Bemerkung, auch oft verwüſtet worden. 1763 verzehrte das Feuer beynahe den ganzen Theil der Stadt, welchen die Europäer bewohnen, nebſt ungemein vielen Waaren, 1772 die Quartiere der Osmannen, Juden und Griechen nebſt ſehr vielen Waarenmagazinen und Kramläden, und 1778 unmittelbar nach einem ſtarken Erdbeben faſt zwey Drittheile der Stadt.

Denkmähler des Alterthums ſind hier gar nicht mehr vorhanden, außer daß ſich in dem Caſtell auf dem Berge, ein koloſſaliſcher Kopf von Marmor befindet, den man für den Kopf einer Amazonen ausgiebt, oder, der nach der Verſicherung des Baron von Riedeſel, den Apollo vorſtellt.

Ein Türkiſcher Rebell, Nahmens Tſchachas, bemächtigte ſich der Stadt Smyrna im Jahr 1084, und nannte ſich einen König derſelben, da er ſie zur Hauptſtadt ſeines Gebietes machte. Zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lag ſie ganz in Ruinen bis auf das Caſtell, und nachdem ſie zu verſchiedenen Zeiten wieder aufgebauet worden, kam ſie im Jahr 1428 in die Gewalt der Osmanen, die ſie ſeit dem beſeſſen haben.

Der Hafen der Stadt reichte ſonſt bis an den Fuß des Caſtells, jetzt aber iſt er trocken, außer nach heftigem Regen, wenn er durch die Schleuſen wieder angefüllet wird. Die Stadt liegt

liegt am Ende eines Meerbuſens, in welchen hier der kleine Fluß Meles fällt, und am Fuß des denſelben auf drey Seiten einſchließenden Berges, und deſſen oberſten Höhe ein altes verfallenes Caſtell mit einigen Kanonen ſtehet, welches Johann Dukas gebauet hat. Am Hafen ſteht auch ein altes Caſtell, und bey der Mündung des Meerbuſens, am Ende einer Erdſpitze, zwey ſtarke Stunden von der Stadt, iſt noch eines. Den Hafen nennt Drück den ſchönſten, durch welchen man in Natolien eintreten kann, und der im Stande iſt, die größte Kriegsflotte zu faſſen, wenn gehörige Waſſertiefe vorhanden iſt.

Die Stadt mit der dazu gehörigen Landſchaft gehört nach Büſching, der Valide Sultana, das iſt, des Sultans Mutter, welche zur Hebung der Einkünfte einen Muſſanlim hieher ſetzt, ein Khadi aber iſt der oberſte Befehlshaber. Sie iſt groß, und fällt wegen ihrer amphitheatraliſchen Lage an den Bergen, an deren Rücken hinauf ſie ſich erhebt, wenn man ſie von der Waſſerſeite, oder von den Schiffen anſiehet, ſowohl bey Tage, als des Nachts, wenn in den Häuſern Lichter brennen, welches Volkarts beſonders bemerkt, ſehr gut und reizend ins Auge. Doch iſt ſie jetzt nur von außen ſo ſchön, denn die Straßen ſind eng und krumm, die Häuſer meiſtens ſchlecht. Die öffentlichen Gebäude haben die Türken mehrentheils aus den Trümmern der alten Stadt gebauet. Der Bezeſtin oder Markt und der Tizir Khan ſind beyde von weißem Marmor des Theaters aufgeführet. Die Moſcheen, Bäder, Märkte und Khane ſind die vornehmſten Gebäude, wovon einige ſehr edel ſind.

Aber das unangenehmſte für die Einwohner von Smyrna iſt die ſehr große Hitze, die im Junius anfängt, und bis zum September fortdauert. Während dieſer Zeit iſt der Erdboden von der brennenden Hitze ganz aufgeriſſen, aus welchen Riſſen ſchwefelichte Dünſte kommen, die zu den vielen Erdbeben, wenn ſie ſich im Innern der Erde ſammeln, mit beytragen. Eben ſo wird Smyrna auch jährlich von der Peſt heimgeſucht. Wenn dieſe heftig wüthet, ſo flüchten die Conſuln, Factoren und Kaufleute u. ſ. w. ins Land, auch verlaſſen viele Leute alsdann ihre Wohnungen, und leben unter Zelten. Die Inſulaner kehren nach Haus zurück, und man ſieht alsdann in dem zu andern Zeiten ſo volkreichen Frankenviertel, das Gras auf den Straßen wachſen. Dieſe Frankenſtraße, worin die Europäer wohnen, und die ſo nahe am Hafen liegt, daß die Schiffe vor den Häuſern landen können, iſt nach Büſching und Drück noch die beſte, und doch, wie der Baron von Riedeſel verſichert, ſehr ſchmutzig. Die Häuſer in derſelben ſind zwar nur von Holz, und ein Stockwerk hoch, aber doch, wegen der Abgaben von Grund und Boden unmäßig theuer.

Wegen des ſehr bequemen Hafens, und der zum Handel ſo ſehr vortheilhaften Lage, iſt Smyrna eine der reichſten Städte in der Türkey, und daſelbſt ein erſtaunlicher Zuſammenfluß von Menſchen aus allen Nationen, verſchiedenen Sitten und Kleidung, in Religion und Sprache. Die Türken nehmen den größten Theil der Stadt ein, und haben, nach Schmiths und Wehlers Bericht, 13, nach Tourneforts Bericht aber, 19 Moſcheen. Nach ihnen ſind die Griechen die zahlreichſten, welche einen Metropoliten,

oder,

oder, wie Lüdeke ſagt, einen Biſchof und zwey Kirchen haben. Auf dieſe folgen die Juden, deren über 12000 ſind, wie Lüdeke berichtet, welche nach eben demſelben 7 Synagogen haben. Nach ihnen kommen die Armenier, welche zwar einen Biſchof aber nur eine Kirche haben, welche groß und hübſch iſt, auch einen anſtoßenden Kirchhof oder Begräbnißplatz hat. Die Franken oder Europäer machen die kleinſte Anzahl aus. Die Katholiken haben hier Ordensleute und Klöſter, nähmlich Franziskaner und Kapuziner. Die Engländer, Holländer und Deutſchen haben drey Kapellen und Prediger. Die Engländer, Franzoſen, Holländer, Schweden, Preußen und Venediger haben hier ihre Conſuln.

Le Brün meldet, daß man die Anzahl der Einwohner auf 40000 Seelen rechne; Tournefort ſchätzt ſie auf 27200, und ſeine Angabe iſt unter allen die kleinſte; ein Jeſuit in den Nouveaux Memoires des Miſſions auf 60000, Tavernier auf 90000, Pokocke auf 100000, und der Baron von Riedeſel, einer der neueſten Reiſenden, auf 120000. Nach Lüdeke machen die Osmanen allein 40000 Seelen aus.

Die Türken begraben ihre Leichen außer der Stadt, und ſetzen Grabſteine oder Säulen zum Kopfe des Grabes, welche gewöhnlich von Cypreſſenbäumen beſchattet werden. Man findet in ihren Begräbnißplätzen, ſo wie auch in den jüdiſchen und chriſtlichen, manche alte Bautrümmer. Der Begräbnißplatz der Engländer iſt mit einer Mauer umgeben, und enthält mehrere artige Monumente von bewundernswürdiger Arbeit, welche aber nicht in Smyrna gearbeitet, ſondern

von Italien hierher gebracht werden. Es zeichnet ſich darunter das Monument des Herrn Bouverie aus, der als Begleiter der Herrn Wood und Dawkins, auf ihrer Reiſe nach Palmyra, zu Magneſia ſtarb.

Mit allen Lebensbedürfniſſen iſt Smyrna reichlich verſehen. Es giebt hier Schafe deren Schwanz zehn Pfund wiegt, welche für große Leckerbiſſen gehalten werden. Die im Meerbuſen gefangenen Fiſche ſind vortrefflich. Wilde Schweine, Haſen, alle Arten von Wild, Vögel und mehr dergleichen ſind hier im Ueberfluſſe. Der Wein, die Oliven, die Baum- und andere Früchte ſind von ausgezeichneter Güte. Dabey aber ſind die Muskitos und eine Art kleiner Fliegen, deren Nahme nicht bekannt iſt, ſehr läſtig, doch mehr den Fremden als Eingebornen. Limonenſaft iſt das beſte Mittel gegen die von ihrem Stiche verurſachten heftigen Geſchwulſte.

Im Hafen zu Smyrna ſind immer Schiffe von allen Nationen nnd allen Laſten, denn Smyrna iſt eines der reichſten Handelsmagazine in der Welt, und liegt gleichſam im Mittelpuncte des ganzen Levantiſchen Handels. Sie iſt die Niederlage aller Europäiſchen Waaren, wenn ſich gleich nach Beauſobers Einleitung in die Kenntniß der Politik S. 486. Chio beſſer dazu ſchickte. Allein, der vortreffliche Hafen und die Aſiatiſchen Karavanen, die nun ſchon einmahl ihren Zug hierher haben, ſichern dieſer Stadt, wahrſcheinlich auf immer den Vorrang vor jener Inſel. Die Karavanen, oder auch Kierwanen aus Perſien kommen von Allerheiligen bis in die Mitte des Junius beſtändig in Smyrna an, und bringen bisweilen bis auf 2000 Ballen Seide

jährlich dahin, ohne die Spezereyen und die Zeuge zu rechnen. Die Franzoſen, die ehemahls nur Marcanti di Baretti zu Smyrna hießen, weil ihr größ⸗ter Abſatz nur in Mützen beſtand, haben jetzt, be⸗ſonders im Tuchhandel, den andern Europäiſchen Na⸗tionen den Vortheil abgewonnen. Für jetzt ſtockt bekanntlich der Franzöſiſche Handel des unglücklichen Krieges wegen daſelbſt, und, wie es wird, muß die Zeit lehren. Ich kann daher nichts weiter ſagen, als was geweſen iſt.

Einfuhr und Ausfuhr ſind hier die beträchtlich⸗ſten in der ganzen Levante. Die letzte beſteht nach Büſching in roher Seide, osmaniſchen Teppichen oder Decken, geſponnenen Kamelgarn, und Kame⸗lotten, baumwollenem Garn und Zeugen, Schaf⸗wolle, Leder, Wachs, etwas Muskatenwein, Ro⸗ſinen, allerhand Apothekerwaaren, von welchen, nach Drück nur Opium, Galläpfel, Scamonium und Wolle eigenthümliche Producte der Gegend von Smyr⸗na ſind. Die Europäer bringen dagegen allerley Eu⸗ropäiſche Kaufmannsgüter Oſt⸗ und Weſtindiſche Waa⸗ren u. ſ. w. hieher. Die Juden haben auch hier, ſo wie faſt überall in der Türkey, den Handel in ih⸗ren Händen, und man kann hier weder kaufen, noch verkaufen, als durch ihre Hülfe. Man mag ſie noch ſo ſehr als Elende behandeln, nichts erhält Bewe⸗gung, als durch ihre Maſchine. Aber man muß ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſie leben in Smyrna auf eine ſehr artige Weiſe, und ver⸗ſchwenden oft mit einem Anſtande, welcher bey einer Nation überraſcht, die nichts, als die Kunſt zu Kargen, zu ſtudieren ſcheint. Auch die fremden Kaufleute betragen ſich mit vieler Höflichkeit un⸗ter einander, und Wohlſtandsbeſuche werden ſel⸗

ten

ten verſäumt. In der Frankenſtraße erſcheinen übrigens die Türken ſehr ſelten; um ſo eher kann man ſich bereden, mitten in der Chriſtenheit zu ſeyn. Nichts als Franzöſiſch, Italiäniſch, Engliſch und Holländiſch wird daſelbſt geſprochen. Man ſieht Jeſuiten, und Barfüßer; man ſingt öffentlich in den Kirchen, man predigt, und beſucht den Gottesdienſt ohne das mindeſte Hinderniß.

Von Smyrna herab, ſetzt Drück noch hinzu, iſt ein ebenes, unangebautes, und nur hie und da mit kleinen Wäldern bewachſenes Land, wo ſich bald Trümmer von einer alten mit Quaderſteinen gepflaſterten Heerſtraße, bald marmorne Ruinen ehemahliger Brücken ꝛc. zeigen. Dieſe Ebene ſchließt ſich hierauf bald an eine Kette von Gebirgen an, deren Wälder und enge Päſſe in der guten Jahrszeit von Räubern voll ſind. Um ſo angenehmer iſt daher die Ueberraſchung, unter dieſen Bergen Hügel zu erblicken, welche von der Natur mit den ſchönſten Olivenbäumen bedeckt ſind, die ohne Anbau die herrlichſten Früchte bringen. Allein, unbenutzt gehen dieſe Früchte zu Grunde, weil niemand iſt, der ſie ſammelt. Plötzlich aber erſcheinen dieſe Berge, wie nach dem Senkbley abgeſchnitten, und geben einen fürchterlichen Anblick. Zwiſchen dieſen ſchroffen Felſen heraus, drängt ſich der Karaſu, ehemahls Kayſter, und hinter ihm öffnet ſich dann die Ebene von Epheſus, oder vielmehr hinter ihm vertieft ſich ein großes Becken, deſſen Rand von allen Seiten, nur gegen dem Meere zu nicht, aus Gebirgen beſteht. Gegen Südoſten von Smyrna ſind, nach Büſching heiße Bäder. In dem benachbarten Flecken Bujaw, Segikui, Nor-

lekui

ſekui und Hadieelaw, haben die zu Smyrna wohnenden Europäer Landhäuſer, und bey dem Flecken Bonavre, iſt ein großer Begräbnißplatz der Osmanen, auf welchem man viele Steine von alten Gebäuden findet.

Die zweyte, den Europäern ſo wichtige Handelsſtadt in der Levante, iſt Aleppo in Sorien, deren Gouvernement oder Paſchalik das alte, eigentlich ſo genannte Syrien iſt. Das Wort Aleppo iſt Italiäniſch; ſonſt ſagt man auch Haleb, (bey den Alten Berrhoea) die Araber nennen ſie Halab, die Türken Häleb; Volney giebt ihr den Nahmen Aleb. Sie iſt der Hauptort des Paſchaliks Halep oder Aleppo, und eine der größten und beſten Städte der Pforte. Sie liegt in 36 Grad 30 Minuten Norderbreite und 37 Grad 50 Minuten Oſtlänge, nach Drück in 35 Grad 45 Minuten Norderbreite und 55 Grad 0 Secunden Länge. Nach Büſching hat 1753 ein Franzoſe die Breite von Haleb zu 36 Grad 12 Minuten gefunden, und die Länge ſoll 37 Grad 20 Minuten oſtwärts von London ſeyn, wie Ruſſel meldet. Nach Volney (2 Th. S. 186.) liegt Haleb in der weiten Ebne, die ſich vom Orond bis an den Euphrat erſtrecket, und in Süden mit der Wüſte zuſammenläuft. Außer einem ſchweren und fruchtbaren Boden ſagt Volney ferner, hat dieſe Stadt auch noch den Vortheil eines ſüßen Waſſerfluſſes, der nie vertrocknet, in Anſehung der Breite den Fluß Gobelins gleicht, von den Bergen Aentab her kommt, und ſich ſechs Franzöſiſche Meilen unterhalb Haleb in einem Moraſt endigt, der mit wilden Schweinen und Pelikanen bevölkert iſt. Statt der nackten Felſen, die ſeinen Lauf oberwärts einſchränken, ſind

ſind ſeine Ufer bey Haleb mit vortrefflichem Erdreiche bedeckt, wo man Gärten, oder vielmehr Boskets angelegt hat, die in einem heißen Lande, und beſonders in der Türkey, für ſehr anmuthig gelten können. Büſching und Drück nennen dieſen kleinen Fluß Kowaik, oder Kowik, andere Koik.

Volney nennt Haleb eine der angenehmſten Städte in Syrien, und vielleicht die ſchönſte und wohlgebauteſte im ganzen Osmaniſchen Reiche. Man mag ſich ihr nähern, von welcher Seite man will, ſo gewährt die große Menge ihrer Minarets und weißen Domen durch den Anblick der braunen und einförmigen Wüſte, eine ſehr angenehme Anſicht. Nach Büſching und Drück ſteht die Stadt theils auf der Ebene, theils an und auf einigen Hügeln, unter welchen ſich einer beſonders durch ſeine ſeltene Geſtalt auszeichnet. In der Form eines Zuckerhuts ſteigt er wie mitten aus der Stadt empor, iſt an ſeinen Seiten und auf mehrern Abſätzen mit Häuſern bebauet, auf der Spitze aber hat er ein Caſtell, welches die ganze Stadt beherrſcht, und worin der Paſcha von Haleb ſeinen Sitz hat. Poullet hält es für das ſehenswürdigſte zu Haleb, und hat auch die Ausſicht deſſelben abgebildet. Volney ſchreibt, daß das Caſtell in Ruinen liege, und daß dieſer Berg mit einem trocknen Graben umgeben ſey. P. della Valle und Volney halten den Berg für einen durch Kunſt von Menſchenhänden gemachten, Le Brün aber glaubt, daß er wenigſtens mit großen Steinen eingefaßt und bekleidet ſey, ſo daß er einem Felſen ähnlich ſehe.

Von dieſem Berge, ſchreibt Volney, überſieht man gleich einem über ihr ſchwebenden Vogel, die Stadt, und entdeckt in Norden die Schneeberge von Bailan, in Weſten die Bergkette, welche den Orond vom Meere trennt, und gegen Süden und Oſten iſt die Ausſicht bis zum Euphrat ganz offen. Vormahls konnte dieſes Caſtell die Araber Omars mehrere Monathe aufhalten, und nur durch Verrätherey eingenommen werden; jetzt aber würde es nicht dem geringſten Angriffe mehr Widerſtand thun können. Seine Mauern ſind niedrig und baufällig, ſeine kleinen alten Thürme ſind nicht mehr im beſten Stande, es hat nur vier brauchbare Kanonen, worunter eine 9 Fuß lange Coulevrine, welche den Perſern bey der Belagerung von Basra abgenommen worden. Die 350 Janitſcharen, welche die Beſatzung ausmachen ſollen, halten ſich in ihren Boutiken auf, und der Aga würde Mühe haben ſeine Leute zu logiren. Merkwürdig aber iſt, daß derſelbe in der Pforte ernannt wird, die aus Argwohn immer, ſo viel ſie kann, die Gouvernements zu theilen pflegt. Im Umfange des Caſtells iſt ein Brunnen, der mittelſt unterirdiſcher Röhren ſein Waſſer von einer, drey Viertel Franzöſiſche Meilen entfernten Quelle bekommt.

Das Umland der Stadt iſt mit großen viereckigen Steinen beſäet, worauf ein ſteinerner Turban geſtellet iſt, und dieſe zeigen Gräber an. Der Boden hat Anhöhen, die bey einer Belagerung die Annäherungen der Belagerer ſehr erleichtern können; eine ſolche iſt unter andern das Haus der Derwiſche, von wo aus man den Canal und den Fluß commandiren kann.

Im Umfange, in Hinſicht der Reichthümer und der Bevölkerung ſteht nach den Brittiſchen Erdbeſchreibern, welche Herr Dr. Borheck in ſeiner Erdbeſchreibung von Aſien häufig anführt, Aleppo oder Halep, Conſtantinopel und Groß-Kahira nach, aber ſie übertrifft beyde in der Schönheit der Gebäude. Sie hat, nach ihnen etwa ſieben Engliſche Meilen im Umfange. Nach Drück hat die Stadt mit ihren Vorſtädten einen Umfang von etwa drey Meilen. Wer gut zu Fuß iſt, ſchreibt Büſching, kann die eigentliche Stadt in einer Stunde und ihre Vorſtädte aber in 3 Stunden umgehen, und nach Ruſſeln kann man ſie in zwey Stunden vier Minuten ſpatzierend umreiten. Volney ſchreibt, ſie ſey nicht viel größer als Nantes oder Marſeille, und die Häuſer hätten nur ein Stockwerk. Ihre Mauern ſind, nach den Brittiſchen Erdbeſchreibern, alt und verfallen, und die Gräben zu Gärten gemacht. Die Häuſer in der Stadt, und die meiſten in den Vorſtädten ſind von Quaderſteinen erbauet, und beſtehen gemeiniglich aus einem Untergebäude und einem darüber gebaueten Stockwerk. Die flachen Dächer ſind entweder mit Steinen gepflaſtert, oder mit einem Kitte, worunter kleine Steine gemiſcht ſind, überzogen, und mit einer kleinen Mauer, die etwa drey Fuß hoch iſt, anſtatt des Geländers umgeben, darin gemeiniglich Oeffnungen gelaſſen werden, damit man von einem Hauſe auf das andere gehen könne. Die Decken, Wände, Thüren und Fenſter in den Häuſern ſind ſchön vergoldet oder gemahlt, und mit Verſen aus dem Koran und den beſten Aſiatiſchen Dichtern verziert.

Die

Die Straßen der Stadt ſind zwar rein, aber eng, und haben ein trauriges Anſehn, weil die Häuſer ihre Fenſter nach den Höfen zu haben, und man auf den Straßen nichts, als die ſteinerne Mauern derſelben erblickt. Die Anzahl der Häuſer wird von den Reiſenden ſehr verſchieden angegeben. Arvieux zählt 14136. Texeira 26000. Eben ſo verſchieden wird auch die Zahl der Einwohner nach Muthmaßungen beſtimmt. Tavernier zählt, wie es ſcheint, 250000; Arnieux, der hier einige Jahre Franzöſiſcher Conſul geweſen, 280 bis 290000; Ruſſel der hier von 1742 bis 1753 Arzt bey der Engliſchen Factorey geweſen, nur 235000; Korte ſchätzt die Bevölkerung der Hamburgiſchen ohngefähr gleich. Volney will ſie nur auf 100000 ſchätzen. Allein Arvieux und Ruſſel konnten in dieſem Stücke wohl am beſten unterrichtet ſeyn.

Die ſchönſten Gebäude der Stadt ſind die Moſcheen, deren eine große Menge, und darunter mehrere ſchön und prächtig ſind, nach dieſen die Khane oder Wohnungen der fremden Kaufleute, und Baſare oder Kaufhäuſer, darin die Buden der Kaufleute ſind. Alle beleidigende Manufacturen und unangenehme Gewerbe ſind in die Vorſtädte verwieſen, wo ſich unter andern auch eine Glashütte befindet. Die zahlreichſten Nationen ſind hier die Osmanen und Araber. Chriſten giebts hier von allerley Secten, welche ihre Biſchöfe und Kirchen haben. Die hier lebenden Europäer waren vor dieſem beſonders Franzoſen und Engländer, doch jene die zahlreichſten, indeſſen fand man auch Holländer und Venetianer. Nirgends ſind die Osmanen ſo leut-

ſelig und höflich gegen die Europäer, als hier, und ſie genießen auch hier überhaupt mehrerer Freyheit und Achtung, als ſonſt in der Levante.

Als Handelsſtadt iſt Aleppo ſehr wichtig, denn es iſt hier die Meſſe von ganz Armenien und Diarbekir. Von hier gehen Karavanen nach Bagdad und Perſien. Sie hat Verbindung mit dem Perſiſchen Buſen und mit Indien durch Basra, mit Aegypten durch Mecca und Damaſkus, mit Europa durch Scanderon oder Alexandrette und Latikie. Die Franzoſen hatten bisher einen Conſul und ſieben Comtoire in Haleb, die Engländer und Venediger zwey, die Livorner und Holländer ein, und der Kaiſer hat auch 1784 ein Conſulat daſelbſt errichtet, und einen reichen jüdiſchen Kaufmann zum Conſul ernannt, der ſich den Bart abſcheren laſſen, um Uniform und Degen zu tragen. Auch Rußland hat hier noch vor kurzem einen Conſul angeſtellt.

Haleb hat den Handel, den ehedem Antakia getrieben, an ſich gezogen, ungeachtet es dazu bey weitem keine ſo bequeme Lage hat, als dieſer letzte Ort. Am meiſten blühte hier der Handel, bevor die Schiffahrt um die Südſpitze Afrikas gewöhnlich ward, doch wird hier noch jetzt großer Handel mit Europa, Aſien und Afrika getrieben. Faſt aller Handel iſt hier nach Volney Tauſchhandel. Die vornehmſten Gegenſtände des Handels ſind: inländiſche baumwollene Zeuge und Garn, grobe Tücher, die auf den Dörfern gewebt werden, ſeidene, in der Stadt verfertigte Stoffe, Kupfergeſchirr, natoliſche Kameelhaare, kiürdoſtaniſche Galläpfel, indiſche Waaren, beſonders Chales und Muſſeline, inländiſche Piſtazien u. d. gl. mehr. Europa liefert languedocſche Tücher, Cochenille, Indi-

Indigo, Zucker und Speccereyen. Amerikaniſcher Kaffee, der verboten iſt, wird auch durch Schleichhandel hieher gebracht, und unter dem Mokaiſchen gemiſcht. Nach Haſſelquiſts im Jahr 1751 aufgeſetztem Berichte ſetzten die Engländer zu Haleb jährlich 8 bis 900 Ballen Tücher und die Franzoſen eben ſo viel ab. Die Engliſchen gehen nach Perſien, die Franzöſiſchen aber werden von den Osmanen getragen.

Die Luft zu Haleb iſt ſo rein und frey von Dünſten, daß die Einwohner ohne die geringſte Unbequemlichkeit auf ihren flachen Hausdächern in freyer Luft ſchlafen, und nach Volney iſt die trockene dünne Luft von Haleb für alle geſund, die keine Lungenſchäden haben. Indeß iſt die Stadt und ihr Gebiet einer beſondern Endemie unterworfen, welche man das Uebel von Haleb nennt, das den hier Gebornen eben ſowohl als Ausländern, die ſich hier aufhalten, wiederfährt, und welches le Bruyn eine Art der Krätze, Ruſſel aber eine Art Blattern nennt. Nach Haſſelquiſt iſt es ein Ausſchlag, der bald länger, bald kürzer dauert, und ohne eine merklich vorher gegangene Eiterung, ſich mit einer großen Ruga (Eſchara) endigt, die, wenn ſie abgefallen iſt, eine garſtige Narbe, oder das ſo genannte Merkmahl von Haleb zurückläßt, die den größten Theil der Einwohner von Haleb entſtellt.

Man behauptet nach Volney, daß jeder Fremde, der ſich nur drey Monathe in Haleb aufhält, davon angegriffen werde, und die Erfahrung hat gelehrt, daß das beſte Mittel dagegen ſey, nichts daran zu thun. Man kennt die Urſache dieſes Uebels noch nicht, indeſſen ſchreibt jedermann dieſe Krank-

heit dem Waſſer zu, welches auch Stephan Schulze und Volney thun. Der erſte bekam das Uebel noch in Paläſtina, nachdem er ſchon zwey Monathe von Haleb weg war. Büſching führt noch an, daß die große Hitze den Europäern die Luſt zum Eſſen benimmt, ihnen auch wohl einen ſchmerzhaften Durchlauf verurſacht.

Von der ſogenannten Taubenpoſt zwiſchen Haleb und Alexandrette, hat man vor dieſem ſonderbare Begriffe gehabt, und ſehr viel geredet. Sie iſt keine Erdichtung, hat aber ſchon ſeit etwa 40 Jahren aufgehört, weil die Tauben von den Kiurdiſchen Räubern erſchoſſen worden. Man nahm ein Paar Tauben, die Junge hatten, und brachte ſie zu Pferde nach dem Orte hin, woher man gern wollte, daß ſie zurück kommen ſollten, und gebrauchte die Vorſicht, ihnen eine freye Ausſicht zu laſſen; wenn ſich nun etwas Neues ereignete, ſo befeſtigte man ein kleines Billet an ihre Flügel, und ließ ſie los, (*) und die Tauben flogen aus Sehnſucht nach ihren Jungen in 10 Stunden von Alexandrette und in 2 Tagen von Bagdad zurück. Dieſer Rückflug war ihnen um ſo mehr erleichtert, da ſie Haleb ſchon in außerordentlicher Ferne erblicken konnten. Dieſe Tauben haben übrigens gar nichts Außerordentliches an ſich, nur ihre Naſenlöcher ſind etwas mehr, als bey andern Tauben getrennt. Eben daher, daß man Haleb ſo weit vorausſehen kann, rührt es auch, daß eine Menge Seevögel dahin kommt,

(*) Beſſer aber iſts immer, den Tauben dergleichen auf dem Rücken, oder am Halſe zu befeſtigen, wie man dergleichen noch immer thun kann.

kommt, die daſelbſt einen beſondern Anblick gewähren. Wenn man nach Tiſche auf die Terraſſen der Häuſer geht, und mit der Hand die Bewegung macht, als ſtreue man Brod umher, ſo findet man ſich bald mit einer Menge ſolcher Vögel umgeben, obgleich man vorher keinen geſehen hat; ſie kommen plötzlich hoch aus der Luft herunter, um ſich im Fluge des Brodſtücks zu bemächtigen, das man ausgeworfen hat.

Eine halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel, ſteht ein anſehnliches Derwiſchkloſter von 40 Derwiſchen, von welchem man die ganze Stadt überſehen kann. In einiger Entfernung von der Stadt findet man auch Walkererde, die ſich ſehr gut anſtatt der Seife gebrauchen läßt. Rindvieh iſt hier nicht häufig. Die Büffelkühe werden der Milch wegen gehalten. Juden und Türken eſſen hier ſelten, oder gar kein Rindfleiſch, ſondern ihr Lieblingseſſen iſt Hammelfleiſch das hier in Menge iſt. Es giebt hier zwey Sorten von Schafen, die eine gleicht den Engliſchen ſehr, die andere iſt großſchwänzig. Die Ziegen haben hier lange Ohren, und geben vortreffliche Milch, die vom April bis zum September auf den Straßen von Haleb verkauft wird. Aus der Milch der Kühe, Büffel, Schafe und Ziegen, wird Butter und Käſe gemacht; auch ſind die Einwohner hier Freunde von dicker Milch.

Haſen und Antelopen (*) ſind hier in Menge, die letztern in zwey Arten, die Bergantelope, und die

(*) Um näher von den Antelopen unterrichtet zu werden, kann man den XVIten Th. der Encyklopädie nachſehen, und zwar S. 501 fgg. im Art. Gazelle.

die Antelope der Ebenen, welche letztere zwar ſchöner von Farbe, aber nicht ſo geſchwind, und ſo ſchön gewachſen iſt. Zahme Kaninchen werden in der Stadt gehalten, aber wilde giebts wenige im Lande. Hirſche und Stachelſchweine giebts hier auch. Einige der hieſigen Europäer bedienen ſich auch der Fröſche zur Speiſe. Die Kameele ſind hier gut und brauchbar, aber die Pferde ſind von keiner beſondern Güte. Hyänen ſind in den Gebirgen, die zwar ſelten Menſchen anfallen, aber unter den Heerden oft große Verwüſtungen anrichten, und die Gräber aufwühlen. In der Stadt giebts eine große Menge Hunde, und das Umland iſt voll Wölfe. Schlangen ſind unzählig, beſonders eine weiße Art, die in den Häuſern gefunden wird, und deren Biß nicht giftig iſt. Sktopender und Scorpionen ſtechen die Eingebornen oft, ohne daß es weitere Folgen hat, als einen Schmerz von ein Paar Stunden. Vogelbeitzen und Jagen ſind hier Lieblingsvergnügungen. Schießen wird nur zum Unterhalt unternommen. Im Ganzen ſind die Leute hier ſehr gut gebildet, von mittler Größe, zur Magerkeit geneigt, aber unthätig und träge. Die Städter ſind gewöhnlich hübſch, aber die Bauern, die der Sonne mehr ausgeſetzt ſind, ſind ſchwärzlich. Beyde haben ſchwarzes Haar, und ſchwarze Augen. So lange ſie jung ſind, kann man ſie ſo ziemlich ſchön nennen, aber im 30ſten Jahre ſehen ſie ſchon alt aus. Die Mädchen heyrathen im 14ten Jahre. Sonderbar iſt, daß die Mannsperſonen ſich ſehr feſt um den Leib gürten, um ein ſchlankes Anſehen zu bekommen, die Weiber hingegen alles thun, um ſich plump zu machen, weil ein ſchlanker Leib an ihnen ſehr häßlich gehalten wird.

Die dritte wichtige Handelsſtadt in der Levante iſt Alexandrette, Eskienderun, oder Eskanderunah an der Küſte in Syrien, die als der Hafen von Aleppo anzuſehen iſt. Volney nennt ſie Scanderoun. Sie hat den Nahmen Alexandrette, oder klein-Alexandrien zum Unterſchiede von der Stadt Alexandrien in Aegypten, und liegt nach den Brittiſchen Erdbeſchreibern in 36 Grad 34 Minuten Norderbreite und 46 Grad 40 Minuten Oſtlänge, etwa 60 Engliſche Meilen weſtlich von Haleb, als deren Hafen ſie angeſehen wird, und zwar nahe an der See, am Buſen Ajazzo oder Ayas. Ihre moraſtige Lage macht die Stadt ſo ungeſund, daß ſie gegenwärtig nur einen Haufen elender Häuſer ausmacht, die von Holz erbauet, oder ſchlechten Hütten, die von Baumzweigen geflochten, und mit Raſen gedeckt ſind, worin hauptſächlich Griechen wohnen, welche hierher kommen, die Reiſenden und Schiffer zu bedienen, da Leute vom Stande gewöhnlich bey den Conſuln ihrer Nationen logiren, welche in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt ganz artige Häuſer haben.

Während der heißen Monathe begeben ſich ſelbſt auch die Eingebornen nach dem Dorfe Bailan, das auf einem hohen Hügel, etwa zwey Franzöſiſche Meilen davon entfernt liegt, und Ueberfluß an trefflichem Waſſer, und ſchönen Früchten hat. Fremde die in der heißen Jahrszeit ankommen, retten ſelten ihr Leben.

Durch eine Oeffnung des Gebirges hat der Nordoſtwind einen Durchzug, und wenn dieſer ſtark bläſet, ſo begeben ſich die Schiffe von der Rhede aufs geſchwindeſte in die See, um die Scheiterung zu vermeiden. Poullet nennt dieſen Ort ein

ſchlechtes Dorf, und Volney (S. 144. Th. 2.) einen Flecken ohne Mauern, mehr voll Gräber, als Häuſer, der ſeine ſchwache Exiſtenz der Rhede verdankt, die er kommandirt. Dieſe Rhede ſetzt er hinzu, iſt die einzige in Syrien, worin der Boden die Anker feſt hält, die aber doch dabey eine Menge der wichtigſten Unbequemlichkeiten hat, die er aus einander ſetzt.

Daß der Ort ehemahls größer geweſen ſey, erſieht man aus den Trümmern von Gebäuden, welche man außerhalb der jetzigen Stadt bemerkt. Wegen der ſchlechten Lage kann Alexandrette nie geſund werden, denn die Ebene, worin der Ort liegt, hat keinen Fall, ſo daß die Flüſſe in derſelben nicht fortfließen, und das Meer nicht erreichen können. Wenn nun die Winterregen ſie anſchwellen, ſo hindert ſie dazu auch das ſtürmiſche Meer am Ausfluſſe, ſie ſind alle alſo zum Uebertreten gezwungen, und machen Pfützen in der Ebene; dieſe werden durch die Sonnenhitze ſtinkend, und laſſen faule Dünſte aufſteigen, die ſie nicht zerſtreuen können, weil ihnen die Berge, welche den Buſen wie eine Bruſtwehr umgeben, hinderlich ſind, und nur gegen Weſten eine Oeffnung iſt. Es würde unermeßliche Arbeiten koſten, wenn dieſe Hinderniſſe gehoben werden ſollten, woran unter Oſmaniſcher Regierung nicht zu denken iſt.

Vor einigen Jahren ſchreibt Volney, wollten wegen der großen Unbequemlichkeiten die Kaufleute zu Haleb, Alexandrette verlaſſen, Latakia zu ihrer Niederlage machen, auch den daſigen Hafen auf ihre Koſten wieder herſtellen laſſen, wenn ihnen der Paſcha eine zehnjährige Handelsfreyheit daſelbſt zugeſtehen wollte. Allein, ihre Vorſtellungen fanden kein

Ge-

Gehör, weil ſich der Paſcha um die Vortheile der Zukunft nicht bekümmert. Sie mußten alſo zu Alexandrette bleiben, und gegen die große Ungeſundheit dieſes Orts, ihre Zuflucht in dem angenehmen Dorfe Bailan ſuchen, welches auf der Straße nach Haleb liegt. Stephan Schulz, der am erſten November in Alexandrette war, hält die Ungeſundheit der Luft wo nicht für ungegründet, doch für übertrieben, zumahl, da er auf dem Moraſt aromatiſche Kräuter und Blumen gefunden hat. Das Umland iſt unfruchtbar, unbebaut und unbewohnt, und man hat hier keine Eßwaaren, als Fiſche, die übrigen aber werden von Ayas in Cilicien hierher gebracht. Die auf der See ankommenden Waaren, werden hier auf Kameele geladen, und nach Haleb geführet.

Es ſind hier drey Fränkiſche Factoreyen, zwey Franzöſiſche, und eine Engliſche und Venetianiſche, nach Volney. Das Trinkwaſſer wird aus dem ſo genannten Jakobsbrunnen am Fuße eines felſigen Berges in ſteinernen Krügen auf Eſeln nach Alexandrette gebracht. Nahe bey demſelben iſt eine warme Quelle, die ehemahls zum Bade gedient hat. Alexander der Große ſoll Alexandrette zum Andenken ſeines großen Sieges bey Iſſus, angelegt haben.

Der Europäiſche Handel nach der Levante wurde bisher vorzüglich von Franzoſen, Engländern, Holländern und Italiänern getrieben. Frankreich und Holland mögen aber jetzt, und noch auf einige Zeit Verzicht auf dieſe Vortheile thun müſſen, da die Pforte bey den jetzigen kriegeriſchen Umſtänden keine Franzoſen und Holländer in ihrem Gebiete duldet. Sonſt war Frankreichs Manufacturhandel nach der Le-

Levante, ganz im Activhandel, weil es hier die Concurrenz der übrigen Europäer zu befürchten hatte, und die Reizungen ſeiner Manufacturwaaren bey den Einwohnern des Orients, nicht von ſo ſicherer Wirkung ſind, daß es ſich, wie bey den Einwohnern Europens, bloß darauf verlaſſen, und deren Nachfrage bey ſich erwarten konnte. Es iſt auch mit einigen derſelben bey den Levantinern ganz durchgedrungen. Seine Seidenmanufacturen finden keinen Abgang im Orient. Der Abgang der Italiäniſchen ſeidnen und reichen Zeuge iſt viel ſtärker, als der Franzöſiſchen, und in den leichten wollenen Zeugen hat ſelbſt unſer Deutſchland den Vorzug.

Daß Frankreich nicht allein Vortheil von dieſem Handel hatte, den es davon haben konnte, und den es wirklich von ſeinem übrigen Manufacturhandel zog, daran ſind ſeine Künſteleyen Schuld, die es bey dieſem Handel ſeit dem Jahre 1736 hat anbringen wollen. Man hat die Preiſe der aus- und eingehenden Waaren feſtſetzen, und die Commiſſionen unter die Franzöſiſchen Comtoire in der Levante gleichmäßig vertheilen, auch nur eine gewiſſe Zahl derſelben feſtſetzen wollen. Man hat den kleinen Verkauf der Schiffer und Schiffsbedienten verbieten wollen, welcher doch gewiß allemahl dazu diente, manche Gattung von Manufacturwaaren, an welche der große Kaufmann noch nicht gedacht, oder, womit er einen mißlungenen Verſuch gemacht hatte, einem entfernten Volke bekannt und angenehm zu machen, daß eine ſtärkere Nachfrage daraus entſteht. Man hat den Credit, den die Franzöſiſchen Häuſer beym Verkauf gaben, unterſagen wollen. Man hat keine anderen, als franzöſiſchen Manufacturwaaren ausgeführt wiſſen wollen. Man hat ſogar den Manufacturiſten nur eine gewiſſe Zahl von Tüchern, die ſie

für die Levante verarbeiten ſollten, aufgeben wollen. Man hat endlich den ganzen Handel an Marſeille gebunden, und alle übrige Häfen Frankreichs, die doch zum Theil den Manufacturen viel näher lagen, ausgeſchloſſen. Ja, man wollte ſogar um das Jahr 1755 den Handel in die Hände einer Compagnie, als ein völliges Monopolium geben.

(Man ſehe die Queſtions ſur la Commerce des François au Levant. Marſeille 1755 in 12. Die Conſiderations ſur pluſieurs branches de Commerce et de Navigation, chap. 14. fgg. und *Flachat* Obſervations ſur le Commerce et ſur les Arts. Tom. 2.)

Die Folge davon iſt dieſe geweſen, daß der Franzöſiſche Handel nach der Levante, welcher bis dahin immer geſtiegen war, in einen Stillſtand gerieth, kein neuer Zweig hinzugekommen iſt, und Frankreich noch immer in der Balanz dieſer Handlung ſehr verlor. Der Franzöſiſche Kaufmann findet daher ſeine Rechnung dabey, Venetianiſche Tücher in Venedig zu committiren, ſie nach der Levante zu ſenden, und dort an Venetianiſche Häuſer zu adreſſiren.

Dergleichen Künſteleyen ſind auch von der Engliſchen Levantiſchen Compagnie vorgenommen worden, und die Folgen davon ſind noch ſchlimmer für die Engliſche Manufacturhandlung geweſen. Man ſehe *Nicols* Avantages et Deſavantages. Art. 14. des zweyten Abſchnittes. Doch dieſe Compagnie iſt lange im Beſitz eines offenbaren Monopols geweſen, bis demſelben im Jahr 1753 Einſchränkungen geſetzt ſind. Jetzt könnte dergleichen vielleicht wohl wieder entſtehen.

Man kann hiermit die Anmerkung verbinden, daß die Activhandlung mehr als die Paſſivhandlung der Gefahr ausgeſezt iſt, in die Hände der Monopoliſten zu gerathen, oder wenigſtens durch übel verſtandene Künſteleyen, die der Eigennuz eines Privatmannes bewirkt, der das Ohr des Hofes hat, die Form eines Monopols anzunehmen. Dieſe Gefahr aber iſt alsdann am größten, wenn man den oben angeführten falſchen Ideen zufolge, einen Paſſivhandel, um ihn einträglicher zu machen, zu einem Activhandel machen will. Die neue Handlungsgeſchichte zeigt uns in dieſem Grunde den Urſprung der mehreſten Monopolien.

Italien betreibt ſeine Manufacturhandlung beydes activ, beſonders auf die Levante, und paſſiv in Erwartung auswärtiger Kaufcommiſſionen. Doch möchte man annehmen können, daß der Abſatz durch leztere mehr, als das ausmacht, was durch den erſten Weg vertrieben wird.

Von der Handlung der Holländer nach der Levante, ſo wie er wenigſtens war, denn, was daraus nun wird, kann man noch nicht wiſſen, will ich den Verfaſſer des Buches: Die Handlung von Holland, oder Abriß von der Holländiſchen Handlung in den vier Theilen der Welt, Leipz. 1771. S. 298. fgg. ſelbſt reden laſſen.

Dieſe Handlung iſt eine lange Zeit die vornehmſte und einträglichſte Gattung der europäiſchen Handlung geweſen. Eben dieſem Zweige unſerer Handlung haben wir die Maulbeerbäume, die Seidenwürmer, unſere Seidenfabriken, und den Urſprung faſt aller nützlichen und angenehmen Künſte, die wir genießen, zu danken. Wer weiß, ob wir nicht unſere Geſelligkeit, und die

An-

Annehmlichkeit unſerer Sitten eben daher zu leiten Urſache haben? Dieſe Handlung, welche ehemahls Italien reich machte, hatte Venedig, welches der Mittelpunct davon war, auf einen ſo hohen Grad der Macht erhoben, daß es unter den großen Mächten in Europa eben ſo ſehr in Anſehen ſtand, als Holland nach der Zeit geſtanden hat. Daß es aber gegen die Macht der größten Potentaten, die durch den cambreſiſchen Bund mit einander vereiniget waren, aushalten konnte, daſſelbe hat es vielleicht nicht ſowohl den Vortheilen ſeiner Reichthümer, als ſeiner vortheilhaften Lage zuzuſchreiben, welche ſo beſchaffen iſt, daß der König in Frankreich, Franz der Erſte, glaubte, es ſey ſchon Ehre genug für ihn, daß er an der Spitze eines zahlreichen Kriegsheeres die Freude gehabt hatte, auf dieſe prächtige Stadt einen Kanonenſchuß zu thun, der aber nicht hinan reichte.

Die Schifffahrt der Portugieſen nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung hinum hat Venedig mehr Schaden gethan, als ihm die vereinigten Waffen von ganz Europa hatten thun können. Die Portugieſen entwendeten ihm durch ihre Entdeckungen die Quelle ſeiner Reichthümer. Die einträglichſten oſtindiſchen Waaren, welche über Alexandria bis zu derſelben Zeit nach Venedig gekommen waren, kamen von nun an um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Liſſabon. Venedig behielt von der Handlung aus der Levante weiter nichts, als die Handlung, die an den Küſten von Syrien getrieben wird, um einen kleinen Theil der ägyptiſchen und perſianiſchen Handlung, die vermittelſt der Karavanen ihren Sammelplatz in Smyrna hat. Dieſe Handlung iſt immer noch ſehr vortheilhaft, nur daß Venedig ſich hat gefallen laſſen müſſen, daß nicht nur Genua und Livorno, ſondern auch Frankreich, Engelland und Holland Antheil daran genommen haben. Hieraus mag man mit gutem Grunde den Schluß machen, daß Venedig eben ſo gut die Abnahme ſeiner Handlnng erlebet haben würde, wenn es auch gleich ſeinen Endzweck erreichet, und ſein Vorhaben ausgeführet hätte, welches dahin zielte, daß der Iſthmus von Suez durchgegraben, und der Nil durch einen Kanal mit dem rothen Meere vereiniget werden

ſoll.

ſollte. Hiermit konnte wohl etwan ſo viel bewirket werden, daß der Handel in oſtindiſchen Fabrikwaaren bey der Handlung der Levante geblieben wäre. Der Antheil, den die Franzoſen, die Engelländer, und die Holländer an der Handlung der Levante bekommen haben, würde noch ſtärker, und die venetianiſche Handlung nicht ſo gar ſehr, wie ſie jetzt iſt, arm geworden ſeyn. Derhalben aber würde der mit gutem Glücke zunehmende Fleiß dieſer drey Nationen ihr allemahl den beſten Theil von der Quelle ihrer Reichthümer entwendet haben.

Ohngeachtet der oſtindiſche Handel von der Handlung der Levante abgeriſſen war, ſo blieb dieſe doch immer noch anſehnlich genug, um den Handlungsgeiſt der Holländer dahin zu vermögen, daß er ſein Augenmerk darauf richtete. Sie widmeten ſich dieſer Handlung eine nicht gar lange Zeit nach der Stiftung ihres Staats. In einer kurzen Zeit wurde ihre Handlung auf dem mitelländiſchen Meere, und in die Handelsplätze der Levante ſo anſehnlich, daß dadurch nach und nach die Obrigkeit, und die Kaufleute der Stadt Amſterdam, und endlich, auf die Vorſtellungen der letztern, die Generalſtaaten ſelbſt bewogen worden, ihr Augenmerk darauf zu richten. Sie ſtifteten ihrentwegen eine Directionskammer, welche alles dasjenige, was die Schiffahrt und Handlung auf dem mitelländiſchen Meere etwas angehet, unter ihrer Aufſicht hat. Die Kammer beſteht aus acht Aufſehern, einem Sekretär, und einem, der die Schiffe durchſucht. Sie hat unter ihrer Obſicht alle diejenigen Fahrzeuge, die in das mitelländiſche Meer zu ſegeln beſtimmt ſind. Es iſt aufgetragen, genau darauf zu ſehen, daß alle, von den Generalſtaaten dieſer Schifffahrt, und der dahin gehörigen Geſchäfte wegen gemachten, Verordnungen genau vollſtrecket werden. Ferner entſcheidet ſie alle diejenigen Streitigkeiten, die in Anſehung dieſer Schifffahrt entſtehen. Desgleichen iſt dieſer Kammer die Sorgfalt übergeben, daß ſie die Generalſtaaten um diejenige Bedeckung anſprechen muß, die ſie zu der Sicherheit der in das mittelländiſche Meer abgehenden Kaufmannsſchiffe mitzuſchicken für nöthig erachtet. Endlich wählet dieſe Kammer auch mit Genehmhaltung der Generalſtaaten al-

le diejenigen Conſuls, welche in den Handelsplätzen der Levante ihren Sitz haben. Dieſe Conſuls haben die Vollmacht, über die holländiſchen Kaufleute, die ſich in den Handelsplätzen der Levante niedergelaſſen haben, Gericht zu halten, desgleichen die Streitigkeiten zu entſcheiden, die zwiſchen ihnen ſowohl, als zwiſchen dem Volke auf den Schiffen entſtehen, und ihre hauptſächlichſte Schuldigkeit iſt, die Handlung und die Vortheile der Nation bey aller Gelegenheit aus allem Vermögen zu unterſtützen, und ihren Schutz zu nehmen.

Außer allen dieſen Conſuls, die durch dieſe Kammer bezahlet werden, unterhalten die Generalſtaaten immerfort einen Abgeſandten bey der Pforte, der daſelbſt auf das Beſte der Handlung des Staats bedacht ſeyn, und dafür Sorge tragen muß, daß die Verträge zwiſchen dem Großherrn, und den Generalſtaaten, deren Abſicht die Handlung iſt, genau beobachtet werden. Dieſer Abgeſandte bekommt ſeinen Gehalt theils von dem Staate, theils von der Kammer.

Die Aufſeher der Kammer für die Handlung der Levante ſind verbunden, dem Abgeſandten und den Conſuls von Zeit zu Zeit Geſchenke für die vornehmſten Staatsbedienten der Pforte zu ſchicken.

Um alle dieſe Unkoſten zu beſtreiten, haben die Generalſtaaten den Aufſehern der Gattung des Handels in der Levante die Erlaubniß gegeben, verſchiedene Abgaben von den Schiffen, und den darauf geladenen Waaren ſowohl, welche ein als welche ausgehen, zu erheben. Sie bekommen alſo eine Abgabe von einem Gulden für die Laſt eines jeden Schiffes, das in die mittelländiſche See abgehet, und eben ſo viel bey deſſen Zurückkunft, ferner zwey von Hundert für alle aus Smyrna und Aleppo zurückgeführten Waaren.

Die Generalſtaaten haben, zu der Sicherheit der Schifffahrt in dem mitelländiſchen Meere, allerhand Verordnungen öffentlich bekannt gemacht. Durch den erſten Satz in der Verordnung des 1652ſten Jahres iſt anbefohlen, daß alle Schiffe, die in dieſelbe See fah-

fahren wollen, zum allerwenigſten eine Größe von hundert und achtzig Laſten haben, und mit vier und zwanzig fünfpfündigen Kanonen, nebſt fünfzig Mann Schiffsvolk verſehen ſeyn müſſen. Desgleichen findet man darin verordnet, daß kein Schiff anders, als in Geſellſchaft wenigſtens noch eines andern, in dieſes Meer abgehen ſolle, damit ſie einander in der Vertheidigung wider die Korſaren der Küſte der Barbarey Beyſtand leiſten können. Alles dieſes iſt den Schiffsherren bey Strafe des Verluſts ihrer Fracht, und einer Geldſtrafe von tauſend Gulden anbefohlen worden.

In dem zweyten Satze ſtehet, daß keine Fahrzeuge, die durch einzelne Kaufleute befrachtet, und nach dem mittelländiſchen Meere beſtimmt ſind, mit Getraide, oder mit andern Waaren beladen werden dürfen, wofern ſie nicht nach dem Verhältniſſe ihrer Größe hinlänglich mit Schiffsvolk beſetzt ſind.

Der ſiebente Satz verbietet mit ausdrücklichen Worten, allen Schiffen, Maſten, Tau- und Segelwerk, und Kriegsbedürfniſſe zu laden, es müßten denn ſolche ſeyn, die in Geſellſchaft ſegeln, unter Bedrohung, daß die ganze Ladung dem Staate anheim fallen ſoll.

Der neunte Satz hält in ſich, daß die Schiffe, die aus der Levante in den Häfen des mittelländiſchen Meeres angelangt ſind, nicht wieder aus denſelben anders, als in Geſellſchaft, und alſo, daß ſie auf einander gewartet haben, zurückkommen können. Diejenigen, die aus dem venetianiſchen Meerbuſen zurückkommen, ſind verbunden, an Zante anzufahren, und dürfen von da nicht eher, als zum wenigſten in Geſellſchaft von drey bis vier kriegsmäßig ausgerüſteten Schiffen abfahren. Von da müſſen ſie ſich nach Livorno begeben, und ſo lange warten, bis ſich ihre Anzahl vergrößert hat, damit ſie hernach in Geſellſchaft die Rückreiſe nach Holland antreten mögen. Auf alles dieſes iſt eine Geldſtrafe von tauſend Gulden geſetzt.

Vermöge des eilften Satzes iſt es den dahingehenden Schiffen ausdrücklich unterſagt, Maſten, Tau- und Segelwerk, Kanonen und Kriegsbedürfniſſe nach Salee, Al-

Algier und Tunis zu führen, oder unter Weges andern Schiffen auszuliefern.

Smyrna iſt die vorzüglichſte Handelsſtadt in der Levante, und der Lagerplatz eines großen Theils der perſianiſchen Handlung mit Europa. Die vornehmſten Waaren, die man daher bekommt, ſind Seide, Kattune, Kameelhaare, Rhebarbar, Skammonea, aus der Tartarey, Galbanſaft, Tucia, mancherley Gattungen Gummi, und eine große Menge Spacereywaaren, türkiſcher Saffian, cypriſche Baumwolle, Korinthen von Zante und Cephalonia, Maſtix von Chio, und Getraide, Ziegenhaar von Angora, Opium, Senesblätter, Kaffee, Wachs, Alaun, Roſinen, feine Wolle von Mettelin, Büffelhäute, Fiſchhaut, Saffran, Galläpfel, Potaſche für die Bleichen, Anis, Trillich, oder Drell, Fußteppiche, u. ſ. w.

Die Holländer führen dahin Tücher, alle Gattungen von Würzwaaren, Coſchenille, Indig, Kupferwaſſer, Queckſilber, eiſernen und meßingenen Drath, Stahl von Danzig, Zinn und Bley aus Engelland, ungearbeiteten Agtſtein, Laſurſtein, Zucker in Hüten, und Farinzucker, Zinnober, Campeſche- und Braſilienholz, Juchten u. ſ. w. Silber in Piaſtern, Löwenthaler, eine Gattung von Münze, die zwey und vierzig holländiſche Stüber gilt, und ausdrücklich für die Levante in Holland geſchlagen wird, und Stücken Geld von acht und zwanzig Stübern.

Ohngeachtet zuweilen aus Holland Schiffe grades Weges nach Conſtantinopel abſegeln, ſo gehen gleichwohl die meiſten Waaren, die man dahin ſchicket, durch Smyrna, durch Livorno, oder durch Marſeille, welche ebenfalls Lagerplätze für die Handlung nach der Levante ſind. Man ſchicket dahin eben ſolche Waaren, die nach Smyrna geladen werden; aber beſonders eine Menge wohl ausgeſuchter Tücher von mancherley Farben, welche man in Käſten packet, deren jeder zwölf halbe Stücken in ſich hält, und dieſe halben Stücke ſind nach holländiſchem Maaße ſechzig Ellen lang, und zwo Ellen breit. Dieſe Tücher werden ſo gemacht, wie man ſie in der Levante erfordert.

Man bekommt unmittelbar aus Conſtantinopel oder durch Smyrna, durch Livorno oder Marſeille, Ziegen- und Kameelhaare, Seide, eingeſalzene Rindshäute,

Büffelshäute, zubereitetes Schafleder, Anis von Gallipoli, Baumwolle, und davon geſponnenes Garn, Schafwolle, Alaun, Rhabarber, Fiſchhaut, Benzoin, Maſtix, Fußteppiche, u. ſ. w.

Nach Aleppo verſendet man eben dergleichen Gattungen von Tüchern, als nach Smyrna und Conſtantinopel, und eben dieſelben Waaren. Man bekommt daher die feine türkiſche und perſianiſche Wolle, die man in den Hutfabriken gebraucht, Piſtazien, Datteln, Wachs, Baumwolle, und davon geſponnenes Garn, Koloquinten, alle Gattungen von Seide, und durchgängig eben dergleichen Waaren, wie man aus Smyrna erhält.

Aus Alexandria, welches ehemahls die Niederlage für die oſtindiſchen Waaren geweſen iſt, zieht man ſolche Waaren, wie ſie in Smyrna und Aleppo zu finden ſind, wozu noch Salmiak kommt, und eben die Gattungen von Waaren, die nach Smyrna gehen werden auch dahin geſendet. Eben dieſe Bewandtniß hat es mit Roſette und Bichieri, deren Handlung von keinem ſonderlichen Umfange iſt. Zu Cairo iſt die Handlung um einen großen Theil anſehnlicher. Es iſt dieſes dem Range nach die zweyte Handelsſtadt in der Levante, und es wird daſelbſt ziemlich eben dieſelbe Handlung wie zu Smyrna getrieben.

Der Gewinn, welcher von dieſer Handlung zu erwarten iſt, beſtehet ſo, wie bey der ruſſiſchen und oſtindiſchen Handlung, hauptſächlich in den zurückgehenden Waaren; und dieſes gilt beſonders von ſolchen Nationen welche keine Tücher dahin zu führen haben, oder nur eine ganz geringe Anzahl dahin bringen. Denn unter allen Waaren, die man in die Levante führet, ſind die Tücher die einzige Waare, woran die Kaufleute ſowohl, als auch ihre Nationen, die dergleichen verfertigen können, wirklich einen guten Gewinn haben.

Die Levante hatte ſich an die venetianiſchen Tücher gewöhnet; als die Franzoſen, die Engelländer, und die Holländer anfingen, zugleich neben den Venetianern dahin zu handeln; und da die Leute in der Levante nicht leicht ihre Tracht ändern, ſo geben ſich dieſe drey Nationen vorzüglich Mühe, die venetianiſchen Tücher nachzumachen. Es währete eben nicht

gar

gar lange, ſo wurden in England, in Holland und in Frankreich eben ſolche Tücher, wie in Venedig gemacht, und nach der Entdeckung des neuen Weges nach Oſtindien, war dieſe Nachahmung der allerempfindlichſte Streich, welcher der venetianiſchen Handlung beygebracht wurde. Dieſer Zweig in der levantiſchen Handlung, der den größten Vortheil einträgt, iſt für die Holländer ziemlich ganz und gar verlohren, wie es denn in dieſem Stücke den Engländern eben nicht beſſer gehet, als jenen. Dieſes iſt lediglich eine Wirkung des hohen Preiſes, welchen die Fabrikwaaren in England und Holland durch das theure Arbeitslohn ſeit einer ziemlich großen Anzahl von Jahren veranlaſſet hat.

Gleichwie England ſeit mehr, als einem Jahrhunderte ſich unaufhörlich hat angelegen ſeyn laſſen, ſeine Handlung entweder zu erweitern, oder zu erhalten, alſo hat es alle mögliche Anſtalten getroffen, um den Verkauf ſeiner Tücher in der Levante beyzubehalten. Nur eine einzige hat es nicht gemacht, welches gleichwohl diejenige war, die zu dieſem Zweige der Handlung das meiſte beytragen konnte, und darin beſtand, daß es die Tücher zu einem wohlfeilern Preiſe, oder zum wenigſten eben ſo wohlfeil machen ließ, als man ſie in Frankreich verfertiget. Die Franzoſen haben nicht allein den Vortheil auf ihrer Seite, daß ſie ihre Tücher wohlfeiler liefern, ſondern es hilft ihnen auch noch eine Einrichtung, die zu Erhaltung und beſtändiger Gewährung des Verkaufs derſelben am allerdienlichſten iſt. Sie haben ſich nehmlich auf eine ſehr kluge Art gewiſſen Anordnungen unterworfen, die den Verkauf in der Levante und die Verfertigung der Tücher in den Fabriken von Languedoc betreffen, die in Frankreich eben diejenigen ſind, welche die zur Handlung in der Levante erforderlichen Tücher liefern.

Man hat in der Handlung nach der Levante zwiſchen den freyen Handelsſtädten, und denen, die es nicht ſind, in Anſehung des Verkaufs der Tücher einen Unterſchied gemacht. Das heißt, man hat den Handelsplatz, wo die Tücher ſtückweiſe verkauft werden, damit man ſie an den Orten zerſchneiden möge, von einem andern unterſchieden, wo der Ballen Tücher im Ganzen durch Tauſch gegen Waaren verkauft, und weiter geführet wird. In der erſten Gattung von

Handelsplätzen, dergleichen Cairo und Conſtantinopel iſt, wo nicht eben ſogar viele Tücher verthan werden, erfordern die Wiederverkäufer im einzelnen, nach dem Beyſpiele der Verkäufer in Europa, einen gleichen Pr is, um ihnen ſtatt einer Regel zu dienen; daher kommt es, daß die franzöſiſchen Verordnungen daſelbſt die Beſtimmung des Preiſes vorgeſchrieben haben; und man hat dafür gehalten, dieſer Zwang ſey für die Handlung in den übrigen Handelsſtädten am unrechten Orte angebracht, und beſchwerlich. Aus den Lokalumſtänden dieſer Handlung hat man geurtheilet, es ſey nöthig, die franzöſiſchen Kaufleute zu vereinigen, um an Leute zu verkaufen, die ſich zu dem Einkaufe vereinigen, und in Verbindung treten. Ohne die Beyhülfe der Verordnungen, würden die Kaufleute einer Handelsſtadt gar oft den Kaufleuten der darneben befindlichen durch ihren Handel Eintrag thun, wodurch ſie alles verderben könnten, ſo gut als in einem bürgerlichen Kriege, der für diejenigen, die ihn führen, allemahl traurig abläuft; wie man dieſes zuweilen aus der Erfahrung geſehen hat.

Dieſe Verordnungen ſind eine Gattung von Zwang, welcher aber bey dieſer Handlung, wenn ſie gut von ſtatten gehen ſoll, unvermeidlich iſt. Uebrigens haben die Franzoſen gleichwohl denſelben, und dem wohlfeilen Preiſe der Tücher die Glückſeligkeit ihrer Handlung in der Levante, und den Vorzug, den ſie ſich daſelbſt über alle die übrigen Nationen erworben haben, lediglich allein zu danken. Hiernächſt genießen ſie auch noch den Vortheil, daß ſie zu ihren Verſendungen in die Levante dreyerley Waaren nehmen können, die zu dieſer Handlung von einer ganz unendlichen Wichtigkeit ſind, nehmlich Zucker, Kaffee von Martinique und Indig. Marſeille, welches für die Handlung nach der Levante die einzige Niederlage von Frankreich iſt, ziehet dieſe dreyerley Waaren aus der erſten Hand. Und der Vertrieb des Zuckers und martinikſchen Kaffees hat ſich in der Levante über alle Maßen vermehret. Den Zucker brauchen die Leute in der Levante eines Theils zu ihren eingemachten Früchten, andern Theils haben ſie ſich gewöhnet, ſehr viel Zucker in ihren Kaffee zu thun, und den martinikſchen Kaffee pflegen ſie unter

den wenigen Kaffee, den ſie gegenwärtig durch die Karavanen aus Arabien erhalten, zu mengen. Solchergeſtalt findet man jetziger Zeit auf den Handelsplätzen in der Levante von dem Kaffee aus Mocca nicht ein einziges Pfund, das nicht mit martinikſchen vermenget wäre.

Durch einen Aufſatz aus den Verzeichniſſen, ſowohl der franzöſiſchen Kanzeley, als auch der Zolleinnahme, der den Staatsräthen von Frankreich im Jahre 1750 zugeſchickt worden iſt, hat man es bewieſen, daß ſich die ganze Summe der Waaren, welche die Franzoſen verkauft haben, ſeit dem Zeitpuncte ihrer Anordnungen anſehnlich vermehrt hat; daß die Engländer, deren Verkauf ſich ein Jahr vor dieſem Zeitpunkte auf 2200 Ballen erſtreckte, nach dieſem nicht mehr, als ohngefähr 400, und zuweilen auch noch mehr Ballen verkauft haben; daß ſich der Verkauf der Engländer ſeit dieſem Zeitpuncte in einer Zeit von fünf und zwanzig Jahren nicht höher, als auf 8700 Ballen, von 10, 12 bis 15 halben Stücken erſtreckt hat, da hingegen die franzöſiſche Nation in eben der Zeit 43352 Ballen von 10 bis 12 halben Stücken verkauft hatte.

Eben dieſe ſo merkliche Abnahme gab Gelegenheit, daß in dem Parlamente von England zwey Verordnungen nach einander zum Vorſcheine kamen, durch welche man ſich Hoffnung machte, der Handlung in der Levante wieder aufhelfen zu können. Durch die erſte erhielten die Kaufleute, ohne daß es großen Nutzen ſchafte, die Freiheit in dieſer Handlung, wofür ſie der türkiſchen Geſellſchaft eine ganz mäßige Abgabe entrichteten. Dieſe Freyheit hatte weiter keine Wirkung, als daß nur ein einziges engliſches Haus ſich zu Conſtantinopel ſetzte, und dieſes Haus trieb ſeine Handlung vorzüglich mit franzöſiſchen Tüchern, die es von Marſeille oder Livorno weg an ſich abſenden ließ. Es fand ſogar Mittel, in den Fabriken von Languedoc Waaren für ſeine Rechnung machen zu laſſen. Da die Nachricht von der Handlung deſſelben in England bekannt wurde, ſo fiengen die engländiſchen Patrioten an, ſich darüber zu beklagen, und ſie wollten es durchaus nicht zugeben, daß Engländer mit wollnen Waaren aus Frankreich Handlung treiben ſollten. Dieſes

veranlaßte eine neue Parlementsverordnung, worinnen den Engländern verboten wurde, franzöſiſche Tücher, und andere Fabrikwaaren in die Levante zu führen; eine neue Anſtalt, wodurch der Handlung nach der Levante wieder aufgeholfen werden ſollte, die aber eben ſo wenig Nutzen, als die vorhergehende hatte. Gleichwie alle dieſe Verordnungen, es nicht hindern können, daß die Waaren aus den franzöſiſchen Fabriken wohlfeiler im Preiſe ſind, alſo laſſen ſie die Franzoſen auch immerfort in dem Beſitze der allereinträglichſten Gattung von Waaren, die in die Levante geführet werden; und man darf gar nicht zweifeln, daß die Leute in der Levante, unter welchen der wohlfeile Preis immer mehr und mehr bekannt wird, endlich alle andere Waaren verwerfen, und bloß die Franzöſiſchen annehmen, die ihnen die Franzoſen noch beſonders auf das genaueſte nach den erforderlichen Eigenſchaften liefern. Es iſt für die Engländer ſchlechterdings kein anderes Mittel übrig, wodurch ſie entweder wiederum die Oberhand bekommen, oder wenigſtens neben jenen beſtehen können, als der niedrige Preis, in dem Arbeitslohne, zu welchem ſie es aber ſchwerlich bringen können.

Die Holländer ziehen in dieſer Handlung, was ihre Tuchfabriken anlangt, eben ſo, wie die Engländer den Kürzern, immaßen ihre Tücher acht bis zehn von Hundert theurer, als die franzöſiſchen ſind, und es ihnen eben ſo, wie jenen, ſehr ſchwer iſt, ſie durch das wohlfeile Arbeitslohn, um einen niedrigern Preis zu liefern. Inzwiſchen werden die Holländer nicht durch Staatsurſachen, oder durch Eiferſucht gehindert, die es den Engländern nicht zulaſſen, ihre Handlung mit den Waaren ausländiſcher Fabriken zu treiben. Die Handlung der Holländer macht ſich die Fabrikwaaren aller bekannten Nationen eigenthümlich, und bedienet ſich der Naturgewächſe ſowohl, als der Arbeit aller Länder ohne allen Unterſchied mit einer völligen Freyheit. Dieſes iſt ein Theil ihrer Staatskunſt, der ſich vollkommen zu der Natur ihrer Handlung ſchickt, und der ſie zum Theil die Vortheile derſelben zu danken haben.

Demnach können es die Holländer, um ihre Handlung nach der Levante zu befördern, dem engliſchen

Hauſe, das ſich zu Conſtantinopel feſtgeſetzt, und zu der zweyten Verordnung wegen der Handlung in die Levante Anlaß gegeben hat, ohne Bedenken nachthun. Sie können alle diejenigen Waaren, die ſie zu dieſer Handlung vonnöthen haben, aus den Fabriken von Languedoc holen, und in den Handelsſtädten der Levante unter eben ſo vortheilhaften Bedingungen, als die Franzöſen ausbieten. Zugleich können ſie ſich auch nach den franzöſiſchen Verordnungen richten, damit ſie keinen Schaden haben, wenn viele andere neben ihnen handeln. Dieſe Gattung wird immer noch für ſie eine Oekonomiehandlung bleiben, welches eben die Gattung von Handlung iſt, worinnen die holländiſchen Kaufleute vor andern einen großen Vorzug haben.

Levantiſche Seide; ſ. Seide.

Leve; ſ. **Leverode**.

Levedogſen, ein Churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Lauenſtein.

Levekendorf, ein herzogl. Mecklenb. Schweriniſches adeliges Gut im Amte Güſtrow.

Leventin, ein großer See im Littauiſchen Departement, in Oſtpreußen, welcher mittelſt eines kleinen Canals mit dem Angerburgiſchen See zuſammen hängt.

Levents, ſind in der Türkey Soldaten zur See, welche keine ordentliche Bezahlung haben, auch nicht unter die Kriegsvölker gezählt werden, ſondern auf jede Reiſe 5 bis 6000 Aſper bekommen, und nach ihrer Zurückkunft caſſirt werden.

Levenz; ſ. **Lewenz**.

Leverding, ein Churhannoveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Amte Rothenburg.

Leveringhauſen, ein fürſtlich Waldeckiſcher Ort.

Levern, ein evangeliſches adeliges Fräuleinſtift in Weſtphalen, im Fürſtenthum Minden, im Amte Reineberg.

Levernich, ein Churpfälziſches Dorf im Herzogthum Jülich, im Amte Norvenich.

Leverode, ein biſchöflich Hildesheimiſches Dorf im Amte Liebenburg.

Leverſen, ein Lüneburgiſches Dorf im Amte Haarburg.

Levershäuſen, ein Calenbergiſches Dorf im Gerichte Hardenberg.

Leveſte, ein adeliges Gut und Pfarrdorf eben daſelbſt.

Levezow, unter dieſem Nahmen giebt es zwey adelige Güter in Mecklenburg Schwerin.

Levin, Lewin, ein Fluß, welcher in der Provinz Fife in Schottland aus dem See Levin entſpringt, und ſich bey dem Städtchen Levin in den Meerbuſen von Forth ergießt. Einen andern Fluß gleiches Nahmens findet man in der Grafſchaft Lenox, welcher ſich unterhalb Dombriton in den Fluß Clyd ergießt.

Levin, eine kleine Stadt in der Provinz Fife, wo der Fluß Levin in den Meerbuſen von Forth fällt.

Levin, ein herzoglich Mecklenburg-Schweriniſches Pfarrdorf und Präpoſitur im Amte Dargun.

Leving, ein Hannoveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Lande Wurſten.

Levit, iſt ein Glied des Stammes Levi bey den ehemahligen Juden, beſonders, ſo fern die Glieder dieſes Stammes zu dem Dienſte des Tempels verordnet und berechtiget waren. Man ſehe den Art. Jude.

Levkoje, in älteren Zeiten Leukoje oder Leucoie und das lateiniſche *Leucojum*, kommen aus dem Griechiſchen, und zwar von den Wörtern λευκος weiß

weiß und ἴον Veilchen. Levkoje heißt alſo eigentlich weißes Veilchen.

Caſpar Bauhin beſchrieb vor ein Paar Jahrhunderten unter dem Nahmen Leucojum aber verſchiedene, an Farbe und Form ſehr von einander abweichende Pflanzen, als den Schneetropfen, Galanthus nivalis Linn., die Knotenblumen, Leucojum vernum, æſtivum und autumnale Linn., und mehrere Arten von den jetzigen Linneiſchen Gattungen Eryſimum, Cheiranthus, Heliophila und Heſperis, und eine Menge Botaniſten waren lange Zeit hindurch mit ſeinen Benennungen zufrieden.

Tournefort aber, der ſchon genauer beſtimmte Gattungs-Charaktere feſtſetzte, behielt den Nahmen Leucojum bloß für diejenigen Pflanzen mit einigen verwandten Arten bey, die wir jetzt, dem gemeinen Sprachgebrauche nach, im Deutſchen noch Levkojen nennen.

Da ſpäterhin Linné indeſſen glaubte, daß Theophraſt, einer der erſten griechiſchen Schriftſteller der Botanik, mit dem Nahmen Leucojum eine Art der eben erwähnten Knotenblumen gemeinet habe, ſo legte er, welches man öfters als Neuerungsſucht getadelt hat, und welches beſonders Gärtner und Blumenliebhaber ihm lange nicht vergeben konnten, bey der Anordnung ſeines neuen Syſtems daher auch den Knotenblumen den Nahmen Leucojum bey, und wählte für die Tournefortſche Gattung Leucojum den Nahmen Cheiranthus, welcher aus χειρ Hand und ανθος Blume zuſam̃en geſetzt iſt. Dieſer linneiſche Nahme hat nach der Zeit bey den Botaniſten nun zwar die Oberhand behalten; im Deutſchen iſt der Tournefortſche, und

zwar in den Formen Leucoie, Leucoje und jetzt Levkoje, wie man ihn am richtigſten ſchreibt, indeß noch immer im Gebrauche geblieben, ſo daß einige, z. B. der Bearbeiter des in Nürnberg herausgekommenen vollſtändigen Linneiſchen Pflanzen-Syſtems, und Hoffmann in ſeiner deutſchen Flora ihn ſogar zum allgemeinen deutſchen Nahmen für die Gattung Cheiranthus gewählt haben, wenn auch andere, nach Planers Vorgang, dafür Lackblume in Vorſchlag bringen.

In dieſer Encyklopädie, die bisher dem größeren Publicum zu Gefallen mehr dem angenommenen Sprachgebrauche als den wiſſenſchaftlichen Syſtemen folgte, muß man Levkoje indeß wohl in einer etwas engeren Bedeutung nehmen, ſo daß man darunter vorzüglich nur die bisher unter dieſem Nahmen allgemein bekannten Pflanzen verſteht, die ihrer wohlriechenden, ſchön gefärbten und öfters gefüllten Blumen wegen ſehr viel in Gärten und Töpfen gezogen, und im Deutſchen durch die Beyſätze Sommer-Levkoje, Winter-Levkoje, Zwerg-Levkoje ꝛc. von einander unterſchieden werden.

Dieſe Levkojen gehören nun in die 2te Ordnung der 15ten Claſſe des Linneiſchen Pflanzen-Syſtems, die in der Kunſtſprache Tetradynamia, ſiliquoſa heißt. Ihr gemeinſchaftlicher ſyſtematiſcher Gattungsnahme iſt Cheiranthus, und ſie kommen, wenn ihr urſprünglicher Bau durch Kultur und Kunſt noch nicht verändert iſt, mit einigen kleinen Ausnahmen, alle in nachfolgenden Stücken mit einander überein. Ihr Kelch iſt vierblätterig, zuſammen gedrückt, mit lanzettförmigen anliegenden Blättern, von denen die beyden äußern an der Baſis

ſie wie ein kleiner Höcker aufgetrieben ſind. Sie haben vier Blumenblätter, die in Geſtalt eines Kreuzes ſtehen, und den Kelch an Länge übertreffen. Sechs parallele Staubfäden von denen zwey etwas kürzer ſind und von den aufgetriebenen Kelchblättern umſchloſſen werden. Ihre Staubbeutel ſind aufgerichtet, unten zweyſpaltig, oben ſpitz und zurückgebogen. Der Fruchtknoten iſt prismatiſch, viereckig, ſo lang als die Staubfäden, auf beyden Seiten mit einem Zähnchen verſehen. Der Griffel iſt ſehr kurz, etwas zuſammen gedrückt. Die Narbe länglich, oben zweytheilig, zurückgebogen und bleibend. Die Schotte wird lang, zuſammen gedrückt, inwendig zweyfächerich. Die Samenkörner eyförmig, breitgedrückt, am Rande etwas häutig.

Die erſte Art, die man hier anführen könnte, würde

1. **Die Gold-Levkoje.** Cheiranthus *Cheiri Linn.*

ſeyn, die am häufigſten unter dem Nahmen Gold-Lack, goldener Lack, ſonſt gülden Lack vorkommt, dabey auch gelber Veil, Steinveil und Mauerblume heißt. Dieſe findet man aber im 58ſten Theile der Encyklopädie unter dem Nahmen Lack-Viole mit ihren Varietäten, wohin vielleicht etwas mit Unrecht auch die, von den mehrſten Schriftſtellern verkannte Alpen-Levkoje, Cheiranthus alpinus Linn. gerechnet iſt, ſchon beſchrieben. Hier folgt daher gleich

2. **Die Sommer-Levkoje.** Cheiranthus *annuus Linn.*

eine von Blumenliebhabern ſehr geſchätzte, mit wohlriechenden, und in ihrem kultivirten Zuſtande mit gro-

großen gefüllten Blumen von verſchiedenen Farben prangende Pflanze, die urſprünglich an den Seeufern des ſüdlichen Europa's zu Hauſe iſt, ſeit Jahrhunderten aber als eine vorzügliche Zierblume in Gärten und Töpfen gezogen wird.

Linné gab ihr den obigen Nahmen und unterſchied ſie von den übrigen Arten der Gattung Cheiranthus in der Kunſtſprache der Naturforſcher auf folgende Weiſe: Ch. foliis lanceolatis, ſubdentatis, obtuſis, incanis; ſiliquis cylindricis, apice acutis, caule herbaceo. (*) D. i. Levkoje mit lanzettförmigen, etwas gezähnten, ſtumpfen, grauen Blättern, walzenförmigen, ſpitzen Schoten, und krautartigem (d. i. einjährigem) Stängel. (**). In den ältern botaniſchen Werken kommt ſie gewöhnlich unter dem bauhiniſchen Nahmen Leucojum incanum minus (***) vor. Im Deutſchen wird ſie ſonſt auch noch jährige Levkoje, kleine graue Levkoje ꝛc. und im Engliſchen unter andern vorzüglich Ten Weeks Stock genannt.

Dieſe Art hat übrigens einen runden glatten Stängel, der ungefähr zwey Fuß hoch wird, und ſich gegen den Gipfel zu in verſchiedene Aeſte theilt, die mit lanzettförmigen, am Ende zugerundeten, etwas

(*) Siehe Linn. ſpec. Plant. ed. III. Tom. II. pag. 925.
(**) Der deutſche Ueberſetzer von Millers Gärtner-Lexicon überſetzt im erſten Theil Seite 672. Die Linneiſche differ. ſpecif. ſehr unrichtig auf folgende Art: „Cheiranthus „mit lanzenförmigen etwas gekerbten Blättern, ſtumpfen, grauen und walzenförmigen Schoten, mit ſcharfen Spitzen und einem weichen Stengel.“ Er legt hier einige Eigenſchaften, die den Blättern zukommen, den Schotten bey, welches denen, die keine Kenner der Kunſtſprache ſind, Zweifel verurſachen muß, ob ſie auch die rechte Pflanze haben.
(***) Caſp. Bauh. pin. 200.

was grauen Blättern (*) beſetzt ſind. Die Blätter ſtehen ohne Ordnung abwechſelnd oder gegen einander über, zuweilen auch drey bis vier neben einander und ſind von ungleicher Größe. Am Ende der Zweige kommen die Blumen in lockern Aehren zum Vorſchein. Der Kelch der Blume iſt groß, gerade und eben, und beſteht aus vier ſpitzigen Blättchen. Die Blumenblätter ſind groß und herzförmig und breiten ſich in Geſtalt eines Kreuzes aus. Die Schoten ſind lang, walzenförmig, am Ende etwas ſpitz und haben auf der einen Seite eine der Länge nach hinlaufende Furche. Sie ſind inwendig zweyfächerich und mit vielen flachen rundlichen und am Rande mit einer dünnen hautartigen Einfaſſung verſehenen Samen angefüllt. Die Blumen zeigen ſich vorzüglich im Julius und Auguſt, zuweilen bis in den Herbſt hinein. Der Same wird im October reif. Die ganze Pflanze ſtirbt gewöhnlich mit dem Eintritte des Winter ab.

Von dieſer Sommer-Levkoje hat man verſchiedene Spielarten oder ſo genannte Varietäten, die ſich indeſſen in nichts als in der Farbe, dem mehr oder weniger Gefülltſeyn der Blumen und der etwas längeren oder kürzeren Lebensdauer von einander unterſcheiden. Dieſe durch die Cultur entſtandenen und unterhaltenen Abänderungen pflanzen ſich aber nicht ſtandhaft fort, und ſind überhaupt ſo vielen Zufälligkeiten unterworfen, daß man keine Gränzen zwiſchen ihnen ziehen, ſondern

(*) Die grüngraue Farbe der Blätter rührt daher, daß ſie mit kurzen etwas wolligen Härchen bedeckt ſind. Andere Spielarten haben dagegen kleine graue Mehlkügelchen, beynahe von der Art, wie bey den Melden, auf den Blättern.

dern ſie für nichts als ein Spiel der Natur halten darf. Die Blumenliebhaber unterſcheiden indeß die weißen, hellblauen oder porcellainfarbenen, blauen, violetten, rothen, hellkupferfarbenen und dunkelkupferfarbenen, und dann die mit weißen Streifen durchzogenen oder picottirten, und von allen dieſen Farben wieder die einfachen und gefüllten Sommer-Levkojen, von einander, und wenden viele Sorgfalt darauf, alle dieſe Abänderungen fortzupflanzen.

Bey den einfachen Arten iſt dieſes weniger ſchwierig, da dieſe vollkommenen Samen tragen, der, unter gehörigen Vorrichtungen ausgeſäet, wieder dieſelbe Farbe zu geben pflegt. Da die gefüllten Arten aber ſehr ſelten vollkommenen Samen liefern, weil bey dieſen alle, oder doch die mehrſten Befruchtungswerkzeuge wegen überflüſſiger Nahrungsſäfte in Blumenblätter ausgewachſen ſind, und man dieſe Arten daher wieder aus dem Samen einfacher Stöcke erziehen muß: ſo hat man ſich viele Mühe gegeben, diejenigen Umſtände kennen zu lernen, unter welchen der Same einfacher Stöcke am gewiſſeſten gefüllte Blumen hervorbringen müßte. In ältern Zeiten nahm man Schoten von Blumen, die zufällig 5 Blumenblätter hatten, zur Saat, weil man glaubte, daß hier ſchon ein Anfang oder ein Drang zum Gefülltwerden ſey. Oder man ſchnitt die mehrſten Blumen, beſonders die obern, als die jüngeren, weg, damit die untern die man zur Saat übrig ließ, eine deſto reichlichere Nahrung haben möchten. Andere wählten die etwas gekrümmten Schoten zur Saat, hoben dieſe wohl zehn Jahre auf, und ſäeten ſie kurz vor, oder am Tage des Vollmondes oder eines

eines günſtig ſeyn ſollenden Himmelszeichens aus. Wiederholte Verſuche haben indeß zur Genüge gezeigt, daß dieſe, ſo wie viele andere Regeln der Art, nichts weniger als zuverläſſig ſind, und daß man den gewünſchten Erfolg, wenn er eintrifft, ganz andern als den geglaubten Urſachen beylegen müſſe, da dieſe zum Theil grundlos und lächerlich, oder ſogar dem beabſichteten Zwecke entgegen ſind.

Um in der Erziehung und Fortpflanzung der Sommer = Levkojen und beſonders auch der gefüllten Spielarten derſelben indeß glücklich zu ſeyn, iſt ohne Zweifel nachfolgende Verfahrungsart die beſte. Man ſucht überhaupt ſolche Sorten zu bekommen, die gern in das Gefüllte ſchlagen. Dieſe ſäet man frühe aus, damit die Samenſtöcke zeitig blühen, und ihre Schoten gehörig reifen können. Man läßt es der Pflanze dabey nie an Feuchtigkeit, der gehörigen Pflege, und dem vollen Sonnenlichte fehlen, und nimmt hernach vorzüglich die untern Schoten von dem Hauptſtängel oder den älteſten Zweigen zur Saat, die vollkommen auswachſen und reifen konnten, da die Pflanze noch bey vollen Kräften war. Von dieſen wird man in dem folgenden Jahre, wenn man ſie wieder mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, viele gefüllte Stöcke erhalten, da das Gefülltwerden den Ueberfluß ſtarknährender Säfte zum Grunde hat.

Dieſes iſt es, was man im allgemeinen über die Wahl der zur Saat tauglichen Schoten und über die Sommer = Levkojen = Zucht überhaupt mit wenig Worten ſagen kann. Da die Sommer-Levkojen indeſſen ſo allgemein beliebt ſind, und ihr Bau ſo viele Gärtner und Blumenfreunde beſchäftigt;

tigt: ſo wird es vielleicht nicht unzweckmäßig ſeyn, hier noch eine etwas ausführliche Anleitung, ſie auf die vortheilhafteſte Weiſe zu behandeln, zu geben.

Hat man alſo einmahl Sommer-Levkojen-Samen, den man ausſäen will, ſo nimmt man etwa im Anfange des Märzes kleine Kaſten, oder um größerer Bequemlichkeit willen, gewöhnliche Blumentöpfe. Dieſe werden mit ſchlechter Erde angefüllt, ſolcher etwa, die ſchon lange in Töpfen geweſen, von Blumen ausgeſogen und hernach ausgetrocknet iſt. (*) Die Erde wird ſo ſtark begoſſen, daß

(*) Die Urſache, warum man zum erſten Ausſäen magere Erde nehmen müſſe, liegt in nachfolgender, von einem aufmerkſamen Blumenliebhaber gemachten Erfahrung, die man auch anderwärts wahr finden wird. Hier ſind ſeine eignen Worte. „Die Levkojen können zwar nicht „nur ſehr gutes Land vertragen, ſondern ſie erfordern es „ſogar. Wer aber den Samen gleich hinein ſäen wollte, „der würde gewiß ſehr wenige Pflanzen davon bringen. „Der Grund iſt dieſer. In einer fetten Erde liegt die „Brut von einer gewiſſen Art ſehr kleiner ganz weißer „Inſecten. Das Gedeihen derſelben hängt davon ab, „wenn die Erde feucht iſt und in der Wärme, beſonders „an ſolchen Orten ſteht, wo die freye Luft nicht ganz „ungehindert dazu kommen kann. Wer dieſe Thierchen „kennen lernen will, der ſetze nur einen Topf mit guter „Erde in die warme Stube, und halte ihn immer feucht, „ſo wird er ſie nach kurzer Zeit darauf herum laufen „ſehn, auch unter kleinen Erdklümpchen bey einander „verſammelt finden. Dieſe kleinen Würmchen nun freſ„ſen, dicht an der Oberfläche der Erde, rund um die „Pflanze herum die Rinde ab, weßwegen ſie umfallen „und verderben muß. Solches Schickſal wiederfährt oft „ganzen Töpfen voll ſchöner Pflanzen, die im beſten „Wuchs ſtehen, ohne daß mancher, der den Feind nicht „kennt, der ihm einen ſolchen Poſſen geſpielt hat, die „Urſache davon errathen kann. Insgemein wird dafür „gehalten, daß die Fettigkeit und Güte der Erde den „noch zarten Pflanzen an und für ſich zuwider ſey. Ehe„deſſen war ich ebenfalls dieſer Meinung; folgende Er„fahrung aber überzeugte mich eines andern. Es wurde „nemlich, ohne mein Beyſeyn, ein mit der beſten Erde ge-„füll-

daß ſie durchgehends feucht wird, und das Waſſer aus den Abzugslöchern herausdringt. Dieſe Löcher müſſen nicht verſtopft werden, weil ſich das überflüſſige Waſſer ſonſt auf dem Boden ſammelt, eine faulichte Beſchaffenheit annimmt, und den Pflanzen äußerſt nachtheilig wird. Das anfängliche ſtarke Begießen iſt aber aus dem Grunde anzurathen, damit es nicht ſo bald wiederholt werden darf, wodurch die noch nicht hervorgekeimten Körper ſonſt leicht aus ihrer Lage gebracht und zu tief hineingeſchwemmt werden würden. Hat der Topf vor dem Beſäen aber hinlängliche Feuchtigkeit erhalten, ſo hält dieſe leicht ſo lange an, bis die Pflanzen aufgegangen ſind.

Bey der Saat ſelbſt bringe man nicht alle Farben untereinander, ſondern ſäe lieber eine jede in ein beſonderes Gefäß, damit man über jede Farbe Beobachtungen in Anſehung ihrer Ausartungen und ſonſt anſtellen kann, ſie auch durch etwaniges Weg-
geben

„füllter Nelkentopf mit Levkojenſamen beſäet. Da ich „nun ganz gewiß glaubte, daß nichts daraus werden „würde, ſo brachte ich dieſen Topf auch gar nicht in „ein temperirtes Zimmer, ſondern ließ ihn am Fenſter „einer kalten Stube ſtehen. Die rauhe Witterung hielt „die aufgehenden Pflanzen ziemlich zurück. Da dieſe aber „gelinder wurde, ſo machte ich, um anderer Gewächſe „willen, am Tage die Fenſter auf. Nun fiengen meine „Pflanzen an vortrefflich zu wachſen, und kamen auch da„von. Mit Verwunderung ſah ich, daß ihnen die gute „Erde recht wohl bekam. Die Urſache ihres Gerathens „war alſo bloß dieſe, daß die weißen Würmchen der Kälte „und nachher erhaltenen freyen Luſt wegen nicht hatten „erzeugt werden können. Die Pflanzen blieben alſo vor „ihnen geſichert. Weil nun aber eine frühe Saat nicht „allezeit ohne alle Wärme bey eingeſchränkter Luſt glücken „möchte, ſo wähle man lieber eine ſolche Erde in der ſich „obbeſchriebene Inſecten nicht ſo leicht aufhalten, welches „eine magere ausgetrocknete Erde iſt.“ C. J. F. von Dießkau Vortheile in der Gärtnerey. Zweyte Sammlung. Coburg 1786. Seite 68 — 71.

geben junger Pflanzen vielleicht nicht ganz verliert. Die Körner ſelbſt lege man alle einen Zoll von einander auf die naſſe Erde, oder ſäe ſie, wenn man dieſes zu umſtändlich findet, ſehr dünn aus, weil die Pflanzen ſich im Gegenfalle, ſowohl unter als über der Erde hindern. Ja wenn die Wurzeln der Pflanzen zu ſehr in einander verflochten ſind, ſo werden ſie bey dem Verſetzen ſehr beſchädigt, dadurch aber im Wachsthum länger aufgehalten. Sind die Körner nun gelegt oder geſäet, ſo wird ohngefähr meſſerrückensdick von eben dieſer trockenen Erde darüber geſtreuet und mit der flachen Hand nur ein klein wenig angedrückt. Dieſe trockene Ueberlage zieht von der unteren naſſen Erde bald ſo viele Feuchtigkeit an, als nöthig iſt.

Dieſe Töpfe ſtellt man am ſicherſten an die zugemachten Fenſter einer uneingeheitzten Stube oder Kammer, und beſpritzt ſie nur im erforderlichen Falle mit ein wenig Waſſer, welches aber mit ſolcher Behutſamkeit geſchehen muß, daß die obere Erde dadurch nicht in eine andere Lage gebracht wird. Am beſten iſt es aber, wenn es ganz unterbleiben kann, weil man den jungen Pflanzen, die eben im Aufgehen begriffen ſind, dadurch gewöhnlich Schaden thut.

Sind die Pflanzen alle aufgegangen, ſo ſetze man ſie, wenn es das Wetter leidet, am Tage in die freye Luft. Ein rauhes Lüftchen ſchadet ihnen nicht; ſie leiden im Gegentheile ungleich mehr, wenn man ſie zu zärtlich hält, weil ſie dann zu ſchlank aufſchießen und ſchwächlich werden. Das Unkraut muß man bald heraus ziehen, ſo wie es ſich zeigt. Läßt man es größer

werden,

werden, ſo reißt man die zarten Pflanzen mit her- aus. Das Begießen darf nur mäßig geſchehen, denn die Levkojen lieben keine überflüſſige Feuchtigkeit, ſondern ihre Wurzeln gerathen dadurch in Fäulniß, welches leztere beſonders denn geſchieht, wenn die Pflanzen nicht immer in freyer Luft ſtehen, wo ſie ſonſt ſchneller wieder abtrocknen könnten.

Wenn man ſie in Töpfe ſetzen will, ſo iſt die beſte Erde, die man ihnen geben kann, unſtreitig eine Miſchung von guter Gartenerde und völlig zu Erde gewordenem Rindermiſt, von jedem Theile die Hälfte. Sollte die Gartenerde zu ſchwer ſeyn, ſo kann etwas Flußſand darunter gemiſcht werden. Die Erde mag nun aber ſo gut als möglich ſeyn, ſo wird man doch im freyen Lande beſſere und ſchönere Levkojen ziehen als in Töpfen, weil ſie ſich daſelbſt mit ihren Wurzeln beſſer ausbreiten können. Doch wird auch im Lande ihr Flor um ſo viel ſchöner ſeyn, deſto beſſer die Nahrung iſt, die ſie daſelbſt antref- fen. Können ſie auf einen fruchtbaren Boden, der ſeit vielen Jahren geruhet hat, und im Herbſt vor- her bearbeitet iſt, gebracht werden, ſo werden ſie weit ſchöner blühen, als in dem am beſten gedüng- ten Lande. Wer dieſes aber nicht haben kann, der dünge den für ſie beſtimmten Ort im Herbſt vorher mit kurzem verfaulten Rindermiſt. Beſſer noch iſt der Schlamm aus einer Miſtpfütze, der im Som- mer vorher auf Haufen geſchlagen iſt, ſo den Winter über gelegen hat, im Frühlinge aber ungefähr hand- hoch auf ein Beet gebracht und untergegraben wird. Auf einem mit ſolchem Schlamme gedüngten Beete hat man öfters die am ſchönſten piccottirten und ge- füllten Spielarten gezogen.

Die Pflanzen ſelbſt, die man verſetzen will, hebe man, wenn ſie vier Blätter haben, oder ungefähr gliedslang ſind, zu einer Zeit, wenn der Topf weder zu feucht noch zu trocken iſt, mit einem Meſſer der- geſtalt aus, daß ſie ſo wenig als möglich beſchädigt werden. Nimmt man mehrere Pflanzen zugleich mit einem Stück Erde heraus, welches deswegen gut iſt, weil ſie alsdann mit wenigerer Gefahr, an den Wurzeln verletzt zu werden, zu zertheilen ſind, ſo muß um derer willen, die ſtehen bleiben, wieder ſo viel Erde als nöthig in den Topf gethan, und der- ſelbe begoſſen werden. Wer den ganzen Topf voll auf einmahl verſetzen will, der ſtürze ihn in die hohle Hand um, ſo können die Pflänzchen am ſicherſten mit vollen Wurzeln aus dem Ballen herausgenom- men werden, und ihre Verpflanzung macht wenig Mühe, da ſie noch nicht groß ſind. In die vorher ſchon angefüllten Töpfe macht man mit dem Finger recht in der Mitte ein Loch in die Erde, hält das Pflänzchen hinein, und füllt das Loch ohne einiges Andrücken wieder mit Erde zu. Hierauf begießt man den Topf gleich ſo ſtark, daß das Waſſer aus den Abzugslöchern fließt. Man muß während des Begießens die Pflanzen aber aufrecht halten, damit ſie durch den Guß keine krumme Stellung bekom- men und die Erde ſich gleich gehörig um die Wurzeln legen kann. Die bepflanzten Töpfe werden ſogleich in die Sonne geſtellt, dann die auf dieſe Art einge- ſchlämmten jungen Pflanzen können den Sonnenſchein vom erſten Augenblicke an vertragen, ſie müßten denn viele Wurzeln verlohren haben oder lange au- ßer der Erde geweſen ſeyn. Und wenn ſie auch am erſten Tage die Blätter ein wenig hängen laſſen, ſo richten ſie ſich doch gleich wieder auf.

Im Lande verlangen die Levkojen einen Schuh weiten Raum. Auch hier iſt das Einſchlämmen die beſte Verſetzungsart, doch kann man die dazu beſtimmten Pflanzen ein wenig größer werden laſſen, weil ſie ſonſt ſo leicht von Regenwürmern überwältigt werden. Vor der Sonne darf man die verſetzten Pflanzen nicht ängſtlich ſchützen, wenn man ſie nur gut einſchlämmt und anfänglich öfters begießt.

Um den, durch das Schlämmen hart gewordenen Boden aufzulockern, muß man die Pflanzen, wenn ſie eine Zeitlang geſtanden haben, behacken, welches ihnen ſehr gut bekommt und überdies noch den Vortheil hat, daß das ſich nun ſchon zeigende Unkraut dadurch zugleich in der Geburt erſtickt wird. Bey noch kleinern Pflanzen kann man dieſes mit einem Meſſer thun, da man ihnen mit einer Hacke zu nahe kommen möchte. Doch wird dieſes nur dicht um die Pflanze nöthig ſeyn, da man die größeren Zwiſchenräume füglich mit der Hacke lüften kann.

Manche Levkojenfreunde ſetzen ihre Pflanzen erſt alle in das Land, und bringen hernach die gefüllten in die Töpfe. Dieſe Methode hat indeß bey den Sorten, die erſt eine ziemliche Größe erreichen müſſen, ehe man es erkennen kann, ob ſie gefüllt oder einfach ſind, einige Nachtheile die ſich ſchwerlich vermeiden laſſen. Je größer ein Levkojenſtock iſt, deſto mehr empfindet er das Verſetzen. Die Wurzeln der Levkojen gehen weit in die Tiefe und auf die Seite, ohne viele Nebenfaſern zu haben. Dieſe werden nun bey dem Ausheben entweder, ſehr beſchädigt, oder wenn dieſes auch nicht geſchieht, ſo ſchicken ſie ſich nicht gut in die Töpfe, und müſſen alſo beſchnitten

werden. Das Beſchneiden kann aber einem Sommerlevkojenſtocke unmöglich nützlich ſeyn, da er dadurch gerade zu der Zeit ſehr geſchwächt wird, wo er reichlicher Nahrungsſäfte bedarf, um große Blumen anzuſetzen.

Wenn man aber gleichwohl die ſich ſchon als gefüllt zeigenden Sommerlevkojenſtöcke (*) in Töpfe ſetzen will, ſo bediene man ſich dabey der Methode des Einſchlämmens, weil dieſe den Pflanzen bey dem nicht immer oder niemahls ganz zu vermeidenden Verluſte an Wurzeln noch am beſten bekommen wird, und ſtelle ſie dann, ſo lange bis ihre Blätter wieder aufgerichtet ſtehen, an einen etwas ſchattigen Ort, damit die Hitze ſie nicht zu ſehr ermatte, wovon ſie unter dieſen Umſtänden mehr als in der früheren Jugend leiden würden. Bey dem Umſetzen ſelbſt iſt es nicht nöthig viele Erde um die Wurzeln zu laſſen, wenn man übrigens nur ſo behutſam als möglich dabey verfährt. Der große Erdklumpen verhindert es nur, daß man der Pflanze beſſere Erde in hinlänglichem Maße geben kann. Die Wurzeln muß man bey Sommerlevkojen übrigens auf alle Weiſe zu erhalten ſuchen. Man muß ſie deßhalb mit Behutſamkeit in dem Topfe zurecht legen, ſo daß ſie die Seiten des Topfes nicht berühren und auch nicht krumm zuſammen gebogen werden, durch welches

(*) Ob ein Levkojenſtock gefüllte oder einfache Blumen tragen werde, kann man nicht eher erfahren, als bis der Stock ſchon kleine Blumenknoſpen zeigt. Dieſe öffnet man behutſam mit einer Nadel. Findet man die innern Theile wie kleine parallele Fäden neben einander, ſo werden es einfache Blumen; ſind ſie aber kraus in eine Kugel zuſammengedrängt, ſo werden es gefüllte Blumen. Ein anderes ſicheres Zeichen, dieſes früher zu erfahren, iſt zur Zeit noch nicht bekannt.

ches letzte ihre kleinen Gefäße zerdrückt werden, und Stockungen der Säfte entſtehn.

Die nun entweder ganz frühe oder ſpäter in Töpfe gepflanzten Sommerlevkojenſtöcke, und zwar diejenigen, die man nicht zur Saat beſtimmt, welches an ſich alſo ſchon alle gefüllten ſeyn werden, die bekanntlich keinen Saamen tragen, müſſen, wenn ſie nicht von kurzer Dauer ſeyn, ſondern mit vielen Blumen beſetzte lange Stängel bekommen ſollen, einen für ſie paſſenden Standort erhalten. Eine nordöſtliche Lage, wo ſie nur bis zum halben Vormittage Sonne haben, iſt ihnen am zuträglichſten, und ihre Blumen halten ſich hier am längſten, da ſie an einer ganz der Sonne ausgeſetzten Stelle bald verwelken. Mit den zur Saat beſtimmten Sommerlevkojenſtöcken verhält es ſich indeſſen anders. Wenn dieſe im Lande ſtehen bleiben, ſo bekommen ſie ſelten reifen Samen, wenn ſie nicht die volle Sonne haben, es überdies nicht ein vorzüglich warmer Sommer, und noch bis in den Herbſt hinein gutes Wetter iſt. Die zur Saat beſtimmten Stöcke muß man vor allen Dingen alſo in Töpfe ſetzen, und dieſe an die volle Sonne ſtellen, damit die ganze Pflanze und auch die Wurzeln deſto mehr erwärmt werden. Dieſes trägt ſehr viel zum ſchnelleren Blühen und zur vollkommenern Reifung der Schoten bey. Es wird aber nöthig ſeyn von jeder Farbe mehrere Stöcke in Töpfe zu ſetzen, weil es ſich ſonſt, beſonders bey den Sorten, die leicht gefüllt werden, zutragen könnte, daß ſie alle gefüllt würden, und man nicht einen einzigen Stock zur Saat übrig behielte. Daß man übrigens recht vollkommene und früh blühende Pflanzen zur Saat beſtimmen werde, verſteht ſich von

 ſelbſt,

ſelbſt, weil dieſes auf die Güte und Vollendetheit des Samens und deſſen Reifung von dem größten Einfluſſe iſt.

In der ſonſtigen Behandlung haben die Sommerlevkojen vor andern Pflanzen eben nichts beſonders. Sie wollen nur vom Unkraute gereinigt, und wenn die Erde oben hart geworden iſt, durch Auflockern etwas gelüftet ſeyn. Was das Begießen betrifft, ſo dürfen ſie zwar keinen Mangel an Feuchtigkeit leiden, der Ueberfluß iſt ihnen aber, wie es oben ſchon erwähnet wurde, nachtheilig.

Hat der Same endlich ſeine gehörige Reife erlangt, welches man unter andern daran erkennt, wenn der Stock, nachdem er abgeblühet hat, eine gelbe Strohfarbe bekommt: ſo kann man den Stock ausziehen und ihn an einem trocknen Orte, wo des Winters nicht eingeheizt wird, aufheben. Man bindet allenfalls einen Zettel, worauf die Farbe bemerkt wird, daran, um hierüber nicht in Ungewißheit zu kommen. Der Same bleibt in den Schoten, weil er ſich darin beſſer erhält, als wenn er ausgerieben wird. Und wenn man hernach etwas ausſäen will, ſo macht man nicht mehrere Schoten auf, als man gerade gebraucht.

Außer der hier beſchriebenen Methode Sommerlevkojen zu ziehen, giebt es noch verſchiedene andere, die ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile haben. So ſäen einige, um recht frühe blühende Stöcke zu bekommen, den Levkojenſamen auf Miſtbeete, und verfahren beym Umſetzen der Pflanzen hernach etwa auf oben angegebene Art. Dieſes hat

hat unter andern (*) aber den Nachtheil, daß die Pflanzen auf dem Miſtbeete zu zärtlich werden,

und

(*) Von einem andern ſehr gewöhnlichen Uebel, dem die jungen Pflanzen auf den Miſtbeeten unterworfen ſind, ſo wie von dem Mittel, demſelben vorzubeugen, findet man im Hannoveriſchen Magazine vom Jahre 1785. Seite 1165 — 68. nachfolgendes aufgezeichnet. „Es „wird einem jeden Gartenfreunde, der im Frühjahr „frühe Pflanzen auf warmen Miſtbeeten anzuziehen pflegt, „nur allzuſehr bekannt ſeyn, wie gemeiniglich an dem „Stamm oder Stängel der Levkojen, Guldenlack ꝛc. ins„beſondere aber des Blumenkohls und anderer Kohl„pflanzen ſich eine Fäulniß äußert, indem ſie unten „ſchwarz werden, einſchrumpfen, umfallen und endlich „verdorren. Dieſe Krankheit entſteht eigentlich von den „öhlichten und andern ſcharfen warmen Dünſten, die ſich „in ſolchen gemeiniglich mit recht fetter Erde angefüll„ten Miſtbeeten häufig erzeugen. Indem ſie aufſteigen, „werden ſie nicht immer durch hinlängliche Oeffnung „der Fenſter gehörig abgeleitet. Sie fallen alsdann von „dem Glaſe in großen Tropfen auf die Pflanzen nieder, „und ziehen ſich unten um den Stängel zuſammen. „Hier kann dieſe Feuchtigkeit von der fetten Erde, die „immer ſtark ausdünſtet, nicht ſogleich ganz eingeſo„gen und vertheilt werden, ſondern bleibt in der Ober„fläche der Erde zunächſt am Stängel ſtehen, wird „immer durch neuen Zuſatz vermehrt, und geräth end„lich durch die anhaltende Wärme, ſowohl des Mi„ſtes als der Sonnenſtrahlen in Gährung. Dadurch „wird nun der noch zarte Stängel der Pflanze mit an„gegriffen, die Pflanzenſäfte verderben, die noch äu„ßerſt feinen Saftröhren werden zerſtört, ſie ſchrum„pfen ein, erhalten von dem verdorbenen Safte eine „ſchwarze Farbe, und die Pflanze ſelbſt, die ſich „noch eine Zeitlang durch die von oben eingeſogenen „Feuchtigkeiten friſch erhalten hat, ſinkt endlich kraftlos „dahin und ſtirbt."

„Der erſte Grund dieſes Uebels liegt alſo in der Fet„tigkeit der Erde. — — — Man würde daher dieſem „Uebel am ſicherſten durch eine ganz magere Erde zu„vorkommen. Allein dadurch würde den Pflanzen die „ihnen ſo zuträgliche nährende Kraft einer fetten Erde „entriſſen, und ihr vollkommenes Gedeihen von einer „andern Seite geſchwächt werden. Bloß eine gute War„tung des Miſtbeetes und eine ganz gemäßigte Wärme „deſſel-

und zu oft von dem Einfluſſe der rauheren Frühlingstage leiden.

Andere ſäen den Levkojenſamen in das freye Land. Hier ſind die jungen Pflanzen aber den Erdflöhen und Regenwürmern ausgeſetzt, die ihnen ſehr nach-

„deſſelben tragen auch ſehr vieles zur Verminderung „dieſes Uebels bey. Bey dem allen können aber oft „zwey trübe Tage, an denen die Fenſter nicht geöffnet „werden, die Dünſte im Beet alſo darin geblieben ſind, „verurſachen, daß alle Pflanzen von dieſer Krankheit an„geſteckt werden.“

„Hier iſt alſo ein Mittel nöthig, das dieſe Entzündung „gänzlich verhindern kann, ohne die Pflanzen in ihrem „Wachsthume zu ſchwächen. Und da habe ich bey ver„ſchiedenen wiederholten Verſuchen folgendes am wirk„ſamſten gefunden.“

„In der aus ganz altem verfaulten Rindermiſt, Laub„und Holzerde und ferner Garten- oder ausgewitteter „Schlammerde vermiſchten und gut zubereiteten Miſtbeet„erde werden mit der Hand ganz flache Rinnen gemacht, „worin man den Samen ſäen will, etwa ½ Zoll tief, „und 4—6 Zoll breit. Die Erde wird zu beyden Sei„ten hingezogen, oder in einen Topf geworfen, und her„nach wieder aufgeſtreut. In dieſer Vertiefung ſtreue „man eine dünne ebene Lage von trocknem leichten Berg„ſande aus. Oben darauf ſäe man den Samen nicht „zu dick, drücke ihn mit der umgekehrten Hand überall „leiſe an den Sand, ſtreue noch einmahl eine dünne Lage „Sand hin, dann die zuerſt bey Seite genommene Erde, „und zuletzt endlich wieder etwas Sand oben darauf, „welcher ebenfalls ſanft angedrückt wird.“

„Bey dieſer Methode — verbunden mit einer gehöri„gen Zubereitung und übrigen ſorgfältigen Wartung des „Miſtbeetes — wird nicht leicht eine Pflanze verderben. „Denn der Sand zieht den niederſinkenden Dampf ſo„gleich an, und durch den Sand vertheilt ſich dieſe „Feuchtigkeit gleich überall hin; die Pflanzen werden „folglich davon befreyt. Uebrigens wird das fernere „Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen auf warmen „Miſtbeeten durch das mit Beurtheilung und öfterer „fleißigen Nachſicht verbundene Luftgeben, oder Oeffnen „und Schließen der Fenſter ſehr befördert.“

nachſtellen; und wenn ſie von dieſen glücklicher Weiſe auch verſchont werden, ſo vernichtet zuweilen ein einziger Nachtfroſt die ganze Hoffnung der Saat, da man die Pflanzen im freyen Lande nicht gehörig ſchützen kann. Sonſt hat dieſe Art allerdings das Gute, daß die Pflanzen, wenn ſie durchkommen, ſtärker und robuſter ſind, als die auf eine künſtlichere Art erzogenen.

Manche pflegen den Sommer-Levkojenſamen auch noch im Auguſte zu ſäen, und die Pflanzen davon auf die Art, wie es weiter unten von den Winterlevkojen erwähnt werden wird, auszuwintern, eines theils um die gefüllten Blumen im folgenden Frühlinge deſto eher zu haben, andern theils um von den einfachen noch vor dem Herbſte, und alſo deſto zuverläſſiger recht reifen Samen zu erhalten. In Anſehung des erſten haben ſie recht; was aber den zweyten Punct betrifft, ſo läßt es ſich vermuthen, daß ſolche Sommerlevkojen nach einigen Generationen ganz aus der Art ſchlagen, und ſich gleichſam in Winterlevkojen verwandeln werden, ſo daß man ſie ſchon überwintern muß, wenn ſie überall zur Blüthe kommen ſollen. Die Sommerlevkojen haben in unſerm nördlicheren Klima überhaupt eine Neigung, ihre Lebensdaauer über die Gränze eines Sommers zu verlängern, welches daher kommt, weil ſie ſich hier nicht ſo geſchwinde als in ihrem wärmeren Vaterlande entwickeln, das Maß ihrer Lebenskräfte daher mit dem Eintritte des Winters alſo noch nicht immer ganz erſchöpft iſt. Begünſtigt man dieſe Neigung ihr Lebensziel weiter auszuſtecken, ſo kann man ſie nach mehrern Generationen dahin bringen, daß ſie zwey, ja ſogar drey Sommer blühen. Veredelt werden dadurch ihre Sorten aber nicht.

Verſchieden von dieſen Abarten ſind aber noch jene Baſtard-Pflanzen, die zuweilen aus dem Saamen der Sommerlevkojen entſtehen, die ſchlank aufſchießen, ihre Blüthe aber ſo lange verzögern, daß der Winter ſie übereilt. Dieſe entſtehen wahrſcheinlich daraus, daß zuweilen Inſecten den Samenſtaub der Winterlevkojen zu den Blumen der Sommerlevkojen tragen und dadurch eine Baſtard-Zeugung veranlaſſen, welche bey dieſen beyden Pflanzen, wenn der Samenſtaub einmahl wirklich zu dem jungen Fruchtknoten der andern Art gebracht iſt, um ſo eher zu erwarten ſteht, da ſie in ſolchen Stücken mit einander überein kommen.

Da hier einmahl von Baſtard-Zeugungen die Rede iſt, ſo kann es noch angemerkt werden, daß es gar nicht ſchwer hält, Miſchungen und Mittelfarben zwiſchen zwey verſchieden gefärbten Stöcken zu erziehen. Die Sache an ſich iſt bekannt und beruhet auf Grundſätzen, die längſt durch die Erfahrung als wahr erwieſen ſind. In Rückſicht des Baues der Levkojen-Blumen iſt indeß ſo viel zu bemerken, daß man, um des guten Erfolgs gewiß zu ſeyn, es nicht dabey bewenden laſſen müſſe, die beyden verſchieden gefärbten Stöcke, die man mit einander vermiſchen will, ſich bloß einander nahe zu bringen, oder zwey Blumen etwa zuſammen zu binden; ſondern daß es, weil die Befruchtungstheile der Levkojen etwas tief in der Blume verſchloſſen ſind, ſo daß der Samenſtaub der einen Pflanze die weibliche Narbe der andern vielleicht nicht ungehindert erreicht, am beſten ſey, eine eigentlich ſogenannte künſtliche Befruchtung vorzunehmen. Zu dem Ende ſchneidet man, ſo wie die Blume eben aufblühen will, mit Behutſamkeit und möglichſter Schonung der übrigen zarten Theile die jungen Staubbeutel derſelben weg, und trägt mit einem weichen

Pin-

Pinſelchen etwas reifen Samenſtaub von dem andern Stock auf die weibliche Narbe derſelben. Dieſes wird einige Tage in der Mittagsſtunde wiederholt, bis die kaſtrirte Blume welk zu werden anfängt, welches ein Zeichen der vollendeten Befruchtung iſt. Während dieſer Zeit darf aber keine andere Blume an dem Stocke, an dem man den Verſuch macht, zur Blüthe gelaſſen werden, ſondern man muß ſie, ſo wie ſie ſich entfalten wollen, wegſchneiden, weil deren Samenſtaub durch Wind oder Inſecten zu der kaſtrirten Blume gebracht werden, und die künſtliche Befruchtung vereiteln könnte. Die künſtlich befruchtete Schote zeichne man und hebe ſie zur künftigen Ausſaat auf, und man wird in den mehrſten Fällen Sorten ziehen, die gerade das Mittel zwiſchen dem Vater und der Mutter halten.

Das Vorgeben einiger Blumiſten durch die Zuſammenſtellung gefüllter und einfacher Stöcke von dem Samen der letztern wieder ſchön gefüllte Stöcke erhalten zu haben, widerlegt ſich in ſo fern von ſelbſt, daß an dieſem glücklichen Erfolge wenigſtens die gefüllten Stöcke ganz unſchuldig ſind, da dieſen bekanntlich die Befruchtungswerkzeuge fehlen, und ſie alſo nichts zur Fortpflanzung ihrer Art beytragen können.

Sehr nahe verwandt ſcheint mit der Sommer-Levkoje zu ſeyn.

3. Die **Winter-Levkoje.** Cheiranthus *incanus Linn.*

Linné unterſchied dieſe von der vorſtehenden, ſo wie von den andern Arten, auf folgende Weiſe: Cheir. foliis lanceolatis, integerrimis, obtuſis, incanis;

incanis; ſiliquis apice truncatis, compreſſis; caule ſuffruticoſo. D. i. Levkoje mit lanzettförmigen, ungezähnten, ſtumpfen, grauen Blättern; zuſammen gedrückten, vorn abgeſtutzten, Schoten, und ſtaudenartigem Stängel; — woraus man ſo viel ſieht, daß die eigentlichen Unterſcheidungs-Merkmahle in den ungezähnt ſeyn ſollenden Blättern, den abgeſtutzten Schoten und dem zwey Jahre dauernden Stängel beſtehen, da die vorige Art etwas gezähnte Blätter, ſpitze Schoten, und einen einjährigen Stängel haben ſollte. In Anſehung der Blätter fällt der angegebene Unterſchied weg, indem auch die Winterlevkoje zuweilen mit gezähnten Blättern ſpielt. (*) Die andern Merkmahle ſind indeß ziemlich unterſcheidend (**) wenn man die Pflanzen in ihrer gewöhnlichen Geſtalt mit einander vergleicht, und aus der einen oder andern durch Zufall oder Kunſt nicht etwa ein baſtardartiges Gewächs geworden iſt.

In den ältern botaniſchen Werken kommt die Winterlevkoje beſonders unter den Nahmen vor: Leuco-

(*) Dießkau erwähnt in ſeinen vermiſchten Abhandlungen über die Vortheile in der Gärtnerey: 2te Sammlung. Coburg 1786. Seite 114 einiger Varietäten, die ausgezackte Blätter haben, ſo daß man ſie Diſtelblätter nennt.

(**) Miller ſagt im erſten Theil Seite 676 ſeines Gärtner-Lexicons von der Winter-Levkoje: „Dieſe — iſt von den „andern Sorten gar ſehr unterſchieden, ungeachtet ſie verſchiedene neuere Botaniſten bloß für Varietäten gehalten, „die aus dem Samen gezogen werden können. Allein ich „kann aus einer beynahe vierzigjährigen Erfahrung, als ſo „lange ich dieſe Pflanzen ſchon gezogen habe, verſichern, „daß ſich von den hier angeführten Sorten keine in die andere verwandelt, ohngeachtet ſie in Anſehung der Farbe „ihrer Blumen ſehr veränderlich ſind.“

Leucojum, incano folio, hortenſe. C. Bauhin. pin. 200. n. 1. 2. 4. 5. 6. 7. und Viola alba et purpurea. Lobel. ic. 329. Roy. lugdb. 387. — Im Deutſchen hat ſie ſonſt auch noch den Nahmen Veil, Gartenveil oder Stockveil, weil ihr Stamm einem kleinen Bäumchen oder Strauchgewächſe ähnlich ſieht. Im Engliſchen nennt man ſie Stock Gilly Flower, im Franzöſiſchen Violier Geroflée.

Ihr eigentliches Vaterland iſt das Spaniſche Seeufer, und zwey Jahre ihre gewöhnliche Lebensdauer, ſo daß ſie nähmlich erſt im 2ten Sommer blühet und denn ſtirbt. Wenn man den Samen indeß ſehr zeitig im Frühlinge ſäet, ſo kommt ſie öfters ſchon im erſten Herbſte zur Blüthe. Dieſe ſo frühzeitig blühenden Pflanzen gehen aber gemeinhin im Winter zu Grunde, weil ihre Kräfte zu ſehr angeſtrengt ſind.

Die **Winter-Levkoje** hat übrigens einen ſtarken Stängel, welcher beynahe ſtaudenartig und einige Schuhe hoch iſt, und viele Seitenzweige treibet. Die Blätter ſind 3 — 4 Zoll lang, lanzettförmig, von kleinen Haaren oder kleinen Mehlkörnern grau, am Ende ſtumpf und etwas nach unten umgebeugt. An den Zweigen ſind die Blätter kleiner als am Stamme. Ein jeder Seitenzweig endigt ſich mit einer lockern Blumenähre. Die Blumen erſcheinen im May und Junius, blühen nach einander öfters bis in den Herbſt. Der Kelch der Blume iſt etwas wollicht. Die Blumenblätter ſind ziemlich groß, rundlich und ein wenig eingekerbt. Die Schoten haben die oben erwähnte Geſtalt und reifen im Herbſt, womit die Pflanze gewöhnlich ſtirbt.

Auch

Auch von dieſer Art giebt es eine Menge Abänderungen, die ſich indeß eben ſo wie bey der Sommer-Levkoje faſt nur durch die Farbe und Gefülltheit der Blumen, und die mehr oder wenigen grauen Blätter von einander unterſcheiden. So hat man ſie mit weißen, blaßrothen, hellrothen, purpurrothen, ſonderbar geſcheckten oder piccouirten Blumen, welche alle wieder gefüllt oder einfach ſind. Doch giebt es noch einige Varietäten, die es verdienen, beſonders angezeigt zu werden, da ſie ſich durch einige beſondere Eigenſchaften auszuzeichnen ſcheinen. Hierher gehört

a) die ſcharlachrothe Winterlevkoje Cheiranthus *coccineus*. Millers Gärtner-Lexicon Nummer 7.

eine der ſchönſten Blumen, die ſich durch lanzettförmige, am Rande etwas gewellte Blätter, und einen aufrechtſtehenden ungetheilten Stängel unterſcheidet, und in England auch die Brompton-Levkoje genannt wird. Sie wird 2 Schuh und darüber hoch und hat einen ſtarken aſtloſen Stängel, der mit langen, grauen, rückwärts gebogenen und am Rande wellenförmigen Blättern beſetzt iſt, die ſich gegen den Gipfel ſtark anhäufen. Aus der Mitte derſelben ſteigt ein einen bis anderthalb Schuh hoher Blumenſtängel auf, an deſſen Baſis öfters 2 bis 3 kurze Zweige befindlich ſind. Die Blumen haben eine ſtarkſcheinende rothe Farbe, ſind in ihrem gefüllten Zuſtande ſo groß, als kleine Roſen, und bilden eine lange ſchöne Blumenähre. Die Stöcke dauern zwey Jahre und können zuweilen auch länger erhalten werden. Die erſte Blüthe iſt indeſſen bey weitem die beſte, und man ſäet daher gern alle Jahr Samen aus, um immer neue Stöcke zu haben.

b) Die vieläſtige Winterlevkoje. Cheiranthus *albus*. Miller a. a. O. Nummer 8.

Die Blätter lanzettförmig, ungezähnt, ſtumpf und grau; die Blumenzweige aus den Blattwinkeln; der Stängel ſtaudenartig. Das ſind die Unterſcheidungsmerkmahle dieſer Varietät, die ſehr dauerhaft iſt, und ſich 3 bis 4 Jahre erhält. Der Stängel wird dabey über 3 Fuß hoch, hat allenthalben viele Aeſte und an denſelben wieder häufige Blumenzweige, die aus den Blattwinkeln kommen, während ſich am Ende des Hauptſtängels ſelten eine Aehre zeigt.

Die Farbe der Blumen iſt weiß, fleiſchfarben oder purpurroth. Der Same giebt gewöhnlich viele gefüllte Stöcke.

c) Die grünblätterige Winterlevkoje. Cheiranthus glaber. Miller a. a. O. Nummer 10.

Dieſe Varietät hat lanzettförmige, geſtielte, ſpitze, grüne Blätter, und einen ſtaudenartigen Stängel. Der Stängel wird übrigens einen Schuh hoch, und theilt ſich in verſchiedene Aeſte, welche mit ſchmalen, faſt 3 Zoll langen, ½ Zoll breiten, dabey glatten hellgrünen Blättern von etwas dicker Conſiſtenz beſetzt ſind. Die Blumen zeigen ſich in lockern Aehren an den Enden der Zweige, haben eine reine weiße Farbe und einen ſehr lieblichen und ſtarken Geruch, beſonders gegen Abend und bey trüben Wetter.

Dieſe Varietät erfordert übrigens noch eine aufmerkſame Beobachtung, ob ihre ſchmalen, grünen und ſpitzen Blätter wirklich ſtandhaft ſind, da ſie in dieſem

ſem Falle zu dem Range einer eignen Art erhoben werden müßte.

Die Fortpflanzung der Winter-Levkojen durch Samen giebt nicht immer die gewünſchten gefüllten Varietäten wieder. Man hat daher zum Theil einige andere Methoden gewählt, um ſich im Beſitz derſelben zu erhalten; Einige machen deshalb, wenn ein Stock dazu ſchickliche Zweige hat, ordentliche Abſenker, wie man es gewöhnlich bey Nelken thut; und wenn die Zweige ſich nicht füglich in die Erde beugen laſſen, ſo befeſtigen ſie ſeitwärts am Stamme ein kleines Behältniß mit Erde, und beugen einen Zweig hinein, damit er darin Wurzeln ſchlagen, und hernach als eine eigne Pflanze verſetzt werden könne. Andere ſchneiden die Zweige gleich ganz ab, und ſtecken ſie in die Erde, ſo wie es bey der Goldlevkoje und andern üblich iſt; oder ſie oculiren wohl gar den Anfang eines jungen Zweiges von einem gefüllten auf einen jungen einfachen Stamm. Dieſe verſchiedenen Methoden glücken nun zwar öfters in ſo fern, daß man wirklich einen gefüllten Stamm erhält. Da die Zweige der Winterlevkojen ſich indeß gewöhnlich immer mit einer Blumenähre endigen, ſo geſchieht es daher auch, daß die jungen Stämme immer gleich Blüthe anſetzen und darüber zu keiner anſehnlichen Größe gedeihen. Die mehreſten Blumenliebhaber ziehn deshalb die Vermehrung durch Samen vor, weil dieſes die größten und dauerhafteſten Stöcke giebt, wenn man auch nicht allemahl gewiſſe Rechnung machen kann, daß mehr als die Hälfte von den jungen Stöcken gefüllte Blumen haben werden.

In

In Anſehung dieſer Vermehrungsart iſt nun oben, bey den Sommerlevkojen, ſchon verſchiedenes vorgekommen, was auch bey den Winterlevkojen, Anwendung findet, wohin unter andern dasjenige gehört, was über die Wahl der zur Saat tauglichen Schoten, und über das Ausſäen des Samens geſagt iſt. Hier darf daher nur dasjenige berührt werden, was die Winterlevkojen, noch beſonders angeht, in ſo fern ſie ihrer längern Lebensdauer wegen dieſe und jene anderweitige Vorſicht nöthig machen.

Man ſäe den Samen der Winterlevkojen etwas ſpäter als den der Sommerlevkojen aus, damit ſie im September oder im Anfange des Octobers die erſten Knospen anſetzen, an denen man es, wie oben bey den Sommerlevkojen, erkennen kann, ob ſie gefüllte oder einfache Blumen tragen werden, und man nicht mehr einfache Stöcke durchwintern dürfe, als man zur Saat ſtehen laſſen will. Sind die jungen Pflanzen zum Verſetzen geſchickt, ſo werden ſie in das freye Land gebracht, auf ein Beet, das die volle Sonne und noch viele Fruchtbarkeit hat, aber nicht ſo ſtark gedüngt iſt, als es bey den Sommerlevkojen erwähnt wurde, weil ſie in dieſem Falle zu ſchnell in die Höhe getrieben und dadurch ſchwächlich werden würden. Dabey werden ſie öfters behackt und vom Unkraute gereinigt.

Setzen die Stöcke gegen den Herbſt an den Spitzen der Seitenäſte nun kleine Blumenknospen an, welches man befördert, wenn man den Kopf des Hauptſtängels bey zeiten abſchneidet, welches aber bey den Arten, die ſich ohnehin frühe genug zeigen, nicht nöthig iſt: ſo kann man die Samenſtöcke, welches bekanntlich einfache ſeyn müſ-

müſſen, ſogleich ausheben, und auch die andern einfachen, die man nicht erhalten will, von dem Beete nehmen, damit die übrigen deſto mehr Freyheit gewinnen, zu wachſen und Knospen anzuſetzen. Zu weit läßt man die im Beete zurückgebliebenen mit dem Knospentreiben aber nicht vorrücken. Man hebt ſie lieber früher aus und bricht ihnen alle Knospen ab, damit die Stöcke die Kräfte, die ihnen die Ausbildung der Blüthe koſten würde, dazu verwenden können, den Verluſt der Wurzeln zu erſetzen, und ſich vor dem Winter recht zu befeſtigen.

Beym Verſetzen ſelbſt iſt ſo viel zu beobachten, daß die Winterlevkojen ihrer Größe wegen auch einen geräumigen Topf verlangen. Eben ſo muß man ſie auch in einem Umfange von hinlänglicher Weite ausheben, um ihren Wurzeln nicht ſehr zu nahe zu kommen. Die Erde kann immer von den Wurzeln fallen; das ſchadet nicht. Im Gegentheile erhohlen ſich die Stöcke, die mit ganz entblößter Wurzel in friſche fruchtbare Erde eingeſchlämmt werden, gewöhnlich eher vom Verſetzen, als diejenigen, die man nach der ſonſtigen Weiſe mit einem ganzen Ballen alter in die Töpfe that. Wenn einige Stöcke ſich ſehr ſpät zeigen, ob ſie gefüllt oder einfach werden, ſo kann man ſie zur Noth noch im November, in Töpfe ſetzen. Man ſorge nur dafür, daß ihre Wurzeln ſo wenig als möglich beſchädigt werden, und daß ſie ein hinlänglich großes Behältniß bekommen, wo ſie ſich ausbreiten können.

Die verſetzten Stöcke bleiben ſo lange in freyer Luft ſtehen, bis anhaltende rauhe Witterung einfällt. Kleine Nachtfröſte, auf welche wieder warme Tage folgen, ſchaden ihnen nicht. Her-

nach

nach müſſen ſie Schutz vor Kälte haben. Man bringt ſie daher in eine Kammer, wo ſie davor geſichert ſind, und wo man ihnen durch öfteres Oeffnen der Fenſter friſche Luft, die ihnen unumgänglich nöthig iſt, geben kann. Begießen muß man ſie, beſonders wenn man wegen eingetretenen Froſtwetters die Fenſter nicht öffnen kann, aber nicht mehr, als daß ſie nur am Leben erhalten werden. Und wenn ſie auch ein wenig matt und welk ausſehen, ſo iſt das in dieſer Jahrszeit beſſer, als ein friſches Anſehen. Letzteres iſt ein Zeichen, daß ſie ſo viel Kräfte haben zu wachſen; und das Wachſen iſt ihnen im Winter ſchädlich, wenigſtens ſterben ſie darnach, wenn ſie im Frühlinge wieder in die freye Luft kommen gewöhnlich ab.

Die Auswinterung im Keller iſt die ſchlechteſte, weil man ihnen da keine friſche Luft geben kann. Gemeinhin ſtehen die Stöcke da auch zu warm und fangen an zu treiben, wenn man ihnen auch nur ſehr mäßig Waſſer giebt. Eine luftige Kammer wird daher vorzuziehen ſeyn, die man, wenn die Kälte zu heftig wird, ſo weit erwärmen kann, daß nur der Froſt die Pflanzen nicht angreift.

Die Auswinterung im Gewächshauſe hat indeß noch die Vorzüge, daß man den Stöcken hier mehr Waſſer und Wärme geben kann, weil die vielen Fenſter hier gewöhnlich eine reine, freye Luft unterhalten, in welcher die überflüſſige Feuchtigkeit abdünſten kann, die den Stöcken ſonſt ſo nachtheilig iſt. Das Wachſen im Gewächshauſe iſt ihnen daher auch nicht ſchädlich, ſondern es befördert nur das frühere Entwickeln der Blumen.

An ſchönen Tagen können die Stöcke im April wieder in die freye Luft gebracht werden; Tag und Nacht laſſe man ſie aber vor dem May nicht drauſſen ſtehen. Man ſetze ſie alsdann in ein fruchtbares Gartenbeet, und ſchneide die Stängel, ehe noch alle Knospen an denſelben aufgeblühet ſind, fleißig ab, damit ſie wieder neue treiben und alſo deſto länger blühen. Eben dieſes kann man auch bey den Sommerlevkojen thun, und man wird ihren Flor verlängern.

Die zur Saat beſtimmten Stöcke kann man ins Land ſetzen; bey dieſen breche man indeß die Knospen, die ſie etwa ſchon getrieben hatten, wieder ab, und erwarte ſolche, die der Stock erſt nach dem Verſetzen treibt, die alſo durch die Periode des Verſetzens nicht geſchwächt wurden. Will man dieſe einfachen Stöcke nicht auf Gartenbeeten haben, ſo laſſe man ſie in den Töpfen und verpflege ſie den Sommer über gehörig. Man bringe ſie aber nicht in die Nähe der Sommerlevkojen, weil ſonſt, aus oben angegebenen Urſachen, aus ihrem Samen öfters Baſtardpflanzen erzogen werden.

Obgleich die Winterlevkojen bey gehöriger Wartung mehrere Jahre dauern können: ſo iſt doch ihr erſter Flor der beſte, und man thut daher wohl, jährlich friſche Stöcke zu ziehen. Wenn man die alten Stöcke indeß erhalten will, ſo ſetze man ſie gleich nach der Blüthe um, ſie mögen im Lande geſtanden haben, oder in Töpfen geblieben ſeyn. Geſchieht dieſes noch in den warmen Sommertagen, ſo haben ſie Zeit in der ihnen gegebenen guten Erde friſche Wurzeln zu ſchlagen, und die verlornen Kräfte wieder zu erſetzen.

Winterlevkojen, die von der erſten Saat an in Töpfen geblieben ſind, ohne hernach in das freye Land umgepflanzt zu ſeyn, bleiben unanſehnlich, und gewähren dem Blumenliebhaber wenig Vergnügen.

Eine andere Art, die der Winterlevkoje ſehr ähnlich iſt, dennoch aber immer für verſchieden von derſelben gehalten wird, iſt

4) Die Fenſterlevkoje. Cheiranthus *feneſtralis. Linn.*

die ihrer Kleinheit wegen auch die Zwerglevkoje heißt. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt unbekannt. Sie ging im Jahr 1753 zu Upſal aus Samen auf, und wurde von da nach andern Orten als eine Seltenheit verſchickt. Als Unterſcheidungs-Merkmahle hat dieſe Art gedrängt-kopfartig bey einander ſtehende, rückwärts gekrümmte, gewellte Blätter, und einen ungetheilten Stängel, welches in den linneiſchen Schriften auf folgende Art gegeben wird: Cheiranthus foliis confertocapitatis recurvatis undatis, caule indiviſo. *Linn.* Syſt. veget. pag. 500. Spec. plant. p. 924. — Im übrigen iſt es eine zweyjährige Pflanze die 6 bis 10 Zoll hoch wird. Ihr Stamm ſteht aufrecht und iſt beynahe fingersdick. Die lanzettförmigen, vorn ſtumpfen Blätter, kommen an einem Kopf zuſammengedrängt, wie am Kohl, zum Vorſchein, ſind ſehr grau, am Rande wellenförmig gebogen, übrigeng etwas gekrümmt. Die Blumentrauben zeigen ſich an den Seiten des Stängels und ſtehen aufrecht. Die Blumen ſind purpurroth und haben ſo wie auch die Schoten, mit denen der Winterlevkoje viele Aehnlichkeit. Ihr Geruch iſt aber ſchwächer, als bey der genannten Art.

In Hinſicht der Fortpflanzung dieſer Art iſt ſo- viel zu bemerken, daß ſie ſehr zart iſt, und größten- theils in Töpfen und unter Fenſtern erzogen werden muß, woher auch ihr Nahme Fenſterlevkoje entſtan- den iſt. Mit gehöriger Vorſicht kann man ſie in- deſſen auch ins Land ſetzen, und ihre purpurrothen Blumen werden eine Zierde des Gartens ſeyn.

5) Die Ufer-Levkoje. Cheiranthus *littoreus. Linn.*

In den linneiſchen Werken iſt dieſe Art ſo von andern unterſchieden: Cheiranthus foliis lanceolatis ſubdentatis ſubtomentoſis ſubcarnoſis, petalis emarginatis, ſiliquis tomentoſis. Syſt. Veget pag. 500. Spec. Plant. p. 925. Das iſt Levkoje mit lanzettförmigen, etwas gezähnten, ſpitzigen, fleiſchigen Blättern, eingekerbten Blumenblättern und filzigen Schoten. — In C. Bauh. pin. 201. heißt ſie Leucojum maritimum anguſtifolium. In Cluſ. hiſt. 1. pag. 298. Leucojum maritimum minus.

Das Vaterland dieſer Pflanze iſt das Seeufer des mittelländiſchen Meeres in Spanien, Frankreich und Italien. Sie wird etwa einen Schuh hoch, hat einen holzigen Stängel, der ſich in viele kleine wechſelsweiſe ſtehende Aeſte theilet. Die Blätter ſtehen gleichfalls wechſelsweiſe, ſind ſchmal lanzettförmig, fleiſchig, rinnenartig ausgehöhlt, vorne ſtumpf, ſtumpfgezähnt, zuweilen aber ganzrändig und ſo wie Stamm und Aeſte ſehr weiß beſtäubt. Die Blumen ſtehen in Trauben oder lockern Aehren am Ende des Stammes oder der Zweige und ſind kleiner als bey den bisher aufgeführten Arten. Wenn ſie aufbrechen, haben ſie eine glänzend rothe

Farbe, werden vor dem Verwelken aber purpurroth. Die Baſis der Blumenblätter, die übrigens umgekehrt herzförmig ſind, iſt aber von Anfang an weiß. Die Staubfäden ſind ſo lang als die von den Nägeln der Blummenblätter gebildete Röhre, worin dieſe Art etwas von den andern abweicht, welche kürzere Staubfäden haben. Die Schoten ſind pfriemförmig, ſchmal, übrigens ziemlich gleichförmig, filzig und ſo lang als die Blätter. Die Dauer der Pflanze iſt nur einjährig, obgleich man ſie des holzigen Stängels wegen für bleibend halten ſollte.

Den Samen dieſer Art kann man im Herbſt auf eine warme Rabatte ſäen, wo die Pflanzen ſtehen ſollen. Wenn ſie aufgegangen ſind, erfordern ſie eben keine andere Wartung mehr, als daß man ſie vom Unkraute reinige und ſie verdünnere, wo ſie zu dicht an einander ſtehen. Dieſe Herbſtpflanzen blühen im folgenden Junius, und bringen völlig reifen Samen. Säet man ſie aber im Frühlinge aus, ſo blühen ſie erſt im Julius und Auguſt, und ihre Schoten kommen in unſerm nördlicheren Klima nicht immer zur Reife. Wenn man aber den Samen zu zwey bis drey verſchiedenen Zeiten ausſäet, ſo erhält man wenigſtens dadurch den Vortheil, daß man drey bis vier Monathe nacheinander blühende Pflanzen hat.

6. Die Seeſtrands-Levkoje. Cheiranthus *maritimus. Linn.*

Dieſe Art unterſcheidet ſich durch elliptiſche, vorne ſtumpfe, übrigens grüne, im Anfühlen etwas ſcharfe Blätter, und einen weitſchweifigen ſcharfen Stängel. Cheiranthus foliis ellipticis obtuſis

nudis ſcabriuſculis, caule diffuſo ſcabro. *Linn.* Syſt Veget p. 500. Spec. Plant. p. 924 Mant. Plant. II. p. 568.

Die Stämme dieſer einjährigen, und an den Seeufern des mittelländiſchen Meeres urſprünglich zu Hauſe gehörigen Pflanze breiten ſich in ſehr viele Aeſte aus, ſind auseinander geſperrt, weitſchweifig, etwas ſteif, einen Schuh hoch und von kurzen angedrückten Haaren ſcharf oder etwas rauh. Ihre Blätter ſind elliptiſch-lanzettförmig, vorn ſtumpf, auf der Spitze ein wenig zurückgebogen, grün, ziemlich langgeſtielt, etwas ſteif und rauh. Gegen die Spitze zu ſind ſie faſt unmerklich gezähnt. Auf der Spitze des Stammes ſtehen die Blumen in lockern Aehren oder Trauben. Die Blumenblätter ſind umgekehrt eyförmig und bald roth bald violett von Farbe. Die Staubbeutel ſind in der Röhre der Blume verborgen.

In einigen Stücken abweichend von dieſer iſt diejenige Seeſtrands-Levkoje, welche Linné in den Amoenit. acad. 4. p. 280 beſchreibt, deren Miller in ſeinem Gärtner Lexicon. unter Nro. 12. gedenkt und die in *Tournef. Inſt. R. H. v.* 224 unter dem Nahmen: Heſperis maritima ſupina, exigua vorkommt. Dieſe hat lanzettförmige etwas zugeſpitzte Blätter, einen weitſchweifigen Stängel, und aus der Blume hervorragende Staubbeutel. Ihre Dauer iſt einjährig und ſie wird deßhalb auch die jährige Zwerglevkoje genannt. Sie wird ſelten über 6 Zoll hoch, treibt viele Zweige aus der Wurzel, die unter einander ſtehen und unordentlich wachſen und mit Blättern von beſchriebener Form dicht beſetzt ſind. Die Blumen ſind purpurroth und kommen in lockern

Aehren

Aehren am Ende der Zweige hervor. Die Schoten ſind ziemlich dünn und zart.

Wenn man dieſe Art zu zwey bis drey verſchiedenen Zeiten, das erſte Mahl im Herbſt, zum zweiten Mahle gegen Ende des Monath Märzes, und darauf drittens zu Ende Aprils oder Anfang Mays in die Rabatten der Blumengärten ausſäet, und man ſie unter andere niedrig wachſende einjährige Blumen miſchet: ſo tragen ſie ungemein viel zur Abwechſelung bey. Auch ſäet man ſie als Einfaſſung der Rabatten aus; oder auch auf Stellen zwiſchen höher wachſenden Blumen.

Die hier beſchriebenen Levkojen ſind diejenigen dieſer Gattung, die ſich durch ihre großen, ſchöngefärbten und mehrentheils auch ſehr wohlriechenden Blumen zum Anbau in Töpfen und Blumengärten vorzüglich empfehlen. Außer dieſen giebt es noch verſchiedene andere Arten, die in den Linneiſchen und anderen botaniſchen Schriften zu der Gattung Cheiranthus gerechnet, und in ſo fern von vielen Kräuterkennern Levkojen genannt werden. Da dieſe Arten ſich aber durch Schönheit oder ſonſtige gute Eigenſchaft nicht beſonders auszeichnen, ſo kann man ſie hier mit Stillſchweigen übergehen. Wer ſich weiter über ſie belehren will, der wird in Millers Gärtner = Lexicon, Theil I. Seite 671 — 682. und in Linné's vollſtändigem Pflanzenſyſtem, nach der dreyzehnten lateiniſchen Ausgabe, und nach Anleitung des Holländiſchen Houttuyniſchen Werks überſetzt und mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertigt, Theil 8, Seite 310 — 321 vieles hierher gehörige finden. In letzterm Werke werden siebzehn verſchiedene Arten

ten von Levkojen aufgeführt. In der 9 Jahr ſpäter, nähmlich 1791, von Gmelin beſorgten Ausgabe des Linneiſchen Syſtema Naturae. Tom II. Seite 984—985. iſt die Zahl derſelben bis auf 25 angewachſen. Wie ſtark ſie in der von Willdenow angefangenen Bearbeitung der Species Plant. *Linn.* werden, oder nach etwanigen nöthigen Berichtigungen bleiben dürfte, ſteht noch zu erwarten.

Levertsweiler, iſt ein ſchwäbiſches Pfarrdorf im Gebiethe des Kloſters Salmansweil.

Lewes, iſt ein ſehr alter Burgflecken in der Engliſchen Landſchaft Suſſex, am Fluſſe gleiches Nahmens.

Lewetſtein, iſt nach bergmänniſcher Sprache ein ſerpentinartiger Stein, welcher zuerſt in der Schweitz, hernach in Meißenſchen gefunden worden, daraus, gleich wie von dem Serpentin, ſchöne Gefäße verfertiget werden.

Lewezow, iſt ein Dorf in Hinterpommern, im Greifenbergiſchen Kreiſe, im Amte Sukow.

Lewin, auch **Lewinn**, iſt ein kleines offenes Städtchen in der Grafſchaft Glatz, im Hummelſchen Diſtrict, an der Böhmiſchen Gränze; es iſt ſchlecht gebauet, die Einwohner ernähren ſich vom Ackerbau, Spinnen, und anderer bürgerlichen Nahrung. Es iſt auch daſelbſt alles ziemlich wohlfeil. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren noch alle Einwohner der evangeliſchen Religion zugethan, jetzt aber iſt alles eifrig katholiſch.

Lewin, **Löwen**, iſt ein Städtchen im Fürſtenthum Brieg in Niederſchleſien, dem Grafen von Bers als ein Majorat gehörig. Es liegt an der Neiſſe, und

und iſt wegen der Brücke und des Paſſes über dieſen Fluß ſehr nahrhaft.

Lewitt, ein Marktflecken in Böhmen, im Leutmeritzer Kreiſe bey Auſche.

Lewin, (Alt und Neu-) Churbrandenburgiſche Dörfer in der Mittelmark, im Oberbarnimſchen Kreiſe, im Bruchamt Wrietzen.

Lewis, iſt eine Schottländiſche Inſel, zur Grafſchaft Roß gehörig, deren ſüdlicher Theil Harries heißt. Sie trägt Getreide und Hanf; die Pferde und Kühe daſelbſt ſind klein; im Meer ſind Wallfiſche, Lachſe und Häringe. Forey iſt der beſte Platz darauf. Bey dem Dorfe Claſſernes findet man einen Druiden-Tempel.

Lewitz, iſt eine waldigte und moraſtige Gegend in Mecklenburg-Schwerin, zwiſchen Schwerin, Neuſtadt und Parchim, worin viel rothes und ſchwarzes Wildbret, wie auch wildes Waſſergeflügel ſich aufhält. Bey Neuſtadt iſt in der Lewitz ein beträchtlicher Entenfang. Herzog Friedrich Wilhelm hat das Jagdſchloß Rothenmoor in dieſer Wildbahn bauen laſſen. Sonſt iſt auch noch das Jagdſchloß Friederichsmoor daſelbſt, und, als die Waldungen ehemahls ſich noch weiter erſtreckten, ſo war auch ſelbſt Ludwigsluſt nur ein Jagdſchloß, welches Kleinow hieß.

Lewitz, Läwitz, iſt ein Churſächſiſch-ſchriftſäſſiges Rittergut und Dorf im Neuſtädtiſchen Kreiſe, im Amte Weyda, eine Meile von Aumau.

Lex, heißt nach der kürzeſten Ueberſetzung ein Geſetz. Das Wort Geſetz aber hat verſchiedene Bedeutungen, wovon man Th. XVII. der Encyklopädie, S. 533 fgg. im Art. Geſetz, in Eichmanns Erklärungen des bürgerlichen Rechts, Th. I. S. 9. und in dem Handbuche des bürgerlichen Rechts in Deutſch-

Deutſchland ꝛc. Leipz. 1789. Th. I. S. 124 fgg. nachſehen kann. Das Lateiniſche Wort *Lex* in allgemeiner Bedeutung, kann aber eben ſowohl viele Auslegungen haben, und obgleich man in ſtrengſter Bedeutung den Begriff davon ſo umſchreibt, daß man auf allen Fall eine Verhaltungsregel dadurch anzeigt, ſo hat doch *Matthias Martini* in ſeinem Lexicon Philologicum von 1655 im Art. *Lex* mancherley angemerket, welches vielleicht — und da dieſes Werk auch wohl nicht in eines jeden Gelehrten Händen ſeyn mag, der Mühe werth wäre, hier anzuführen; indeſſen der Raum erlaubt es nicht, und daher will ich nur ausheben, was er in Hinſicht der Deutſchen Ueberſetzung und Erklärung anführet, wo es wörtlich heißt:

— — — „ſicut Germani dicimus Geſetze. Nam „*Lex* dicitur τιθεσθαι, poni, cum rata eſſe jubetur. Ita et Gothis lagen à legen, id eſt ponere: „et Slavonis Paſtawa. Staw eſt conſtitutio à ſtati „ſtare. *Lex* eſt, quod ſtare et fixum eſſe volumus, das wir wollen ſtät und veſte gehalten haben. Intereſt etiam meminiſſe, veteribus Germanis pro lege fuiſſe, ehe. *Kilianus*: ee, eewe, „vetus. Holland. *Lex* eeſetter, *legislator* et inde „eſt nobis hodieque uſitata vox Ehehaft, legitimus „atque inde omnino duxerim Eid juramentum, a „lege, ſicut Latinum a jure, alioqui nunc nobis „Ehe tantum pro conjugio nota vox eſt, quum „veteribus Ehe quoque teſtamentum ſignificarit. „Ab illo conjugii ſignificatu eſt Eidam, gener. „Ceterum in Saxonica veteri Bibliorum verſione, „cujus exemplar inſpexi, Halberſtadii excuſum „anno 1520 ſaepe pro voce *Lex* eſt non tan-

„tum Geſette, ſed et Ee. ut in Pſalm. 19. 8. De „unbeflckede Ee des HEren ys bekerende de Se„len. Pſalm 119. v. 1. Salich ſint de unbefleckeden „yn dem Wege, de wanderen in der Ee des „HEren. 18. Opene myne Ogen, unde ick ſchal „merken de Wundere van dyner Ee. 27. de Ee „dynes Mundes is my gued boven duſent des Gol„des und Sülvers. Roman. 2. Alle, de daer „ſündigen anne de Ee, de werden vergaende anne „de Ee. und alle de daer ſündigen yn der Ee, „de werden geordelet dorch de Ee. Wente de „Hörer der Ee, de ſynt nicht recht bey Gode: „Auer de Werke der Ee de werden gerecht ver„dyghet. legendum de Werker. Roman. 7. De „Ee ys geiſtlyk. Yck geue vulbord der Ee, dat „ße guth ſy. et tum ibi tum alibi paſſim. Ita, „quod Actor 19: v. 39. ἐν τῇ ἐννόμα ἐκκλησία ἐπιλυ„θήσεται, verſum eſt, dat mach werden entbunden „in der eliken Kerken. 1. Tim. 1. v. 8. Wy we„ten dot de Ee ys gud, de örer redeliken (νομίμως) „ghebruken. et nobis redlich, rationabilis, legiti„mus, aequus, eſt à reden loqui. Rede Belgis „eſt, ut λογος Graecis, oratio et ratio. Belg. „eſt vox aliis Germanis ignota, Wet. *Kilia„nus:* Wet *Lex. Dicitur* Wet à weten, *id eſt* „*ſcire. Debent enim leges ab omnibus in„telligi; ut inhibita declinent et permiſſa „ſectentur, l. leges C. de legibus. Eadem „ratione lex quoque Latine dici videtur, „quod publice legatur, ut omnibus nota „ſit. Nannius iu Miſcell.* Wet *quaſi* Wit „*dici ait, ab albo nempe praetoris* We„ten intellige quod aliis Germanis eſt wiſ„ſen, et wit album, quod aliis weiß. Sed Wet, „legem, melius forte derivimus à Wete, id eſt „prudentia, unde Wet ſenatus, qui at Withett

Saxo-

„Saxonica voce, quaſi collegium ſapientum. „Eſt enim *Lex* ſapientum ſententia. Jllud au- „tem eſt ab eodem verbo, Weten, εἰδεῖν ſcire. „Sed tamen et Latini ſcitum pro lege dixerunt. „Lauwe, Louwe vox Angloſaxonum, et hodie „Anglorum *lawe*, *Danor.* lowen, Gallorum *loy*, „Hiſpan *ley*, unam originem habent etc.“

Die Juriſten ſagen gewöhnlich, Lex, und ver- ſtehen darunter in engſter Bedeutung diejenigen Rö- miſchen Verordnungen, welche ſich auf gewiſſe Ge- genſtände beziehen, wovon hernach weiter gehandelt werden ſoll. Die vorzüglichſten Geſetze des Alter- thums, welche zum Theil noch im allgemeinen, zum Theil beſonders Einfluß auf unſere heutigen Verord- nungen und Geſetze haben, beſonders in den Deut- ſchen Staaten, in welchen das Römiſche Recht von den Advocaten beſtändig genothzüchtiget wird, und worauf ſie jeder Verordnung, oder jedem Landes- geſetz durch ſchielende Erklärungen, einen andern, oder wenigſtens doch zweydeutigen Sinn zu geben ſu- chen, der oft einen ſchwachen Richter verführet, ſind die *Leges Germanorum*, oder die altdeutſchen Ge- ſetze, die *Leges Grecorum* oder Geſetze der ehemah- ligen Griechen, *Leges Judaeorum*, oder Geſetze der vormahligen Juden, und die *Leges Romano- rum*, oder Geſetze der Römer.

Die *Leges Germanorum* kamen mehr auf eine natürliche Neigung zur Billigkeit, als viel geſchrie- bene Verordnungen an, und, wenn ſich ja einige Streitigkeiten erhoben, ſo machten die Vornehm- ſten unter den Deutſchen, wenn die Sache nicht zu wichtig war, dem Streite ein Ende. Fielen aber

beſon-

beſonders erhebliche Dinge vor, ſo wurde die ganze Nation darüber zu Rathe gezogen. (*) Endlich machten ſich im 5ten Jahrhundert vier vornehme Franken Uſogaſt, Boſogaſt, Salegaſt, und Windegaſt darüber, und verfaßten die ſo genannten *Leges Salicas*, welche zuerſt Baſilicus Henricus Herod zu Baſel 1557, und noch beſſer Friedrich Lindeberg zu Frankfurt 1613, mit andern herausgegeben haben. (**) Dieſe Geſetze hat hernach A. C. 798 Carl der Große verbeſſert und promulgiret, nach welcher Verbeſſerung ſie beſonders *Stephanus Balutius* herausgegeben hat.

Nächſt ſolchem Saliſchen Geſetze ſind die älteſten die *Leges Ripuariorum*, *Alamannorum*, und *Bojoariorum*, folglich die *Leges Longobardorum*, welche zuſammen *Melchior Goldaſtus* herausgegeben.(***) Endlich hat im 13ten Jahrhunderte ein Edelmann Epko von Repko auch die alten Sächſiſchen rechtlichen Gewohnheiten, erſt lateiniſch, und hernach auch deutſch zuſammen gebracht, und daraus den ſchon mehrmahls in der Encyklopädie angeführten Sachſenſpiegel gemacht, welcher bis jetzt noch in manchen Fällen in Sachſen ſeine Gültigkeit hat, und zuletzt in Leipzig 1732 in Fol. heraus gekommen iſt. Nach ſolchem hat ein gewiſſer Baron Barthold von Grimmenſtein, wie man glaubt, auch den bekannten, und in der Encyklopädie öfters angeführten Schwabenſpiegel verfertiget, (****) wovon in S. vorkommen wird.

Die

(*) *Tacit.* de Morib. germ 5. 11.
(**) *Struv.* Biblioth. Jurid. c. 5. §. 2.
(***) *Struv.* l. c. §. 3.
(****) *Struv.* l. c. §. 4.

Die *Leges Graecorum* oder altgriechiſchen Geſetze ſollen zuerſt ſchriftlich bey den Locrenſern in Groß = Griechenland, von Zaleukus verfaſſet worden ſeyn. Er gab vor, daß Minerva ihm ſolche im Schlafe dictiret habe, da er ſie doch aus den Gewohnheiten der Spartaner, Athenienſer und Cretenſer zuſammen geſammelt — ſonſt aber der erſte war, der in ſeinen Geſetzen auch die Strafen auf die Verbrechen beſtimmte, welche ſonſt in der Willkür der Richter ſtanden.(*)

Denen zu Catanea in Sicilien und andern griechiſchen Städten daſelbſt, gab ſie Charondas(**), den Spartanern Lycurgus, die er von dem Apollo empfangen haben wollte; (***) den Athenienſern zuerſt Triptolemus, (****) darauf Draco. Dieſe beyden ſetzten aber ſo harte Strafen auf die Verbrechen, daß man ſagte, die Geſetze wären nicht mit Tinte, ſondern mit Blut geſchrieben. Endlich ward auch Solon ein Athenienſiſcher Geſetzgeber. (*****) Dieſe Geſetze, ſofern ſie Privatſachen betrafen, waren auf große eichene viereckige Tafeln geſchrieben, welche ἄζονες hießen, die aber den Gottesdienſt und Staat angingen, auf dreyeckige eherne Platten, die man κυρβεις nannte; und zwar βεςροφηδὸν, und wurden in dem Prytaneo aufbehalten, wohin ſie aus dem Schloſſe

(*) *Strabo* lib. VI. p. m. 473. *Val. Max*. l. I. c. 2. Extern. n. 4. *Ubbo Emmius* de Rep. Gr. P. II. c. 18. et *Fabric*. Biblioth. Gr. lib. II. c. 14. §. 1. ſeqq.
(**) *Ariſtot*. Polit. lib. II. c. 10. et *Fabric*. l. c. §. 5. ſeqq.
(***) *Diod Sic*. l. 1. c. 98. et *Suid*. in Ποπλιος et *Fabric*. l. c. §. 10., ſeqq.
(****) *Fabric*. l. c. §. 14.
(*****) *Plutarch*. et *Laert*. in Solone. *Aelian* H. V. lib. VIII. c. 10.

Schloſſe vor dem Ephialtes gebracht werden, damit ſie jedermann deſto beſſer vor Augen haben konnte.

Wenn aber jemand hernach ein neues Geſetz geben wollte, ſo mußte er es eine Zeitlang vor den Statuen der alten Heroen ſtellen, damit es von allen erwogen werden konnte, und, wenn es alsdann der Rath, das Volk und die Richter billigten, erlangte es ſeine Gültigkeit. So waren hingegen auch gewiſſe Männer die νομοφύλακες hießen, welche auf die Geſetze und deren Aufrechthaltung ſehen mußten, in großem Anſehen; zum Zeichen ihrer Würde trugen ſie eine weiße Binde um den Kopf, und hatten in den Verſammlungen den Oberſitz. Dieſe Geſetze hat *Sam. Petit* zuſammen getragen, erläutert, und zu Paris 1635 in Fol. herausgegeben.

Sonſt aber gaben auch noch ihre Geſetze Aeacus den Aegineten; Androdamas den Chalcidenſern; Apis den Arziviern; Ariſtocrates denen zu Rhegio; Ceres denen Sicilianern; Cecrops den älteſten Athenienſern; Cercides den Arcadiern; Diagores denen zu Mantinea; Diocles den Syracuſanern; Dorymachus den Aetoliern; Mneſion den Phocenſern; Neſtor den Pyliern; Onomacrites den Cretenſern; Pegondes den Achäern; Parmenides den Eleatern; Phido den Corinthiern; Philolaus den Thebanern; Pittacus den Mytilenern; Protagores den Thuriern; Rhadamanthus ebenfalls den Cretenſern; Saläthus den Crotoniaten; und Saon den Samothraciern.

Die *Leges Judaeorum* oder altjüdiſchen Geſetze waren entweder die Noachiſchen oder Mo-

Moſaiſchen. Jenes waren ſieben Gebote welche Noah ſeinen Kindern und Nachkommen vorgeſchrieben haben ſoll. Sie waren

1) Daß ſie keinen Götzen anbeten ſollten.
2) Gott ſollte als Schöpfer aller Dinge geziemend verehret werden.
3) Sie ſollten keinen Todſchlag begehen.
4) Sie ſollten ſich hüten für Ehebruch und Blutſchande.
5) Sie ſollten keinen Raub noch Diebſtahl begehen.
6) Sie ſollten Richter erwählen, welche nach dieſen Geboten richteten. Und endlich
7) Daß ſie von keinem Blute, oder noch lebendem Thiere eſſen ſollten.

Die moſaiſchen Geſetze hingegen waren, welche den Iſraeliten beym Ausgange aus Aegypten durch Moſen auf dem Berge Sinai gegeben worden, und man theilet ſie in *legem moralem*, *ceremonialem* und *forenſem*, deren zuſammen 613 gezählet werden, ſo viel als Buchſtaben in den 10 Geboten ſind. Die Juden theilen dieſe wieder beſonders in *Praecepta affirmantia* und *Praecepta negantia*, Gebote und Verbote, deren jener ſeyn ſollen 248 an der Zahl, ſo viel der Menſch Glieder am Leibe habe, dieſer aber 365, ſo viel als der Menſch Adern, oder das gemeine Jahr Tage habe. Wenn indeſſen die Juden von dem Geſetz, oder auch Buche des Geſetzes überhaupt reden, verſtehen ſie eigentlich die 5 Bücher Moſis darunter, von welchen ſie behaupten, daß ſie Moſis mit eigner Hand geſchrieben, und in einer Lade neben der Bundeslade aufbewahret habe; dieſe Handſchrift ſey aber verloren gegangen, und man weiß nicht, wo ſie endlich hingekommen.

Die *Leges Romanorum* waren zuerſt die Leges Regiae welche die Könige von dem Romulus an, bis auf den Tarquinium Superbum gegeben, und ehemahls *Sex. Papyrius* zuſammengetragen hat, daher ſie auch das *Jus Papyrianum* genannt worden ſind. Eins dergleichen mit ſeiner alten Schreibart, und zwar von dem Romulus ſelbſt, ſoll noch ſeyn. Sei. nuros. parentem. verbeſit. aſt. ole. ploraſit. ſacra. diucis. parentom. eſtod. Sei. puer. parentem. verbeſit. aſt. ole. ploraſit. puer. diveis. parentom. ſacer. eſtod. (*)

Nach dieſen waren die Geſetze der zwölf Tafeln, welche die Decemviri legum ſcribendarum zuſammen brachten, nachdem im Jahr der Stadt Rom 299 drey Geſandten Sp. Poſtuimius Albus, A. Manlius, und P. Sulpicius Camerinus, nach Athen, Lacedämon und andere Städte Griechenlands geſchickt wurden, deren Geſetze, ſo viel ihnen für die Römer dienlich zu ſeyn ſchienen, abzuſchreiben, und nach Rom zu bringen. Sie brachten alſo im Jahr der Stadt 303 deren zehn Tafeln voll zuſammen, und da noch verſchiedenes zu fehlen ſchien, wurden im Jahr der Stadt 304 noch zwey Tafeln hinzu gethan, ſo daß es zwölf Tafeln wurden. Dieſe Geſetze aus Griechenland, ſollen von einem Manne Nahmens Hermondorus von Epheſus, der damahls als ein Vertriebener in Italien lebte, in das Lateiniſche überſetzt worden ſeyn, und man hat ihm zu Ehren, für ſeine Mühe eine Statüe auf dem Markt zu Rom errichtet.

(*) *Funec.* de Puerit. lat. ling. c. 3. §. 6.

Zuerſt wurden dieſe Geſetze auf eichene Tafeln geſchrieben; allein, nachdem ſie das Volk genug erwogen und für gut befunden hatte, ließ man ſie in eherne Tafeln eingraben, und im Capitolio aufrichten. (*) Indeſſen ſind ſolche Geſetze dennoch eben ſowohl, als die königlichen verloren gegangen, nur, daß man von dieſen doch noch mehrere Reſte übrig hat, welche Joh. Nicolaus Funck mit ziemlicher Sorgfalt zuſammen geſucht, und in ſeinem, ſchon in der Anmerkung angeführten Tractat *de pueritia latinae linguae* c. IV. mit eingerückt hat. Nach dieſem handelte:

Tab. I. de in Jus vocando aliquo reo et Praetoris cognitione in foro.
II. de Judiciis atque furtis.
III. de Rebus creditis.
IV. de Jure patrio et Connubii.
V. de Heredibus et Tutelis.
VI. de Dominio et Poſſeſſione.
VII. de Delictis.
VIII. de Juribus Praediorum.
IX. de Jure publico.
X. de Jure ſacro.

Hierauf enthält die Tab. XI. die Supplemente zu den erſten 5 Tafeln, die XII. aber zu den fünf letzten. Nach der Zeit kamen immer mehr Geſetze auf, weil dieſe alten nicht zulänglich ſeyn wollten, allen Laſtern und Verbrechen genugſam vorzubauen. Doch konnten dergleichen nur geben die Conſules, Praetores, Dictatores, Interreges und Tribuni plebis; imgleichen ehemahls

(*) *Liv.* lib. III. cap. 57. *Dion. Halic.* lib. X. cap. 13. *Pompon.* de orig. Jur. l. 2.

mahls auch die Tribuni militum conſulari poteſtate, und hernach ohne viele Umſtände die Kaiſer. Dieſe Geſetze erhielten von derjenigen Perſon den Nahmen, welche ſie gegeben, unter welchen Nahmen ſie auch noch den deutſchen Juriſten bekannt ſind, und wornach noch oft entſchieden — oder andere Geſetze erläutert, erkläret — oder auch verdrehet werden. Sie ſind nach Heberichs Antiquitäten-Lexicon folgende in alphabetiſcher Ordnung:

Lex Acilia, (α) de Coloniis deducendis, hat den Nahmen von dem C. Acilio, einem Tribuno plebis, welches er A. V. 556 gab, daß 5 Colonien, jede von 300 Familien an die Ausflüſſe des Vulturni und Linterni, nach Puteolen, Salerno und Buxento ſollten abgeführet werden. Liv. lib. XXXIII. c. 29. Roſin. Antiqu. Rom. lib. VIII. c. 9.

Lex Acilia, (β) de repetundis, wurde A. V. 638 von dem M. Acilio Glabrione, als Bürgermeiſter, gegeben, nach dem auf eine ſtrenge Art mit denen verfahren werden ſollte, welche etwas von gemeinen Geldern unterſchlügen. Cic. Proœm. Verr. cap. 17. Signon. de jud. lib. II. c. 27. Roſin. libr. VIII. cap. 30.

Lex Aebutia, (α) de Centumviris, ward, wie man glaubet, A. V. 513 von dem Aebutio, einem Tribuno plebis, gegeben, und ſetzte die Centumviros mit ihrem Judicio ein. Gell. lib. XVI. c. 10. Manut. de Legg. c. 16. & Gronov. ad. Gell. l. c.

Lex Aebutia (β) de curatione, wurde auch von dem Aebutione, einem Tribuno plebis, gegeben, und betraf die Ertheilung der Vollmacht und Beſorgung einer committirten Sache. Cic. Agrar. II. c. 8. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Aelia (α) de Coloniis deducendis, wurde A. V. 559 von dem Q. Aelio Tuberone, einem Tribuno plebis, gegeben, und betraf die Abführung zweyer Lateiniſchen Colonien in das Bruttiiſche und Thuriiſche. Liv. lib. XXXIV. c. 53. Roſin. lib. VIII. cap. 9.

Lex Aelia (β) de Statilio, war von dem C. Aelio, einem Tribuno plebis, gegeben, nach dem Steunius Sta-

Statilius, ein Lucaner, verurtheilt wurde, weil er die Thurier zweymal feindlich überfallen, welche denn ſolchem Aelio dafür eine Statuam zu Rom aufrichteten und ihn noch darzu mit einer güldenen Krone beſchenkten. Plin. H. N. lib. XXXIV. c. 6.

Lex Aelia Fuſia, de Obnunciatione, ſoll nach einigen nur ein Geſetz, nach manchen aber zwey beſondere ſeyn, davon erſteres der Bürgermeiſter Q. Aelius Pætus, A. V. 586; das andere aber P. Furius ſ. Fuſius Philo, A. V. 517 gegeben, beyde indeſſen von den Comitiis gehandelt, und ſonderlich gewollt haben, daß ſo oft mit dem Volke gehandelt werde, die Augures darbey Acht haben ſollten, was ſich etwan für Zeichen ſehen ließen, den Obrigkeiten aber frey ſtehen, zu obnuntiiren, oder wider die Gebung eines Geſetzes zu proteſtiren. Cic. pro Sext. c. 14. Manut. de Legg. c. 8. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Aelia Sanctia, de Vindicibus, wollte, daß ein reicher und wohlhabender für einen andern reichen und wohlhabenden Bürge werden ſolle, ob wohl ſonſt das ganze Geſetz gar zweifelhaft iſt, weil in den MSCtis des Ciceronis davon nichts ſtehet, wo deſſen gedacht werden ſoll. Cic. Top. cap. 2. Manut. de Legg. cap. 15.

Lex Aelia Sentia, de Manumiſſionibus, wurde A. V 756 von den Bürgermeiſtern Sex. Aelio Catulo und C. Sentio Saturnino gegeben, und handelte ſonderlich von Freylaſſung der Knechte, beſonders aber, daß ein Knecht, der gebrandmarkt oder öffentlich geſtäupet worden, wohl freygelaſſen, aber kein Röm. Bürger ſollte werden können; item daß Knechte zum Nachtheil der Creditorum nicht ſollten frey gelaſſen werden können, außer einen, als heres des Verſtorbenen; daß keiner unter 20 Jahren einen Knecht ſollte frey geben können, außer vor Gerichte; daß kein Patron ſeinen freygelaſſenen das Heyrathen verbieten ſollte; oder ſie verbinden, ihm zu geben, was ſie verdienten und endlich, daß ein undankbarer Freygelaſſener in die Knechtſchaft ſollte wieder zurück gezogen werden können. Juſtinian. Inſtit. lib. 1. tit. 5. 6. 7. Manut. de Legg. cap. 14. Roſin. lib. VIII. c. 15.

Lex Aemilia, (α) de Cenſoribus, wurde A. V. 319 von dem Mamerco Aemilio, als Dictatore, gegeben, und darin die Zeit der Cenſorum von 5 Jahren nur auf anderthalb geſetzt, wofür aber die Cenſores ihn

aus

aus ſeinem Tribu verſetzten, und eine achtfache Schatzung auflegeten, denen es aber auch übel genug ergangen seyn würde, wo Aemilius nicht ſelbſt den Pöbel abgehalten hätte(*), wie es denn auch nichts hinderte, daß er nicht 7 Jahr hernach wieder zum Dictatore wäre erwählet worden (**).

Lex Aemilia (β) ſumtuaria ſ. cibaria, wurde A.V. 675 von dem M. Aemilio Lepido, als Bürgermeiſter, gegeben, und darin vorgeſchrieben, was für Speiſen, und wie viel derſelben die Römer ſich bedienen ſollten (***), wiewohl andere lieber den M. Aemilium Scaurum zum Urheber davon machen, und melden, daß er darin die Glires oder Haſel-Mäuſe, die Auſtern und Muſcheln, auch die ausländiſchen Vögel zu ſpeiſen verboten habe (****).

Lex agraria war ein Geſetz von Aus- und Eintheilung der Felder, dergleichen Geſetze oft die größte Unruhe zu Rom verurſachten, und, unter andern waren Lex Caſſia, Licinia, Flaminia, Sempronia, Apuleia und Tullia, ſo jedes an ſeinem Orte zu ſehen.

Lex ambitus war ein Geſetz, worin eine unrechtmäßige Beſtrebung um ein Ehren-Amt verboten wurde, dergleichen waren Lex Bæbia, Calpurnia, Julia, Petilia, Pompeja und Tullia, ſo unter dieſen ihren Nahmen beſonders zu ſehen.

Lex Ampia Labiena, de Cn. Pompejo, wurde A.V. 662 von Tribunis plebis, dem T. Ampio und T. Labieno, gegeben, daß Pompejus M. die Ludos Circenſes in einem Triumph-Habite, mit einem Lorbeer-Kranze auf dem Kopfe, die Scenicos aber mit dergleichen Kranze und mit einer Toga prætexta mit anſehen möchte. Vellej. lib. II. c. 40. & ad eum Voſſius & Bœclerus l. c.

Lex Annalis, ſ. Lex Villia annalis.

Lex Annonaria war ein Geſetz von Verſorgung der Stadt Rom mit Getreyde und andern Victualien, der-

(*) Liv. lib. IV. c. 24.

(**) Id. l. c. cap. 31. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

(***) Gell. lib. II. cap. 24. Macrob. Sat. lib. II. cap. 13. et Gronov. ad Gell. l. c.

(****) Plin. H. N. lib. VIII. c. 57. Aur. Victor de Vir. Illuſtr. c. 72.

dergleichen inſonderheit waren Lex Appuleia, Julia Clodia und Sempronia, ſo an ihren Orten zu ſehen.

Lex Antia, ſumtuaria, war ein Geſetz, welches Antius Reſtio ungefähr A. V. 680 gab, und darin verordnete, wie viel auf eine Mahlzeit verwendet werden, auch daß obrigkeitliche Perſonen nirgends hin zu Gaſte, außer zu gewiſſen Perſonen gehen ſollten (*). Welches Geſetz zwar gut war, aber nicht lange gehalten wurde, daher auch Antius nach deſſen Gebung zu keinem Gaſt-Gebote mehr gekommen, damit er nicht mit anſehen dürfe, wie wenig man ſich nach ſeinem Geſetze richte (**).

Lex Antonia, (α) de Dictatura, wurde von dem M. Antonio, als Triumviro reipublicæ conſtituendæ gegeben, daß ſich niemand unterſtehen ſollte, einen Dictatorem zu erwählen, oder ſich zu dergleichen erwählen zu laſſen, bey Strafe, daß beyde hinzurichten jedermann erlaubt ſeyn ſollte. Appian. de B. C. lib. III. ap. Pitiſc. in Lex Antonia.

Lex Antonia, (β) judiciaria, war, nach welchem M. Antonius, als Bürgermeiſter, die Centuriones und Alaudas in die dritte Decurie, ſo der Tribunorum ærariorum war, verſetzen wollte, es aber nicht zu Stande brachte, weil er noch, ehe es geſchahe für einen Feind des Vaterlandes erkläret wurde. Cic. Phil. V. c. 5.

Lex Antonia, (γ) de cooptandis Sacerdotibus, war ein anderes Geſetz des erwähnten M. Antonii, als Bürgermeiſters, welches von Erwählung der Prieſter handelte, das aber, auch, wie andere Geſetze, bald wieder abgeſchafft wurde. Lentul. ad Cic. Famil. lib. XII. Ep. 14. Cic. Phil. XIII. cap. 5. Manut. de Legg c. 2.

Lex Antonia, (δ) de Menſe Julio, war noch ein Geſetz des Bürgermeiſters M. Antonii, darin befohlen wurde, den Monat Quinctilem in Zukunft Julium zu nennen, weil Julius Cæſar in ſelbigem, nehmlich IIII. Idus oder den 12. gebohren worden. Macrob. Sat. lib. I. c. 12.

Lex Appuleia, (α) de Agris diuidundis, wurde A. V. 653 von dem L. Appuleio Saturnino einem Tribuno plebis, gegeben, daß einem jeden alten Sol-

(*) Gell. lib. II. c. 24.
(**) Macrob. Sat. lib. II. c. 3. Roſin. lib. VIII. c. 13.

daten 100 Jugera Landes in Afrika zugetheilet werden ſollten, dergleichen er auch mit den Ländereyen in Gallia ciſalpina gethan haben wollte, woraus Marius die Cimbros wieder vertrieben hatte, ſo auch zum Theil geſchehen. Aur. Victor. de Vir. Illuſtr. cap. 73. Appian. de B. C. lib. I. Signon de Ant. Jur. Ital. lib. II. cap. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Appuleia, (β) de Coloniis, wurde von nur beſagtem Appuleio gegeben, nach dem Martius befugt ſeyn ſollte, in jede Colonie 3 Römiſche Bürger zu benennen, weil aber die Abführung der Colonien nicht zu Stande kam, unterblieb auch ſolche Benennung. Cic. pro Balb. c. 21.

Lex Appuleia, (γ) frumentaria, war ein Geſetz, welches eben ſolcher Appuleius geben wollte, nach dem ein Scheffel Waizen oder Gerſte dem Volke um einen Semiſſem und trientem aus den Römiſchen Korn-Speichern gelaſſen werden ſollte, welches aber Cæpio, als damahliger Queſtor urbanus, mit Gewalt hintertrieb. Cic. ad Herenn. lib. I. c. 12. &. Auguſtin. de Legg. ap. Pitiſc. in Lex Appuleia.

Lex Appuleia, (δ) de Maieſtate, war ein Geſetz, welches eben vorbenannter Appuleius, A. V. 652 gab, da C. Norbanus der verletzten Majeſtät von dem P. Sulpicio beſchuldiget, von dem M. Antonio aber vertheidiget, allein auch aus Haß gegen Q. Servilium Cæpionem abſolviret wurde. Cic. de Orat. lib. II. c. 48. 49. Roſin. lib. VIII. c. 23.

Lex Aquillia, de damno injuriæ, iſt von einem Aquillio gegeben worden, der vermuthlich ein Tribunus plebis geweſen, ſonſt aber allerdings unbekannt iſt. Es erforderte unter andern, daß wer eines andern Knecht, Magd, oder Vieh mit Unrecht getödtet, es bezahlen ſollte, nachdem es ſelbiges Jahr am meiſten gegolten; und, wo einer dem andern was zerbrochen, verbrannt oder ſonſt ruinirt, er ſo viel davor bezahlen ſollte, als es die nächſten 30 Tage gegolten. Ulpian. & Cajus apud Manet. de Legg. cap. 30. & Pitiſc. in Lex Aquillia.

Lex Ateria Tarpeia, de Multa, war ein Geſetz, welches von den Bürgermeiſtern, Sp. Tarpeio Monta-

no

no und A. Arterio Fontinale, A. V. 300 gegeben und darin ausgemacht wurde, daß die Obrigkeiten die vor ſie gehörige Dinge mit Gelde ſtrafen möchten; jedoch auch kein Verbrechen höher als 2 Ochſen, oder 30 Schafe, (*) wobey ein Ochſe auf 100 Aſſes ein Schaf aber auf 10 taxiret wurde (**).

Lex Atia Labiena, de Sacerdotibus, war ein Geſetz, welches T. Atius Labienus, ein Tribunus plebis, A. C. N. 63 gab, und dahin gieng, daß das Volk die Sacerdotia oder Prieſter-Stellen zu vergeben haben ſollte. Dion. lib. XXXVII. apud Pitiſc. in Lex Atia Labiena.

Lex Atilia, (α) de Dedititiis, wurde A. V. 543 von dem Lucio Atilio, einem Tribuno plebis, gegeben, darin dem Rathe überlaſſen wurde, mit dem Vermögen der Gampaner, Atellaner, Calatiner, und anderer, die ſich auf Diſcretion an den Proconſulum Fulvium ergeben, zu ordnen, was er für gut befände. Liv. lib. XXVI. c. 33. Roſin. lib. VIII. cap. 31.

Lex Atilia, (β) de Tutoribus, wurde auch von einem Atilio, annoch vor A. V. 567 gegeben, und darin verordnet, daß, wenn eine Frau oder Unmündiger keinen Vormund hätte, der Prætor und größere Theil der Tribunorum plebis ihnen dergleichen ſetzen ſollten. Ulpian. ap. Pitiſc. in Lex Atilia de Tutoribus. Sigon. de Antiq. Jur. C. R. lib. I. cap. 13. Roſin. lib. VIII. cap. 7.

Lex Atilia Marcia, de Tribunis militum, wurde A. V. 443 von den Tribunis plebis, L. Atilio und C. Marcio gegeben, daß die Tribuni militum von dem Volke erwählet werden ſollten, und zwar damahls auf 4 Legiones deren ſechzehn. Liv. lib. IX. c. 30. Roſin. lib. VIII. cap. 18.

Lex Atinia, (α) de Tribunis plebis, wurde A. V. 623 gegeben, und darin ausgemacht, daß die Rathsherrn auch Tribuni plebis werden könnten. Gell. lib. XIV. c. 8. Roſin. lib. VIII. c. 6. Oiſel. ad Gell. l. c.

Lex Atinia, (β) de Vſucapione, war ein Geſetz, welches unter andern ſetzte, daß eine entwandte Sache

(*) Dion. Halic. lib. X. c. 11
(**) Feſtus in Peculium.

che niemahls erſeſſen werden könne; ſondern dero Eigen-genthümer ſein Recht jederzeit darzu behalte. Die Worte deſſelben waren: Quod ſubreptum erit, eius rei æterna auctoritas eſto (*). Dergleichen Geſetz auch ſchon unter den Geſetzen der XII. Tafeln war, mit dieſen Worten: Quod ſubreptom. eſcit. eiius. rei. aiuiternad. otoritas. eſtod (**). Obwohl andere wollen, daß es hieſelbſt geheißen: Rei. furtinæ æterua. auctoritas. eſto. und mithin hier ſich nicht ſo weit, als dort, erſtreckt habe, weil Subreptum mehr, als furtinum, bedeute, und z. E. einem von ſeiner Frau wohl etwas entwendet werden könne, welches doch noch nicht geſtohlen heiße (***).

Lex Aufidia, de Ambitu, wurde A. C. N. 60 von dem Aufidio Lurcone, einem Tribuno plebis, gegeben, und verbot die unziemliche Beſtrebung nach Ehren-Aemtern, ſonderlich aber ordnete es, daß wer den Tribubus Geld verſprochen, und es nicht gegeben, ungeſtraft bleiben ſolle, wer aber etwas wirklich gegeben, lebenslang den Tribubus mit 3000 Seſtertien verhaftet ſeyn ſollte. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Aurelia, (α) de iudicibus, wurde A. V. 683 von dem Stadt-Richter, L. Aurelio Cotta, gegeben, und wollte, daß die Raths-Herren, Ritter und Tribuni ærarii die Gerichte ſollten verwalten können, da ſolches vorher den Raths-Herren allein zukam. Flor. Epitom. 97. Manut. de Legg. c. 18. Roſin. lib. VIII. cap. 21.

Lex Aurelia, (β) de Tribunis plebis, wurde von dem C. Aurelio Cotta, als Bürgermeiſter, A. V. 678 gegeben, und ſollte nach demſelben ein geweſener Tribunus plebis auch wieder ein anderes Ehren-Amt bekommen können, welches ſonſt Sylla vorher in einem andern Geſetze verboten hatte. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Aurelia; Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Bæbia, (α) de Agris diuidundis, wurde A. V. 631 von dem M. Bæbio, einem Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß die Ländereyen in Africa gegen einen

(*) Gell. lib. XVII. c. 7.

(**) Tab. II. leg. 11. ap. Funcc. de puerit. L. L. c. 4. §. 5.

(***) Gronov. ad Gell. l. c.

einen jährlichen Zins ausgetheilet werden ſollten. Fragmentum legis ap. Pitiſc. in Lex Bæbia.

Lex Bæbia, (β) de Prætoribus, war ein Geſetz eines andern Bæbii, welches A. V. 574 gegeben wurde, und ordnete, daß ein Jahr ums andere 4 Prætores ſollten erwählet werden. Liv. lib. XL. c. 44. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Bæbia Cornelia (γ) de Ambitu, wurde A. V. 571 von den Bürgermeiſtern, M. Bæbio und P. Cornelio, gegeben, und handelte von dem ambitu, oder unrechtmäßiger Beſtrebung nach einem öffentlichen Amte, doch iſt unbekannt, worauf es inſonderheit angekommen ſey. Liv. XLI. c. 18. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Cæcilia (α) de Cenſoribus, wurde A. V. 701 von dem Q. Cæcilio Metello Pio, als Bürgermeiſter, gegeben, und erforderte, daß den Cenſoribus ihre Gewalt wieder zugeſtanden werden ſollte, die ihnen P. Clodius genommen hatte. Dio lib. XL. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Cæcilia (β) de Fullonibus, wurde A. V. 533 von dem Cæcilio Metello, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin den Fullonibus ihr reglement vorgeſchrieben. Plin. H. N. lib. XXXV. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 13. & 31.

Lex Cæcilia, (γ) de Jure Italiæ, wurde von dem Stadt-Richter Q. Cæcilio Metello Nepote, A. V. 693 gegeben, und darin verordnet, daß Italien von allen Zöllen und Abgaben frey ſeyn ſollte. Dio lib. XXXVII. ap. Pitiſc. in Lex Cæcilia.

Lex Cæcilia, (δ) de Repetundis, war wenigſtens vor A. V. 597 ſchon gegeben, indem beſagtes Jahr der geweſene Bürgermeiſter L. Cornelius Lentulus Lupus eben der Repetundarum wegen nach dieſem Geſetze verurtheilet wurde. Val. Max. lib. VI. c. 9. n. 10.

Lex Cæcilia Didia, (ε) de legibus ferendis, war ein Geſetz welches die Bürgermeiſter, Q. Cæcilius Metellus und T. Didius, A. V. 655 gaben, und darin inſonderheit wollten, daß ein jedes Geſetz allemahl 3 Nundinas zu jedermanns Unterſuchung ausgeſtellet werden ſollte, wie auch, daß dergleichen nicht von 2 oder mehr Sachen auf einmahl gegeben werden ſollte

und was der Dinge mehr waren (*). Woher aber auch zu glauben, daß ſie 2 Geſetze gegeben, weil ſie ſonſt in einem von 2 Dingen, nehmlich dem Trinundino, und den diuerſis capitibus, ſelbſt auf einmahl gehandelt haben würden (**).

Lex Cælia de Suffragiis, wurde A. V. 630 von dem Cælio, einem Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß auch in Judicio perduellionis, das Volk ihre Stimmen mündlich, und nicht mit den Täfelchen geben ſollte. Cic. de Legg. lib. III. c. 16.

Lex Calpurnia, (α) de Ambitu, wurde von dem Bürgermeiſter Calpurnio Piſone A. V. 686 gegeben, worin unter andern auch eine ziemliche Geld-Strafe auf das unerlaubte Beſtreben nach den Ehren-Aemtern geſetzt war. Cic. pro Muren. c. 23. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Calpurnia, (β) militaris, iſt ſofern unbekannt, daß man nicht weiß, von wem oder wenn es gegeben worden, wohl aber, daß es gewollt, daß die Soldaten, die ſich unter den Hülfs-Völkern vor andern wohl gehalten, das Römiſche Bürgerrecht, zur Belohnung bekommen ſollten. Siſenn. ap. Non. Cap. II. n. 300. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Calpurnia, (γ) de Repetundis, wurde von dem L. Calpurnio Piſone Frugi, einem Tribuno plebis, a. C. N. 148 gegeben, und war das erſte, ſo de Repetundis, oder entwendeten gemeinen Geldern handelte. Cic. Verr. III. c. 84. Signon. de Judic. lib. II. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Camilla, (α) de Aedilibus curulibus, wurde A. V. 389 von dem M. Furio Camillo, nach des Raths Schluſſe, gegeben, daß von da an auch 2 Aediles Curules aus den Patriciis erwählet werden ſollten, welche ſich mithin der Sellæ curulis, wie die Bürgermeiſter, Cenſores und Dictatores, ſollten bedienen können, und das daher, weil die Ludi maximi den Göttern zu Ehren um einen Tag verlängert werden ſollten, die Aediles plebeii ſich aber nicht zu den Unkoſten verſtehen wollten, hingegen einige junge Patricii ſich freywillig darzu erboten, wenn ſie Aediles werden könnten, welches denn auch willig von allen angenom-

(*) Cic. pro Domo c. 20.
(**) Manut. de Legg. c. 26.

genommen wurde. Liv. lib. VI. c. 42. Manut. de Legg. cap. 5.

Lex Camilla, (β) de Prætore vrbano, wurde, wie man glaubet, auch von nur beſagtem Camillo gegeben, nach dem ein eigener Prætor in der Stadt ſeyn und das Recht ſprechen ſollte, da ſonſt dieſes eine Verrichtung der Bürgermeiſter mit war. Menut. de Legg. c. 5.

Lex Canuleia, de Connubiis, wurde A. V. 309 von dem C. Canuleio, einem Tribuno plebis, gegeben, daß einem von dem Plebe erlaubet ſeyn ſollte, auch eine Patriciam, wie einem Patricio eine plebeiam zu heyrathen, wobey die Patricii zwar ein grimmiges Geſchrey machten, und glaubeten, ihr Geblüte würde beſudelt und das Völker-Recht verwirret; allein die armen Hudler mußten doch glauben, daß ſie aus eben dem Zeuge und auf eben die Art bereitet worden wären, wie die plebeii, daß übrige aber nur eine bloße Einbildung ſey, und mithin geſchehen laſſen, was Canuleius haben wollte. Liv. lib. IIII. c. 1 - 6.

Lex Caſſia (α), de Damnatis, war ein Geſetz, welches A. V. 268 der Bürgermeiſter, Sp. Caſſius gab und wollte, daß von den 2 Theilen Feldern, ſo den Hernicis abgenommen worden, ein Theil den Latinis, das andere aber dem Römiſchen Plebi gegeben werden ſollte; damit aber ſowohl den Rath, als den Plebem wider ſich aufbrachte, weil auch letzterer mit den Latinis und Hernicis keine Theilung eingehen wollte. Indeſſen war dieſes der erſte Lex agraria, dergleichen hernach in der Republik jederzeit den größten Lerm verurſachet haben. Liv. lib. II. c. 41. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Caſſia (β), de Patriciis, wurde von dem A. Caſſio Longino, einem Tribuno plebis A. C. N. 99. gegeben, und darin verordnet, daß der, welchen das Volk verurtheilet, und des Commando entſetzet, auch nicht in dem Rathe gelitten werden ſollte. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Caſſia; Manut. de Legg. c. 8. Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Caſſia (γ), tabellaria, wurde von dem C. Caſſio, als Prætore, gegeben, da Jul. Cæſar Dictator war, und darin ausgemacht, daß an die Stelle der Pa-

Patriciorum, welche im Rathe fehleten, andere erwählet werden ſollten. Tac. Annal. lib. XI. c. 25. Sigon de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Caſſiia (δ) war ein Geſetz, welches L. Caſſius gab, und darinne ausmachte, daß das Römiſche Volk ſeine Stimme oder ſuffragia nicht mündlich, ſondern auf dem Täfelchen geben ſollte, obwohl ſonſt nicht bekannt iſt, in was für einem Amte ſolcher Caſſius damahls geſtanden, wohl aber, daß er eben der geweſen, der ingemein bey einer vorfallenden Sache zu fragen gewohnt geweſen: Cui bono? Cic. de Legg. lib. III. c. 16. in Brut. c. 25. et. 27. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Caſſia; Manut. de Legg. c. 9. Roſin. lib. VII. c. 9.

Lex Centuriata war ein Geſetz, welches in den Comitiis centuriatis war gebilliget worden, und ein deſto größers Anſehen hatte, je völliger ſolche Comitia hießen. Prevot. de Magiſtrat. Rom. c. I. ap. Pitiſc. in Lex centuriata.

Lex Cincia, de Muneribus wurde von dem M. Cincio Alimento, einem Tribuno plebis, A. V. 549 gegeben und darinne verboten, das niemand in öffentlichen Verrichtungen einiges Geſchenke nehmen und ſich beſtechen laſſen ſollte. Liv. lib. XXVIIII. c. 20. XXXIIII. 4. Cic. de Orat. lib. II. c. 71. Tac. Annal. lib. XIII. c. 42.

Lex Claudia (α), de Civibus, wurde von dem Bürgermeiſter, C. Claudio A. V. 576 gegeben und darinne verordnet, das alle Bunds-Genoſſen und Lateiner jeder in ſeine Stadt ſich begeben, und ſich da, nicht aber zu Rom ſchätzen laſſen ſollten. Sigon de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1 Roſin, lib. VIII. c. 2.

Lex Claudia (β)] ſ. Senatus conſultum Macedonianum.

Lex Claudia (γ), de Navibus, wurde A. V. 535 von dem Q. Claudio einem Tribuno plebis, gegeben, und darin verordnet, daß kein Raths-Herr ein größeres Schiff, als von 300 Amphoris auf der See halten ſollte, weil ſolches deſſen erbauete Früchte hin und her zu bringen, groß genug, aller Handel aber damit einem Rathsherrn unanſtändig ſey. Liv. lib. XXI. c. 93. Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Claudia (δ), de Tutelis ſeminarum war ein Geſetz, nach dem alles Frauenvolk, das nicht ihren Mann

Mann hatte, ihren Vormund oder Curatorem haben ſollte. Cic. pro Muren. c. 12 Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. 1. c. 13. Roſin. lib. VIII. c. 17.

Lex Clodia, (α) annonarie, wurde A. V. 695 von dem P. Clodio gegeben, und nach demſelben dem Volke das Getreide umſonſt gegeben, da ſie ſonſt für den Scheffel einen ſemiſſem und trientem geben mußten, womit aber auch beynahe die Republik den fünften Theil der Einkünfte verlor. Cic. pro Sext. c. 25. Roſin. lib. VIII. c. 12.

Lex Clodia, (β) de Auſpiciis, wurde ebenfalls von dem P. Clodio als Tribuno plebis, gegeben und durch ſelbiges verboten, auf keine Zeichen am Himmel und ſonſt Acht zu geben, wenn mit dem Volke gehandelt werde, wodurch ſonſt manchem ſchlimmen Geſetze noch Einhalt gethan werden konnte. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Clodia.

Lex Clodia, (γ) de Nota Cenſoria, wurde auch von dem P. Clodio A. V. 695 gegeben, und darin ausgemacht, daß die Cenſores keinen bey den Raths-Wahlen vorbey gehen, oder ſonſt mit einem Schimpf belegen ſollten, der bey ihnen nicht angegeben und von beyden ſchuldig befunden worden. Cic. pro Sext. c. 25. in Piſon. c. 5. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Clodia, (δ) de Collegiis wurde ebenfalls vom beſagten P. Clodio A. V. 695 gegeben, und darin die Collegia oder Innungen der Künſtler und Handwerker, welche durch viele Rathſchlüſſe aufgehoben worden, wieder hergeſtellet, ſo daß auch ſelbſt neue aufgerichtet werden ſollten. Cic. in Piſon c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Clodia, (ε) de Vi, wurde von eben demſelben Clodio gegeben, und darin feſtgeſetzt, daß niemand einen Römiſchen Bürger, ohne Gericht und Urtheil des Volks ſollte hinrichten laſſen. Vellie. lib. II. c. 45.

Lex Clodia, (ζ) de Victoriatis, wurde von dem P. Clodio gegeben, und betraf anberegte Römiſche Münze, die nach ſolchem Geſetze nicht Victoriati, ſondern Auctoritati, heißen ſollen. Plin. H. N. lib. XXXIII. c. 3 Manut. de Legg. p. 17. Roſin. lib. VIII. c. 20.

Lex Clœlia, tabellaria wurde A. V. 635. von dem Clœlio einem Tribuno plebis, gegeben, und darin verordnet, daß das Volk auch in cauſſa perduellionis ſeine

ſeine Stimmen durch die Täfelchen geben möchte, da ſonſt in dieſem Falle es auch, nach dem Lege Caſſia, mündlich geſchahe. Cic. de Legg. lib. III. c. 16. Manut. de Legg. c. 9. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Cornelia (α), de Captivis, war ein Geſetz, nach dem ein Teſtament, welches einer gemacht, ehe er in die Gefangenſchaft gerathen, eben ſo gültig ſeyn ſollte, als wenn er nicht in dieſelbe verfallen ſey, ob wohl ſonſt nicht bekannt iſt, wenn und von wem daſſelbe gegeben worden. Julian. l. Corn. ff. qui Teſt. fac. poſſ. Roſin. lib. VIII. c 18.

Lex Cornelia (β), de Edictis perpetuis, wurde A. V. 686 von dem C. Cornelio, einem Tribuno plebis gegeben, und darin verordnet, daß die Prætores nach einem Edicto perpetuo richten, nicht aber ſich allemahl erſt dergleichen ſelbſt machen ſollten. Manut. de Senat. Rom. c. 10. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Cornelia (γ), de Falſo, wurde von dem Cornelio Sylla A. V. 673 gegeben, und darin für einen Knecht der Tod, für einen freyen Menſchen aber die Verweiſung in eine Inſel zur Strafe geſetzt, wenn einer ein falſches Teſtament, oder anderes dergleichen Inſtrument machte, ſchrieb, beſiegelte, herläſe, oder unterſchöbe, oder auch ein falſches Petſchaft ſtäche, oder wiſſentlich worauf druckte. (*) Und da ſolches Geſetz nicht nur Lex Inſtrumentaria, ſondern auch nummaria genannt wird, (**) will man, daß darin auch zugleich die Verfälſchung des Geldes, Prägung falſcher Münze, (***) und überhaupt alles Privat-Münzen verboten worden. (****)

Lex Cornelia (δ), de Infamia war auch ein Geſetz des nur beſagten Syllæ, darin alles ſchimpfliche Reden wider einen andern verboten war. Cic. ad Fam. lib. III. Epiſt. II. Manut. de Legg. c. 29.

Lex

(*) Pompon. de Orig. Jur. ff. l. 2. §. 32. Macer. l. 1. ff. de publ. Jud.

(**) Cic. Verr. I. c. 42.

(***) Vlpian. l. 8. 9. ff. de Lege Cornelia de falſo.

(****) Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Cornelia. Roſin. lib. VIII. c. 26.

Lex Cornelia (ε), de Iniuriis wurde von dem Sylla A. V. 673 gegeben, und darin geordnet, daß, wenn einer über Gewalt und Unrecht zu klagen, daß er ſich geſchlagen, oder geſtoßen worden, oder man mit Gewalt in ſein Haus eingedrungen, kein Schwieger-Vater, Eidam, Stief-Vater, Stief-Sohn, und überhaupt kein naher Anverwandter Richter ſeyn ſolle; (*) der Verbrecher hingegen außerordentlich beſtrafet werden ſolle. (**)

Lex Cornelia (ζ) de Judicibus, wurde auch von dem L. Cornelia Sylla, als Dictatore, gegeben, und aus Haß gegen die Ritter, oder Equites den Raths-Herren allein zugeſtanden, in Streit-Sachen, Judices oder Richter zu ſeyn, da ſonſt die Ritter dergleichen auch mit waren. Liv. Epit. 89. Manut. de Legg. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 21.

Lex Cornelia (η), de legatis provincialium, wurde von dem L. Cornelio Sylla, als Dictatore, A. V. 673 gegeben, und darinne das Geld auf eine gewiſſe Summe geſezt, welches die Provinzen den Geſandten zu geben hatten, wenn ſie ſolche in ihren Angelegenheiten nach Rom ſchickten. Cic. ad Fam. lib. III. Epiſt. 10.

Lex Cornelia (θ), de limitibus conſtituendis, war ein Geſetz von den Grenzen oder Rainen, welche ohne die Haupt-Grenzen, die Decumanos und Cardines, als Limites actuarii 12 Fuß breit ſeyn, und dem Volke mit zum Wege dienen ſollten. Hygin. et Roſin. lib. VIII. c. 11.

Lex Cornelia (ι), de Luſu, war von einem Cornelio gegeben, von dem aber unbekannt iſt, wer er geweſen, oder wenn er gelebet, indeſſen war in dem Geſetze verboten, daß niemand um Geld ſpielen, noch auch beym Spiele wetten ſollte, es kam denn mit dem Spiele auf Geſchicklichkeit und Stärke an. Marcian. l. 3. ff. de Aleat. Manut. de Legg. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Cornelia (κ), de Magiſtratibus, wurde A. V. 675 von L. Cornelia Sylla, als Dictatore, gegeben, daß keiner ſollte Prætor werden, der nicht Quæſtor ge-

(*) Vlpian. l. 5. ff. de Iniur.

(**) Paull. Sent. V. Manut. de Legg. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 27.

geweſen, noch Bürgermeiſter, wo er nicht erſt Prætor geweſen, auch keines von ſolchen Aemtern wieder ſollte annehmen dürfen, als bis nach 10 Jahren. (*) So hatte er auch verordnet, daß, wo einer cum imperio in eine Provinz gegangen, ſolches währen ſollte, bis er wieder nach Rom zurück gekommen, und da kein Succeſſor an deſſen Stelle käme, das Regiment ihm als von neuen aufgetragen heißen ſolle, wie auch, daß einer hingegen nur noch 30 Tage in der Provinz bleiben ſolle, wenn der neue Statthalter in derſelben angelanget. (**)

Lex Cornelia (λ), Majeſtatis, iſt nicht bekannt weder von wem, noch wenn es gegeben worden, doch wurde C. Cornelius darnach angeklagt, daß er der Interceſſion ſeines Collegens, als Tribunus plebis, nicht Gehör gegeben, von dem Cicerone hingegen auch mit gutem Erfolg vertheidiget. Cic. in Piſon. c. 21. et Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Cornelia.

Lex Cornelia (μ) de Municipiis, wurde von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und darin den Landſtädten welche die Parthey wider ihn ergriffen hatten, Bürger-Recht und Felder genommen, jedoch kam es nur mit letztern zur Thätigkeit. Cic. pro Dom. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Cornelia (ν), de Novis Tabulis, wurde A. V. 706 von dem P. Cornelio Dolabello, des Ciceronis Eidam, als Tribuno plebis, gegeben. Plutarch. in Anton.

Lex Cornelia (ξ), de Parricidis, ſ. Lex Pompeja.

Lex Cornelia (ο), de Patriciis, wurde A. V. 370 von dem Sex. Cornelio einem Tribuno plebis, gegeben, daß kein Patricius zu Rom auf dem Schloſſe, oder Capitolio wohnen ſolle. Liv. lib. VI. c. 20.

Lex Cornelia (π), de Proſcriptis, wurde A. V. 672 von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und darin verordnet, daß, wer einen Proſcriptum oder in die Acht Erklärten, aufnehme, das Leben verwirkt haben ſollte, es möchte Vater, Sohn, Bruder oder wer es nur wolle, ſeyn, wer aber einen dergleichen tödte es möchte

(*) Appian. de B. C. lib. I. Roſin. lib. VIII. c. 5.

(**) Cic. Fam. lib. I. Epiſt. 9. lib. III. Epiſt. 6. Manut. de Legg. c. 10. Roſin. lib. VIII. c. 8.

es nun der Sohn dem Vater, oder der Knecht dem Herrn thun, ſollte 2 Talente Trinkgeld bekommen, die Kinder der Proſcribirten aber wurden aller Ehre entſetzet, und ihre Güter confiſcirt. Plutarch. in Sulla. Appian. de B. C. lib. I. Cic. pro Roſc. c. 43. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Cornelia, (ρ) de Provinciis ſ. Lex Cornelia (κ).

Lex Cornelia (σ) de Repetundis, wurde von dem L. Cornelio Sylla, als Dictatore, gegeben, und darin die Comperendination, welche durch den Legem Aciliam aufgehoben worden, wieder eingeführet. Manut. de Legg. c. 22. Roſin. lib. VIII. c. 50.

Lex Cornelia (τ), de Sacerdotiis, wurde A. V. 973 von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und darin den Collegiis wieder zugeſtanden, ſelbſt neue Collegen zu erwählen, welches ſonſt, nach dem Lege Domitia das Volk that. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Cornelia.

Lex Cornelia (υ), de Sicariis und Veneficis, wurde A. V. 673 von dem L. Cornelio Sylla, als Dictatore, gegeben, und darin alle Meuchel- und vorſetzliche Mörder, Mordbrenner, Giftmiſcher, falſche Zeugen, beſtochene Richter, falſche Ankläger u. d. gl. ſchnöde Geſellen, für ſchuldig, und wider die gemeinen Geſetze gehandelt zu haben, erkannt. Marcian. c. 1. ff. ad leg. Corn. de Sicariis et Veneficis. Manut. de Legg. c. 25. 27. Roſin. lib. VIII. c. 25.

Lex Cornelia (φ), de Legibus ſoluto, wurde A. V. 686 von dem L. Cornelio, einem Tribuno plebis, gegeben, daß keiner von den Geſetzen freygeſprochen werden ſollte, ohne des Volks Befragung und Einwilligung, nicht aber von dem Rathe allein, und, da er ſolches nicht erlangen könnte, daß wenigſtens ihrer 200 im Rathe zugegen ſeyn ſollten, wenn dergleichen geſchähe, noch keiner intercediren, wenn die Sache dennoch für das Volk gebracht würde. Aſcon. ad Cic. pro Cornel. Manut. de Legg. c. 8. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Cornelia, (χ) ſumtuaria, wurde auch von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und wollte, daß an den Calendis, Nonis und Idibus, wie auch an den Feſttagen, niemand auf eine Abendmahlzeit für ſich mehr als 30 Seſtertien (oder 22 Groſchen, 6 Pfennige,) zu

anderer

anderer Zeit aber 3 Siſtertien wenden ſollte (*), wiewohl andere wollen, daß ſolches Geſetz nicht ſowohl die Ueppigkeit bey den Gaſtgeboten, als den Preis der Victualien eingeſchränkt habe (**).

Lex Cornelia, (ψ) de Teſtamentis, ſ. Lex Cornelia (α).

Lex Cornelia, (ω) de Tribunis, wurde von dem L. Cornelio Sylla, als Dictatore, gegeben, und darin den Tribunis plebis das Recht benommen, Geſetze zu geben, Verſammlungen des Volks anzuſtellen, auf ſie provociren zu dürfen, wie auch daß der, ſo Tribunus plebis geweſen, niemahls ein anderes obrigkeitliches Amt mehr ſollte bedienen können. Liv. Epit. 89. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Curia wurde A. V. 454 von dem L. Curio Dentato, als Tribuno plebis, gegeben, darin ausgemacht worden, daß der Rath allemahl beſtätigen ſollte, was für Magiſtratus plebeios das Volk erwählet haben würde. Cic. de Clar. Orat. c. 14. Aur. Victor de Vir. illuſtr. cap. 33. et ad eum Schottus et Anna Fabra l. c.

Lex curiata war ein Geſetz, das in Comitiis curiatis war gegeben und angenommen worden, ſ. Comitia curiata.

Lex Decia, de Duumviris navalibus, wurde A. V. 442 von dem M. Decio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin geſetzt, daß 2 Männer verordnet werden ſollten, welche die Aufſicht über die Flotte haben und ſolche in gutem Stande erhalten ſollten. Liv. lib. IX. c. 30. Roſin. lib. VIII. cap. 14.

Lex Didia, ſumtuaria, wurde A. V. 610. gegeben, und darin verordnet, daß nicht nur die Stadt Rom, ſondern ganz Italien an die Leges ſumtuarias gehalten ſeyn, und ſodann nicht nur die, welche koſtbarere Mittags- und Abendmahlzeiten angeſtellt, als die Geſetze erlaubt, ſondern auch die, ſo mit zu Gaſte dabey geweſen, nach dem Geſetze geſtraft werden ſollten. Macrob. Sat. lib. II. c. 13. Roſin. lib. VIII. cap. 13. Manut. de Legg. c. 5. et 18.

(*) Gell. lib. II. c. 24.
(**) Macrob. Sat. lib. II. c. 13. Manut. de Legg. c. 18. Roſin. lib. VIII. c. 13.

Lex Didia, de Trinundino, ſ. Lex Cæcilia Didia.

Lex Domitia wurde A. V. 650 von dem Cn. Comitio Ahenobarbo, als einem Tribuno plebis, gegeben und darin verordnet, daß das Volk die Prieſter zu erwählen Macht haben ſollte. Cic. Agrar. II. c. 7. Sueton. Ner. c. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 1. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Duilia, de Tribunis plebis, wurde A. V. 305 von dem M. Duilio gegeben, und darin geordnet, daß, wer die Republic ohne Tribunos plebis laſſen, oder eine Obrigkeit ordnen würde, von der man nicht an das Volk appelliren könne, gegeiſſelt und am Leben geſtraft werden ſollte. Liv. lib. III. cap. 54. 55. 56. Manut. de Legg. c. 5. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Duilia Mænia, de Coitionibus, wurde A. V. 396 von dem M. Duilio und L. Mænio, als Tribuno plebis, gegeben, und darin verboten, daß niemand das Volk abwendig machen, oder aus der Stadt führen ſollte. Liv. lib. VII. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex duodecim Tabularum. ſ. dieſen Art. im Anfange.

Lex Fabia, (α) de Plagiariis, war von einem Fabio wider die gegeben, welche einen freyen Menſchen, oder auch nur Knecht entführten, verſteckten, verkauften, oder auch nur Wiſſenſchaft um dergleichen That hatten, die ſodenn um Geld geſtraft, oder zu den Bergwerken verurtheilt, oder auch wohl am Leben geſtraft werden ſollten. Calliſtr. l. non ſtatim ff. de leg. Fab. de plag. Hermog. ibid. l. 7. Manut. de Legg. c. 29.

Lex Fabia (β) de Sectatorum numero, kam nicht zu Stande, weil es der Pöbel nicht annehmen wollte. Cic. pro Murena cap. 34. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Falcidia, teſtamentaria, wurde A. V. 713. von dem P. Falcidio, einem Tribuno plebis, gegeben, nach dem einer Freyheit hatte, 3 Viertel von ſeinem Vermögen in einem Teſtamente zu vermachen, den vierten Theil aber den Erben laſſen mußte. Paull. l. 1. ff. ad leg. Falcid. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 12. Roſin. lib. VIII. c. 18.

Lex Fannia, ſumtuaria, wurde von dem C. Fannio, als Bürgermeiſter, A. V. 588 gegeben, und ſollte nach ſolchem keiner auf einen Tag an den Ludis Romanis,

nis, Plebeiis, Saturnalibus und einigen andern mehr, als 100 Aſſes, (1 Thaler, 5 Groſchen,) wenden, an 10 andern Tagen des Monats aber 30 Aſſes, (9 Groſchen,) und ſonſt ordentlich nur 10 Aſſes, (3 Groſchen,) aufgehen laſſen. Macrob. Sat. lib. II. c. 13. Gell. lib. II. cap. 24. Roſin. lib. VIII. c. 13.

Lex Flaminia, agraria, wurde A. V. 521 von dem C. Flaminio, einem Tribuno plebis, gegeben, daß die Picenischen Felder, von denen die Galli Senones vertrieben worden waren unter die alten Soldaten getheilt werden ſollten; ſo auch geſchahe, jedoch aber deu Römern ſo großen Vortheil nicht brachte, weil die Gallier hernach deſto ärgere Feinde wurden. Polyd. lib. II. c. 21. Manut. de Legg. c. 13. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Flauia, agraria, war ein Geſetz, welches der Tribunis plebis, L. Flauius, gab, und wollte, daß die Reichen die Felder, welche ſie von dem Rathe gekauft, gegen Widererſtattung ihres Geldes abtreten, oder die Intraden von 5 Jahren genommen und andere Ländereyen dafür gekauft, und dem Pöbel, ſo dergleichen nicht hätte, ausgetheilt werden ſollten. Cic. ad Attic. lib. I. Epiſt. 19. Manut. de Legg. c. 13. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Frumentaria war ein Geſetz, ſo von Austheilung des Getreides an das Römiſche Volk handelte, dergleichen waren Lex Appuleia, Clodia, Octavia und Sempronia.

Lex Fuſia iſt unbekannt, wenn und von wem es gegeben worden, noch von was es ſo eigentlich gehandelt, außer daß es das Jus civile betroffen (*), und auch von einem Tribuno plebis vor des Ciceronis Zeiten gegeben worden ſey (**).

Lex Fulvia, de Civitate, wurde A. V. von dem Bürgermeiſter, M. Fulvio Flacco, gegeben, und wollte es, daß allen Italiänern das Römiſche Bürgerrecht ertheilet werden ſollte, wowider ſich aber der Rath ſofern ſetzte, daß endlich doch nichts daraus wurde. Appian. de B. C. lib. I. Val. Max. lib. IX. c. 5. n. 1. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

(*) Cic. Verr. I. c. 42.

(**) Auguſtin. de Leg. in Fuſia ap. Pitiſc. in Lex Fuſia.

Lex Furia, de Aedilibus, ſiehe Lex Camilla (α).

Lex Furia, de Teſtamentis, wurde von dem C. Furio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin geſetzt, daß einem nicht mehr als 1000 Aurei ſollten vermacht werden können; was aber einer darüber genommen, ſollte er vierfach erſetzen. Cic. pro Balb. c. 8. Manut. de Legg. c. 14. 16. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 12.

Lex Fuſia, de Comitiis, wurde A. V. 694 von dem Prætore, Q. Fuſio Caleno, gegeben, und darin verordnet, daß bey den Comitiis tributis die Suffragia gefordert, und jede in ihrer Art vorgetragen werden ſollten. Dio lib. XXXVIII, & Hotomann. Antqu. Rom. lib. I. c. 1. p. 209. ap. Pitiſc. in Lex Fuſia.

Lex Fuſia, (β) de Obnunciatione, ſ. Lex Aelia Fuſia.

Lex Fuſia, (γ) ſ. Furia Caninia, de Teſtamentaria manumiſſione, wurde A. V. 703 von dem P. Furio Camillo und C. Caninio Gallo, als Bürgermeiſtern, gegeben, und verordnete, daß z. E. von 2 Knechten bis auf 10 die Hälfte, von 10 bis auf 30 der dritte Theil, von 30 bis auf 100 der vierte Theil, und von 100 bis auf 500 der fünfte Theil, mehr aber auch niemahls, als 100 ſollten frey gegeben werden können. Vopiſc. Tacit. c. 11. Sigon. de Antiq. Jur. C. R. lib. I. cap. 12. Roſin. lib. VIII. c. 15.

Lex Gabinia, (α) tabellaria, wurde A. V. 614 von dem Gabinio, einem Tribuno plebis, gegeben, und ſollte nach demſelben das Volk ſeine Stimmen nicht mündlich, ſondern mit den Täfelchen geben, wodurch den Patriciis ſehr wehe geſchah, weil mit den Tabellis jeder Bürger frey votiren konnte, da er ſich ſonſt vor den Großen ſcheuen mußte. Manut. de leg. c. 9. Roſin. lib. VIII. cap. 3.

Lex Gabinia, (β) de nocturnis Cœtibus, vermochte, daß, wer heimliche verbotene Zuſammenkünfte oder Rottirungen anfinge, am Leben geſtraft werden ſollte. Porc. Latro in Catilin. & Hotomann. ap. Pitiſc. in Lex Gabinia.

Lex Gabinia, (γ) de Piratis, wurde A. V. 685 von dem Aulo Gabinio, einem Tribuno plebis, gegeben, und nach ſolchem dem Pompejo M. auf 3 Jahr der Krieg wider die Seeräuber auf dem mittelländiſchen

Meere

Meere alſo anvertrauet, daß er bis 50 Meilen Landeinwärts zu befehlen, und von Königen und Städten ſollte fordern dürfen, was ihm nöthig ſey. Plutarch. in Pompejo; Vellei. lib. II. c. 31. &. ad eum Voſſ. l. c.

Lex Gabiniana, de Legatis, wurde von einem A. Gabinio gegeben, und vermochte, daß den fremden Geſandten von dem 1 Febr. bis den 1. Martii beſtändig von dem Rath Audienz gegeben werden ſollte, wie auch, daß man wider die aus den Provinzen auf eine bloße Handſchrift nicht Recht ſprechen ſolle, wogegen ſie aber auch zu Rom nicht Geld borgen durften. Cic. ad Attic. lib. V. Epiſt. 21. & Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex Gabiniana.

Lex Gellia Cornelia, de Civibus, wurde A. V. 681 von den Bürgermeiſtern, L. Gellio Poplicola und Cn. Cornelio Lentulo, gegeben und darin geſetzet, daß wem Cn. Pompejus, nach ſeiner Räthe Genehmhaltung, das Röm. Bürgerrecht gegeben, ſolches allerdings gültig ſeyn ſollte. Cic. pro Balb. c. 14. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Genucia, (α) de Conſulibus, wurde, wie einige meinen, A. V. 411 von dem Tribuno plebis, L. Genucio, gegeben, daß auch beyde Bürgermeiſter aus dem Plebe ſollten erwählet werden können. Liv. lib. VII. c. 42. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Genucia, (β) fœnebris, wurde auch A. V. 411 von dem L. Genucio gegeben, und darin aller Wucher verboten. Liv. lib. VII. c. 42. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Genucia, (γ) de Magiſtratibus, wurde von nur beſagtem Genucio auch A. V. 411 gegeben, und darin ausgemacht, daß einer in 10 Jahren ſein obrigkeitliches Amt nicht wieder ſollte erlangen, noch auch auf einmahl deren 2 zugleich haben können. Liv. lib. VII. c. 42. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Genucia Aemilia, de Clavo pangendo, wurde nach des Raths Schluſſe, von den Bürgermeiſtern, C. Genucio und L. Aemilio, gegeben, daß der Prætor maximus jährlich an den Idibus des Septembris den Nagel ſchlagen ſollte, um die Zahl der Jahre darnach haben zu können. Liv. lib. VII. c. 3.

Lex

Lex Glaucia wurde von dem C. Servilio Glaucia, gegeben, und darin den Equitibus die Prærogativ wieder zugeſtanden, Gerichte zu halten. Cic. de Clar. Orat. c. 62.

Lex Hirtia wurde A. V. 704 von dem A. Hirtio gegeben, und darin des Pompeii Anhänger von allen Ehrenämtern ausgeſchloſſen. Cic. Philipp. XIII. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Horatia, (α) de Caia Terratia, al. Tarquinia, wollte, daß ſolche Veſtaliſche Jungfer, wenn ſie 40 Jahr alt wäre, abdanken und heyrathen, auch ein Teſtament möchte machen können, weil ſie dem Römiſchen Volke das ihr zuſtehende Feld an der Tiber, ſo hernach der Campus Martius genannt wurde, geſchenkt hatte. Gell. lib. VI. c. 7. Plutarch. in Poplicola cap. 4.

Lex Horatia, (β) de Provocatione, iſt einerley mit dem Lege Duilia de Tribunis plebis.

Lex Hortenſia, (α) de Nundinis, brachte mit ſich daß die Nundinæ, welche ſonſt Feriæ waren, Faſtæ ſeyn, und alſo daran Gericht gehalten werden könne, damit die in die Stadt vom Lande kommenden Römer ihre Streitſachen da mit ausmachen könnten. Macrob. Sat. lib. I. c. 16. Roſin. lib. VIII. cap. I.

Lex Hortenſia, (β) de Plebiſcitis, wurde A. V. 467 von dem Dictatore, Q. Hortenſio, gegeben, daß des Volks Schlüſſe eben ſo viel, als wirkliche Geſetze gelten ſollten. Juſtin. Inſtit. lib. I. Tit. II. §. 4. Gell. lib. XV. c. 27. Liv. Epit. XI. Pompon. l. 2. §. 8. ff. de Orig. Jur. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Hoſtilia, de Furtis, ſoll A. V. 583. von dem Bürgermeiſter A. Hoſtilio, gegeben worden ſeyn, nach dem einer in deren Nahmen, die bey den Feinden gefangen, oder der Republic wegen abweſend waren, Klagen wegen eines Diebſtahls ſollte führen können. Juſtinian. Inſtit. lib. IV. tit. 10. Roſin. lib. VIII. cap. 19. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. c. 1. ap. Piſc. in Lex Hoſtilia.

Lex Icilia, (α) de Aventino, wurde A. V. 297. von dem Tribuno plebis, L. Icilio, gegeben, daß der Mons Aventinus gemein ſeyn, und alſo ein jeder Römer darauf ſollte anbauen können, wo er wollte, jedoch daß die das ihrige darauf behielten, welche es einmahl mit Recht beſäßen, die aber etwas aus eigener Gewalt dar-

darauf eingenommen, und bebauet, die Koſten wieder bekommen, hingegen das Gebäude und Stelle gemein ſeyn ſollte (*). Und dieſes Geſetz wurde mit ausgenommen, daß es die Decemuiri bey Stellung ihrer neuen Geſetze ſollten in ſeinem Werthe bleiben laſſen (**).

Lex Icilia, (β) wurde A. V. 261 von dem Sp. Icilio einem Tribuno plebis, gegeben, daß niemand einem Tribuno plebis, wenn er zum Volke redete, in die Rede fallen, ihn hindern, oder ihm widerſprechen ſollte; wo aber einer darwider handelte, ſolle er Bürgen ſtellen, daß er die Strafe erlegen wolle, die ihm die Tribuni plebis dictiren würden, wo er nicht ſelbſt am Leben geſtraft ſeyn wollte; da man aber der Strafe wegen nicht einig werden könne, ſolle das Volk den Ausſpruch thun. Dion. Halic. lib. VII. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Julia, (α) de Adulteriis, wurde von dem Käiſer Auguſto gegeben, und Julia genannt, weil er in die Juliiſche Familie war adoptiret worden, und ſollte nach demſelben ſowohl ein Ehebrecher ſelbſt, als auch ein Gelegenheitmacher darzu geſtraft werden. Jener ſollte hierbey in eine Inſel deportiret werden, oder, da ihn ein Vater bey ſeiner Tochter ertappte, ſollte er Macht haben, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, dafern er dergleichen der Tochter auch thäte; da ein Mann aber einen bey der Frau anträfe, und ihn nicht wolle, oder, gewiſſen Umſtänden nach, nicht dürfe hinrichten, ſoll er ihn mögen 24 Stunden bey ſich im Arreſte behalten, hernach aber der Obrigkeit ausliefern, und was dergleichen Dinge mehr waren. Manut. de Legg. c. 29. Roſin. lib. VIII. cap. 24.

Lex Julia (β), de ætate judicum, ſ. Aetas Judicum.

Lex Julia (γ), agraria, wurde A. V. 694 von dem Julio Cæſare, als Bürgermeiſter, gegeben, und nach demſelben der Campus Stellas und Campanus unter

(*) Dion. Halic. lib. X. c. 8.

(**) Liv. lib. III. c. 32. Roſin. lib. VIII. cap. 31.

ter 20000 Bürger, die 3 oder mehr Kinder hatten, getheilet, worüber der andere Bürgermeiſter M. Bibulus und der Rath einen grauſamen Lerm anfingen; allein, da Cæſar den Bibulum mit Gewalt von dem Markte trieb, mußten die andern auch geſchehen laſſen, was vorging. Suet. Jul. c. 20. Manut. de Legg. c. 13. Dio lib. XXXVIII. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2.

Lex Julia (δ), de Ambitu, wurde von dem Auguſto gegeben, und da einer bey Anſuchung um ein Ehrenamt mit Gewalt durchdringen wollte, ſollte er in eine Inſel deportiret werden; da einer aber in den Municipiis wider das Geſetz handele, ſollte er 100 Aureos Strafe geben. Suet. Aug. c. 34. Paull. Sent. V. Modeſtin. l. vn. ff. de leg. Jul. amb. Manut. de Legg. c. 28.

Lex Julia (ε), annalis, ſ. Lex Villia.

Lex Julia (ζ), de Annona, war wider die gegeben, welche das Getreide muthwillig ſteigerten und Theuerung verurſachten. Ulpian. l. 2. ff. de Leg. Jul. de annon.

Lex Julia (η), de Bonis cedendis, betraf die welche ſich Schulden halber ihres Vermögens begaben. Roſin. lib. VIII. c. 19. 20.

Lex Julia (ϑ), de civitate Italis danda, wurde von dem Bürgermeiſter C. Julio Cæſare A. V. 663 gegeben, und allen Nationen in Italien das Bürgerrecht zugeſtanden, welche den Römern treu verblieben oder ſich doch wieder zu ihnen ſchlugen. Manut. de Legg. c. 7. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Julia (ι), de Damnatis de vi, wurde von dem C. Julio Cæſare, nachdem er Pompejum überwunden hatte, gegeben, und darin geordnet, daß der, ſo gebrauchter Gewalt überwieſen würde, ins Exilium verwieſen, oder, da es nur Privat-Dinge betraf, der Gewaltthäter um den dritten Theil ſeines Vermögens geſtraft werden ſollte. Manut. de Legg. c. 23. Roſin. lib. VIII. c. 26.

Lex Julia (κ), de Fundo dotali, wollte, daß ein Mann oder Bräutigam ſeiner Frau oder Braut Ehegeſtifte an liegendem Grund und Boden nicht verpfänden oder gar veräußern ſolle; ob aber Cæſar oder Augu-

Auguſtus das Geſetz gegeben, iſt unbekannt, Cajus l. 4. Lex Julia ff. de fund. dot. Cod. lib. V. tit. 13. de rei vx. alien. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Julia (λ), judiciaria, wurde von dem C. Julio Cæſare gegeben, da er zum drittenmahl Bürgermeiſter war, und ordnete unter andern, daß, wenn ein Kläger oder Beklagter zu dem Richter ins Haus ging, er 100 Aureos Strafe geben ſollte; item, daß keiner gezwungen werden ſolle, wider ſeinen Schwiegervater Eydam, Stiefvater, Stiefſohn u. ſ. f. zu zeugen. Modeſtin. l. vn. in fin. ff. de l. Jul. amb. Paull. l. lege Julia ff. de teſt. Manut. de Legg. c. 15. Roſin. lib. VII. c. 21.

Lex Julia (μ), de Legationibus liberis, ſoll eben das geweſen ſeyn, wodurch die Legationes liberæ auf 5 Jahr eingezogen worden. Cic. de Legg. lib. III. c. 8. Zamoſc. de Senatu Rom. lib. I. c. 16. ap Pitiſc. in Lex Julia.

Lex Julia (ν), de Limitibus, wurde von dem Julio Cæſare, als Dictatore, gegeben, und war nur eine Erneuerung des Legis Semproniæ ſ. Lex Sempronia.

Lex Julia (ξ), Majeſtatis, ſoll, wie man will, ſich auch von C. Julio Cæſare herſchreiben, und wollte, daß die am Leben geſtraft werden ſollten, welche ſich etwas wider die Republik, und hernachmahls auch wider die Kaiſer unterfingen. Juſtin. Inſtit. de publ. Jud. §. 4. Auguſtin et Hotomann ap. Pitiſc. in Lex Julia.

Lex Julia (ο), de maritandis Ordinibus, wurde A. V. 736 von dem Auguſto gegeben, nach dem keiner, ohne genugſame erhebliche Urſache, ohne Frau bleiben ſollte, dergleichen Geſetze denn auch ſchon vorher mehr, als eins gegeben worden war. Suet. Aug. c. 89. Tac. Annal. lib. III. c. 25. Liv. Epit. 59. Torrent. ad. Suet. l. c. Roſin. lib. VIII. c. 16.

Lex Julia (π), de modo Pecuniæ poſſidendi, wurde von dem Julio Cæſare, als Dictatore, A. V. 704 gegeben, und erforderte, daß keiner mehr, als HSLX. oder 6000000 Seſtertien (187500 Thaler,) am geprägten Gold oder Silber beſitzen ſollte. Dio lib. XXXXI. Tac. Annal. lib. VI. cap. 16.

Lex Julia (ρ), de Parricidis, wurde von dem C. Julio Cæſare, gegeben, und, da vorher reiche Leute ſich dergleichen Schelmſtücke leicht unternahmen, dieweil ſie wenn ſie ſchon ins Exilium gehen mußten, dennoch ihr geſammtes Vermögen behielten, wurde darin

in ausgemacht, daß, wenn ſie einen vorſetzlich umgebracht, um ihr ganzes, anderweits um ihr halbes Vermögen zugleich geſtraft werden ſollten. Suet. Cæſ. c. 42. Manut. de Legg. c. 26. Torrent. ad Suet. l. c.

Lex Julia (σ), de Patronorum numero, erlaubete einen Verklagten 6 Patronos oder Advocaten zu haben, da vorher nur 4 zugelaſſen, endlich aber gar 12 vergönnet wurden. Aſcon. et Manut. de Legg. c. 15.

Lex Julia (τ), de Peculatu, wurde von dem C. Julio Cæſare gegeben, und ordnete, was mit denen geſchehen ſollte, welche ſich durch gemeine Gelder bereichert hatten. Manut. de Legg. c. 24.

Lex Julia (υ), de Pecuniis creditis, wurde A. V. 704 von dem Cæſare gegeben, und erforderte, daß die Schuldner ihre Gläubiger befriedigen ſollten, ſo, daß ihre Güter taxiret werden ſollten, was ſie vor dem innerlichen Kriege gegolten, und nach ſolchem Werthe den Creditoribus überlaſſen werden ſollten. Suet. Cæſ. c. 42. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 11.

Lex Julia (Φ), Conſularis de Provinciis, wurde A. V. 691 von dem C. Julio Cæſare gegeben, und ſollten z. E. nach ſolchem Achaja, Theſſalien und ganz Griechenland davon frey ſeyn, und keine Römiſche Obrigkeit da was zu ſagen habe; den durch eine Provinz gehenden Römiſchen Obrigkeitlichen Perſonen und ihrem Gefolge ſollte Heu u. a. gegeben werden; die wieder aus den Provinzen abgehenden Obrigkeiten ſollten in 2 Städten derſelben ihre Rechnungen eines Gehalts liegen laſſen, u. w. d. g. m. war. Roſin. lib. VIII. c. 8.

Lex Julia (χ), de Provinciis, wurde von dem C. Julio Cæſare, als Dictatore, gegeben, und ordnete, daß keiner eine Provinciam Prætoriam über ein Jahr, ein Conſularem aber über 2 Jahr, als Statthalter beſitzen ſollte, woran er ſich dennoch ſelber wenig hielt. Cic. Philipp. I. c. 8. Sigon. de Ant. Jur. Prov. lib. II. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 8.

Lex Julia (ψ), de Pudicitia, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, und betraf inſonderheit die Unfläterey zweyer Mannsperſonen mit einander. Juſtinian.

ſtinian. Inſtit. lib. IIII. Tit. 5. Horat. lib. IIII. Od. 5. v. 20.

Lex Julia (ω), de Repetundis, wurde von dem C. Julio Cæſare gegeben, daß ſich niemand in ſeinem Amte gelüſten laſſen ſollte, zu nehmen, was ihm nicht gehöre. Cic. pro Sex. cap. 64. Sigon. de Judic. lib. II. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Julia (αα), de Reſiduis, erforderte, daß niemand einiges Geld von dem, ſo der Republic gehörete, berechnet, verbauet oder ſonſt zu deren Beſten verwendet werden ſollte, inne behalten ſollte. Marcian. l. 4. ff. §. 3. ad leg. Jul. pecul. Paull. ibid. l. 9. §. 6. Manut. de Legg. cap. 24. Roſin. lib. VIII. c. 28.

Lex Julia (ββ), de Sacerdotiis, wurde von dem Cæſare, als Dictatore, gegeben, und betraf die Wahl der Prieſter. Cic. ad Brut. Epiſt. 5. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. cap. 1. pag. 212. et Pigh. Annal. Rom. lib. III. pag. 352. apud. Pitiſc. in Lex Julia.

Lex Julia (γγ), ſumtuaria, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, und wollte, daß an gemeinen Tagen nur 200 Seſtertien (oder 6 Thaler 6 Groſchen,) an den Kalendis, Idibus und andern Feſten nur 300 (10 Thaler, 10 Groſchen,) bey Hochzeiten aber nicht über 1000 (31 Thaler, 8 Groſchen) aufgewendet werden ſollten. Gell. lib. II. c. 24.

Lex Julia (δδ), theatralis, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, daß die Römiſchen Ritter, die, oder auch deren Eltern den Cenſum equeſtrem gehabt hatten, auf den erſten 14 Reihen Bänken bey den Schauſpielen ſitzen ſollten, ob ſie gleich ſolches Cenſum nicht mehr beſäſſen. Sueton Aug. c. 40. Plin. H. N. lib. XXXIII. cap. 2. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. cap. 19. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Julia (εε), de Tutoribus, erforderte, daß denen von der Obrigkeit ein Vormund geſetzet würde, denen in dem Teſtament ihrer Väter keiner geſetzet worden. Juſtinian. Inſtit. de Atil. Tut. Roſin. lib. VIII. c. 17.

Lex Julia (ζζ), de Vi privata, war wider die gegeben, welche Leute zuſammenbrachten, und verhinderten, daß ein anderer nicht vor Gericht geführet würde,

de, oder damit einen, jedoch ohne Waffen, von etwas depoſſediren, einen ſchlagen oder ſtoſten ließ, ohne ihn doch zu tödten u. w. d. g. mehr war. Paull. l. legis Juliae ff. ad l. Jul. de vi priv. Vlpian ibid. l. ſi quis. Scaevol. ibid. l. hac. lege, Roſin. lib. VIII. c. 27.

Lex Julia (κκ), de Vi publica, verbot Gewehr und Waffen zuſammen zu bringen, außer was zur Jagd, Reiſe oder Schiffahrt gehörete oder nöthig war (*); oder einer auch zu verkaufen, oder geerbet hatte (**); hingegen ſollte niemand Leute, freye oder Knechte, zuſammenbringen, Tumult oder Aufruhr zu erregen; allein auch keiner mit Gewehr ſich betreten laſſen, Meyerhöfe ſtürmen, Güter rauben, Knaben oder Weibſen nothzüchtigen, einem Eigenthümer mit bewehrter Hand von dem Seinigen vertreiben (***); keinen Römiſchen Bürger wider deſſen Appellation torquiren geiſſeln oder tödten laſſen ꝛc. (****)

Lex Junia (α), militaris, wurde A. V. 644 von dem Bürgermeiſter, M. Junio Silano, gegeben und darin ſowohl andere Geſetze, als auch eines abgeſchafft, worin den Soldaten einige Feldzüge waren erlaſſen worden. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Junia.

Lex Junia (β), de Pecuniis repetundis, wurde A. V. 627 von dem M. Junio Penno, einem Zunftmeiſter gegeben, nachdem einer, der ſich an gemeinen Geldern vergriffen, nicht allein ſolche reſtituiren ſondern auch noch dazu ins Exilium verwieſen werden ſollte, welches auch dem C. Catoni, einem geweſ'nen Bürgermeiſter, A. V. 639 wiederfuhr. Sigon. de Judic. lib. II. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Junia (γ), de Peregrinis, wurde A. V. 627 auch von dem Tribuno plebis, M. Junio Penno, gegeben, und ſollten nach demſelben alle Fremden aus Rom fort gewieſen und in Zukunft davon abgehalten werden. Cic. Off. lib. III. c. 11. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Junia Licinia, wurde A. V. 691 von den Bürgermeiſtern, D. Junio Silano und L. Licinia Muræna,

(*) Marcian. l. 1. ff. ad l. Jul. de vi pub.
(**) Scaevol. idid.
(***) Marcian. l. c.
(****) Ulpian. ibid. lege Julia, Roſin. lib. VIII. c. 27.

ræna, gegeben, und darin noch eine ſchärfere Strafe für den geſetzt, welcher bey Gebung eines Geſetzes das Trinundinum nicht beobachtet, als bisher üblich geweſen. Cic. Philipp. V. c. 3. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Junia Norbana, de Servis manumittendis, wurde A. V. 771 von den Bürgermeiſtern, M. Junio Silano und L. Norbano, gegeben, und darin den Knechten, wenn ſie frey gelaſſen wurden, die Freyheit zugeſtanden, wie ſie die Lateiner hatten. Hotomann. et Pighius ap. Pitiſc. in Lex Junia Norbana.

Lex Junia Petronia, de Judiciis, wurde A. V. 813 von den Bürgermeiſtern, C. Junio Cæſonio und Petronio Turpiliano, gegeben, und darin ausgemacht, wenn unter den Judicibus die Meinungen über die Freyheit eines Knechts gleich wären, er ſolche bekommen ſolle, imgleichen, daß keinem Herrn mehr frey ſtehen ſolle, einen Knecht den Beſtien vorzuwerfen; ſondern, da er eine wichtige Klage wider ihn habe, ſolche vor Gerichte bringen ſolle. Hermog. l. lege Jun. ff. de Manumiſſ. Modeſt. l. circumcidere in fin. ff ad l. Cornel. de Sicar. Roſin. lib. VIII. cap. 22.

Lex Junia Sacrata, wurde A. V. 260 von dem Tribuno plebis, L. Junio Bruto, gegeben, und darin dem plebi ſeine Magiſtratus Sacroſancti zugeſtanden, die ihn wider die Bürgermeiſter ſollten ſchützen können. Dion. Halic. lib. VI. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Junia Velleja ordnete, daß man einen, der noch nicht gebohren worden, in ſeinem Teſtamente zum Erben ſollte einſetzen können, wenn ſelbiger bey ſeiner Geburt nur ſonſt ſein Erbe ſey, mithin wenn der Sohn geſtorben, die noch ungebohrnen Enkel, oder, da der Sohn noch lebet, auch die noch lebenden Enkel eingeſetzt werden ſollten, damit nicht wenn der Vater ſtürbe, ſie das Teſtament über den Haufen werfen könnten, als die darin zur Ungebühr übergangen worden. Scævol. l. Gallus §. ille caſus ff. de lib. et poſt. Roſin. libr. VIII. cap. 18.

Lex Labiena, de Sacerdotiis, wurde eine Zeit nach des Syllæ Tode, von dem Tribuno plebis, T. Atio Labieno, gegeben, und darin des Syllæ Geſetz aufgehoben, des Domitii aber wieder reſtituiret, nachdem das Volk die Prieſterſtellen wieder ſollte vergeben können. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Lætoria (α), de Plebejis Magiſtratibus, wurde A. V. 292 von dem Lætorio, einem Zunftmeiſter, gegeben, daß in Zukunft die Tribuni plebis in Comitiis tributis erwählet werden ſollten, worauf denn deren auch ſo fort 5 erwählet worden, da ihrer ſonſt nur 2 geweſen. Liv. lib. II. cap. 56. 57. 58. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Lætoria. (β) de Tutelis, wollte, daß liederlichen, oder Leuten, die nicht wohl bey Verſtande wären, ihre Curatores geſezt werden ſollten. Cic. Off. lib. III. cap. 15. et de N. D. lib. III. c. 30. Manut. de Legg. c. 5. Roſin. lib. VIII. c. 7.

Lex Licinia, (α) de Fœnore, wurde von dem L. Licinio Lucullo, Proconſule in Aſien, gegeben, und darin unter andern verordnet daß keine größere Zinſen, als die centeſima, gezahlet werden ſollte. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 20.

Lex Licinia, (β) de Ludis Apollinaribus, wurde A. V. 545 von dem Prætore urbano, P. Licinio Varo, auf Begehr des Raths gegeben, und verordnet, daß die Ludi Apollinares in Zukunft jedesmahl ihren gewiſſen und geſezten Tag gefeyert werden ſollten. Liv. lib. XXVII. cap. 23. Manut. de Legg. c. 3. Roſin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Licinia, (γ) de Sacerdotibus, wurde A. V. 608 von dem C. Licinio Craſſo, einem Tribuno plebis, gegeben und dem Volke darin die Wahl der Prieſter zugeſtanden, welche bis dahin das Collegium der Prieſter gehabt hatte. Cic. de Amic. cap. 25. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Licinia, (δ) de Sodalitiis, wollte, daß niemand Geſellſchaften oder Zünfte errichten, und ſich damit einen Anhang machen ſollte, der nach einem öffentlichen Amte ſtrebte. Cic. pro Plancio cap. 15. Manut de Legg. cap. 30 Roſin. lib. VIII. cap. 31.

Lex Licinia, (ε) ſumtuaria, wurde von dem P. Licinio Craſſo Divite, A. V. 656 gegeben, und wollte, daß an den Calendis, Nonis und Nundinis einer nicht mehr als 30 Aſſes verzehrte, die andern Tage mehr nicht, als 3 Pfund geräuchert Fleiſch, eingeſalzener Dinge aber ein Pfund; was aber die Erde, Bäume und Weinſtöcke geben, nach Gefallen, auftragen laſſen ſollte. Gell. lib. II. cap. 24. Macrob. Sat. lib. II. cap. 13.

Lex

Lex Licinia Aebutia, wird von manchen für ein, von manchen für 2 Geſetze, jedoch einerley Inhalts gehalten. ſ. Lex Aebutia.

Lex Licinia Caſſia, wurde A. V. 422 von den Bürgermeiſtern, P. Licinio Craſſo und C. Caſſio Longino, gegeben, und wollte, daß die Tribuni nicht von dem Volke, ſondern von den Bürgermeiſtern und Stadtrichtern, als Generalen, nach ihrem Gutbefinden, erwählet werden ſollten. Liv. lib. XXXXII. cap. 31. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Licinia Mucia, de civibus regundis, wurde A. V. 658 von den Bürgermeiſtern, L. Licinio Craſſo und Q. Mucio Scævola, gegeben und darin geboten, daß kein Lateiner ſich zu Rom für einen Bürger ausgeben, ſondern ſich jeder zu ſeiner Stadt halten ſollte, wodurch aber die Lateiner erbittert wurden und hernach einen ſchlimmen Krieg mit den Römern anfiengen. Cic. Off. lib. III. c. 11. Aſcon. apud Pitiſc. in Lex Licinia Mucia, Manut. de Legg. c. 17. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. cap. 1. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Licinia Sextia, (α) de Aere alieno, wurde von dem C. Licinio Stolone und L. Sextio, als Tribunis plebis, A. V. 377 gegeben, und darin ausgemacht, daß, was an Zinſen bezahlet worden, von dem Capital abgezogen, und der Reſt zu 3 gleichen Theilen in 3 Jahren auch vollends wieder bezahlet werden ſollte. Liv. lib. VI. c. 35. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 11.

Lex Licinia Sextia, (β) de Agrorum modo, wurde auch von nur beſagten beyden Tribunis gegeben, und darin feſtgeſetzt, daß niemand mehr als 500 Jocharten Feld (*), noch auch mehr als 100 Stück großes Vieh, und 500 Stück kleines haben ſollte (**); allein da Stolo hernach ſelbſt ſo fern dawider handelte, daß er 500 Jocharten, und ſein Sohn, den er emancipire, auch 500 Jugera hatte, wurde er um 10000 Aſſes geſtraft, weil ſolches ein offenbarer Betrug wider das Geſetz war (***).

(*) Liv. lib. VI. cap. 35. Varr. de R. R. lib. I. c. 2.
(**) Appian. de B. C. c. 1.
(***) Liv. lib. VII. c. 16. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. cap. 16. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Licinia Sextia, (γ) de Sacerdotiis, wurde auch von vorhin beſagten Tribunis plebis gegeben, und erforderte, daß anſtatt der Duumvirorum Sacris faciendis zehn dafür eingeſetzt, und zum Theil aus den Patriciis, zum Theil aber aus dem plebe ſollten genommen werden. Liv. lib. VI. cap. 41. Roſin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Licinia Sextia, (δ) de Tribunis militum, wurde ebenfalls von den beſagten Tribunis gegeben, daß keine Tribuni militum in Comitiis erwählet, wohl aber der eine Bürgermeiſter aus den plebejis ſollte genommen werden, ſo auch das Jahr hernach geſchah, da Licinius ſelbſt der erſte Conſul plebejus wurde. Liv. lib. VI. c. 35. et 42. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Livia, (α) de Colonis, wurde von dem M. Livio Druſo, einem Tribuno plebis, A V. 631 gegeben, daß 12 Colonien, jede von 3000 Mann, von Rom abgeführet werden ſollten. Plutarch. in C. Graccho cap. 5. Roſin, lib. VIII. c. 9.

Lex Livia, (β) de Decemviris agris dividundis, wurde gegeben, nachdem Carthago war erobert worden und deren Ländereyen eingetheilet werden ſollten. Manut. de Legg. cap. 13. et Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Livia, (γ) frumentaria, wurde von dem M. Livio Druſo, einem Tribuno plebis, A V. 662 gegeben, und erneuerte den Legem Semproniam, daß dem Volke Mann für Mann Getreide von dem gemeinen gegeben werden ſollte. Liv. Epit. 71. Roſin. lib. VIII. c. 12.

Lex Livia, (δ) judiciaria, wurde auch von nur beſagtem Livio gegeben, und erforderte, daß von den Judicibus allemahl ſo viel von Rathsherrn, als Rittern, erwählet werden ſollten. Liv. Epit. 71. Appian. de B. C. lib. I. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Roſin. lib. III. c. 2.

Lex Livia, (ε) nummaria, wurde eben von beſagtem M. Livio Druſo gegeben, und ſetzte feſt zu, daß zu den Silber-Münzen der achte Theil Kupfer genommen würde. Plin. H. N. lib. LXXIII. c. 3. Manut. de Legg. cap. 17. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Livia, (ζ) de Sociis et Italis civitate donandis, wurde von mehr benanntem M. Livio Druſo gegeben, und dadurch den Bundesgenoſſen und andern in Italien Hoffnung zum Römiſchen Bürgerrecht gemacht,

nur

nur damit er ſie zu Verſtärkung ſeiner Parthey auf der Seite behielt. Flor. lib. III. c. 17. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Mænia, de Magiſtratibus, iſt unbekannt, worauf es eigentlich angekommen ſey. Cic. Brut. cap. 14. Manut. de Legg. cap. 5.

Lex Majeſtatis war ein Geſetz, welches die Hoheit des Römiſchen Volks, und hernach den Kaiſer betraf, dergleichen waren Lex Appuleia, Cœlia, Cornelia, Julia und Varia, ſo an ihren Orten nachzuſehen ſtehen.

Lex Mamillia, (α) wurde A. V. 643 von dem C. Mamillio Limetano, als Tribuno plebis, gegeben und erforderte, daß eine Unterſuchung angeſtellet werden ſollte, auf weſſen Rath Jugurtha den Befehlen des Römiſchen Raths nicht pariret, wer von ihm Geſchenke bekommen, ihm die Elephanten und Ueberläufer ausliefert, oder wer mit den Feinden von Kriege oder Friede gehandelt habe. Salluſt. B. I. cap. 40. et ad eum Riv. l. c. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 23.

Lex Mamillia, (β) de Limitibus, wurde von nur beſagtem Mamillio A. V. 588 gegeben, und darin ſonderlich ausgemacht, wie breit jede Art der Gränzen und Raine seyn ſollte, woher er denn auch mit ſammt ſeinen Nachkommen den Beynahmen Limetanus oder Limitanus bekommen hat. Pigh. Annal. Rom. lib. II. ap. Pitiſc. in Lex Mamillia.

Lex Manilia, (α) de Libertinorum ſuffragiis, wurde A. V. 687 von dem Tribuno plebis, C. Manilio, gegeben, und darin den Libertinis in allen Tribubus zugeſtanden, ihre Stimmen bey den Verſammlungen des Volks auch mit zu geben. Cic. pro Corn. et ad eum Aſcon. l. c. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Manilia, (β) de Pompejo, wurde von eben ſolchem Manilio gegeben, und darin das Commando dem Pompejo wider den Mithridatem aufgetragen, ſo ſchlecht auch der Rath und andere damit zufrieden waren. Liv. Epit. 100. Plutarch in Pompejo c. 10. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Manilia, (α) de Epulonibus. wurde A. V. 558. von dem P. Manlio, einem Tribuno plebis. gegeben, und darin wegen Vielheit der Opfer veordnet,

daß 3 Epulones erwählet werden ſollten, wie ſie auch ſchon Numa angeordnet gehabt. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Manlia (β), de Viceſima, iſt A. V. 396 von dem Bürgermeiſter, Cn. Manlio, gegeben worden, und mußten nach demſelben die, ſo frey gelaſſen wurden den 20 Theil ihres Vermögens ins Aerarium abgeben. Liv. lib. VII. c. 16.

Lex Marcia (α), de Magiſtratibus, wurde von dem Marcio Cenſorino gegeben, und verbot, daß keiner zweymahl Cenſor werden ſollte, ungeachtet er es ſelbſt zweymahl geweſen. Plutarch. in Coriolano c. 1.

Lex Marcia (β), de Statiellatibus, wurde, A. V. 621 (al. 580) von den Tribunis plebis, M. Marcio Sermone und C. Marcio Scylla, gegeben, und wollte, daß alle von den Statiellatibus, einem Liguriſchen Volke, von dem 1 Sextilis daſigen Jahrs, in Freyheit geſetzt, und wer einen davon hinterhielt, von dem Rathe geſtraft werden ſollte. Liv. lib. XXXXII c. 21.

Lex Maria (α), wurde A. V. 667 von dem M. Mario Gratidiano, einem Prætore, gegeben, daß die Münzen nach damahls erfundener Kunſt probieret werden ſollten, ob ſie auch ihren richtigen Gehalt hätten (*), welches Geſetz dem Volke ſo angenehm geweſen, daß ſie dem Mario in allen Gaſſen ſeine Statue aufgerichtet (**).

Lex Maria (β), de Suffragii wurde A. V. 634. von dem C. Mario, als noch Tribuno plebis, gegeben und darin ſonderlich der Gewalt der Patricien in den Judiciis Einhalt gethan (***), wobey er ſonderlich auf die Steae oder Pontes vor den Septis enger oder ſchmähler machen ließ, weil ſonſt die Candidaten Leute abſchickten, die darauf ſtehen blieben und Acht gaben, was dieſer oder jener für ein Täfelchen in die Situlas warf (****).

Lex

(*) Cic. Off. lib. III. c. 26

(**) Plin. H. N. lib. XXXIII. cap. 9. Roſin. lib. VIII. c. 20.

(***) Plutarch in Mario c. 2. Manut. de Legg. c. 9.

(****) Cic. de Legg. lib. III. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 3

Lex Maria Porcia, ſ. Lex triumphalis.

Lex Memmia, de Calumniatoribus, ſ. Lex Remmia.

Lex Memmia, de reis poſtulandis, wollte, daß die nicht ſollten verklagt werden können, welche in öffentlichen Verrichtungen von Rom abweſend wären, bis ſie wieder zurück gekommen. Sigon. de Judic. lib. II. c. 9. Roſin. lib. VIII. cap. 22. Manut. de Legg. c. 15.

Lex Menenia Seſtia, de Multis, wurde A. V. 302. von den Bürgermeiſtern, T. Menenio Lanato und P. Seſtio Capitolino, gegeben, und darin geordnet, daß in Strafdingen ein Schaf auf 10 Aſſes, ein Rind aber auf 100 æſtimirt werden ſollte. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 22.

Lex Menſia, de Liberorum conditione, iſt nicht bekannt, wenn oder von wem es gegeben worden, indeſſen wollte es, daß außer der Ehe gezeugte Kinder des Vaters Stand haben ſollten, wenn die Ehe darzu käme, ohne ſolche aber der Mutter folgen ſollten; da aber dergleichen von einem Fremden und einer Römiſchen Bürgerin gebohren waren, folgeten ſie doch auch dem Vater. Ulpian apud Pitiſc. in Lex Menſia; Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Metella, de Fullonibus, wurde von einem Metello, auf Betrieb der Cenſorum, gegeben (*), und ging die an, welche mit Waſchung und Zurechtmachung der Kleider zu thun hatten, ſollte aber Metilia und nicht Metella heißen (**)

Lex Metilia, de Dictatore, wurde A. V. 516. von dem Tribuno plebis, M. Metilio, gegeben und darin geſetzet, daß ein Magiſter Equitum dem Dictatore an Macht und Hoheit gleich seyn ſollte. Liv. lib. XXII. c. 25. 26. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Minucia (α), A. V. 632 von dem Tribuno plebis, M. Minucio Rufo gegeben, und wollte, daß die Stadt Carthago, als eine Römiſche Colonie, wieder erbauet werden ſollte. Feſtus in Oſi ſunt; Pigh. & Hotomann. apud Pitiſc. in Lex Minucia.

(*) Plin. lib. XXXV. c. 17.

(**) Manut. de Legg. c. 18.

Lex Minucia (β), de Triumviris menſariis, wurde A. V. 537 von dem Minucio, einem Tribuno plebis gegeben ſ. Triumviri menſarii.

Lex Numæ (α), de Judiciis, war eines der alten Geſetze des Numæ Pompilii, von dem aber wenig mehr, als der Nahme bekannt iſt, Feſtus in Reus; Manut. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (β), de Mola falſa, iſt ſo wenig, als vorhergehendes mehr bekannt. Plin. H. N. lib. XVIII. c. 2. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Numæ (γ), de Parricidiis, wollte, daß ein jeder, der einen freyen Menſchen umgebracht, pro parricida ſollte gehalten werden. Feſtus in Parricidii Quæſtores; Manut. de legg. c. 21. 26. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Numæ (δ) de Pellice, wollte, daß keine Concubine der Junonis Altar anrühren, oder zur Strafe mit niederhangenden Haaren ſolcher Göttin ein Lamm zur Verſöhnung opfern ſollte. Gell. libr. III. c. 3. Feſtus in Pellices; Manut. de Legg. cap. 16. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (ε), de Pollucto, betraf die Fiſche, welche den Göttern ſollten gewidmet werden können, oder nicht, und ſoll, wie man will, etwan ſo geheißen haben: Piſces, qui ſquamoſi non ſunt, nec polluceto: ſquamoſes omnes, præter ſcarum, polluceto. Plin. H. N. lib. XXXII. c. 2. Scalig. ad Feſt. in Pollucere merces; Manut. de Legg. cap. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Numæ (ζ), de Prædiorum Terminis, wollte inſonderheit, daß, wer einen Gränzſtein ausackerte, mit ſammt ſeinem Ackerviehe den Göttern verfallen, oder ſacer ſeyn ſollte. Feſtus in Termino; Manut. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (η), de Sepulcris, wollte daß ein vom Wetter erſchlagener Menſch, nicht ſollte verbrannt, ſondern an dem Orte begraben werden, wo er erſchlagen worden. Feſtus in Occiſum; & ad eum Scaliger l. c. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 8. pag. 559.

Lex Numæ (ϑ), de Spoliis opimis, wollte, daß wo die Spolia opima, oder die Rüſtung eines feindlichen Generals erlanget würden, der ſiegende General

dem

dem Jovi Feretrio einen Ochſen opfern, dem aber welcher ſie eigentlich erobert, 200 Aſſes gegeben werden ſollten. Feſtus in Opima; Roſin. lib. VIII. cap. 5. pag. 560.

Lex Numæ (*l*), de Vino, wollte, daß man keinen Wein in den Scheiterhaufen mit gießen ſollte, wenn ein Menſch verbrannt werde (*), welches Geſetz auch Poſtumia genannt wird, weil es erſt nach des Numæ Tode bekannt geworden (**); oder vielmehr weil es ein Poſtumius unter des Numæ Regierung gegeben (***).

Lex Octavia, frumentaria, wurde von dem M. Octavio, als Tribuno plebis, A. V. 633 gegeben, und darin der Lex Sempronia oder des C. Gracchi in ſo fern vermindert, daß dem Römiſchen Volke nicht ſo viel Getreide, oder doch nicht ſo wohlfeil gegeben werden ſollte, als jenes geſetzet hatte, weil ſolches zum Ruin des Aerarii gereichete. Cic. in Brut. c. 62. Off. lib. II. c. 21. Pigh. Annal. Rom. lib. III. apud Pitiſc. in Lex Octavia.

Lex Ogulnia, de Sacerdotibus, wurde A. V. 453 von den Tribunis plebis, Q und Cn. Ogulniis, gegeben und wollte, daß zu den 4 pontificibus und 4 Auguribus, ſo alle Patricii waren, auch 4 Pontifices und 5 Augures plebeii noch erwählet werden ſollten. Liv. lib. X. c. 6. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Oppia, de Mundo Muliebri, wurde A. V. 540 von dem C. Oppio, einem Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze ſchwer Gold zu ihrem Schmucke haben, keine bunte Kleider tragen, noch in der Stadt und unter 1 Italiäniſche Meile von derſelben auf einem Wagen oder Kutſche fahren ſollte, es geſchehe denn dieſes um des Gottesdienſtes willen. Liv. lib. XXXIIII. c. 1. Tac. Annal. lib. III. c. 33. Manut. de Legg. cap. 18. Roſin. lib. VIII. c. 13.

Optima Lex hieß, wenn einer durch ſein Geſetz alle Gewalt bekam, alſo, daß man von ihm nicht appel-

(*) Plin. H. N. lib. XIV. c. 12. Roſin. lib. VIII. c. 5.

(**) Dalechamp. ad Plin. l. c.

(***) Manut de legg. c. 2.

pelliren oder provociren konnte, auf welche Art erſt ein Dictator erwählet (*), als auch das, nach welchem der Pontifex Maximus ein Mädchen zur Veſtaliſchen Jungfer wegnahm (**).

Lex Orchia, ſumtuaria, war das erſte dieſer Art und wurde A. V. 570 von dem C. Orchio, einem Tribuno plebis, gegeben. Es ſchrieb inſonderheit vor, wie viel einem erlaubet ſeyn ſollte, Gäſte zu einem Convivio zu bitten, und das ſelbſt nach des Raths Gutachten. Macrob. Sat. lib. III. cap. 17. Roſin. lib. VIII. c. 17.

Lex Ovinia, de Cenſoribus, iſt unbekannt, von wem und wenn es gegeben worden, ob es ſonſt wohl die Cenſores anging, daß ſie zu Rathsherren die redlichſten Leute aus den Ständen erwählen ſollten. Feſtus in Præteriti Senatores; Roſin. lib. VIII. c. 4. & 5.

Lex pagana war ein tolles Geſetz, daß die Weiber auf dem Wege nicht ſpinnen oder einen Rocken unbedeckt tragen ſollten, weil ſolches aller guten Hoffnung entgegen ſey, und mache, daß das Getreide nicht gerathe. Plin. H. N. lib. XXVIII. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Papia, de Civitate, wurde nach dem Lege Claudia de Civitate gegeben, und betraf nicht nur die Lateiner, ſondern auch alle andere Fremde, daß ſich deren keiner fälſchlich für einen Römiſchen Bürger ausgeben ſollte. Cic. pro Balb. c. 23. Val. Max. lib. III. c. 4. et 5. Sigon. de Ant. Jur Ital. lib. III. c. 1.

Lex Papia, de Peregrinis, wurde A. V. 688. von dem Tribuno plebis, C. Papio, gegeben, und darin anbefohlen, daß ſich alle Fremde, außer die Italiäner, von Rom wegmachen, und mithin nicht da wohnen ſollten. Cic. off. lib. III. c. 11. et Pro Arch. c. 5. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Papia Poppæa, (α) de Connubiis, wurde A. V. 761 von den Bürgermeiſtern, M. Papio Mutilo und Q. Poppæo Secundino, gegeben, und darin zugeſtanden, daß alle ingenui libertinas zu Weibern neh-

(*) Feſtus in Optima Lex.

(**) Hotomann. et Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Optima.

nehmen möchten, außer, die Rathsherren und Kinder nicht. Roſin. lib. VIII. c. 16.

Lex Papia Poppæa, (β) war von eben nur beſagten beyden Bürgermeiſtern gegeben, (wo doch beyde Geſetze nicht gar nur eins geweſen ſind) und ordnete unter andern, daß eine Frau die noch nicht 50 Jahr alt ſey, keinen Mann nehmen ſolle, der 60 Jahr und darüber alt ſey, oder umgekehrt, ein Mann unter 60 Jahren eine Frau über 60 Jahren u. ſ. f. ſonſt aber kam es in den meiſten mit dem Lege Julia de maritandis ordinibus überein. Iſidor. lib. V. c. 15. Tertull. Apolog. c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 16.

Lex Papia Poppæa, (γ) de Ritu capiundæ Virginis Veſtalis, war auch von nur beſagten Bürgermeiſtern gegeben, und betraf die Art und Weiſe, wie eine Veſtaliſche Jungfer erwählet werden ſollte, ſonderlich daß der Pontifex 20 unter allen ausleſen, und dieſe ſodann wieder looſen ſollten, welche aber ſolches treffen würde, es auch ohne Widerrede werden ſollte. Gell. lib. I. c. 12. Manut. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Papiria, (α) de Aſſibus, wurde A. V. 563 von dem Tribuno plebis, C. Papirio Carbone, gegeben, und verordnete, daß in Zukunft die Aſſes nicht mehr 1 Unze, ſondern nur 1 halbe ſchwer ſollten ausgemünzet werden, jedoch daß der Valor doch bleiben, und man alſo mit einem neuen Aſſe von 1 halben Unze eben ſo viel ſollte bezahlen können, als vorher mit einem von einer ganzen Unze. Plin. H. N. lib. XXXIII. c. 3. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 20. Vid. As.

Lex Papiria, (β) Civitate, wurde A. V. 421 von dem Prætore, L. Papirio, gegeben, und denen von Acerris das Bürgerrecht, jedoch ohne ſuffragio, darin zugeſtanden. Liv. lib. III. c. 17.

Lex Papiria, (γ) de Conſecratione, wurde von dem Q. Papirio, einem Tribuno plebis, gegeben, (wenn aber, iſt unbekannt), und darin verboten, daß kein Tempel, Altar, oder dergleichen etwas conſecrirt oder geweihet werden ſollte, ohne Geheiß oder Bewilligung des Volks. Cic. pro Dom. c. 49. Manut. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 1. Struv. Antiqu. Rom. c. 4. p. 221.

Lex Papiria, (δ) de Multarum æſtimatione, wurde A. V. 325 von den Bürgermeiſtern, L. Papirio

rio Craſſo II. und L. Julio Julo, gegeben, und darin die Geldſtrafen beſtimmet, deren Anſatz ſonſt bey den Richtern ſtand. Liv. lib. IV. c. 30.

Lex Papiria, (ε) de Sacramento, wurde von dem Tribuno plebis, L. Papirio, gegeben und darin verboten, daß keiner dem andern ohne Urſache Händel vor Gerichte machen ſollte. Feſtus in Sacramentum; Manut. de Legg. c. 18.

Lex Papiria, (ζ) tabellaria, wurde A. V. 621 von dem Tribuno plebis, C. Papirio Carbone, gegeben und darin verordnet, daß das Volk, beym Votiren wegen der Geſetze, ſich der Täfelchen bedienen ſollte. Cic. de Legg. lib. III. c. 16. Manut. de Legg. c. 9. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Papiria, (η) de Tribunis plebis, wurde auch von dem nur beſagtem Papirio A. V. 623. gegeben, und darin frey gelaſſen, einen zum Tribuno plebis zu erwählen, ſo oft man wolle, welches Geſetz aber doch P. Scipio Africanus hintertrieb. Liv. Epit. 59. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Pedia, de Cæſaris Interfectoribus, wurde A. V. 711 von dem Bürgermeiſter, Q. Pedio, gegeben und darin alle, die den Cæſarem hinrichten helfen, ins Exilium verwieſen. Vellej. lib. II. c. 65. Roſin. lib. VIII. c. 27.

Lex Peducæa, de Inceſtu, wurde A. V. 640 von dem Tribuno plebis, Sexto Peducæo, gegeben. Cic. de N. D. lib. III. c. 30.

Lex Pennia, de Peregrinis, wurde A. V. 627 von dem Tribuno plebis, M. Junio Penno, gegeben, und darin verboten, daß ſich kein Fremder zu Rom beſtändig aufhalten ſollte. Feſtus in Republicas; Cic. de Clar. Orat. c. 28.

Lex Perſolonia war ein Geſetz, darin geſetzt wurde, was einer zu thun habe, deſſen Hund einen andern, oder deſſen Vieh beſchädiget, von welchem Geſetz aber auch ſonſt weder Zeit noch Urheber bekannt iſt. Paull. Sent I. Hotomann ap. Pitiſc. in Lex Perſolonia.

Lex Petillia, (α) de Ambitu, wurde A. V. 397 von dem Tribuno plebis, C. Petillio, gegeben, und darin die ungebührliche Beſtrebung, ſonderlich der homi-

minum novorum, um die hohen Ehrenämter verboten. Liv. lib. VII. c. 15. Manut. de Legg. c. 28.

Lex Petillia, (β) de Nexis, wurde A. V. 429 von dem Bürgermeiſter, C. Petillio, gegeben und darin verboten, daß Schulden halber keiner von ſeinem Gläubiger mehr in Kett n und Banden geſchlagen werden ſolle. Liv. lib. VIII. c. 28. Manut. de Legg. c. 26.

Lex Petillia, (γ) de Peculatu, wurde A. V. 566 von dem Q. Petillio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin Rechnung von den Geldern gefordert, die von dem Könige Antiocho erhoben worden. Liv. lib. XXXIII. c. 54.

Lex Petreja, de Seditioſis, wurde A. V. 668 von dem Tribuno plebis, M. Petrejo, gegeben und darin verordnet, daß von den Aufrührern allemohl der zehente mit dem Halſe bezahlen ſollte. Appian. de Bell. Cic. lib. II. et Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Petreja.

Lex Petronia, de Servis, wurde A. V. 813 von dem Bürgermeiſter Petronio Turpilliano, gegeben und darin verboten, daß Herren nicht mehr frey ſtehen ſollte, ihres Gefallens die Knechte zu verurtheilen, mit den wilden Beſtien zu kämpfen. Modeſtin. l. 11. ff. ad leg. Cornel. de Sicar.

Lex Pinaria, annaria, wurde A. V. 622 von dem Tribuno plebis, M. Pinario Ruſca, gegeben, allein worauf es eigentlich angekommen, iſt nicht bekannt, wohl aber, daß es ſtarken Widerſpruch gefunden habe. Cic. de Orat. lib. II. c. 65.

Lex Pinaria Furia, wurde von den Bürgermeiſtern, L. Pinario Mamercino und P. Furio Medullino Fuſo, A. C. N. 469 gegeben und bedarf etwa die intercalation u. d. g. an. Macrob. Sat. lib. I. c. 13.

Lex Plautia ſ Plotia (α), judiciaria, wurde von dem M. Plautio Silano, einem Tribuno plebis, A. C. N 88 gegeben und ordnete, daß die Judices zu 15 aus jedem Tribu genommen, mithin ihrer in allen 525 ſeyn ſollten, woher denn auch Raths = Herren, Ritter und ſelbſt auch plebeji da zuſammen kamen. Cic. Pro Corn. et Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Plautia. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Manut. de Legg. c. 15 Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Plautia (β), de Vi, wurde von dem P. Plautio, einem Tribuno plebis, A. V. 675 gegeben, und

und wollte unter andern, daß ein Gut nicht ſollte erſeſſen werden können, welches mit Gewalt weggenommen worden, noch auch das, davon einer entlaufen, da er Leute von fern kommen geſehen, und geglaubet, daß ſie bewaffnet wären und ihn mit Gewalt depoſſidiren wollten. Cic. pro Coel. c. 29. Julian. l. non ſolum §. ſi dominus ff. de Uſucap. Manut. de Legg. c. 23. Sigon. de Judic. lib. II. c. 33. Roſin. lib. VIII. cap. 27.

Lex Plautia Papiria, de Civitate, ſoll, noch einiger Meinung, einerley mit dem Lege Silvani et Carbonis ſeyn*), weil Silvanus eigentlich M. Plautius Silvanus, Carbo aber C. Papirius Carbo geheißen. Es erforderte indeſſen, daß denen, welche in alliirten Städten Bürger geworden, das Bürgerrecht auch zu Rom zugeſtanden werden ſolle, wenn ſie anders damahls, da das Geſetz gegeben worden, in Italien wohnhaft geweſen und ſich binnen 60 Tagen bey dem Prætore gemeldet**).

Lex Plætoria, de Lictoribus Prætoribus urbani, wurde von dem M. Plætorio, einem Tribuno plebis, gegeben und wollte, daß der Prætor jederzeit 2 Lictores bey ſich haben und das Recht bis auf den Abend oder zu der Sonne Untergang, (usque ad ſupremum) ſprechen ſollte***), obwohl hernach ad ſupremum überhaupt genannt worden, wenn der Prætor in den Comitiis das Recht zu ſprechen aufhörete und mithin Feyerabend machte****).

Lex Poblicia, ſumtuaria, wurde A. V. 774 von dem C. Poblicio Bibulo, einem Aedile, gegeben, und darin die vorhergegebenen Leges ſumtuariae erneuert, weil deren Beobachtung ganz abkommen wollte. Tac. Annal. lib. III. c. 52. Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Poblicia.

Lex Pœtilia, de Ambitu, wurde A. V. 395 von dem Tribuno plæbis. C. Pœtilio, gegeben, und verbot, die Nundinas und andere Zuſammenkünfte zu beſuchen, um damit ein Ehrenamt zu erlangen. Liv. lib. VII. c. 15. Hotomann. ap. Pitiſc. in Lex Pœtilia.

Lex

(*) Cic. pro Arch. c. 5.

(**) Manut de Legg. c. 17.

(***) Cenſorin. de Die nat. c. 24.

(****) Varro de L. L. lib. V. c. 2. Manut. de Legg. c. 7

Lex Pœtilia Papiria, de Nexu, wurde A. V. 427 von den Bürgermeiſtern C. Pœtilio und L. Papirio, gegeben und darin geboten, keinen Schulden halber mehr in Ketten und Banden zu ſchlagen, weil nicht eines Leib, wohl aber deſſen Vermögen für das geliehene Geld haften ſollte. Liv. lib. VIII. c. 28. Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Poetilia Papiria.

Lex Pompeja, (α) de Ambitu, wurde A. V. 701 von dem Cn. Pompejo M. gegeben und darin denen eine härtere Strafe geſezt, welche ſich auf verbotene Art um ein Ehrenamt beſtrebet, zugleich aber auch die gerichtliche Unterſuchung darüber dahin eingeſchränkt, daß 3 Tage die Zeugen verhöret, ſodann am vierten der Kläger 2 Stunden reden, der Verklagte aber 3 zu ſeiner Verantwortung haben ſollte. Cic. in Brut. c. 94. id d, Fin. lib. III. c. 1. Manut. de Legg. c. 15. et 19. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Pompeja, (β) de Civitate, wurde von dem Bürgermeiſter, Cn. Pompejo Strabone, A V. 698 gegeben, und darin den Liguribus, Gallis Ciſpadanis und Venetis das Bürgerrecht den Transpadanis aber das Lateiniſche Recht zugeſtanden. Plin. H. N. lib. III. cap. 20. Sigon. de Ant. Iur. Ital. lib. III. c. 2. Manut. de Legg. c. 11.

Lex Pompeja, (γ) de Comitiis, wurde A. V. 701 von dem Cn. Pompejo Magno gegeben, und wollte, daß auf keinen, der abweſend wäre, in den Comitiis bey den Wahlen zu den obrigkeitlichen Aemtern geſehen werden ſollte, den einzigen Jul. Cæſarem ausgenommen. Suet Jul. Cæſ. c. 28. Dio lib. XXXX. Appian de B. C. lib. II. Manut. de Legg. c. 7. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Pompeja, (δ) de Judicibus, wurde auch von dem Cn. Pompejo, da er zum drittenmahl Bürgermeiſter war, gegeben, und darin ſonderlich die Gerichte ſo viel möglich kurz gefaßt, ſo, daß 3 Tage die Zeugen verhöret, den 4ten die Richter erwählet, ſodann auch der Kläger 2 Stunden, der Verklagte aber 3 reden möchte, die Richter aber ſofort auch alsdann das Urtheil darauf fällen ſollten. Cic. in Piſon et Aſcon ap. Pitiſc. in Lex Pompeja.

Lex Pompeja, (ε) de Parricidis, wurde A. V. 698 auch von dem Pompejo, als Bürgermeiſter, ge-

geben, und darin alle, die Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Großvater, Großmutter, Stiefvater, Stiefmutter, oder andere nahe Blutsfreunde umgebracht, erſt bis aufs Blut gepeitſcht, ſodann aber mit einem Hunde, Hahn, Affen und Ratter in einen ledernen Sack geſteckt und ins Meer geworfen werden ſollten. Manut. de Legg. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 25.

Lex Pompeja, (ζ) de Vi, wurde von dem Pompejo A. V. 701 gegeben, weil damahls Clodius auf der Appiſchen Straße erſchlagen, die Curia angeſteckt und dem Interregi. M. Lepido, das Haus geſtürmet worden war. Aſcon. in Cic. et Roſin. lib. VIII. c. 27.

Lex Popilia oder Pompilia ſchrieb vor, wie es mit der Wahl der Veſtaliſchen Jungfern gehalten werden ſolle, ob es aber ſich von dem Numa Pompilio, oder ſonſt einem her ſchreibe, weiß man nicht. Gell. lib. I. c. 12. Liv. lib. I. c. 20. Rævard. Conjectan. lib. III. c. 20. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. c. 1. p. 228. ap. Pitiſc. in Lex Popilia.

Lex Porcia, de Civibus ſ. de Provocatione, wurde von dem M. Porcio Catone, oder, wie es glaublicher iſt, von dem Porcio Jacca, einem Tribuno plebis. A. V. 454 gegeben, und darin ausgemacht, daß bey hoher Strafe ſich keiner mehr unterſtehen ſollte, einen Römiſchen Bürger peitſchen oder ſonſt ſchlagen zu laſſen (*), welches doch aber nur ſonſt, nicht aber von den Lägern zu verſtehen, woſelbſt die Römiſchen Bürger keinesweges von den virgis befreyet waren, wenn ſie etwas derſelben werthes begangen hatten (**).

Lex Poſtumia, ſ. Lex Numæ de Vino.

Lex Publia, (α) ſ. Lex Cornelia de Luſu.

Lex Publilia, (β) de Legibus et Cenſoribus, wurde A. V. 414 von dem Q. Publilio Philone, als Dictatore gegeben, und wollte, daß alle Plebiſcita ſtatt der Geſetze gelten ſollten; ingleichen, daß alle Geſetze in Conciliis centuriatis gegeben werden und der Rath ſie confirmiren ſollte; endlich daß auch der eine Cenſor ein plebejus ſeyn möchte. Liv. lib. VIII. c. 12. Manut. de Legg. c. 5. et 29. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex

(*) Cic. pro Rabir. c. 3. et 4. Liv. lib. X. c. 9. Sigon. de Ant. Jur. Civ. Rom. lib. I. c. 6. Roſin. lib. VIII. c. 2.

(**) Sigon. l. c. lib. I. c. 15.

Lex Publilia (γ), de plebejis Magiſtratibus, wurde A. V. 281 von dem Volerone Publilio Philone, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin verordnet, daß die Magiſtratus plebei in Comitiis tributis, und nicht mehr in Comitiis curiatis erwählet werden, mithin die Patres davon ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Liv. lib. II. c. 56. Dion. Halic. lib. VIIII. Hotomann et Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Publilia.

Lex Pupia wollte, daß an den Tagen, wenn Comitia gehalten wurden, beſonders aber vom 15 Januarii bis den 1 Februarii, kein Rath gehalten, und, da einer ein neues Geſetz geben wollte, darin gehindert werden ſollte. Cic. ad Fam. lib. I. Epiſt. 4. Id ad Fratr. lib. II. Epiſt. 12. Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Regia, de Imperio, überließ den Kaiſern die völlige Herrſchaft. Ulpian. l. 1. ff. de Conſtit. Princip. Roſin. lib. VII. c. 32.

Lex Remmia de Calumniatoribus, wollte, daß falſchen Klägern ein K an die Stirn gebrannt werden ſollte, als der erſte Buchſtabe in Kalumnia, wie man ehemahls ſchrieb; ob ſolches Geſetz aber Remmia oder Memmia heißen ſoll, ingleichen von wem, oder wenn es gegeben worden ſey, weiß man nicht. Cic. pro Sext. Roſc. c. 19. Manut. de Legg. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 22.

Lex Rhodia, de Jactu mercium, hat den Nahmen von der Inſel Rhodus, weil die Rhodier ehemahls beſonders gute Seefahrer waren, und wurde in demſelben von dem gehandelt, was bey der Schifffahrt Streit geben konnte; ſonderlich, wie es zu halten, wenn zu Rettung des Schiffs ein Theil geladene Waaren ins Meer geworfen werden müßten. Von wem und wenn es gegeben worden, iſt unbekannt, jedoch beſtätigten es die Kaiſer Auguſtus und Antonius, ſofern es den Römiſchen Geſetzen nicht entgegen war. Iſidor. lib. IV. c. 17. Voluſ. Mæcian. §. Deprecatio ff. de Leg. Rhod. Hotomann. et Auguſt ap. Pitiſc. in Lex Rhodia.

Lex Romilia (α), de Adulterio, war von dem Romulo gegeben, und erlaubete einem Manne und den Freunden einer Frau, dieſe hinzurichten, wenn ſie des Ehebruchs konnte überführet werden. Manut. de Legg. c. 29.

Lex Romilia (β), de Auſpiciis, wurde auch von dem Romulo gegeben, und darin verſehen, daß nichts wichti-

wichtiges unternommen werden ſollte, man habe denn erſt die Auſpicia zu Rathe gezogen. Cic. de N. D. lib. III. c. 2. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (γ), de Conjugiis, ſchrieb ſich auch von dem Romulo her und wollte, daß eine Frau die Sacra und alles Geld mit dem Manne gemein haben, auch, da keine Kinder da wären, deſſen Erbin allein; da aber ſich Kinder fänden, die Hälfte des Vermögens als Erbin bekommen ſollte: allein, da ſie auch etwas wider den Mann verbräche, ſollte dieſer ſie mit ihren Freunden richten, und da ſie eine Ehebrecherin oder Kindermörderin wäre, oder Wein ſöffe, ſie am Leben zu ſtrafen befugt ſeyn, er wollte ſich denn nur von ihr ſcheiden. Dion. Halic. lib. II. c. 4. Manut. de Legg. c. 16.

Lex Romilia (δ), de Diis peregrinis, wollte, daß die Römer keinen fremden Gott, außer den Faunum verehren, noch auf eine fremde Art ihr Opfer thun ſollten. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (ε), de Fabuloſis Figmentis, war auch von dem Romulo gegeben, und verbot, von den Göttern was fabelhaftes oder erdichtetes zu erzählen. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (ζ), de Magiſtratibus, wollte, daß der Rath allein aus Patriciis beſtehen, ſolche auch allein den Gottesdienſt beſorgen und das Recht ſprechen ſollten. Dion. Halic. lib. II. c. 4. Manut. de Legg. c. 4.

Lex Romilia (η), de Parricidio, war auch von dem Romulo gegeben, und rechnete alle Ermordung eines freyen Menſchen für ein parricidium an. Manut. de Legg. c. 26.

Lex Romilia (θ), de Portis et Mœnibus erforderte, daß niemand in die Stadt, als durch die Thore kommen, die Mauern aber als heilig und unverletzlich ſeyn ſollten. Cic. de N. D. lib. III. c. 40. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (ι), de Vigiliis nocturnis, wollte, daß des Nachts kein Gottesdienſt in den Tempeln gehalten werden ſollte, damit nicht unter dem Vorwande derſelben es nicht allzuehrbar zugehen, oder man auch da gefährliche Zuſammenkünfte halten, und etwas wider ihn anfangen möchte. Manut. de Legg. c. 2.

Lex

Lex Roſcia, Theatralis, wurde A. V. 686 von dem Tribuno plebis L. Roſcio Othone, gegeben, und darin für die Equites ausgemacht, daß ſie bey den Schauſpielen allein und auf den erſten 14 Reihen ſitzen ſollten. Liv. Epit. 99. Cic. pro Muren. c. 19. Juvenal Sat. XIV. v. 332. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 19. Roſin. lib. V. c. 4. VIII. c. 1. et ad eum Dempſter. l c.

Lex Rubrica wollte, daß die Ländereyen, ſo zu Carthago gehöreten, nach deſſen Eroberung ausgetheilet werden ſollten. Von wem aber und wenn ſolches Geſetz gegeben worden, weiß man nicht. Manut. de Legg. c. 13, Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Rupilia, de Judicibus, wurde A. V. 621 von dem P. Rupilio, als Bürgermeiſter, nach andern aber noch als Prætore gegeben, und darin verordnet, daß, wenn ſich Streit zwiſchen Sicilianern, die nicht aus einer Stadt waren, ereignete, der Römiſche Prætor oder Statthalter ihnen Judices nach dem Looſe geben ſollte. Cic. Verr. II. c. 13. Sigon. de Ant. Jur. Provinc. lib. II. c. 5.

Lex Rutilia, de Tribunis militum, wurde A. V. 391 von dem Bürgermeiſter C. Rutilio Rufo, gegeben, und darin den Bürgermeiſtern zugeſtanden, ſich auch ihre Tribunos militum im Kriege zu erwählen, welche denn daher von ihm auch Rufuli, hernach aber Rutili genannt wurden. Feſtus in Rufuli; Manut. de Legg. c. 5. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Sacrata hat den Nahmen von dem Monte ſacro, wohin ſich der Pöbel A. V. 260 retirirte, als ſie von den Patriciis gar zu ſehr gedrückt wurden, auch nicht eher wieder nach Rom kam, als bis ihm ſeine eigene und unverletzliche Obrigkeit die Tribuni plebis, zugeſtanden wurden (*). Wenn aber von Legibus ſacratis, als mehrern geredet wird, will man, daß ſolches nur von den unterſchiedenen Theilen deſſelben zu verſtehen ſey, da es an ſich nur ein Geſetz geweſen (**).

(*) Liv. lib. II. c. 33. Dion. Halic. lib. VI. c. 12.

(**) Manut. de Legg. c. 5. Sigon de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 6. Struv. Antiqu. Rom. c. 4. p. 222. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex ſacrata militaris, wurde A. V. 411. von dem M. Valerio Coruino, als Dictatore, gegeben, und enthielt, daß keines Soldaten Nahme, wider deſſen Willen, aus der Rolle der Soldaten wieder ausgelöſcht, noch auch einer, der Tribunus militum geweſen, wiederum Ordinum ductor oder erſter Centurio ſollte werden können. Liv. lib. VII. c. 41. Manut. de Legg. c. 12. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex ſatura war ein Geſetz, das von unterſchiedenen Dingen zugleich handelte (*); allein, da ein Geſetz je geweſen, welches dergleichen Nahmen gehabt, ſo iſt doch dergleichen hernach per Legem Cæciliam Didiam, zu geben verboten worden (**); und, da anderweits bey den Geſetzen mit angehänget wurde, neve per Saturam abrogato vel derogato, wöllte dieſes ſo viel ſagen, daß man ein Geſetz nicht mit der Liſt ganz, oder auch nur zum Theil abſchaffen ſollte, daß, indem man dem Volke ſonſt was nützliches in einem Geſetze vorſchlage, dieſes Abrogation oder Derogation mit darin verſtecke, daß es das Volk ſo leicht nicht wahrnehme; ſondern, da man ja mit einem Geſetze dergleichen etwas thun wolle, ſolle man es beſonders dem Volke vortragen (***).

Lex Scantinia ſoll entweder den Nahmen von C. Scantinio Aricinio haben, der es gegeben, oder auch von dem C. Scantinio Capitolino einem Tribuno plebis, der nach ſolchem zuerſt condemniret wurde, als er ſeinen eigenen Sohn zur Sodomiterey gebrauchen wollen, daher auch abzunehmen, daß es dergleichen Bosheiten verboten haben müſſe. Cic. ad Fam. lib. VIII. Epiſt. 12. Philipp. III. c. 6. Tertull. de Monog. c. 12. Sueton. Domit. c. 8. & ad eum Torrent. l. c. Val. Max. lib. VI. c. 1. n. 7. Juvenal. Sat. II. v. 38. Manut. de Legg. c. 29.

Lex Scribonia (α), de Luſitanis, wurde von dem Tribuno plebis, L. Scribonio, gegeben, und darin geſetzt,

(*) Diomed. lib. III. p. 483. Ed. Putſch. Feſtus in Satura Lex.

(**) Vid. Lex Cæcilia Didia.

(***) Manut. de Legg. c. 42. Voſſ. Etymol. in Satura; Roſin. lib. VIII. c. 6. Rivius et Popma ad Salluſt. B. I. c. 29.

ſetzt, daß die Luſitanier, welche ſich den Römern ergeben, dennoch aber von dem Servio Galba verkauft worden waren, wieder in Freyheit geſetzt werden ſollten, welches aber dennoch auch unterblieb, da der Bube ſich ſehr barmherzig ſtellete, daß er das Volk endlich auf ſeine Seite zog, was auch ſonſt Cato ſelbſt darwider redete. Liv. Epit. 49. Cic. in Brut. c. 23.

Lex Scribonia (β), de Servitutum Uſucapionibus, wollte, daß die Freyheit endlich auch von einem Knechte ſollte erſeſſen werden können. Paull. l. ſequitur §. vlt. ff. de Uſucap.

Lex Sempronia (α), de Aere alieno, wurde A. V. 560 von dem Tribuno plebis, M. Sempronio, gegeben und erforderte, daß in Schuldſachen mit den Lateinern und andern Sociis eben die Geſetze gelten ſollten, welche unter den Römern üblich waren. Liv. lib. XXXV. c. 7.

Lex Sempronia (β), agraria, wurde von dem Tib. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis, gegeben, daß keiner mehr als 500 Jugera Landes beſitzen, das übrige aber unter den Plebem getheilet werden ſollte, und, da dennoch nicht alle Ländereyen bekommen könnten, ſollten die übrigen mit Gelde von des Attali Schatze befriediget werden, worüber ſich aber ein gräulicher Lerm bey dem Rath und Rittern erhob. Liv. Epit. 58. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. lib. III. cap. 1.

Lex Sempronia (γ), agraria, wurde von dem C. Sempronio Graccho, auch als Tribuno plebis, gegeben, war aber doch eben das, welches deſſen Bruder Tiberius ſchon vorgehabt hatte. Vellei lib. II. c. 2. 6. Plutarch. in Tib. Grach. c. 4. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2.

Lex Sempronia (δ), de Capite Civium Romanorum wurde A. V. 630 von dem C. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis, gegeben, und darin verboten, über das Leben eines Römiſchen Bürgers zu urtheilen, ohne Geheiß des Volks. Plutarch in Graccho cap. 4. Cic. Catil. IIII. c. 5.

Lex Sempronia (ε), de Centuriis evocandis, wurde A. V. 630 auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und darin verlanget, daß alle 5 Claſſen der Römiſchen Bürger zuſammen genommen, und die

Centurien daher erkieſet würden, durch welches Mittel die Armen ſowohl, als die Reichen, zum Votiren gegekommen, und dieſen vollkommen weh geſchehen wäre, weil anderweits die Zahl der obrigkeitlichen Perſonen dennoch auf ſie ankam. Salluſt. ad Caeſ. de Rep. ordinanda, Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Sempronia (ζ), de Civitate Italis danda, wurde von dem Tib. Sempronio Graccho A. V. 520 gegeben und ſollte, nach ſelbigem, geſammten Italiänern das Bürgerrecht ertheilet werden. Vellei lib. II. c. 2. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1.

Lex Sempronia (η), de Coloniis deducendis, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, nach dem auch die Colonien auſſerhalb Italien abgeführet werden ſollten. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Vellei lib. II. c. 15. Liv. Epit. 59.

Lex Sempronia (ϑ), de Fœnore, wurde A. V. 560 von dem M. Sempronio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin der Schelmerey vorgebauet, daß, da die Wucherer von Römiſchen Bürgern nicht mehr Zins nehmen durften, als die Geſetze zuließen, die Bundesgenoſſen aber unter dieſen Geſetzen nicht begriffen waren, ein Debitor die Schuld auf dieſe mußte ſchreiben laſſen, mit denen er ſich denn auch ſetzen mochte, wie er konnte, von dar an die Römiſchen Geſetze auch unter den Sociis gelten ſollten. Liv. libr. XXXV. c. 7. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. III. cap. 11. Manut. de Legg. c. 16.

Lex Sempronia (ι), frumentaria, wurde A. V. 628 von dem C. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß dem Volke Mann für Mann der Scheffel Getreide aus den öffentlichen Kornhäuſern für einen trientem et ſemiſſem, oder fünfthalb Aſſem gegeben werden ſollte, zu welchem Ende das Getreide auch in gewiſſen Magazinen, ſo von ihm Horrea Sempronia hießen, aufgeſchüttet wurde. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Liv. Epit. 60. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 12.

Lex Sempronia (κ), de Hereditate Attali, wurde von dem Tiberio Sempronio Graccho gegeben, und wollte daß der ererbte Schatz des Attali unter die vertheilet werden ſollte, welche Felder bekommen, um ſich mit Schiff und Geſchirr in den Stand

zu ſetzen, die Felder auch beſtellen zu können. Liv. Epit. 58. Plutarch. in Gracch. c. 5.

Lex Sempronia (λ), judiciaria, wurde A. V. 630 von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und, da zuvor allemahl 300 Rathsherren auch Judices mit waren, ſollten nach dieſem Geſetze dergleichen auch 300, oder nach andern 600 Equites mit seyn, wodurch denn Gracchus machte, daß, da ſonſt Rath und Equites wider ihn zuſammenhielten, ſelbige nunmehr auch uneins wurden. Plutarch. in Gracch. c. 4. Liv. Epit. 60. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Manut. de Legg. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 21.

Lex Sempronia (μ), de Judiciis, wurde auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und ſollte nach ſelbigem niemand in den Judiciis hintergangen werden. Auguſtin. et Hotomann. ap. Pitiſc. in Lex Sempronia.

Lex Sempronia (ν), de Limitibus, wurde A. V. 620 von dem Tiberio Sempronio Graccho gegeben, und darin geordnet, daß man durch die fines actuarios, ſowohl gehen möchte, als auf einem gemeinen Wege. Hygin. de limit. conſtituend. et Roſin. lib. VIII. c. 11.

Lex Sempronia (ξ), de Magiſtratibus, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und ſollte nach demſelben keiner ein Ehrenamt wieder bekommen, wenn er von dergleichen einmahl wäre entſetzet worden. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Sempronia (ο), de Militibus, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und wollte, daß den Soldaten die Kleider oder Montur umſonſt gegeben, und nicht von ihrem Solde wieder abgezogen, ingleichen keiner ein Soldat zu werden gezwungen werde, der noch nicht 17 Jahr alt sey. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Sempronia (π), de Provinciis, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und darin begehret, daß der Rath noch vor den Comitiis conſularibus ausmachen ſollte, welche Provinzen den Bürgermeiſtern zufallen, dieſe aber hernach unter einander looſen ſollten, wenn ſie deſigniret worden, welche jeder beſonders haben ſollte. Cic. pro Dom. c. 9. pro Balb. c. 27. Manut. de Legg. c. 10. Roſin. lib. VIII. c. 8.

Lex Sempronia (ρ), de Suffragiis, wurde auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und wollte, daß alle Italiäner den Römiſchen Bürgern im Votiren gleich seyn ſollten. Plutarch. in C. Graccho c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Sempronia (σ), de Viis muniendis, wurde ebenfalls von dem C. Sempronio Graccho A. V. 630 gegeben, und darin verſehen, daß alle Straßen gepflaſtert, gerade zugeführet, die Pfützen und Löcher ausgefüllet, Brücken, da es nöthig war, gebauet, auf den Seiten Ränder aufgeführet, und alle Meilen mit ihren Säulchen und daran geſchriebenen Zahlen der Meilen bemerket würden, mithin leicht die rühmlichſte Unternehmung von allen dieſes ſonſt unruhigen Mannes war. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Servilia (α), agraria, wurde A. V. 690 von dem Tribuno plebis, P. Servilio Rullo, gegeben, und ſollten nach demſelben alle Ländereyen, Häuſer und was unter dem L. Sylla, Q. Pompejo zur Republik gezogen worden, verkauft, für das Geld Felder in Italien angeſchafft, und neue Colonien dahin geführet, anbey auch die Campaniſchen und Stellatiſchen Felder mit unter die Bürger vertheilet werden, welches Geſetz aber Cicero noch hintertrieb. Cic. Orat. tribus c. Rullum; Idem contr. Piſon. cap. 2. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. cap. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Servilia (β), de Civitate, wurde von dem C. Servilio Glaucia gegeben, und wollte es, daß den Lateinern das Römiſche Bürgerrecht ertheilet werden ſollte. Cic. pro Balb. c. 24. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Servilia (γ), de Judicibus, wurde von dem Bürgermeiſter, Q. Servilio Cæpione, A. V. 647 gegeben, und darin geordnet, daß Rathsherren und Ritter zugleich die Judicia zu verſehen haben ſollten. Cic. in Brut. c. 43. et 44. Tac. Annal. lib. XII. c. 60. Jul. Obſequens de Prodig. c. 101. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Manut. de Legg. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 21.

Lex Servilia (δ), de Repetundis, wurde A. V. 663 von dem C. Servilio Glaucia, als Prætore, gegeben, und handelte, mithin von Erſtattung der entwendeten gemeinen Gel-

Gelder. Cic. pro Rabir. Poſt. c. 4. Sigon. de Judic. lib. II. c. 27. Manut. de Legg. c. 22. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Sextia, de Magiſtratibus, wurde A. V. 386 von dem L. Sextio gegeben, und wollte, daß allemahl der eine Bürgermeiſter aus den Plebejis erwählet werden ſollte. Liv. lib. VI. c. 42.

Lex Sicinia, de Tribunis plebis, wurde A. V. 262 von dem Sp. Sicinio, als Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß, wenn ein Tribunus zum Volke redete, ihm niemand in die Rede fallen, widerſprechen, oder ſonſt hindern, widrigenfalls aber Bürgen ſtellen ſollte, daß er die ihm von den Tribunis zuerkannte Strafe bezahlen wolle, oder da er keine Bürgen ſtellen wollte, am Leben geſtraft und deſſen Güter confiſciret werden ſollten. Dion. Halic. lib. VII. c. 4.

Lex Silia de Ponderibus, wurden von den beyden Tribunis plebis, P. und M. Siliis, gegeben, und ſollte nach demſelben ein Quadrantal Wein 80 Pfund, ein Congius 10 Pfund wiegen; Sex Sextarii ſollten ein Congius, 48 Sextarii aber ein Quadrantal ſeyn. Sechzehn Pfund ſollten in einem Modio oder Scheffel ſeyn, und wer dergleichen Maaß und Gewicht nicht hätte, ſollte willkührlich geſtraft werden. Feſtus in Publica pondera.

Lex Silvani et Carbonis, de Peregrinis, wurde A. V. 664 von den Zunftmeiſtern, Silvano und Carbone, gegeben, und darin geſetzt, daß wenn Fremde zu der Zeit, da das Geſetz gegeben wurde, ihre häusliche Wohnung in Italien beſäßen, und innerhalb 60 Tagen von da an ſich bey dem Prætore melden würden, für römiſche Bürger paßiren ſollten. Cic. pro Arch. c. 4. Sigon. de Ant. Jur. Prov. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Sulpicia (α), de Aere alieno, wurde A. V. 665 von dem Tribuno plebis Servio Sulpicio, gegeben, und darin verboten, daß ein Rathsherr nicht über 2000 Drachmas (250 Thaler,) Schulden machen ſollte. Plutarch. in Syll. c. 8. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 11. Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Sulpicia (β), de Bello Macedonico, wurde A. V. 553 von dem P. Sulpicio Galba, als Bürgermeiſter, gegeben, daß Philippus König in Macedonien, mit Krieg angegriffen werden ſollte. Liv. lib. XXXI. cap. 6.

Lex Sulpicia (γ), de Bello Mithridatico, wurde von dem Tribuno plebis, P. Sulpicio, gegeben, daß dem Syllæ das Commando wider den Mithridatem abgenommen, und dem C. Mario gegeben werden ſollte. Vellej. lib. II. c. 18. Liv. Epit. 77. Plutarch. in Mario. c. 20.

Lex Sulpicia (δ), de Civibus novis, wurde auch von nur beſagtem Sulpicio A. V. 665 gegeben, und darin geſucht, daß die Italiäner, ſo 8 neue Tribus ausmachten, durch alle 35 alte Tribus zerſtreuet werden ſollten; allein es war ſolches Geſetz entweder nicht zu Stande gekommen, oder doch wieder von dem Sylla caſſiret worden. Liv. Epit. 77. Sigon de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Sulpicia (ε), de Libertorum Suffragiis, wurde von eben nur beſagtem Sulpicio gegeben, und gieng dahin, daß die Libertini in allen 35 Tribubus ihre Stimmen ſollten geben können, da ſie vorher nur zu den 4 Urbanis gerechnet wurden, und mithin wenig zu ſagen hatten. Manut. de Legg. c. 9.

Lex Sulpicia Sempronia, de Templis et Aris, wurde A. V. 449 von den Bürgermeiſtern, P. Sempronio und P. Sulpicio, gegeben, daß niemand einen Tempel oder Altar, ohne Bewilligung des Raths, oder gröſtentheils der Tribunorum plebis, widmen oder dediciren ſollte. Liv. lib. IX. c. 46.

Lex ſumtuaria war ein Geſetz, welches dem allzugroßen Aufwande, ſonderlich auf Gaſtgeboten, Einhalt thun ſollte, dergleichen waren Lex Aemilia, Antia, Cornelia, Didia, Fannia, Julia, Lacinia und Orchia.

Lex Tabellaria war ein Geſetz, welches wollte, daß die Stimmen auf Täfelchen geſchrieben, und nicht mündlich gegeben werden ſollten, um mit deſto mehrerer Freyheit ſeine Meynung entdecken zu können, dergleichen Geſetze denn waren Lex Caſſia, Cœlia, Gabinia und Papiria.

Lex talaria wird, dem Anſehen nach, nur zum Scherz alſo genannt (*), oder allenfalls auf ein altes Geſetz geſehen, darin verboten geweſen, bey Gaſtgeboten mit Talis zu ſpielen (**).

Lex

(*) Plaut. Mil. glor. Act. II. Sc. 2. v. 9.

(**) Taubmann. ad Plaut. l. c. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Tapulla war ebenfalls ein nur zum Scherz abgefaßtes Geſetz, wie es bey Schmauſereyen gehalten werden, welches in einem luſtigen Gedicht Valerius Valentinus entworfen hat. Feſtus in Tapullam legem, ad eum Scaliger et Dacerius l. c. Dempſter. ad Roſin. lib. V. c. 29.

Lex Tarpeia Aeternia, ſ. Ateria, de Multis, wurde A. V. 300 von dem Tarpejo Montano Capitolino und A. Aterio Fontilano, als Bürgermeiſtern, gegeben, und nach ſelbigen in Strafſachen ein Schaf auf einen Decuſſem, ein Ochs aber auf einen Centuſſem geſetzt. Feſtus in Peculatus.

Lex Terentia Caſſia, frumentaria, wurde A. V. 680 von den Bürgermeiſtern, M. Terentio Lucullo und C. Caſſio Varo, gegeben, und betraf die Erkaufung des Getreides in Sicilien, das von da nach Rom gebracht wurde. Cic. Verr. III. c. 70. V. 21.

Lex Terentilla war ein Geſetz, welches C. Terentillus Arſa, als Tribunus plebis, A. V. 291 geben wollte, und darin vortrug, durch 5 Männer eine Verfaſſung zu ſtellen, wie ſich die Bürgermeiſter gegen die Römiſchen Bürger verhalten ſollten; das aber nicht zu Stande kam, jedoch Gelegenheit gab, daß die Decemviri legibus ſcribendis erwählet, und die Geſetze der XII. Tafeln entfaſſet wurden. Liv. lib. III. c. 9. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Thoria, de Vectigalibus, wurde von dem Tribuno plebis, Sp. Thorio, gegeben, und ſollten nach ſolchem alle Felder von den Abgaben frey ſeyn, wobey zugleich verſehen wurde, was etwa mit dem Hüten darauf zu beobachten ſeyn möchte. Cic. Brut. c. 36. de Orat. libr. II. c. 70. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. Manut. de Legg. c. 13. Roſin. libr. VIII. cap. 10.

Lex Titia (α), de Luſu, ſ. Lex Cornelia.

Lex Titia (β), de Muneribus, war ein Geſetz, welches für geleiſtetes Patrocinium in einer Rechtsſache einiges Geſchenke anzunehmen verbot. Auſon. Epigr. LXXXVIII. v. 1. Tac. Annal. lib. XI. c. 3.

Lex Titia (γ), de Tutoribus, ſ. Lex Julia.

Lex Titia (δ), de Vectigalibus, wurde A. V. 654 von dem Tribuno plebis, Sex Titio, gegeben, und darin vorgeſchrieben, daß ein Quæſtor die Zinſen auch von Agris publice aſſignatis eintreiben ſolle. Val. Max. lib. VIII. c. 1. n. 3. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Trebonia (α), de Provinciis, wurde von dem C. Trebonio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin dem Pompejo Spanien, Craſſo Syrien, und dem Caeſari Gallien und Germanien auf 5 Jahr zugeſtanden und da Cato ſich allzu ſehr dawider ſträubete, wurde er dafür auf des Trebonii Befehl in Arreſt geleget. Liv. Epit. 105. Auguſtin. de Legg. in Trebonia. et Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. cap. 1. p. 237. ap. Pitiſc. in Lex Trebonia.

Lex Trebonia (β), de Tribunis plebis wurde A. V. 305. von dem L. Trebonio gegeben, und darin dahin geſehen, daß bis 10 Tribuni plebis allemahl erwählet werden ſollten. Liv. lib. III. c. 64. 65. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex tribunitia hieß ein Geſetz, welches ein Tribunus plebis gegeben hatte (*), oder durch welche Wahl auch der Tribunorum plebis Wahl, Amt und Gewalt beſtätiget wurde (**).

Lex Triumphalis war ein Geſetz welches vorſchrieb, wer und wie einer triumphiren ſollte, beſonders daß einer die Ehre nicht haben ſollte, er habe denn 5000 rechtmäßige Feinde erleget. Val. Max. lib. II. c. 8. n. 1. et Hotomann. item Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex triumphalis.

Lex Tullia (α), de Ambitu, wurde von dem M. Tullio Cicerone, als Bürgermeiſter, gegeben, und darin der unrechtmäßigen Beſtrebung nach einem Ehrenamte vorgebauet. Cic. in Sext. c. 64. Idem in Vatin. c. 15. Manut. de legg. c. 5. & 28.

Lex Tullia (β), de Legatione libera, wurde auch von dem M. Tullio Cicerone, A. V. 690 gegeben, und darin ausgemacht, daß die Legationes liberae nicht länger als ein Jahr währen ſollten. Cic. de Legg. lib. III. c. 8. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Valeria (α) de Formianis &c. wurde A. V. 568 von dem Tribuno plebis, C. Valerio Tappo, gegeben, daß die von Formiis, Fundis und Arpino, nebſt dem Bürgerrechte, auch das Jus Suffragii haben ſollten. Liv. lib. XXXVIII. c. 36. Roſin. lib. VIII. c. 2. et 3.

Lex Valeria (β), de Magiſtratibus, wurde von dem n. Valerio Poplicola, nach Vertreibung der Könige, gege-

(*) Cic. in Rull. II. c. 8.

(**) Liv. lib. V. c. 55. Hotomann. et Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex tribunitia.

gegeben, und betraf ſonderlich die Einrichtung des neuen Regiments. Dion. Halic. lib. V. cap. 3. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Valeria (γ), de Provocatione, wurde A. V. 254 von dem P. Valerio Poplicola, als Bürgermeiſter gegeben, und darin einem römiſchen Bürger zugeſtanden, daß er von dem Rathe und andern Obrigkeiten allemahl an das Volk appelliren, und wider ſolche Appellation niemand einen Römiſchen Bürger ſollte ſchlagen, binden, oder hinrichten laſſen. Liv. lib. II. c. 8. Dion. Halic. lib. V. c. 3. Val. Max. lib. IIII. cap. 1. n. 1. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. libr. VII. c. 5.

Lex Valeria Horatia (δ), de Provocatione, wurde A. V. 304 von den Bürgermeiſtern, L. Valerio und M. Horatio, wieder erneuert, und die Appellation an das Volk jedem Römer wieder eingeräumt, nachdem ſelbige von den Decemuiris war aufgehoben worden. Liv. lib. III. c. 55. Manut. de Legg. c. 8. Roſin. libr. VIII. c. 2.

Lex Valerta (ε), de Provocatione, wurde abermahl von dem Bürgermeiſter, M. Valerio Coruo, A. V. 453 erneuet. Liv. lib. X. cap. 9. Roſin. lib. VIII. c. 2. et 3.

Lex Valeria (ζ), de Quadrante, wurde A. V. 667 von dem Bürgermeiſter, P. Valerio Flacco, gegeben, und darin verordnet, daß die Schuldiger ihren Gläubigern den vierten Theil wieder bezahlen, die übrigen drey Theile aber wegfallen ſollten, wiewohl doch einige ſolche drey Theile auch lieber nur von der Zinſe, nicht aber von dem Capitale verſtehen wollen. Vellei lib. II. cap. 23. Manut. de legg. c. 16. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. cap. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 20. Boecler, ad Vellei l. c.

Lex Valeria (η), de Quaeſtoribus, wurde von dem Bürgermeiſter, P. Valerio Poplicola, gegeben, und wollte, daß jährlich 2 Quaeſtores von dem Volke aus den jungen Patriciis erwählet werden ſollten, welche die öffentlichen Einkünfte einnahmen, verwahreten und Rechnung darüber führeten. Plutarch. in Poplicola cap. 5. Roſin. lib. VIII. cap. 6.

Lex Valeria (ϑ) Horatia, de Tribunis plebis, wurde von den Bürgermeiſtern, L. Valerio und M. Horatio

ratio gegeben, und darin die Tribuni plebis angenommen und beſtätiget. Liv. lib. III. cap. 54.

Lex Valeria (ι), Horatia, de Comitiis tributis, wurde ebenfalls von nur beſagten Bürgermeiſtern gegeben, und darin ausgemacht, daß, was das Volk in Comitiis tributis heiſſen würde, ſtatt eines Geſetzes ſeyn ſollte. Liv. libr. III. cap. 54. Manut. de Legg. cap. 8.

Lex Valeria (κ), de Sylla, wurde von dem L. Valerio Flacco, als Interrege, gegeben, und darin alles, als recht beſtätiget, was Sylla gethan und angeordnet hatte. Cic. contra Rull. Orat. III. cap. 2.

Lex Valeria (λ), de Vectigalibus, wurde von dem P. Valerio Poplicola, als Bürgermeiſter gegeben, und darin dem Volke alle Abgaben abgenommen. Plutarch. in Poplic. cap. 5. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Varia, de Majeſtate, wurde A. V. 662 von dem Tribuno plebis, Q. Vario, gegeben, und darin anbefohlen, zu unterſuchen, auf weſſen Verurſachen die Alliirten des Römiſchen Volks bewogen worden, einen Krieg wider dieſes anzufangen. Val. Max. lib. VIII. c. 6. n. 4. Manut. de Legg. c. 21. Roſin. lib. VIII. cap. 23.

Lex Vatinia (α), de alternis Conſiliis, wurde von dem Tribuno plebis, P. Vatinio, gegeben, und darin die alterna conſilia verworfen (*) obwohl nicht bekannt iſt, was ſolche eigentlich geweſen (**).

Lex Vatinia (β), de Coloniis, wurde auch von beſagtem Vatinio gegeben, und wollte, daß Cæſar eine Colonie nach Nouocomum abführen ſollte. Suet. Jul. Caeſ. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 9.

Lex Vatinia (γ), de Provinciis, wurde ebenfalls A. V. 694 von dem P. Vatinio gegeben, und darin verſehen, daß Caeſar die ihm decretirten Provinzien 5 Jahr behalten ſollte. Sueton. Jul. Caeſ. c. 22. Cic. in Vatin. c. 15. Roſin. lib. VII. c. 8.

Lex

(*) Cic. in Vatin. cap. 11.

(**) Auguſtin. et Pigh. apud Pitiſc. in Lex Vatinia.

Lex Vectibulicia handelte von Freylaſſung der Servorum publicorum (*), was aber das Vectibulicia ſeyn ſolle, will niemand wiſſen, wo es nicht Vettica Publicia heiſſe, und alſo ſolches Geſetz von den Bürgermeiſtern C. Publicio Certo und Vettico Publico, A. V. 850 gegeben worden (**).

Lex Viaria, wurde A. V. 703 von dem Tribuno plebis, C. Curione, gegeben, und darin dem Volke die Beſſerung der Straſſen angerathen, worüber die Aufſicht ſich Curio auf 5 Jahr ausbat. Appian. de B. C. lib. II. Cic. ad Fam. lib. VIII. Epiſt. 6.

Lex de Vigeſima hereditatum, ſiehe Vigeſima.

Lex Villia, annalis, wurde A. V. 574 von dem Tribuno plebis, L. Villio Annale, gegeben, und darin ausgemacht, wie alt einer ſeyn ſollte, wenn er dieſes oder jenes Ehrenamt erlangen wolle, wovon denn Villius hernach mit ſeiner Familie eben den Zunahmen Annalis bekommen. Liv. lib. XXXX. c. 43. Ovid. Faſt. V. v. 65. Cic. de Legg. lib. III. Roſin. lib. VIII. cap. 5. Lipſ. de Magiſtr. Rom. c. 4.

Lex Viſcella, ſ. Viſellia, de Libertinis, wurde A. V. 776 von dem Bürgermeiſter, L. Viſellio Varo, gegeben, und darin den Libertinis verboten, ſich der Rechte der Ingenuorum anzumaſſen, wo ſie nicht das jus aureorum annulorum von dem Kaiſer erlanget hätten. L. unic. C. ad l. Viſcell. Roſin. lib. VIII. c. 15.

Lex Voconia, de Hereditaribus mulierum, wurde A. V. 584 von dem Tribuno Plebis, Q. Voconio Saxa, gegeben, und wollte, daß niemand eine Frau oder Jungfer über mehr, als den vierten Theil ſeiner Verlaſſenſchaft einſetze, ob wohl einige melden, daß es gewollt, man ſolle gar kein Weib zu Erben einſetzen, wenigſtens die cenſi nicht, oder die bis 100000 HS. im Vermögen hatten, welches aber hernach bis auf den vierten Theil davon, oder 25000 Seſtertien geſetzet worden iſt. Cic. Verr. I. c. 42. Id de Senect. c. 5. Liv. Epit. 41. Gell. lib. VII. c. 13. Roſin. libr. VIII. c. 18. Cellar. ad Plin. Paneg. c. 42. Gronov. ad Gell. l. c.

Leyer,

(**) L. 3. C. de Serv. reip. manumittendis.

(*) Rutgerſ. Var. Lect. lib. II. c. 5.

Lexicon, iſt eine aus dem Griechiſchen entlehnte Benennung eines Wörterbuchs, wofür man auch, doch aber mit ſchlechtem Erfolge, die Ausdrücke Nahmenbuch oder Anſchlagebuch, einzuführen gedachte. Es hat aber das Wort Lexicon oder auch Lexikon ſchon das deutſche Bürgerrecht gewonnen, und jeder Schüler weiß ſchon was darunter verſtanden wird, daher will ich mich dabey nicht aufhalten.

Lex Martini iſt in der Republik Lucca das Geſetz, nach welchem der Adel daſelbſt allein die Regierung führen ſoll.

Lex mentalis, iſt ein vom König Eduard in Portugal, aus dem 15ten Jahrhundert herrührendes Geſetz, vermöge deſſen des Königs Sohn, wenn er einmahl geiſtlich geworden, niemahls zur Krone kommen kann; und wenn der König etwas von den Krongütern verſchenkt, ſolches dem Erſtgebornen derjenigen Familie, welcher es gegeben worden, zu Theil wird, und niemahls auf Frauenzimmer fällt, auch, wenn kein männlicher Erbe vorhanden, wieder zur Krone kommt.

Lexow, iſt ein herzogl. Mecklenb. Schweriniſches Gut im Kloſteramte Dobbertin.

Lex regia, begreift in Dännemark die Fundamentalgeſetze in ſich, nach welchen man ſich bey der Erbfolge des königlichen Hauſes richten ſoll ꝛc. Friedrich der Dritte hat es nach erhaltener Souverainität gegeben, und im Mſc. bey dem königlichen Archive verwahren laſſen; endlich aber iſt es 1710 in Däniſcher Sprache herausgegeben worden.

Ley, heißt bey den Schiffern, ſich unter dem Winde, oder gegen den Wind befinden, woher ſie

ſagen

ſagen: in die Ley fallen, wenn ſie den Vortheil des Windes verlieren.

Ley, iſt auch die Benennung der ächten Art der Vanille.

Ley, iſt ein für ſich allein veraltetes Wort, welches ehedem ein Hauptwort weiblichen Geſchlechtes war, und eigentlich den Weg, figürlich aber auch die Art, Gattung, das Geſchlecht, bedeutete. Im Oberdeutſchen ſagte man ehedem auch Lige oder Leige. Man ſetzet dieſes Wort jetzt nur noch zu einigen Zahl- Für- und Beywörtern; z. B. einerley, von einer Art, zweyerley, beyderley, dreyerley; ferner ſechſerley Geld, ſechs verſchiedene Arten Geldes. Achterley Leute, zwanzigerley Sachen; hunderterley unter einander; tauſenderley Dinge u. ſ. w. Im Oberdeutſchen ſagt man auch anderley für, von anderer Art, welches aber im Hochdeutſchen nicht üblich iſt. Die Fürwörter und die dieſen ähnliche Beywörter, welche den Zuſatz Ley ertragen, ſind im Hochdeutſchen all, keine, viel und manch; allerley, keinerley, vielerley und mancherley. Im Oberdeutſchen hat man deren noch mehrere. Derley für dergleichen, welcherley, jederley, ſolcherley. Im Theuerdank kommt eincherley vor, ſtatt von irgend einer Art. Andere alte Schriftſteller haben meinerley, deinerley, ſeinerley, von meiner, deiner oder ſeiner Art u. ſ. f.

Ley, ein adeliges Gut in Weſtphalen in der fürſtlich Fürſtenbergiſchen Herrſchaft Gimborn, im Kirchſpiel Runderod.

Leybi, ein Dorf in Schwaben, in der Abtey Elchingen, im Pflegamt Fuhlheim.

Leyden, ſ. Leiden in Holland.

Leyen, zur Leyen, iſt ein Schloß und Herrſchaft im Churtrieriſchen an der Moſel, welches das

Stammhaus des reichsgräflichen Geſchlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg iſt.

Leyenfels, iſt ein biſchöflich Bambergiſches Schloß und Amt in Franken, im Hochſtifte Bamberg.

Leyer, (die) iſt eigentlich der Nahme eines muſikaliſchen Inſtruments, welches beym Ottfried Lira, im Niederſächſiſchen Lier, Lire, im recht Platten Liä, Leyä, und wegen der Nachahmung ihres eintönigen Klanges auch ein Ninnel heißt. Die heutige Leyer iſt von der Leyer der Alten ſehr unterſchieden. Jene hat äußerlich faſt die Geſtalt einer Laute, und zuweilen vier bis ſechs, zuweilen aber auch nur drey Darmſaiten, wovon eine beſonders ſtark und dick iſt, wie die ſtarken Saiten auf dem Violon. Alle die Saiten ſind an einem Ende auf dem Reſonanzboden befeſtiget, und auf der andern am Halſe der Leyer mit Wirbeln, damit ſie geſtimmt werden können. Unter dieſen Saiten befindet ſich ein hölzernes Rad mit einer Kurbel, ſo daß alle Saiten oben das Rad berühren, und da die Oberfläche des Rades mit pulveriſirtem Colophonium beſtreuet wird, ſo geben beym Umdrehen des Rades mittelſt der Kurbel alle Saiten zugleich den Ton an, in welchen ſie geſtimmet worden ſind.

Hat die Leyer nur drey Saiten, ſo iſt die dickſte Saite dem Grundtone gewidmet, dieſe wird nun in ein tiefes F, G, oder A geſtimmt, dies darauf folgende in der Quinte des Baßtones, und die dritte allenfalls in der Octave. Sind vier Saiten daran, ſo kommen drey zum Baß, und ſind im Grundton, in der Terze und Quinte geſtimmt, und die vierte giebt die Octave an. Längſt der Leyer iſt eine kleine Taſtatur, welche 8, 12 auch 16 Taſten enthält. Dieſe

Dieſe Taſten werden mit der linken Hand angedrückt, und alsdann drücken ſie auf eine oder mehrere der Discant-Saiten, welche oft auch nicht unmittelbar das Rad berühren, ſondern nur durch den Druck dazu gelangen. Unter dieſen Saiten worauf die Taſten drücken, liegt eine Art von Steg wie bey der Zither, auf welchem ſich von Draht oder auch von Holz diejenigen Erhöhungen befinden, welche, wenn die Saiten darauf gedrückt werden, ſolche länger oder kürzer machen, und alſo dadurch den höhern oder tiefern Ton der Saiten verurſachen.

Wird mit der Kurbel das Rad nicht gedrehet, ſo giebt keine Saite einen Ton an, drehet man aber, ohne die Taſten anzudrücken oder darauf zu ſpielen, ſo hat man, ſo lange als gedrehet wird das ewige Einerley von den auf dem Rade liegenden Baß-Saiten, und eben dieſe Töne begleiten ſchnarrend auch alles übrige was auf der Leyer geſpielt wird, ohne eine Abwechſelung machen zu können, ſie möchten denn anders geſtimmt, oder ſo geſtellt worden ſeyn, daß ſie das Rad nicht berühren. Gewöhnlich hat der Leyermann ſeine Leyer mit einem Riem über die Schulter hängen, wo er alsdann mit der linken Hand ſpielt nnd mit der rechten drehet. Es iſt dies Inſtrument jezt nur noch bey einigen Leuten auf dem Lande gebräuchlich, die damit herum ziehen, und auf ſolche Weiſe ihr Brod ſuchen. Der Klang der Leyer iſt zuweilen erträglich, da aber wegen der großen Einfachheit des Inſtruments nichts als nur ſehr unvollkommene Stücke geſpielt werden können, ſo iſt die Leyer auch nicht mehr unter die jezt gangbaren muſikaliſchen Inſtrumente zu zählen.

Die Leyer der Alten war eine Art von Harfe, welche anfänglich drey Saiten hatte, deren Zahl mit

der Zeit bis auf ſechzehn vermehret wurde. Man ſpielte ſie, wie die Harfe, mit bloßen Fingern. Wahrſcheinlich ſtammen unſere jetzigen Spitzharfen von der Leyer der Alten ab. Merkur ſoll die Leyer zuerſt erfunden, und ſie dem Apoll übergeben haben, welcher ſie hernach zu mehrerer Vollkommenheit gebracht, und dem ſie hernach als ein Attribut zugeeignet ward. Wenn ſie auf Münzen neben einem Lorbeerzweige und Meſſer gepräget ſteht, ſo deutet ſie die appollinariſchen Spiele an. Wenn ſie in den Händen eines Centauren iſt, ſo iſt es Chiron, der Lehrer des Achilles. Eine, oder zwo verſchlungene Leyern, zeigen die Städte an, wo Apollo als Haupt der Muſen angebetet ward. Ein Prunkgerüſt aus einer Leyer und allerley alten Pfeifen zuſammen geſetzten Merkmahlen eines Helden, kann ſeine Liebe zu den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften anzeigen. Die Griechen und Römer hielten die Leyer in Ehren, und gebrauchten ſie bey ihren Gaſtmahlen. Die damahligen Poeten bedienten ſich derſelben auch, und ſpielten darauf, wenn ſie das Lob ihrer Helden oder andere Freudenlieder abſangen, woher dieſe Art Dichtkunſt den Nahmen *Lyrica* bekam.

Figürlich bekommen verſchiedene Dinge, welche ſo wie das Rad einer Leyer umgedrehet werden, im gemeinen Leben den Nahmen Leyern. So wurde die Winde an einer Armbruſt auch ehedem die Leyer genannt. In der Schweitz iſt die Leyer eine Art Butterfaß, welches mit einer Handhabe zwiſchen zwey Hölzern umgedrehet wird. Die Leyer der Bortenwirker iſt ein Stock mit einem beweglichen Querholze, die Kette zu Borten und Bändern, von dem Schweifrahmen auf die Schweifſpuhle abzuwickeln. Die Vogelſteller nennen eine auf Pfählen

len bewegliche Walze, welche mit Leimruthen bewickelt wird, eine Leyer, und nach einer verdorbenen Ausſprache eine Leuer, oder Leure. In großen Küchen, hat man Bratenleyern, oder Maſchinen, mehrere Spieße zugleich mittelſt einer einzigen Kurbel umzudrehen. An dem Pfluge iſt die Leyer ein zwieſeliges Holz, welches durch das Pfluggeſtelle gehet, und die Pflugwage trägt, woran die Pferde geſpannet werden; vielleicht, weil es in einer beſtändigen Bewegung iſt, daher es auch an einigen Orten das Pflugwetter genannt wird. Man ſehe den Art. Pflug.

Leyer, Lyra, iſt auch die Benennung eines Geſtirnes gegen Norden, welches aus zehn bemerkbaren Sternen beſteht, und welchem Sternbilde man nach der alten Aſtrologie die Eigenſchaft der Venus und des Merkurs beylegte. Es wird auch Vultur cadens, Fidicula, Chelys und auf arabiſch Wega genannt. Es geht mit dem Schützen auf, und geht unter, wenn die Jungfrau aufgehet.

Leyer am Pflug; ſ. Pflug.

Leyermann, iſt derjenige, welcher mit einer Leyer herum gehet, und für Geld darauf ſpielet. Im Niederſächſiſchen ſagt man Lirendreyer, im recht Platten Liändreejä. Eine Frau mit einer Leyer, eine Leyerfrau, niederſächſiſch Lierfru, und recht platt Liäfruug.

Leyern, iſt ein Verb. regular. neutr. mit dem Hülfsworte haben — bedeutet, auf der Leyer ſpielen; im Niederſächſiſchen liren, im Platten liän. Im figürlichen und verächtlichen Verſtande, auf eine eintönige Art ſprechen, oder ſingen. Daher ſagt man: Er leyert uns etwas daher.

Leyern, ein Verb. regular. neutr. welches nur im gemeinen Leben üblich iſt, und bedeutet, ſaumſelig in ſeinen Verrichtungen ſeyn, oder zaudern. Den ganzen Tag etwas leyern, den ganzen Tag ſäumen, zögern, oder ſich bey unerheblichen einförmigen Dingen aufhalten, und nicht zum beſtimmten Zwecke kommen.

Leygeſtern, iſt ein Heſſendarmſtädtiſches Dorf in der Wetterau, im Amte Hüttenberg.

Leyhaus; ſ. Leihhaus.

Leykauf; ſ. Leihkauf.

Leykuchen, ſind in den Salzkothen, Stücke Schlotten, welche man oben auf den Bord des Herdes und der Salzpfanne legt, damit die Hitze an den Seiten der Pfanne recht hinauf ſtreichen könne. Die erſte Hälfte dieſes Wortes iſt vermuthlich das in verſchiedenen Gegenden Ober- und Niederdeutſchlandes noch übliche Leye, im Niederſächſiſchen Leiden, welches Schiefer bedeutet, und zu dem Geſchlechte der Wörter Flach, Platte, Blech u. ſ. f. gehöret. Leyendecker, Leidendecker iſt daher ein Schieferdecker, Leyendach, ein Schieferdach, Leidenſticken, der Griffel zu einer Schreibtafel von Schiefer u. ſ. w.

Leymen, iſt ein Churpfälziſcher Flecken in der Unterpfalz, im Oberamte Heidelberg, wo guter Wein wächſt.

Leyſau, ein ritterſchaftliches Gut und Dorf im Fränkiſchen Ritterort Gebürg.

Leyſegel, ſind bey der Schifffahrt ſchmahle Segel, welche man an den verlängerten Rahen wehen läßt, um mehr Wind zu faſſen, und welche auch Beyſegel, Reffe und Bonniten heißen.

Leinitz, ein königl. Preuß. Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Troppau.

Leyſtadt; ſ. Leuſtadt.

Leyte, **Leytha**, iſt ein Fluß, welcher in Steyermark entſpringt, und ſich in der Wieſelburger Geſpannſchaft, bey Altenburg in einen Arm von der Donau ergießt.

Lezendorf, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Neuſtädter Kreiſe, im Amte und bey Weyda, ſchriftſäſſig nach Endſchütz gehörig.

Lezin, iſt ein Vorpommeriſches Dorf im Anklamſchen Kreiſe, im Amte Klempenow.

Lezing, **Leezen**, iſt ein königl. Däniſches Kirchdorf im Herzogthum Holſtein, im Amte Segeberg, bey Oldesloh.

Lezlingen, iſt ein Churbrandenburgiſches Dorf und Jagdhaus, in der Altenmark, im Tangermündiſchen Kreiſe, im Amte Neuendorf, eine Meile von Gardelegen.

Lezour, (lat. Laudoſum) iſt eine kleine Franzöſiſche Stadt von 559 Feuerſtellen, an der Heerſtraße von Clermont nach Lyon, zwiſchen den Flüſſen Allier und Dore in Auvergne, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement des Puy de Dome.

Lezter-Zeller, iſt ein Churſächſiſcher Ort in der Oberlauſitz bey Markliſſa.

Ljama, ſ. Th. XXXIII. der Encyklopädie im Art. Kamel S. 26. von dem Peruaniſchen Kamel. (*)

Liampo, iſt das weiteſte Vorgebirge gegen Oſten, in China, in der Provinz Chequiang, nebſt einer Stadt gleiches Nahmens.

(*) Die Schreibart Ljama iſt bey einigen Schriftſtellern nur bloß durch einen Druckfehler, oder durch ein ſonſtiges Verſehen entſtanden, denn es wird eigentlich Llacma, Llama, Lhama, Lama oder auch Glama geſchrieben. Jablonski nennt dieſes Thier in ſeinem allgem. Lex. Ruma, und Rumá Ljama.

Liancourt, iſt ein Marktflecken und Luſtſchloß des ehemahligen Herzogs von Rochefaucault in Isle de France, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement der Oiſe. Dieſer Flecken liegt in einer überaus reitzenden Gegend an dem Flüßchen Are, das von Clermont herkommt, und in die Oiſe fällt. Es iſt hier ein ſchönes, mit Gräben umgebenes, von Quaderſteinen gebauetes Schloß, und ein geſchmackvoller Schloßgarten mit Cascaden und Springbrunnen.

Lianen, deren Benennung von dem Franzöſiſchen Worte lier, binden herkommt, ſind eine Art holziger Seile von ungleicher Länge und Dicke und verhältnißmäßiger Stärke, und man begreift unter dieſem Nahmen überhaupt alle die Pflanzen, die mit einer großen Menge Ranken oft eine beträchtliche Strecke fortlaufen, Bäume und Sträuche umwickeln und dieſe nicht ſelten auf eine ſolche Art mit einander verbinden, daß die Gebüſche und Wälder dadurch ganz undurchdringlich werden. Schon unter den Europäiſchen Pflanzen giebt es verſchiedene, die man mit dieſem Nahmen belegen kann, zum Beyſpiele einige Loniceren (Lonicera Caprifolium, Periclymenum et cet.), Winden (Convolvulus), Oſterlucey (Ariſtolochia), Stickwurz (Brionia), Lienen (Clematis), und beſonders den Hopfen, Homulus Lupulus *Linn.*), der bekanntlich nicht nur in Gärten an Stangen gezogen wird, ſondern auch häufig an Zäunen, in Gebüſchen und Brüchen wächſt, und dieſe mit ſeinen Ranken öfters ſo ſehr durchſchlingt, daß man ſich mit jedem Schritte verwickelt. Ungleich größer und von beträchtlicherem Einfluſſe für den ganzen Zuſtand der Waldungen und Gebüſche iſt die Zahl der Lianen aber in einigen wärmeren Gegenden, vorzüglich in dem wilden und ſumpfigen Südamerika. Verſchiedene von dieſen ſind ſchon beſchrieben und man

man findet unter andern in *Fuſée Aublet.* Hiſtorie des plantes de la Gujane Françoiſe. Tomi IV. Lond. et Paris. 1775 in 4. mehrere auch abgebildet, wohin z. B. einige Arten von den Gattungen Cubeea, Dimorpha, Bauhinia, Schwenkefeldia, Convolvulus, Hippocratea u. ſ. w. gehören. Viele ſind noch weniger unterſucht und ſie machen einen großen Beſtandtheil des Reichs der Vegetabilien in jenen großen Wildniſſen aus, die den Naturforſchern noch in ſo vielen andern Rückſichten Stoff zu Unterſuchungen darbieten werden. In dieſen Weltgegenden ſind die Lianen zum Theil von 6 Zoll im Durchmeſſer, und erreichen alſo an ſich ſchon eine baumartige Stärke, die durch den windenden Wuchs und durch die Menge der in einander verſchlungenen großen Ranken noch bedeutender wird. Ja nicht ſelten geſchieht es, daß der Baum, den ſie umſchlingen, ſchon vermodert iſt, während die Liane, die an ihm in die Höhe ſtieg, noch aufrecht ſteht, und ein ſehr ſchönes Schauſpiel darbietet, indem ſie eine aufgerichtete umwundene und durchſichtige Säule vorſtellt, deren ſchönen Anblick die Kunſt nachzuahmen kaum im Stande iſt. In Guyana, ſo wie in andern ſüdamerikaniſchen Ländern, ſteigen ſie ohne Blätter und Aeſte auf die Gipfel der höchſten Bäume, von da ſenken ſie ſich wieder zur Erde, ſchlagen Wurzeln, umſchlingen wieder die nächſten Bäume und laufen ſo von einem Baume zum andern fort, oft in ſo verſchiedenen Richtungen, daß ſie beynahe wie das Seilwerk eines Schiffes ausſehen. Die Lianen ſchützen die Bäume übrigens vor der Gewalt der heftigſten Orkane. Ja man kann den Baum ſogar abhauen und die Lianen halten ihn noch immer aufrecht, welches Joh. Reinh. Forſter auf ſeiner Reiſe um die Welt unter andern in Neuſeeland zu bemerken Gelegenheit hatte, wo er, um die ſchönen

Blu-

Blumen eines hohen unbekannten Baumes zu bekommen, denſelben abhauen ließ, aber ſeinen Zweck nicht erreichte, weil die Lianen, die den Baum umſchlungen hatten, ihn aufrecht hielten. (*) Auch auf den Inſeln Frankreich und Bourbon giebt es viele Lianen. Wenn man dort Holzſchläge anſtellen will, ſo ſchneidet man ungefähr 200 Bäume am Fuße durch. Die, Bäume bleiben deſſen ungeachtet aber noch immer aufrecht ſtehen, bis man auch die Lianen abgehauen hat, und denn erſt ſtürzt ein ganzer Theil des Waldes in einem Augenblicke mit großem Krachen nieder.

Ueber Lianen findet man noch manches aufgezeichnet in la Condamine Relation d'un Voyage fait dans l' interieur de l' Amerique meridionale depuis la mer ſud jusqu'a la Guyane, und in einem Aufſatze vom Herrn Profeſſor Düval in dem erſten Bande der Schriften der regensburgiſchen botaniſchen Geſellſchaft 1792. Seite 97 — 108. Etwas hieher gehöriges kann man auch ſchon im VIIten Theile dieſer Encyklopädie und zwar unter dem Artikel Celaſterbaum No. 2. finden, welcher ſich indeß nur auf die eine Art Celaſtrus ſcandens *Linn.* bezieht.

Liard, im Holländiſchen Deut, (teruncius Gallicus) iſt eine kleine Franzöſiſche Kupfermünze von drey Deniers; die erſten welche unter Franz dem Erſten gemünzt wurden, waren von Silber; ſeit 1654 aber ſind ſie alle von Kupfer. Auch giebt es deux-liards (doppelte Liards) deren ſechs Deniers, alſo nach Preußiſchem Gelde ohngefähr drey Pfennige machen.

Liba-

(*) Dieſes iſt aus einer mündlichen Erzählung des verſtorbenen Forſters genommen.

Libanon, iſt ein merkwürdiges Gebirge in dem ehemahligen Syrien welches in der Bibel auch Aram heißt und von dem Arabern Scham, oder Al Scham, wegen ſeiner Lage gegen Jemen, dem es zur Linken liegt, genannt wird. Syrien iſt aber unter den neuern Reiſebeſchreibern und Erdbeſchreibern unter dem Nahmen Soriſtan bekannt, und das Gebirge wird häufig Lebanon, lateiniſch Libanus genannt. Es hat, wie Büſching ſchreibt, ſeinen Nahmen von der Weiße ſeiner Gipfel; denn das Erdreich, womit ſie bedeckt ſind, iſt ziemlich weiß, und auch die Felſen ſind hellgrau. Daher ſcheint es von ferne, als ob der Berg mit Schnee bedeckt ſey: Wenn man aber in die Gegenden kommt, die von fern weiß ausſehen, ſo findet man keinen Schnee, ſondern einen weißen hellgrauen Boden, wie uns ſolches Stephan Schulz aus eigner Erfahrung bezeugen will. Die Verſchlingungen dieſer Gebirge in einander ſind ſo groß, daß alte und neue Erdbeſchreiber noch nicht darüber einig ſind, welche von dieſen Gebirgen zum Libanon, oder zum Antilibanon gehören.

Von der Lage und den Richtungen, welche dieſe Gebirge nehmen, läßt ſich nur ſo viel mit Gewißheit ſagen, daß beyde am mittelländiſchen Meere hin ſich ziehen, und oft ſo ſehr in einander hinein ſich verwirren, daß man von fern keine deutliche Abſonderung derſelben bemerken kann. Sie laufen alsdann in die Breite von Weſten nach Oſten hinüber zu den paläſtiniſchen Grenzgebirgen, in die Länge aber von Norden nach Süden über die Landenge von Sues hinweg, und verlieren ſich im Sinai des petrăiſchen Arabiens. Die hebräiſche Bibel macht keinen Unterſchied unter dem Libanon und Antilibanon, allein, die griechiſche Ueberſetzung thut es.

Büſching

Büſching führt die Meinung der alten Erdbeſchreiber, und die Verſchiedenheiten der Landkarten in Anſehung dieſer Gebirge an, und bemerkt, daß ſelbſt de la Roque und Pococke, welche das Gebirge mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit und Gelehrſamkeit bereiſet und beſehen, es nur zu errathen geſucht, und alſo es auch nur muthmaßlich angegeben haben, ob dieſer oder jener Berg von den innern Bergen und Hügeln zum Libanon oder Antilibanon gehöre. Volney (Th. 1. S. 267.) dehnt das Gebirge Libanon auf die Bergkette von Kesroan und dem Druſenlande aus, und beſchreibt ſie ſehr mahleriſch.

Aus den Berichten der Reiſebeſchreiber wiſſen wir, daß dieſe Gebirge in die Länge und Breite von großen und kleinen Thälern und Ebnen durchſchnitten ſind. Die größte Ebne welche die Araber Al Bkaa, die Europäer aber Bka, Beka, Bukka, Bakka, Volney auf ſeiner Karte Beqaa nennen, erſtreckt ſich von Nordoſten gegen Südweſten. In ihr liegt die Stadt Balbek, von welcher man nach Damaſk ſüdoſtwärts, und meiſtentheils zwiſchen hohen Hügeln durchgeht; denn es ſind zwiſchen beyden Orten drey hinter einander liegende und durch ſchmahle Thäler getrennte Reihen von Bergen, durch und über welche man der Breite nach in etwa 16 Stunden kommt.

Die ansehnliche Höhe dieſer Gebirge erhellet nicht nur daraus, daß man ſie in der See, um die Gegend der Inſel Cypern, und von derſelben ſchon erblicken kann, wie Rauwolf und de la Roque bemerken, ſondern auch daraus, weil ſie überhaupt genommen einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und auf ihren höchſten Gipfeln beſtändig

gefrorner Schnee gefunden wird. Nach Volney iſt die Höhe dieſer Gebirge noch nicht durch das Barometer beſtimmt, man berechnet ſie aber nach dem auf dem Gebirge befindlichen Schnee, welcher in daſiger Gegend eine Höhe von 15 bis 1600 Toiſen erfordert, und ſchließt daraus, daß dieſe Gebirge alſo eine ſolche Höhe haben müßten, welches beynahe 10000 rheiniſche Fuß ausmacht. Hieraus iſt zu erſehen, daß der Libanon niedriger ſey, als die Alpen und Pyrenäen.

Der Schnee dieſer Gebirge iſt für Syrien ſehr vortheilhaft; man holt ihn im Sommer herunter, und verkauft ihn, um das Getränk damit abzukühlen. Eben ſo iſt dieſer Schnee zugleich auch der unerſchöpfliche Waſſerſchatz für ein Land, in welchem die Sommerhitze außerordentlich, und der Regen nur äußerſt ſelten iſt. Der Schnee löſet ſich bey der Annäherung der Sonne in den minder hohen Bergen auf, und das davon entſtandene Waſſer plätſchert bald in kleinen Waſſerfällen von Spitze auf Spitze herab, bald ſtürzt es in größern Bächen herunter, oder es ſammelt ſich in der Stille zwiſchen Ritzen der Felſen zuſammen, und vereinigt ſich zu einer Menge von Quellen, welchen theils noch in dem Gebirge ſelbſt, theils in einiger Entfernung davon, eine Anzahl nicht unbeträchtlicher Flüſſe ihren Urſprung verdankt.

Der Libanon iſt vorzüglich deßhalb berühmt, weil er in uralten Zeiten die koſtbaren Cedern hervorbrachte, von welchen in der Bibel die Rede iſt. Aber jetzt ſucht man daſelbſt dieſe edlen Bäume faſt vergebens. Man ſehe den Art. Ceder. Das Klima wird dort immer wärmer, folglich auch trockner, und daher iſt nicht

nicht zu hoffen, daß jemahls dort wieder eine Cedernwaldung entſteht. Nach den allerneueſten Nachrichten ſollen nur noch 5 Cedern daſelbſt vorhanden ſeyn.

Libatio, war eine Art eines Opfers, da man bald einen Kuchen von Mehl, Honig und Oehl auf den Altar legte, und etwas weniges davon in das Feuer that, und verbrannte; bald aber auch etwas Wein, Milch, Oehl und andere Sachen auf den Altar goß.

Libau, iſt eine Handelsſtadt und Hafen an der Oſtſee in Curland. Sie hat meiſtens hölzerne Häuſer, eine anſehnliche lutheriſche Stadtkirche, eine katholiſche Kirche, eine gute Schule und wohlhabende Einwohner.

Libby, iſt eine Art Flachs, welche auf der Inſel Mindanao mehr zum Oehlſchlagen, als zum Spinnen und Weben in großer Menge gebauet wird.

Libell, hierunter verſteht man in der Lehre von den Proceſſen am häufigſten eine Klageſchrift, im allgemeinen aber, ein jedes Schreiben, oder auch eine Bittſchrift.

Libella, war eine Silbermünze bey den Römern, ohngefähr ſo viel als ein As, und machte etwa ſo viel aus, als ein Preußiſcher Dreyer.

Libelle; ſ. **Waſſerjungfer.**

Libellus gladiatorius, war eine Schrift, worin angezeiget wurde, welchen Tag ein Gefecht der Gladiatoren gehalten werden ſollte, damit das Volk ſolches wüßte, und ſich bey dem Schauſpiel einfinden konnte.

Liberei; ſ. **Liverey**, auch **Mondur**, oder **Mundur.**

Liberey, iſt ein veraltetes Wort, womit man vor dieſem eine Bibliothek bezeichnete. Man ſagte auch

Librarey,

Librarey, weil es von den lateiniſchen libraria abſtammt. In der Bibel kommt es 2. Maccabäer Cap. 2, v. 13 vor.

Liberti, waren bey den alten Römern diejenigen Knechte, welche aus erheblichen Urſachen von ihren Herren die Manumiſſion und Freyheit erhalten hatten, und alſo aus der Leibeigenſchaft geſetzt waren. Solche *liberti*, ſtanden im erſten Jahrhundert bey den Römiſchen Kaiſern in großen Gnaden, ſie mißbrauchten aber ſolches zu manches andern Unglück.

Bey den Griechen wurde den Knechten oder Leibeigenen ohne viele Ceremonien die Freyheit geſchenkt, wenn ſie ſich wohlgehalten hatten. Zuweilen kauften ſie ſich auch ſelbſt los, welches der Herr geſchehen laſſen mußte. Bey den Römern geſchah aber die Freylaſſung ſchon mit mehreren Umſtänden. Die Arten der gewöhnlichen und ordentlichen Freylaſſung waren folgende:

1) *Per Cenſum*, wenn der Nahme des frey zu laſſenden mit Bewilligung ſeines Herrn in die Schatzungstafeln eingeſchrieben wurde.

2) *Per vindictam*; wenn der Sclave von ſeinem Herrn vor dem Conſul in einem Kreiſe an der Hand herum geführet wurde, zum Zeugniß, daß er nun frey ſey, und die Erlaubniß habe, nach eigenem Gefallen weg zu gehen. Während dieſer Wendungen gab der Herr dem Knecht eine Maulſchelle, und ließ ihn los (e manu mittebat) mit den Worten: ich will, daß dieſer Menſch frey ſey. Darauf wurde der Freygelaſſene von dem Lictor drey oder vier Mahl, mit

mit einem kleinen weißen Stäbchen, welcher *Vindicta* hieß, auf den Kopf geſchlagen, alsdann in den Tempel der Feronia geführt, wo er den Huth als das Zeichen der Freyheit bekam. Sein Nahme wurde in die öffentlichen Nachrichten (acta publica) eingetragen, und die Urſache ſeiner Loslaſſung angemerkt. Zuletzt beſchenkte ihn ſein Herr mit einem weißen Kleide, und mit einem Ringe. Dies war die gewöhnlichſte Art.

3) *Per teſtamentum*, wenn der Herr in ſeinem letzten Willen befahl, daß ſein Knecht N. N. frey ſeyn ſollte, welches kurz gegeben wurde: N. N. ſervus meus liber eſto.

Außer dieſen gab es noch drey außerordentliche Arten der Freylaſſung, als:

1) *Per epiſtolam*, wenn der Herr an ſeinen Knecht in Abweſenheit ſchrieb, daß er frey ſeyn ſollte.

2) *Per amicos*, wenn der Herr im Beyſeyn einiger Freunde dem Knechte die Freyheit zuſicherte.

3) *Per convivia*, wenn der Herr ein beſonderes Gaſtmahl anſtellte, dabey er dem Knechte nicht nur die Freyheit ertheilte, ſondern ihn auch mit ſpeiſen ließ; doch mußten hiebey drey Arten von fünf Zeugen ſeyn. Durch die drey erſten Arten der Freylaſſung erlangten die Liberti das völlige Römiſche Bürgerrecht; durch die drey letztern aber nur das Lateiniſche Recht.

Von der Freylaſſung der jetzigen Leibeigenen in Deutſchen Provinzen, ſehe man den Art. Leibeigenſchaft.

Libertinus, war Anfangs der Sohn eines Freygelaſſenen; nachher aber hieß Libertinus und Libertus einerley, nur mit dem Unterſchiede, daß

Liber-

Libertinus ein Freygelaſſener heißt, in Rückſicht auf ſeinen Stand und andere Leute; Libertus aber, in Rückſicht und Verhältniß mit ſeinem Herrn. So war z. B. *Tiro* ein Libertus des *Cicero*, wenn man von ihnen beyden redet; ein Libertinus aber, wenn man von ihm und dem Atticus, als Leuten von ungleichem Stande handelt.

Liberum veto, heißt, oder vielmehr hieß in der ehemahligen polniſchen Regierungsverfaſſung, der freye Widerſpruch, oder diejenige Freyheit, da der geringſte Edelmann ſo wohl, als der Vornehmſte das Recht hatte, bey allgemeinen Verſammlungen den Schlüſſen, welche nach ſeiner Meinung dem Vaterlande und deſſen Geſetzen zum Nachtheil gemacht worden waren, zu widerſprechen, und dawider zu proteſtiren, ohne, daß er ſchuldig war, die Urſache ſeines Widerſpruches dabey nahmhaft zu machen. Man bediente ſich hierbey der Redensart: *Nie pozwalam*, welches ſo viel heißt, als, ich widerſpreche, ich gebe meinen Willen nicht dazu, ich verbiete es u. ſ. w. Hierüber kann man im Hannoveriſchen Magazin v. J. 1769. St. 99. Col. 1578 weiter nachſehen.

Libeth, Libethen, ſlaw. Lubjetowa, iſt eine Ungariſche freye Bergſtadt, in der Soler Geſpannſchaft, deren Einwohner Böhmiſche Slawen ſind, und etwas über 1000 ausmachen. Ihre Bergwerke waren ehedem ſehr goldreich; jetzt aber geben ſie nur etwas Kupfer und Eiſen.

Libethriden, iſt ein Beynahme der Muſen, den ſie von einem geweiheten Brunnen erhalten haben, welcher ſich in Magneſien befand.

Libitina, *Venus libitina* war zu Rom die Göttin der Begräbniſſe, in deren Tempel alles Leichengeräthe verkauft ward. Von jedem Todten mußte daſelbſt etwas gezahlet werden, und da ſolches angeſchrieben wurde, ſo konnte die Obrigkeit auch leicht ſehen, wie viel Menſchen in einem Jahre geſtorben waren. (Man ſehe hierüber den Art. Leiche, und zwar dort, wo von den Römiſchen Begräbniſſen gehandelt worden iſt. Im Tempel der Juno Lucina hingegen, mußte für jedes neugebohrne Kind etwas erleget werden; daraus man die Zahl der Gebornen abnehmen konnte.

Libitz, iſt ein Dorf im Königgrätzer Kreiſe in Böhmen, und deswegen merkwürdig, weil der heilige Adelbertus, Biſchof zu Prag daſelbſt geboren worden. Seine Aeltern ſollen vom vornehmen Geſchlechte geweſen ſeyn. Als ihn ſeine Aeltern zu weltlichen Dingen erziehen wollten, fiel er in eine Krankheit, nachdem man ihn aber auf den Altar der heiligen Maria trug, wurde er wieder geſund. Hierauf ſchickte ihn ſein Vater in ſeinem 16ten Jahr nach Magdeburg, um ſich auf Wiſſenſchaften zu legen, und als er dieſes vollbracht hatte, kehrte er wieder in ſein Vaterland, da er denn im Jahr 983, unter Kaiſer Otto dem Zweyten an des verſtorbenen Erzbiſchofs zu Prag Stelle kam. Im Jahr 989 legte er dieſes Amt wieder ab, reiſete nach Rom, und von dort nach Caſſino, und nahm in dem Kloſter des heiligen Bonifacius und Alexius den Mönchshabit an. Im Jahr 994 mußte er auf Befehl des Papſtes Johann wieder in ſein Biſthum gehen; er konnte aber wegen erregter Verfolgung nicht lange dort bleiben, und begab ſich alſo nach Ungarn, woſelbſt er den König

Stephan taufte, und noch viel Gutes ſonſt ſtiftete. Das Jahr darauf verfügte er ſich wieder in gedachtes Kloſter, aber mußte auf Befehl Gregors des Fünften nochmahls von dort weg, und zu fremden Völkern gehen, um ihnen das Evangelium zu predigen, welches er auch in vielen Franzöſiſchen Provinzen verrichtete. Ob er nun gleich Willens war, hiernach nach Prag wieder zurück zu kehren, ſo wurde er doch durch den grauſamen Tod ſeiner Brüder und Verwandten abgeſchreckt, und hielt ſich daher einige Zeit bey dem Herzoge in Pohlen Boleslaus auf. Im Jahr 997 nahm er eine Reiſe nach Preußen vor, woſelbſt er aber ſammt ſeinen Gefährten in eben demſelben Jahr von den Heyden mit Spießen erſtochen, ihm auch der Kopf abgehauen, und auf einen Pfahl geſteckt wurde, daß er alſo ſeinen Lauf durch Martyrertod vollendete. Boleslaus kaufte hierauf ſeinen Leichnam an ſich und verlegte ihn nach Gneſen, woſelbſt er viel Wunder (nach ſeinem Tode ſoll —) gethan haben. Sein Arm iſt vom Kaiſer Otto dem Dritten, welcher ſein Grab in Perſon beſucht, nach Rom gebracht, und daher wird er von vielen Nationen verehrt. Man ſehe das ausführliche Heiligen-Lexicon ꝛc. vom Jahr 1719. Col. 13 fgg.

Libmühl, Liebmühl, iſt eine kleine Stadt und Schloß an der Carbin, in Oſtpreußen: ſie war vormahls eine Reſidenz der alten Pomeſaniſchen Biſchöfe. In dieſer Gegend kann man 70 kleine Inſeln zählen.

Libochowan, iſt ein Marktflecken an der Elbe im Leutmeritzer Kreiſe in Böhmen, wo guter Weinwachs iſt.

Libochowitz, iſt ein Schloß und Marktflecken eben daſelbſt, dem Fürſten von Dietrichſtein gehörig.

Libongos, iſt ein grober Zeug, den die Europäer zur Handlung nach Loango und andern Orten auf der Afrikaniſchen Küſte gebrauchen.

Libourne, iſt eine volkreiche Franzöſiſche Handelsſtadt von 900 Feuerſtellen, (wovon 502 in ihrem Gebiet gelegene nicht mit gezählet ſind,) in Guyenne, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement der Gironde. Sie liegt am rechten Ufer der Dordogne, beym Zuſammenfluß mit der Jlle 6 Franzöſiſche Meilen von Bordeaux, wovon es eine Waarenniederlage iſt.

Libratio lunae, iſt eine beſondere Bewegung die man an dem Monde wahrnimmt, da es ſcheint, als wollte er ſich um ſeine Axe wenden, allein, wenn er kaum ein wenig angefangen, bald wieder zurück kehrt.

Libs, wird in der Schifferſprache der Weſtſüdweſtwind genennet, bey den Italiänern Libeccio. Es iſt dieſes der Wind, welcher von Süden gegen Weſten 67 Grade und 30 Minuten abweicht.

Licca, **Lyka**, iſt eine Landſchaft in Croatien, welche theils unter Oeſterreich, theils unter den Türken ſteht, und deren Einwohner Lykaner genannt werden.

Licent, von dem Lateiniſchen Licentia, iſt eine in vielen Ländern übliche Benennung derjenigen Abgabe, welche von ausgehenden Waaren ein für alle Mahl gegeben wird, in weiterer Bedeutung, von einer jeden Art des Zolles und der Acciſe, welche von Waaren entrichtet wird, und im weitläufigſten Verſtande verſteht man darunter Acciſe, Impoſt, Auflage, Aufſchlag, Tailles und mehrere andere Abgaben, die von beweglichen Gütern als von Materialien der Gewerbe, und den daraus entſtehenden Waaren und Producten, vornehmlich aber von Conſum-

ſumtibilien und Lebensmitteln, bey dem Ein- und Ausführen derſelben an die dazu beſtimmten Caſſen entrichtet zu werden pflegen. Holland, welches in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und hernach vorzüglich 1572 in der Provinz Seeland zuerſt den eigentlichen Licent einführte, (indem man dafür bezahlte, Waaren in feindliche Länder zu führen,) und dem viele Deutſche Reichsfürſten nach einander folgten, hat dieſe Abgabe zugleich auf den Verkauf der Grundſtücke und Schiffe ausgedehnt.

Die Einſchränkung der Zölle durch die Reichsgeſetze, neu erfundene und einträgliche Gewerbe, Ueberfluß und Luxus waren Antriebe genug, um Licent, Acciſe u. d. gl. zu fordern. Der Licent oder die Acciſe wird in den Univerſal- und Particular-Licent oder Acciſe eingetheilt. (*) Die erſtere muß von allen und in Verkehr oder Gewerbe kommenden Dingen entrichtet werden. Die Particular-Acciſe oder Licent iſt nur auf gewiſſe beſtimmte Dinge eingeſchränkt.

Es hat gleich bey ſeinem Anfange der Licent, eben wie auch noch jetzt, ſeine Gegner und auch ſeine Vertheidiger gefunden. Indeß iſt ſo viel gewiß, wenn der Begüterte ſeinen Luxus und ſelbſt gemachten Bedürfniſſe durch einige Geldbuße an die Staatscaſſe unterhalten muß, und dieſe einzelne Abgabe dem Unterthan bequemer iſt, ſo iſt es ein ſehr gutes, und zur Vermehrung der Staatseinkünfte

(*) In den Preußiſchen Staaten iſt bey den Abgaben der Unterthanen das Wort Licent nicht ſehr gebräuchlich, anderswo aber deſto mehr, wo man Licent-Einnehmer, Licent-Stuben, Licent-Kammer, Licent-Gerichte, u. ſ. w. hat.

dienliches Mittel; wenn aber der Arme eben ſo viel, und von ihm unentbehrlichen Dingen, als der Reiche entrichten muß, wenn man den Licent oder die Accise als die erſte Finanz-Maxime betrachtet wenn ſie Theurung und Ruin der Manufacturen, oder des Verkehrs mit Fremden zum Nachtheil des Activhandels verurſacht, oder wenn ſie das Opfer wird, welches man dem Geitz oder Muthwillen der Licent- oder Accise-Bedienten darbringt, ſo hat ſie aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, noch vielen und gegründeten Tadel wider ſich. Oft hat man bey dem Licent auch allerdings löbliche Abſicht, manche aus weit entlegenen Gegenden hergehohlte, und ganz wohl zu entbehrende Dinge, die nichts deſto weniger beträchtliche Summen aus einem Lande ziehen, und am Ende die beſten Länder erſchöpfen, auch ohne ausdrückliches Verboth, allmählig in ihre Heimath zu verweiſen. Daher ſind wenigſtens in einigen Deutſchen Staaten, die dem erſten Anſehen nach ſtarke Abgaben auf Toback, Caffee u. ſ. w. entſtanden.

Vorzüglich ſind die Abgaben von den aus- und einpaſſirenden Waaren, und denjenigen Dingen die zur Conſumtion gerechnet werden, in den Hannoveriſchen Staaten mit dem Nahmen Licent beleget, obgleich in andern Provinzen als Mecklenburg u. ſ. w. dieſer Ausdruck auch ſehr bekannt iſt, woſelbſt man nicht Steuerſtube, ſondern Licent-Stube, Licent-Inſpector u. ſ. w. ſagt. Ob nun gleich der Licent (*) anfänglich nur gering war, ſo daß man ihn gewiß ge-

(*) Im Mecklenburgiſchen ſagt man gewöhnlich die Licent, weil man dieſes Wort, als aus dem Lateiniſchen entlehnet, für weiblichen Geſchlechts hält.

gegen jetzige Abgaben nicht in Anſchlag bringen konnte, ſo fanden ſich doch auch ſchon immer Leute, die ſichs aus ganz verſtimmten Grundſätzen ſehr angelegen ſeyn ließen, in dieſem Stücke allerley Unterſchleif zu machen. Dies veranlaßte in den Hannoveriſchen öffentlichen Blättern, mancherley Aufſätze, wovon ich einen ſeiner vorzüglichen Gründlichkeit wegen aus den nützlichen Sammlungen 1756 entlehne; er betrifft die Unterſuchung der Frage: Ob man bey vorſetzlicher Verkürzung des Licents ein guter Unterthan ſeyn, und ein ruhiges Gewiſſen behalten könne?

§. 1.

Dieſe Frage wird vielen ganz beſonders vorkommen und die mehreſten werden in der Beantwortung vielleicht unterſcheiden, ob man durch einen beſonders geleiſteten Eyd ſich zum richtigen Abtrage des Licents verbindlich gemachet habe, oder nicht. Im erſtern Falle werden ſie dafür halten, daß keine Licentverkürzung ohne Sünde geſchehen könne, im letztern Falle dürften ſie es wohl für kein ſolches Verbrechen anſehen, welches das Gewiſſen beleidiget.

§. 2.

Diejenigen, ſo ſolchergeſtalt urtheilen, antworten nicht auf die aufgeworfene Frage. Sie ſetzen die Sünde in der Verletzung des geleiſteten Eydes, nicht aber in der Verkürzung des Licents, und finden nur eine geringe Verbindlichkeit, denſelben richtig abzutragen, wenn nicht eine beſondere eydliche Verbindung hinzu kommt.

§. 3.

Was kann man für Gründe haben, dieſes anzunehmen? Ich will verſuchen, ſolche ausfindig zu machen.

1) Meiſtens ſtellet man ſich vor, es wäre eine Kleinigkeit, die der ohnehin mit großem Reichthum verſehe-

ſehenen Licentcaſſe nicht merklich ſey, wenn man gleich derſelben einen kleinen Beytrag entziehet. Der König habe ſo viele Einkünfte, daß man nicht nöthig habe, ſolche mit ſeiner Beläſtigung zu vermehren.

2) Es wären Leute beſtellet, die auf den richtigen Ertrag des Licents Acht haben müßten; wenn dieſe es an Aufmerkſamkeit fehlen ließen, ſo könne man mit gutem Gewiſſen ſich ſolches zu Nutze machen.

3) Je mehr man gäbe, je mehr müſſe man geben, und wenn man alle Auflagen richtig bezahlen ſolle, ſo würde man am Ende ſelbſt keinen Unterhalt finden.

4) Die Abgabe des Licents ſey mit ſo vielen Weitläuftigkeiten, Mühe und Beſchwerden verknüpft, daß deren Vermeidung allein zureichend ſey die Verſchweigung der Licentbaren Sachen zu entſchuldigen.

§. 4.

Vieleicht ſind noch mehrere Gründe, mit denen man ſich bey dieſer unerlaubten Bereicherung zu beruhigen ſuchet. Die meiſten aber werden doch auf den Eigennutz, oder auf die Bequemlichkeit hinauslaufen. Es iſt nöthig, ſolche zu beleuchten, um deſto mehr, da auch ſonſt ehrliche und tugendhafte Leute ſich kein ſonderliches Gewiſſen daraus machen, wenn gleich die Licentcaſſe nicht das Ihrige erhält, und dabey nicht genugſam überlegen, wie ſehr dadurch GOtt, die Obrigkeit und der Mitbürger beleidiget werde. Ich weiß gewiß, daß der Licentverkürzungen viel weniger ſeyn würden, wenn ein jeder von dieſer dreyfachen Beleidigung vergewiſſert wäre, und bin deswegen gewilliget, zu verſuchen, ob ich meine Landsleute davon überführen, und dadurch die Sünde dieſer Art vermindern könne.

§. 5.

Um dieſen Endzweck zu erreichen, und dasjenige gründlich vorzuſtellen, was ich theils zur Widerlegung der vorhin gemeldeten Gründe, die den Licentbetrug auf der guten Seite darlegen, anzuführen nöthig habe, theils hiernächſt zur Bewährung einer unwiderſprechlichen Verbindlichkeit zum richtigen Abtrage dienen ſoll: ſo muß ich von der Hiſtorie und den wahren Umſtänden des Licentweſens etwas voraus ſetzen.

§. 6.

§. 6.

Es kann als ausgemacht angenommen werden, daß die Einwohner eines Landes zu dem, was ihre Sicherheit und Schutz erfordert, einen Theil ihres Vermögens herzuſchieſſen ſchuldig ſind, damit ſie das übrige in Friede und Ruhe genieſſen mögen. Der Landesherr, welchem die Beſchützung oblieget, muß dadurch in den Stand geſetzt werden, die nöthigen Unkoſten zu tragen, und ſolche Vorkehrungen zu machen, wie die jedesmahligen Umſtände es erfordern.

§. 7.

In alten Zeiten lieſen ſolche Koſten nicht ſo hoch an, wie jetzo, wenigſtens konnte davon zu Friedenszeiten ein großer Theil erſparet werden. Wie aber im vorigen Seculo ein faſt beſtändig daurender Krieg das ganze römiſche Reich beunruhigte, und die Krone Frankreich anfieng, eine immerwährende Armee auf den Beinen zu halten, mit welcher ſie, ſo oft ſie wollte, die Benachbarten überfallen konnte: ſo erforderte die Nothwendigkeit, ſich jederzeit im Vertheidigungsſtande zu finden, und gleichfalls eine ordentliche Miliz immerfort in Bereitſchaft zu haben. Dieſes iſt der Zeitpunkt, von welchem Montesquieu im 17. Cap. des 13. Buchs ſagt, daß eine unaufhörliche Vermehrung der Abgaben die Folge aus dieſem Verhältniß der Mächte gegen einander ſey. Ein jeder deutſcher Fürſt ſahe ſich genöthiget, nach den Umſtänden ſeines Vermögens und ſeiner Lande, eine Anzahl Soldaten beſtändig auf den Beinen zu erhalten, um ſich ſelbſt und ſeine Unterthanen zu ſchützen, und nöthigen Falls ſeinen Beytrag zu der Reichs-Armee forderſamſt zu ſtellen.

§. 8.

Die hierzu erforderlichen großen Koſten mußte das Land aufbringen; und da ſolche anfänglich auf die Grundſtücke der von Freund und Feind ausgezehrten Unterthanen gelegt waren: ſo wurde dadurch, und durch andere bey dieſer Art Auflagen ſich findende Beſchwerlichkeiten eine große Anzahl ſo unvermögend, daß ſie ihre Abgiften aufzubringen nicht im Stande waren, ſondern Haus und Hof verlaſſen mußten. Dieſes verminderte die Anzahl der

Bey-

Beytragenden, und zugleich nahmen die Einkünfte, die zur höchſtnöthigen Beſchützung und Sicherheit des Landes beſtimmet waren, ſo ſehr ab, daß mit dem, was etwa noch herbey geſchaffen werden konnte, auszulangen nicht möglich war.

§. 9.

Man mußte deswegen auf ein anderes Mittel bedacht ſeyn, um die nöthigen Koſten, auf eine die Unterthanen weniger beſchwerende Art, aufzubringen, und dieſes Mittel fand man in Anlegung des Licents, welcher beſage des Landtagesabſchiedes von 1686. in ſelbigem Jahre eingeführet, und dagegen die Contribution, womit die liegenden Gründe belegt waren, aufgehoben wurde.

§. 10.

Es iſt dem Zwecke dieſer Abhandlung nicht gemäß, die großen Vorzüge hier anzuführen, welche dieſe Veränderung dem Lande zugezogen. Sie ſind denen bekannt, welche die Umſtände der damahligen Zeiten wiſſen; zu Erreichung meiner Abſicht muß nur von Verwendung der Gelder, die aus dem Licent erfolgen, etwas angeführet werden, welches oben erwähnter Landtagsabſchied von 1686. in mehrern erzählet.

§. 11.

Man treibet dieſe Einnahme keinesweges ſo hoch, wie ſie kann gebracht werden, ſondern man verlangt nur eine gewiſſe, zwiſchen unſerm höchſten Landesherrn und den Ständen feſtgeſetzte Summe, welche daraus alljährlich nothwendig aufkommen muß; geſchiehet ſolches nicht, ſo wird mit löblicher Landſchaft überlegt, woher und was Weiſe ſolcher Abgang ſchleunig und unverweilt zu erſetzen. In dem Falle müſſen mehrere Stücke unter den Licent gezogen, oder die alten höher belegt werden. Wenn aber mehr, als oben erwähnte feſtgeſetzte Summe erfolgt: ſo werden davon ſolche Ausgaben bezahlet, wozu die ſämmtlichen Unterthanen Beytrag zu thun ſchuldig ſind, und zu deren Einnahme außerdem, noch mehr erwähnten Landtagsabſchiede §. 3. beſondere Nebenanlagen gemacht werden müſſen.

§. 12.

§. 12.

Iſt die Einnahme des Licents ſo ergiebig, daß die nöthigen Ausgaben nicht allein beſtritten werden können, ſondern außerdem ein Ueberſchuß ſich findet, ſo werden einige mit Licent belegte Stücke entweder ganz frey erkläret, oder die darauf beſtimmte Abgabe wird vermindert. Von allen Fällen, nehmlich, daß a) bey vermehrter Einnahme der Licent von einigen damit belegten Stücken abgenommen oder vermindert iſt, ingleichen b) daß davon Ausgaben geſchehen ſind, wozu ſonſt andere Anlagen hätten gemacht werden müſſen, und endlich c) daß bey verringerter Einnahme neue Stücke unter den Licent gezogen, oder die vorhin darunter geſtandenen mit einem höhern Licent belegt worden, ſollen unter vielen nur einige Beyſpiele angeführet werden, die einen jeden meiner Landesleute die Wahrheit deſſen, was ich vorausgeſetzt, erweiſen.

§. 13.

Den erſten Fall anlangend, ſo erinnert ſich noch ein jeder, und inſonderheit diejenigen, ſo ihres Lebensunterhalt nicht in reichlichem Maaße haben, der Königl. beſondern Gnade und Liebe vor die hieſigen Landesunterthanen, wodurch im Jahr 1730. an Licent von jeglichem Himten Brodkorn 4. Pf. und 1732. noch 2 Pf. abgeſetzt ſind. Dieſe den vierten Theil der Auflage betragende Summe hat gewiß die Einnahme des Licents um ein anſehnliches vermindert, dennoch aber hat unſer allergnädigſter König nach ſeiner landesväterlichen Bemühung, welche immerfort auf die Erleichterung der Unterthanen gerichtet iſt, es hiebey nicht bewenden laſſen, ſondern es wurde im Jahre 1731. noch das Salz-Fixum, ſo von jeglichem Unterthanen alljährlich entrichtet werden mußte, gänzlich erlaſſen, und ihnen dadurch eine anſehnliche Abgift erſparet. Noch wurde in demſelben Jahre der Licent von Gänſen und Calendern völlig abgeſetzt; mehrerer Stücke, wozu inſonderheit in älteren Zeiten der Kleiderlicent gehöret, vorjetzo zu geſchweigen.

§. 14.

§. 14.

Von den Ausgaben, die ohne der Unterthanen Beſchwerde, und ohne, daß ſie davon etwas erfahren vom Licent, ſeitdem vorſtehende Verminderungen geſchehen, bezahlt worden, die aber dennoch von der Art ſind, daß ſolche durch beſondere Nebenanlagen, beſage oftangeführten Landtages-Abſchieds von 1686. §. 3. hätten aufgebracht werden müſſen, will ich unter vielen andern nur derer erwähnen, die 1739. und 1740. zum Behuf der Türkenſteuer, und Abhaltung der damahls drohenden Peſt, ferner 1741. zum Behuf der Prinzeßinnenſteuer, bey Vermählung der Durchlauchtigſten Prinzeßin Maria von Heſſen, Königl. Hoheit verwendet ſind. Ich könnte dieſen noch hinzu fügen, was die Interims-Verpflegung der Nothleidenden bey großen Brandſchaden, die Vorkehrungen gegen die einbrechende Viehſeuche, die Unkoſten wegen der Reichsfeſtung Philippsburg, Wegebeſſerungen, Baubegnadigungsgelder, Beförderung der Manufacturen, und viele andere Dinge erfordert haben, die ſämmtlich zum wahren Nutzen des Landes gereichen, und dem Lande ſelbſt aufzubringen obliegen.

§. 15.

Wären nun nicht die Licentverkürzungen ſo ſehr angewachſen, ſo hätten nicht nur obige Erlaſſungen dem Lande und den Unterthanen beſtändig und vollkommen angedeihen, ſondern überdem noch viele Ausgaben zu des Landes Beſten und Aufnahme vom Licent beſtritten werden können. Dieſes iſt um deſto gewiſſer, da die Anzahl der Menſchen ſich nicht vermindert, ſondern vielmehr vergrößert, und mit dem Zuwachſe derer, welche licentbare Stücke verbrauchen, auch nothwendig die Einnahme des Licents ſich vermehren müßte. Es ergiebt ſich aber das Gegentheil, und woher kommt dieſes? gewiß größten Theils daher, daß ein jeglicher ſich mehrerer Künſte befleißiget, wodurch er dem ihm obliegenden Beytrage ſich zu entziehen, und ſolche Verkürzungen ſo heimlich zu ſpielen weiß, daß deren Entdeckung ſchwer iſt. Ich ſage mit Vorbedacht größten Theils, weil mir wohl bewußt iſt, daß auch die vermehrte Theurung der Lebensmittel das Ihrige dazu beytrage, welche einen

nen jeden nöthiget, ſich mehr einzuſchränken, und den Aufwand möglichſt zu vermindern. Dieſes aber kann nicht ſo ſehr viel austragen, indem an den zum Unterhalt des Lebens nothwendigen Stücken eine ſo große Einſchränkung nicht ſtatt findet, und an den Dingen, wovon bemittelte Einwohner Licent geben, ein ſo ſtarker Abgang nicht erſcheinet, außerdem auch der Zuwachs der Menſchen den Abgang, ſo die wegen der Theurung verurſachte Einſchränkung veranlaſſet, erſetzen würde. Laſſet uns aber die Folgen ſehen, die durch ſolche Verkürzungen zuwege gebracht werden. Die Summe, ſo zu Beſtreitung der, auf der Licentcaſſe haftenden Ausgaben erforderlich iſt, kam nicht auf, und mußten deßwegen, bey ſich findenden Abfall, die alten darunter ſtehenden Stücke entweder höher belegt, oder neue Stücke unter den Licent gezogen werden. Dieſes iſt auch zu Erſetzung des Abganges geſchehen, indem, um gleichfalls nur bey den letztern Zeiten zu bleiben, der Caffee, Thee und Chocolade aufs neue mit Licent belegt, und der Licent vom Brandtweinsſchrodt von 6 Groſchen auf 12 Groſchen erhöhet iſt. Anfänglich wurde einigermaaßen hierdurch dem Mangel der Einnahme abgeholfen; gleichwie aber bey einem neu erfundenen Geſetze gemeiniglich von denen, die ſolchem nachkommen ſollten, auch Mittel erfunden werden, ſich davon zu entziehen: ſo hat man, den Licent zu verkürzen, neue und verſtecktere Mittel erſonnen, durch deren Ausübung die Einnahme wiederum vermindert wird.

§. 16.

Aus der vorgetragenen Hiſtorie und Beſchaffenheit des Licents werden ſich alle Entſchuldigungen leicht aus dem Wege räumen laſſen, womit man deſſen Verkürzung zu beſchönigen ſuchet. Die erſte unter denen, ſo ich oben §. 3. angeführet, fällt weg, weil die Licentcaſſe keinen Reichthum verlanget, ſondern ſobald ſie mehr, als das nöthige einnimmt, ſolches entweder zum Beſten des Landes, oder zur Erſparung anderer Auflagen verwendet, oder den Licent in etwas vermindert. Die Königl. Einkünfte haben auch hiermit keine Verwandtſchaft, indem zu den eigentlich ſogenannten Königl. Caſſen vom Licent kein Pfennig genommen wird.

Die

Die zweyte Einwendung bezieht ſich darauf, daß die Bedienten, welche auf richtige Abtragung des Licents ſehen ſollen, desfalls mehr Aufmerkſamkeit verwenden müßten, und könne man in deren Ermangelung ſich ihre Nachläßigkeit mit gutem Gewiſſen zu Nutze machen. Iſt es aber wohl von vernünftigen Menſchen zu glauben, daß ſie dieſe Entſchuldigung im Ernſte vorbringen können? Böſe und ungezogene Kinder, denen es an hinlänglicher Ueberlegung fehlet, pflegen wohl bey ermangelnder Aufſicht derer, die Acht auf ſie haben ſollen, ſich ſolches zu Ausführung ihrer Kindereyen zu Nutze zu machen, aber von Leuten, die ſich ſelbſt vorſehen können, ſollte man dergleichen Gedancken nicht erwarten. Iſt mir eine Sünde deswegen erlaubt, weil ich ſie im Verborgenen begehe, und wird eine Uebelthat gerechtfertiget, wenn ſie nicht offenbar wird? auf dieſe Weiſe thäten Diebe und Mörder nicht unrecht, wenn nur ihre Bosheiten nicht ans Tages Licht kommen; und wie iſt es der geringen Anzahl der Licentbedienten möglich, daß ſie alle Licentverkürzungen, die in ſo manchen Haushaltungen vorgehen, und mit ſo vieler Liſt und Vorſicht verübt werden, entdecken können. Es bleibt alſo von dieſer Entſchuldigung nichts übrig, welches nur einiger maaßen zur Beſchönigung der unerlaubten Licentverkürzung dienet.

Die dritte Ablehnung des richtigen Licentabtrages fällt aus den erzählten Umſtänden von Verwendung ſolcher Gelder weg. Sie werden nicht in einer unbeſtimmten Summe aufgenommen, mithin iſt keine Vergrößerung davon zu beſorgen, und wenn nur ein jeder dazu das Seinige giebt, ſo kann das nöthige füglich aufkommen.

Anlangend die vierte Einwendung, ſo iſt zwar den Geſetzen nach nöthig, daß die licentbaren Stücke vor dem Gebrauch an dem dazu beſtimmten Orte verſteuret, auch beym Schlachten das geſchlachtete Vieh gewogen werde. Da aber die hierzu geſetzten Leute einem jeden ſofort und gern zu Dienſte ſind, ſo iſt die dabey vorfallende Weitläuftigkeit von wenigem Belang, und bey weitem nicht gegen die Bemühungen und den Aufenthalt zu rechnen, der in andern Landen verurſachet wird. Wenn man auch die Bemühungen und die Vorſorge unterſuchen wollte, ſo die Verbergung der licentbaren Stücke erfor-

erfordert, ſo wird dadurch gewiß die Weitläuftigkeit, die man bey richtigem Abtrage etwa zu übernehmen hat, um ein großes überwogen.

§. 17.

Der Hauptbewegungsgrund zu dieſer unerlaubten Vervortheilung iſt wohl in einer ſtrafbaren, niederträchtigen und ſündlichen Haabſucht zu ſuchen. Wenn ich alſo dieſen Grund beſtreiten will, ſo werde ich erweiſen müſſen, daß dieſer Haabſucht allerdings die Benennungen zukommen, womit ich ſolche beleget.

§. 18.

Könnte ich hoffen, bey einigen durch Anführung des göttlichen Worts eine Ueberzeugung zuwege zu bringen, ſo fehlet es gar nicht an bibliſchen Zeugniſſen, welche zu den öffentlichen Abgiften diejenigen verbinden, ſo ſolche abzutragen ſchuldig ſind. Chriſtus gab den Zinsgroſchen für ſich und Petrum, auch befahl er dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt. Paulus will, man ſolle nicht allein um der Strafe willen, ſondern um des Gewiſſens willen den obrigkeitlichen Vorſchriften gehorchen, und geben Steuern, Schoß und Zoll, dem, der ſolche zu fordern hat. Wie wenige werden ſich hiedurch bewegen laſſen, da wir leider! nur gar zu oft ſehen, daß den bibliſchen Anweiſungen kaum in geiſtlichen Dingen gefolget werde. Ich muß mich alſo anderer Gründe gebrauchen, wenn ich einen gemeinen Beyfall finden und die Schuldigkeit des richtigen Licentbeytrages feſtſetzen will.

§. 19.

Da ich mich eines ſolchen Vortrages zu befleißigen habe, den ein jeder, auch der einfältigſte begreifet, ſo darf ich bey der allgemeinen Verbindlichkeit, vermöge welcher ein jeder, der in einer Geſellſchaft lebt, auch die Laſten der Geſellſchaft tragen zu helfen, verpflichtet iſt, nicht aufhalten. Ich will aber hoffentlich einen jeglichen überzeugen, daß derjenige, welcher den Licent verkürzet, eine eben ſo böſe That begehet, als ein Dieb, der ſeinem Nachbar das Geld aus der

der Taſche ſtiehlet und dieſer Diebſtahl iſt um deſto gefährlicher, je weniger man ſich davor in Acht nehmen kann.

§. 20.

Oben iſt ſchon gemeldet, daß nothwendig eine gewiſſe feſtgeſetzte Summe aus dem Licent aufkommen müſſe, und daß man genöthiget ſey, in deren Ermangelung den Licent entweder zu verhöhen, oder mehrere Stücke darunter zu ziehen. Derjenige nun, welcher den Licent von den belegten Stücken nicht richtig erleget, verkürzet eben dadurch alle, die hierin der Ordnung nachkommen, indem er veranlaſſet, daß ſie unter größere Laſten und Abgiften geſetzt werden. Iſt aber wohl ein großer Unterſchied zwiſchen dem vorhanden, welcher durch ſein unerlaubtes Verfahren ſeinem Mitbürger mehrere Ausgaben aufbürdet oder der ihm wirklich das Geld wegnimmt. Alle Eigenſchaften, ſo bey Beſtimmung eines Diebſtahls erfordert werden, ſind auch hier gegenwärtig. Er ſuchet einen unerlaubten Vortheil, bringt den gewiſſenhaften Nachbar, welcher mehr Anlagen übernehmen muß, wider ſeinen Willen um ſein Geld, und zwar betrügeriſcher Weiſe. Wird gleich in peinlichen Unterſuchungen ein ſolches Verbrechen dem Diebſtahl nicht gleich geachtet, ſo wird doch im moraliſchen Betracht darunter nur wenig Unterſchied zu finden ſeyn. Es läſſet ſich auch beweiſen, daß hierdurch den getreuen Unterthanen mehr Schaden von einem ſolchen Betrüger, (welchen Nahmen ich nunmehro füglich gebrauchen zu können, vermeyne) geſchiehet, als durch einen Diebſtahl ihnen zugefüget werden könnte. Laſſet uns zwey Brantweinbrenner, oder zwey Kaufleute bey einander ſetzen, wovon der eine ſeine Abgaben richtig erleget, der andere aber der Bezahlung des Licents ſich entziehet, ſo iſt der letzte durch ſolchen Betrug in den Stand geſetzt, ſeine Waaren um ein anſehnliches wohlfeiler zu verkaufen, als jener; er ziehet alſo alle Nahrung an ſich, und iſt Urſach, daß eine ganze Familie, wegen ihres gerechten Verfahrens an den Bettelſtab geräth. Ein Schaden der dieſem unſchuldigen Nachbar durch einen offenbaren Diebſtahl zugefüget würde, kann weit geringer, und doch zureichend ſeyn, dem Diebe

die Todesſtrafe zuwege zu bringen. Iſt nun dieſer Betrüger nicht einem Diebe gleich zu achten? Ja er iſt noch ärger.

§. 21.

Was hier von zweyen, die gleiche Nahrung treiben, geſagt iſt, findet auch gewiſſer Maaßen ſeine Anwendung zwiſchen andern, die nicht in ſo nahem Verhältniß ſtehen. Geſetzt, man läſſet ſeinen Coffee, Reiß, Thee, Toback, oder andere licentbare Stücke heimlich, und ohne ſolche zu verſteuren, ins Land kommen, ſo gewinnet nicht nur der, ſo ſolches thut, unrechtmäßiger Weiſe an ſolchen Waaren ſo viel, als der Licent austrägt, ſondern der einheimiſche Kaufmann, welcher bey Verkauf der Waare den vorhin bezahlten Licent auf die Waare ſchlagen, mithin ſich von dem Käufer wieder bezahlen laſſen muß, und deswegen die Waare um ſo wohlfeilen Preis, als man ſie auswärtig kaufet, nicht zu geben vermag, verlieret ſeinen Unterhalt, den er von ſeiner Handlung rechtmäßiger Weiſe fordern kann, zugleich mit. Er wird dadurch nach und nach unvermögend, und außer Stand geſetzt, in der Republik ſo vielen Nutzen zu ſchaffen, als er hätte thun können, wenn ſein ungewiſſenhafter Mitbürger, um ſeinen eigenen unerlaubten Vortheil zu befördern, nicht ihm die Nahrung entzogen hätte.

§. 22.

Man wende nicht ein, daß die Uebelthat deſſen, der den Licent verkürzet, nicht ſo groß ſey, als ich ſie vorſtelle, weil vielleicht mancher nur eine geringſcheinende Summe dabey gewinnet. Ein ſolcher könnte gedenken: meine 20 ℔. Coffee, meine 10 ℔. Reiß, meine 12 ℔. Toback, meine 2 ℔. Thee, die ich jährlich gebrauche, ſind in der Licentcaſſe nicht merklich. Ob dieſe Kleinigkeit dahin fließet, oder nicht, dadurch kann ſo wenig ein Auffsatz des Licents, als ein Abſatz zuwege gebracht werden. Auch kann kein Kaufmann den Abgang an der Nahrung ſpüren, der ihm hierdurch zugezogen wird, zumahlen ich ohnehin bald von dieſem, bald von jenem meine Waaren nehme, mithin den Gewinn ſo ſehr vertheile, daß keiner an mir ſonderlich etwas verdienet.

Dieſe Entſchuldigung iſt ganz ohne Grund; geſetzt, daß dieſes noch ſo unmerklich wäre: ſo bleibt es allemahl ein Betrug, ein unerlaubter Gewinn, ja ein Diebſtahl, eben ſo gewiß, als es ein Diebſtahl bleibet, wenn einem reichen Becker eine einzige Semmel entwendet wird, die nur einen Pfennig werth iſt. In Anſehung eines ganzen Landes würde zwar dieſe geringe Licentverkürzung von einem einzigen nicht merklich, ſo wenig bey der Caſſe, als in Anſehung der Nahrungtreibenden Kaufleute ſeyn. Da aber ſolche von ſo vielen geſchiehet, und die ganze Summe aus dieſen Kleinigkeiten geſammelt werden muß; ſo iſt allerdings auch hierbey auf eine jede Kleinigkeit ein ſorgfältiges Augenmerk zu nehmen.

§. 23.

Ich bin verſichert, daß viele gewiſſenhafte ehrliche Leute ſich mancher ſolcher Licentverkürzung ſchuldig wiſſen. Ich bin aber von dieſen überzeugt, daß ſie nimmermehr ſolche begangen haben würden, wenn ſie dieſelbe von der Seite angeſehen hätten, wie ich ſie vorgeſtellet, und wie ſie wirklich iſt. Dieſe ſind bisher zu entſchuldigen geweſen. Sie ſind es aber hinkünftig nicht mehr, und ich hoffe zuverläßig, daß ſie ſich dieſes unanſtändigen Vortheils niemahls wieder bedienen werden. Aus der Urſache hat die ganze Beſchaffenheit des Licentweſens denen, ſo ſolche nicht gewußt, auch nicht wiſſen können, vor Augen geleget werden müſſen. Es iſt dieſe Sache von der Wichtigkeit, daß billig die Prediger ihre Zuhörer davon unterrichten, und die Schulmeiſter den Kindern bey der erſten Erziehung einen Abſcheu gegen alle Licentbetrügereyen beybringen ſollten.

§. 24.

Manche ſind ſo übel geſinnet, daß ſie keinen Vorſtellungen Gehör geben, die auf die Religion, die Billigkeit und die Wohlanſtändigkeit ſich gründen. Dieſe haben keine andern Regeln ihrer Handlungen, als diejenigen, woraus ſie ſelbſt einen Vortheil ziehen; und wenn ſie einen Gewinn haben können, ſo iſt es ihnen einerley, ob ſie ſolchen mit Recht, oder mit Unrecht, mit Schaden des Nächſten, oder auf erlaubte Weiſe genießen. Wollte Gott, daß gar keine, oder doch wenige dergleichen

Den-

Denkungsart führen möchten! Wer mit dem Licentweſen umgehet, findet aber deren leider! mehr als zu viel, die ſogar durch eidliche Anlobung ſich nicht verbinden laſſen, aufrichtig zu Werke zu gehen. Ich muß ſolchen niederträchtigen Seelen zu überlegen geben, ob ſie nach ihren eigenen Grundſätzen nicht beſſer thun, wenn ſie dieſen kleinen anſcheinenden Gewinn fahren laſſen, und hinkünftig die ihnen obliegenden Abgiften ohne Betrug entrichten. Die viele Vorſichtigkeit und Mühe, ſo ſie zu Verſteckung ihrer Unart gebrauchen müſſen; die Gefahr, ſo ſie laufen, entdeckt und beſtraft zu werden; die Sünde, welche ſie dadurch begehen, daß ſie andere verführen, ihnen zu Ausführung ihres Betrugs behülflich zu ſeyn, und wohl gar deswegen Eid und Pflicht aus den Augen ſetzen; Alles dieſes darf ich ihnen nicht vorhalten. Sie kehren ſich daran nicht. Nichts reitzet ſie, als der Gewinn, den ſie zu machen vermeinen. Ich muß ihnen alſo erweiſen, daß ſolcher Gewinn nur eingebildet, und keinesweges wahrhaftig vorhanden ſey, und ich glaube, daß ſolches zu erweiſen ſtehe. Wie viel empfängt der Müller oder Mühlenknecht dafür, daß er nebſt euch eidbrüchig wird, und die unverlicentete Uebermaaße mit durch die Mühle laufen läßt, oder auf einen gelöſeten Zettel zweymal Korn annimmt? Was müßt ihr denen bezahlen, die das nicht verlicentete Korn heimlich, und meiſtens in der Nacht zur Mühle bringen, und das Mehl oder Schrot daher holen? Wenn ihr dazu euer eigenes Hausgeſinde gebrauchet, wie viel müßt ihr ihm zu gute halten, weil es um euren Betrug weiß, und euch aus Furcht, daß es ſolchen entdecke, in die Nothwendigkeit ſetzet, zu ſeiner Faulheit, Verſäumniß der Arbeit, Verbringung des eurigen, oder wohl zu Hausdieberey und Untreue ſtille zu ſchweigen? Wie könnet ihr von euren Knechten und Mägden Treue gegen euch verlangen, da ihr ſie ſelbſt lehret, Untreue gegen eure Obern und euren Nächſten auszuüben, da ihr ihnen dazu Anleitung gebet, da ihr ihnen mit ſo ſchlechten Exempeln vorleuchtet? Koſtet es euch ferner nicht ein großes, bisweilen diejenigen zu verblenden, die Amtshalber darauf ſehen ſollten, daß es mit Entrichtung des Licents richtig zugehe? und nimmt nicht die Confiscation und die Strafe, ſo ihr bey einer einzigen Entdeckung eures Betrugs erlegen müßt, den etwa übrig gebliebenen geringen Vortheil völlig weg? Ihr verlieret noch mehr, als

als dieſes. Habt ihr nicht, um mehrere Käufer anzulocken, wohlfeiler verkauft, und einen Theil des verkürzten Licents euch als einen Gewinn angerechnet; als einen Gewinn, der vorhin beſchriebenermaaßen in nichts verwandelt iſt? Iſt nicht hierdurch der Verluſt, den ihr erlitten, doppelt, bey der Einnahme ſowohl, als bey der Ausgabe zu ſpüren? Der Schade, welchen ihr bey der Licentverkürzung habt, iſt noch größer. Denn da die Licentcaſſe dadurch doch allemal leidet, wenn gleich der Betrüger keinen wahren Vortheil hat, vorhin aber mehrmalen angezeigt iſt, daß dieſelbe das nöthige Geld zu der darauf haftenden Ausgabe haben muß: ſo wird durch Verhöhung oder Vermehrung der licentbaren Stücke auch derjenige, ſo bisher vervortheilet hat, genöthiget, auf eine andere Weiſe den Beytrag zu thun, den er vorhin entzogen hat; und vielleicht drückt ihn ſolches mehr, als geſchehen ſeyn würde, wenn er beym Abtrage des Licents aufrichtig zu Werke gegangen wäre, mithin den anderweiten Aufſatz vermieden hätte.

§. 25.

Wie ſehr würde ſich ein jeder, der es mit dem Vaterlande gut meinet, freuen, wenn gegenwärtige Abhandlung den Nutzen hätte, alle diejenigen auf andere Gedanken zu bringen, die bisher durch Licentverkürzungen ihrem Gewiſſen, ihrem Nächſten und ſich ſelbſt ſo vielen Nachtheil vorſetzlich zugefüget. Man kann aber ſolches, da die Welt ſo ſehr im Argen lieget, nicht durchgängig hoffen, und man muß deswegen alle mögliche Mittel vorkehren, die Menſchen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, wenn ſie nicht dazu von ſelbſt geneigt ſind. Bisher haben die meiſten Unterthanen die wahre Beſchaffenheit des Licentweſens nicht vollkommen gewußt, wenigſtens nicht geglaubt, daß es ihnen ſelbſt ſo ſehr zur Laſt käme, wenn die Licentvervortheilungen überhand nehmen. Hiervon wird ein jeder nunmehr Ueberzeugt ſeyn. Es iſt nicht wohl möglich, daß der Licent ſehr häufig verkürzt werde, ohne daß ſolches zu Wiſſenſchaft mehrerer Leute gelange. Viele, die nicht ſelbſt zur Obſicht auf das Licentweſen beſtellet ſind, ſtehen in der Meinung, daß ſie keine Verräther abgeben müßten, daß es ihnen gleichgültig ſeyn könne, wenn ihr Nachbar, ihr Häusling den

Licent

Licent inne behält, und ſich damit einen Vortheil macht, daß er ſeine Gefahr ſelbſt ſtehen müſſe, kurz, daß es ſie nicht angienge, und haben deswegen die Vervortheilungen verſtecken helfen, oder doch dazu ſtille geſchwiegen. Da aber am Tage lieget, wie ſehr ein jeder durch ſolche Betrügereyen leidet, und wie merklich diejenigen, ſo aufrichtig zu Werke gehen, durch ihre unartigen Mitbürger gedrückt werden, ſo gehört es zur Erhaltung eines jeglichen Privatvermögens, wenn er mit darauf Acht giebt, daß ein jeder von dem, was er verbrauchet, das bezahle, was darauf gelegt iſt. Es kann alſo keinem verdächt werden, wenn er zu Erhaltung des Seinigen, und zu Abwendung einer unverdienten Beſchwerde dahin ſiehet, daß allen Licentverkürzungen möglichſt vorgebeuget werde, und wenn er zu deren Entdeckung und Beſtrafung, ſo viel an ihm iſt, beyträget. Hierdurch werden eine unendliche Menge derſelben verhütet, und gewiß in kurzem es möglich gemacht, daß dem Lande eine neue Erleichterung angedeihen könne, wozu unſer allergnädigſter König ſo ſehr geneigt iſt. Bey den bisherigen Umſtänden aber muß gerade das Gegentheil erfolgen, und ein neuer Licentaufſatz nothwendig geſchehen.

§. 26.

Ein Wort habe ich noch mit den Soldaten zu reden. Ein großer Theil von denen, die ihre Garniſon an Grenzorten haben, ſtehen in dem gegründeten Verdachte, daß ſie aus den benachbarten Landen unverlicentete Waaren heimlich holen, und ſelbige verkaufen, mithin ein großes zur Benachtheilung der Nahrung und Verkürzung derjenigen beytragen, die ſie doch billig für Schaden beſchützen ſollten. Ich weiß wohl, daß man ſolches, wenn es kund wird, ſcharf beſtrafet, und die Officier ſind es nicht, denen diesfalls etwas zur Laſt geleget werden kann. Meiſtens aber wird es ſo heimlich geſpielet, und ſie finden ſelbſt bey den Bürgern, mit denen ſie den Vortheil öfters theilen, ſo viel Beyſtand, daß ſelten hinter die Wahrheit zu kommen iſt. Möchte dieſen doch ſämmtlich das Unrecht in ſeiner wahren Größe vorgeſtellet werden, welches ſie thun. Die Diſciplin unſerer Miliz iſt, Gott Lob! ſo beſchaffen, daß ſogar, die kleineſten Diebereyen ſcharf beſtrafet werden, und die

die eingeführte gute Denkungsart unſerer Regimenter verabſcheuet auch unter den gemeinen Soldaten diejenigen, welche nur den Verdacht auf ſich laden, daß ſie jemanden etwas entwenden. Was thut aber ein Mousquetier, Reiter oder Dragoner, der den Licent verkürzet, anders, als daß er die Caſſe beſtiehlt, aus welcher er beſoldet wird? als daß er diejenigen drücket, von denen er ſeinen Unterhalt genießet? als daß er das Vermögen derer ſchwächet, die er beſchützen ſollte? Ich hoffe, daß ein den gemeinen Soldaten hiervon gegebener Unterricht ſie abhalten werde, mit dieſer unanſtändigen Art, einen niederträchtigen Vortheil zu ſuchen, ſich weiter abzugeben.

§. 27.

Es ſind noch verſchiedene Schlüſſe aus vorſtehender Ausführung zu ziehen. Ich will aber, da die geſchriebene Bogenzahl ohnehin über Vermuthen angewachſen iſt, nur noch eine Anmerkung beyfügen, welche zur Verbeſſerung der Liceneinnahme ein großes beytragen, mithin die Unterthanen in ihren Abgaben erleichtern, und zugleich die Nahrung ſehr befördern könnte. Aus dem, was vorhin geſaget iſt, folget von ſelbſt, daß die Laſt des Licents um deſto mehr vermindert wird, je mehr wir Unterthanen, die hierzu etwas beytragen, herbey bringen können. Es ſtehet bey uns ſelbſt, die Zahl dieſer Unterthanen zu vergrößern, wenn wir uns ſämmtlich vorſetzen, ihnen Beſchäftigung zu geben, wovon ſie ſich zu nähren im Stande ſind. Solches iſt gar leicht, wenn wir die bisher nur gar zu ſehr eingewurzelte Liebe zu den Dingen, inſonderheit Kleidungsſtücken, ablegen, die außerhalb Landes verfertiget werden. Thun wir dieſes; ſo geben wir vielen tauſend Leuten Unterhalt, die dafür unſere Abgaben tragen helfen, und ſolche uns erleichtern. Wir ziehen eine Menge fremde Meiſter und Geſellen ins Land, die wir ſonſt auswärts ernähret, denen wir unſer Geld zugeſchickt und die wir dadurch in den Stand geſetzt haben, daſelbſt die Auflagen zu bezahlen. Wir haben alſo eine doppelte Abgift gegeben, nemlich diejenige, die hier in die Licentcaſſe gefloſſen iſt, und diejenige, womit auswärtige Arbeiter ihre Laſten abgetragen. Würde der Vorſatz allgemein, daß man den im Lande verfertigten Zeugen einen Vorzug vor auswärtigen

tigen gönnete: ſo kann es nicht fehlen, wir müſſen auf eine doppelte Art erleichtert werden, und dieſe Erleichterung wird vergrößert, wenn die Anzahl der einheimiſchen Fabrikanten ſo ſehr anwächſet, daß von ihren Waaren ein anſehnlicher Abſatz außer Landes gehet. Dieſes erfolget, wenn wir vorerſt ihre Waaren zu unſerm Gebrauch ihnen abnehmen, und ſie dadurch in den Stand ſetzen, ihre Fabriken zu vergrößern. Unſer Geld bleibt ſodann nicht nur im Lande und im Umlauf, ſondern wir ziehen noch Geld von außen herein, und kommen in die Umſtände, daß auch die Ausländer unſern Licent tragen helfen. Doch genug hiervon. Ich will dieſe Gedanken nur in der Abſicht anführen, in welcher ſie zu Erleichterung unſerer Licentabgaben dienen, und wünſche ſchließlich, ein n jeden, der dieſes lieſet, von der Wahrheit überzeugt zu haben, daß einer, der den Licent vorſetzlich vervortheilet, ſo wenig ein guter Chriſt, als ein guter Unterthan ſeyn könne.

Außer vorigem Aufſatze findet man im Hannoveriſchen Magazin von 1765 33. St. noch einen kleinern Aufſatz unter der Ueberſchrift: Etwas vom Licent, als einer des Landes Wohl betreffenden Sache, worin verſchiedene irrige Volksmeinungen vom Licent mit Wärme widerleget werden. Damit man ſich aber eine genauere Vorſtellung von dem Licent machen könne, ſo führe ich hier das königlich Großbrittaniſche und churfürſtlich Braunſchweigiſche General-Mandat, die genaue Befolgung, der Licentordnung in den Fürſtenthümern, Calenberg, Göttingen und Grubenhagen betreffend, gegeben St. James den 1ſten Aug. 1777, an, welches ſo lautet:

Wir Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König ꝛc. ꝛc. ꝛc. Fügen hiemit zu wiſſen: wasmaſſen wahrgenommen worden, daß obwohl durch die vermitteſt der Verordnung vom 4ten Auguſt 1775 gemachte Einrichtung des Steuerweſens in Unſern Fürſtenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der Licentcaſſe beträchtliche Zuflüſſe verſchaffet worden, dennoch die Einnahme davon nicht ſo ausgefallen ſey, als man billig erwarten ſollen.

Wenn nun ſolches hauptſächlich mit daher rühret, daß die Unterthanen, zum Theil zwar wohl aus Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit, zum Theil aber auch aus freventlichem Vorſatz und Gewinnſucht der Einrichtung des Licents und der Kriegesſteuer ſich oft entziehen, obwohl ſie dadurch ſich ſelbſt unverſtändigerweiſe ſchaden, indem es größtentheils hieran lieget, wenn neue Steuer angelegt und ſie von mehrern Seiten angegriffen werden müſſen, anſtatt daß die alten, wenn ſie richtig einkämen, zu Beſtreitung der Landesbedürfniſſe hinreichen, ja wohl gar einen ſolchen Ueberſchuß gewähren würden, daß man auf ihre Verminderung, wie Wir nach Unſerer Landesväterlichen Vorſorge für Unſere Unterthanen längſt gewünſcht haben, zu deren Erleichterung Bedacht nehmen könnte; als haben Wir für dienlich befunden, die vorhandene Licentordnung denen, ſo ſie vielleicht in Vergeſſenheit geſtellet, von neuem in Erinnerung zu bringen und einzuſchärfen; denen aber, welche ſie muthwillig übertreten, Unſere ernſtliche Meinung wegen ihrer unvermeidlichen nachdrücklichen Beſtrafung zu erklären und bekannt zu machen, indem Wir feſtiglich gewillet ſind, dem eingeriſſenen Unweſen zu ſteuern, und die erforderliche gute Ordnung bey dem Licentweſen herzuſtellen.

Wir

Wir erinnern, erklären und wollen demnach, wie folget:

1) Soll ein jeder in gedachten Unſern Fürſtenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, er ſey hohen oder niedrigen, geiſtlichen oder weltlichen, Hof- Civil- oder Militairſtandes, ſchuldig ſeyn, nach der im Jahre 1740 publicirten Generallicentordnung ſich überhaupt auf das genaueſte zu achten, und den Licent, ſo wie er in derſelben und den ergangenen Nebenverordnungen, imgleichen in der Verordnung vom 1ſten Junii 1764 wegen der Kriegsſteuer und vom 4ten Auguſt 1775 angelegt iſt, gehörig zu entrichten. Es ſoll ſich niemand dieſer Abgabe weder directe, noch per indirectum entziehen, oder weiter, wie die Ordnung ausdrücklich enthält, anmaßlich eximiren, als lieb ihm iſt, Ungelegenheit und in der Ordnung geſetzte Strafen zu vermeiden; und damit kein Zweifel mehr übrig bleibe, was für Sachen derſelben unterworfen ſind; ſo ſind ſolche in ein kurzes Verzeichniß gebracht und daſſelbe hier angeführet worden.

2) Alle dieſe Sachen, ſie mögen zu Waſſer oder zu Lande, ſelbſt aus andern Unſern deutſchen Provinzen, in dieſe Fürſtenthümer eingeführet werden, darin bleiben, oder nur durchgehen ſollen, müſſen als licentbar nach ihrer Qualität und Quantität, oder nach ihrer Art, Zahl, Maaß und Gewicht, bey der erſten Licentſtube, ſo damit berührt wird, angemeldet, in Paßirzettul verzeichnet, und ſolche an dem Orte der Abladung abgeliefert und nachgeſehen werden

Es wird daher die häufige, inſonderheit von den Schiffern gebräuchlich geweſene Angabe derſelben, unter dem Namen trocken Gut, oder unwiſſend, Inhalts der unter dem 2ten und 10ten Julii 1773 ergangenen Reſcripte aus Unſerer geheimden Rathsſtube, nochmahls hiermit unterſagt und verordnet, daß alle licentbare Waare, ſo heimlich hereingebracht, nicht als ſolche in ihrer wahren Quantität angemeldet und ohne Paßirzettul betroffen wird, ohne alle Entſchuldigung eines Verſehens des Abſenders, Schiffers oder Fuhrmannes, entweder ganz oder der nicht angegebene Ueberſchuß verfallen ſeyn, man ſich lediglich an der Waare und dem Empfänger halten, und dieſer noch überdem, wenn ein Dolus vorkommen ſollte, Inhalts der Licentordnung beſtraft werden ſoll; es wäre dann einzig und allein, daß er ſich wegen eines ihm nicht beyzumeſſenden Verſehens eidlich reinigen könnte, oder daß an ſich ſelbſt und in continenti klar wäre, daß es Speditionsgut ſey, und ſofort, ohne in des Spediteurs Gewahrſam und Waarenlager zu kommen, außer Landes gehen ſollen, in welchen Fällen dennoch Denunciantengebühr zu erlegen iſt.

3) Gleichwie die richtige Anmeldung der licentbaren Sachen nicht allein, wie bey vielen die irrige Meinung iſt, wenn jemand ſolche zur Handlung und feilem Verkauf erhält, ſondern auch alsdann zu beobachten iſt, wenn er ſie blos zu eigenem Gebrauch mit der Poſt oder ſonſt kommen läßt, mitbringen, oder geſchenkt erhält; alſo ſind ſelbige, imgleichen alle ankommende unkenntliche Paquete, wovon man nicht gewiß weiß, daß nichts licentbares darin ſey, bey zehen Rthlr. Strafe auch

auch nicht anders, als der Ordnung gemäß, im Beyſeyn eines Licentbedienten zu öffnen der Licent ohne Anſtand zu bezahlen, oder wem ſolches erlaubt, die Waaren in das Abrechnungsbuch zu ſchreiben, nach ihrer Beſchaffenheit zu zeichnen, oder, wenn ſie auch im Lande weiter verſandt würden, Paßirzettul darauf zu nehmen, immaßen dieſelbe, wenn ſie ohngezeichnet oder ohne Paßirzettul betroffen würden, der erſten richtigen Anmeldung ohngeachtet, verfallen ſind.

Es ſoll auch keinem angekommenen Schiffe eher etwas ausgeladen und verabfolget werden, ehe die Licentbedienten herbey gerufen, die Ladung nachgeſehen und die Empfänger notirt worden, bey zehen Rthlr. Strafe, ſo der Schiffer zu entrichten hat.

4) Soviel die licentbaren Sachen betrifft, welche mit den Fuhrleuten, Krämern und Packenträgern blos durchpaßiren, hat es dabey ſein Verbleiben, und iſt von den Licentbedienten darauf zu beſtehen, daß bey deren Anmeldung und Abforderung des Paßirzettuls nach Cap. VI. der Licentordnung bey der erſten Licentſtube der Licent, wenn er unter 24 Mgr. beträgt, davon bezahlt, die Waare verſiegelt, auf größere Quantitäten aber ein Rthlr. deponirt werden muß, welches beydes von der letztern Grenzreceptur erſtattet wird. Würde jedoch von den Licentbedienten, welche das Gut jedesmal pflichtmäßig nachzuſehen haben, befunden, daß es nicht nach dem Paßirzettul völlig vorhanden; ſo erfolgt dieſe Erſtattung nicht, und ſind die Fuhrleute, Krämer und Packenträger ſofort, oder wenn ſie

ſie die Licentſtube vorbeygegangen ſeyn und den Zettel nicht abgeliefert haben ſollten, bey ihrer nächſten Wiederkunft anzuhalten, daß ſie Rede und Antwort geben, wo ſie das Gut abgeſetzt, damit die Defraude weiter unterſucht werden könne; wie ſie ſich denn auch verordnetermaßen aller Nebenwege zu enthalten haben.

5) Wenn aber dergleichen Waare zuvörderſt an die Factors und Spediteurs gelangt und etwa bis auf weitere Ordre oder Gelegenheit in der Niederlage bleibt, muß der Paßirzettul dem Thorſchreiber oder der Licentſtube präſentirt werden, darauf nicht in den Händen des Spediteurs bleiben, ſondern abgeliefert, und wenn das Gut demnächſt weiter gehet, ein neuer genommen, und darauf 6 Mgr., ſo an der Grenze zu erſtatten, deponirt werden.

6) Ueberhaupt hat jeder Empfänger licentbarer Sachen für dergleichen Paßirzettul einzuſtehen und alſo darnach zu fragen, und ſoll keine Entſchuldigung, daß ſie von den Fuhrleuten oder ſonſt verlohren ſind, gelten, ſondern dafür 3 Mgr., wie van dem verlohrnen Acciſezettul, bezahlt werden.

Damit auch die Paßirzettul, welche über unverlicentete Sachen ausgegeben ſind, bey der Reviſion gehörig zum Vorſchein kommen und man verſichert ſey, daß darunter kein Unterſchleif vorgehe; ſo haben in den großen Städten die Adjuncti, und in den kleinen Städten und auf dem Lande die Controlleurs alle ſolche Zettul mit dem Regiſter zu collationi-

tioniren und nachzuſehen, ob die Waare entweder unveracciſet weiter gegangen, oder an dem Orte, wo der Zettul abgeliefert iſt, veracciſet, oder auch in die Abrechnungsbücher notirt ſey; und ſind zu deſſen Verſicherung die Paßirregiſter von ihnen zu unterſchreiben.

7) Bleibet zwar nach wie vor verſtattet, dasjenige, was Kaufleute, Krämer und andere in großen Quantitäten erhalten, in den erlaubten Fällen auf Abrechnung zu ſtellen; es haben aber ſelbige die Waare jederzeit richtig anzumelden, den Licent, ſo wie ſolche debitirt wird, zu geſetzter Zeit abzutragen, und ſelbſt, ſowohl als die Einnehmer, dahin zu ſehen, daß die Abrechnungsbücher bey dem Ab- und Zuſchreiben in guter Ordnung bleiben, indem denſelben lediglich nachzugehen iſt. Und damit dabey alle Unordnung und Unterſchleif deſto beſſer verhütet werde, ſollen die Einnehmer von Zeit zu Zeit entweder ſelbſt oder durch die Controlleurs, die Landcontrolleurs und deren Aßiſtenten aber ſo oft, wie ſie es gut und nöthig finden, die Vorräthe nachſehen und mit dieſen Büchern vergleichen. Wenn ſich ſodann ein Ueberſchuß findet, weswegen der Kaufmann oder Krämer ſich nicht ſofort klärlich legitimiren kann, iſt ſolcher verfallen und nach Beſchaffenheit der Umſtände weitere ordnungsmäßige Strafe zu erkennen.

8) Soll auch auf dasjenige, was entweder von ſolchen auf Abrechnung geſtellten oder veracciſeten Sachen wieder außer Landes gehet, ſo weit es die Verordnung geſtattet, abgeſchrieben werden, oder die Licentreſtitution erfolget. Als aber die Caſſe dabey vielfältig

Scha-

Schaden leidet, wenn der verlangte Paßirzettul abgegeben wird, ohne daß bey Emballirung der Waare ein Licentbedienter zugegen geweſen, ſie nachgeſehen und nach Beſchaffenheit verſiegelt, oder wenn auch an der Grenze der Licent erſtattet wird, bevor die Licentſchreiber viſitirt, ob die Waare würklich vorhanden ſey; ſo wird hiemit den Licentbedienten alles Ernſtes befohlen, ſich hiebey auf das genaueſte nach Vorſchrift der Licentordnung zu verhalten, und ſollen ſelbige, wenn Entdeckung eines Unterſchleifes befunden wird, daß ſie ſich einer groben Nachläſſigkeit ſchuldig gemacht, oder wohl gar mit dem, der die Licentreſtitution erſchlichen, durchgeſtochen haben, Inhalts der Ordnung unabbittlich mit dem Verluſt des Dienſtes, und ſowohl, wie dieſer, ſchwer am Leibe geſtraft werden.

9) Weil auch gar viel darauf ankommt, daß der heimlichen Hereinſchleppung unverlicenteter Sachen und Erſchleichung der Licentreſtitution auf alle Weiſe geſteuert werde; ſo werden die Licentbedienten insgemein, inſonderheit aber Landcontrolleurs erinnert, auf die Ein- und Ausfuhr genau zu achten, und wenn ſie Verdacht haben, ſich aus einem Quartiere in das andere zu benachrichtigen; und ſollen ſelbige, wenn ſie dergleichen Schleichhandel, heimliche Niederlagen licentbarer Waaren, vornemlich an der Weſer und Leine und in den Dörfern und Gärten vor den großen Städten, oder auch Betrügereyen bey der Licentreſtitution ſolchergeſtalt zur Anzeige bringen, daß die Defraudanten überführt werden können, außer den Confiscationen und Denunciantengebühren, eine Prämie von 5 bis 15 Rthlr., nach der Sachen Wichtigkeit und Ermäßigung Unſerer gehei-

geheimen Rathsſtube, aus der Licentcaſſe, zu gewärtigen haben.

10) Einpaſſirende Fremde behalten zwar die für ſich ſelbſt bey ſich habende Sachen frey, müſſen aber ſelbige anmelden, nöthigenfalls verſiegeln laſſen und bey ordnungsmäßiger Strafe davon an niemand etwas überlaſſen, weswegen ſie denn von den Thorſchreibern und den Licentbedienten in den Poſthäuſern hieran erinnert werden ſollen.

Auch haben die Thorſchreiber diejenigen, ſo bey geſperrten Thoren, oder ſobald es dunkel wird, etwas hereintragen, oder mit Schiebkarren und offenen Wagen in die Städte kommen, zu viſitiren, und ſollen die Sperrgeldeinnehmer hiezu gleichfalls verpflichtet ſeyn.

11) Was bey den im Lande ſelbſt vorfallenden licentbaren Sachen und Conſumtibilien zu beobachten iſt, muß zwar allen Unterthanen ſchon hinlänglich bekannt ſeyn; zum Ueberfluß aber wird erinnert, daß bey Vermeidung ordnungsmäßiger Strafe alles Getreide und Korn zum Brodbacken, Mehl, Malz, Viehſchroot, Grütze und Graupen, allerley Saamen, Buch- und Nüſſe zum Oehlſchlagen, ehe es geſchlachtet wird, bey der Licentſtube angemeldet, der erforderliche Zettul darüber genommen, gehörigen Orts abgegeben, und wenn der Licent entrichtet iſt, ſolches in das Quittanzbuch geſchrieben werden muß. Und hat ein jeder ſich dergleichen Buch anzuſchaffen, daſſelbe nicht in der Licentſtube zu laſſen, ſondern mit ſich zu nehmen und aufzubewahren, indem, wenn aus dem Quittanzbuche und Licentregiſter die Veracciſung nicht dargethan werden kann, die denunciirte Defraude für erwieſen anzuſehen iſt.

Aus

Aus eben dieſer Urſache iſt auch die Zeichnung der im Lande verfertigten Peruquen, Hüthe, Strümpfe und des Pelzwerks an dazu ſchicklichen Stellen nicht zu verſäumen.

12) Nachdem auch vorgekommen iſt, daß der Gebrauch des geſtempelten Papiers in vielen Stücken aus der Acht gelaſſen, ja von vielen gar dafür gehalten wird, daß ſolcher bey außergerichtlichen Geſchäften und Documenten, wovon der Anſchein oder die Meynung nicht iſt, daß ſie öffentlich bekannt werden, gar nicht nöthig ſey; ſo erneuern Wir hiemit, was desfalls in der Licentordnung Cap. VIII. enthalten iſt; Wir erinnern demnach zuvörderſt alle ſowohl bey unſern Collegiis, als Städten, Aemtern und Gerichten beſtellte Perſonen, Botenmeiſter, Canzelliſten, Pedellen, Canzleyboten und Gerichtsdiener, welche die Supplicate und Exhibita annehmen, und, was darauf expedirt wird, weggeben, hierauf zu achten, bey 2 Rthlr., wenn ſie nicht die rechte Sorte, und bey 4 Rthlr. Strafe, wenn ſie gar ganz ungeſtempeltes Papier angenommen, als worauf Wir dieſelbe mit Veränderung des §. 32. aus bewegenden Urſachen hiemit herabſetzen. Es ſollen auch bemeldete Collegia und Obrigkeiten ſelbſt hierüber halten, und dagegen der vierte Theil dieſer Strafe ihrem Fiſco oder Sportulcaſſe zufließen.

Die Notarii müſſen vorgeſchriebenermaßen ausdrücklich beeidigt werden.

Und wie Wir hiemit nochmals befehlen, daß auch allerdings bey allen, es ſey mit Einheimiſchen oder Auswärtigen, vorfallenden Privat-Negotiis und Contracten jedes Original des darüber auszufertigenden Documents, imgleichen die Privatrechnungen und Quittungen der Krä-

mer

mer, Wirthe und Handwerker, auf das verordnete Stempelpapier geſchrieben werden ſollen; als ſoll auch nicht ferner geſtattet ſeyn, nach dem obwaltenden Mißbrauch die Worte: mit gehörigem Stempel zu belegen, Nota, Copia u. d. gl. darauf zu ſetzen, ſondern ſolches als eine Defraude beſtraft werden, es mögte dann erwieſen werden, daß das Stempelpapier nicht zu bekommen geweſen, wofür ſodann der Licentbediente des Orts zu antworten hat. Wer eine ſolche Rechnung, Quittung oder Document auf ungeſtempeltes und nicht mit dem rechten Stempel verſehenes Papier ausſtellet, ſoll mit Verordnung des §. 33. in 2 Rthlr., wer es aber annimmt, in 4 Rthlr. Strafe jedesmal unabbittlich verfallen ſeyn, und davon die Hälfte dem Denuncianten gereicht, wenn es aber der Ausſteller oder Annehmer ſelbſt anzeigen ſollte, ihm außerdem die Strafe erlaſſen werden. Nur in dem Falle, wenn ein und dieſelbe Rechnung zu wiederholtenmalen übergeben werden müßte, kann dieſelbe mit dem Worte Copia ohne Stempel paſſiren; es muß aber der Tag, da ſie zum erſtenmal auf gehörigem Stempelbogen übergeben worden, darauf notirt, auch kein größeres Quantum darauf geſetzt werden. Die Quittung muß allezeit entweder unter die erſte Rechnung, oder beſonders auf einen Stempelbogen geſchrieben werden.

13) Da auch der Caſſe gar viel dadurch entzogen wird, daß in die gewöhnlichen Contobücher quittiret wird; ſo ſoll auf eben die Weiſe, wie nach dem Cap. VIII. §. 4. der Licentordnung bey den Quittanzbüchern der Zinsmeyer geſchehen, und worauf ferner geachtet werden muß, bey oben geſetzter Strafe ſowohl von dem Ausſteller als Annehmer, das erſte Blatt in allen dergleichen Conto-

büchern, die mit den Weinſchenken, Krämern, Schlächtern, Bäckern, Fiſchhändlern, Krügern u. ſ. w. gehalten werden, weil ſie die Stelle der Rechnungen und Quittungen vertreten, mit geſtempeltem Papiere beleget werden, und darin auf keine höhere Summe Rechnung zu führen, noch zu quittiren verſtattet ſeyn, als auf welche der Stempel nach der Verordnung zureichet.

14) Einem jeden, wenn er auch kein Licentbedienter iſt, ſtehet frey, die bemerkten Defrauden zu denunciiren, und hat er, wenn er ſie erweislich macht, die Confiscations- und Denunciantengebühren zu gewärtigen. Die Licentbedienten ſollen ſich nicht unterſtehen, dergleichen Denuncianten wider ihren Willen namhaft zu machen, bey Verluſt ihres Dienſtes und nach Befinden weiterer ſcharfen Strafe.

15) Vornemlich aber iſt es die Schuldigkeit der Licentbedienten, Controlleurs und Viſitatoren auf alle und jede Defrauden zu achten, ſich alle Mühe zu geben ſie zu entdecken, zu dem Ende die verordneten Viſitationes und Conſumtionsproben fleißig vorzunehmen und dahin zu ſehen, ob auch die Licentordnung in allen Stücken befolgt werde. Würde ein oder anderer darin nachläſſig befunden, ſich dem Geſöff ergeben, und auf geſchehene Warnung ſich nicht beſſern, oder wohl gar mit den Defraudanten unter einer Decke ſpielen, und ſich durch Geſchenke, es ſey an Geld, Getränke oder Naturalien, zu unerlaubter Nachſicht verleiten laſſen, ſoll derſelbe ſeines Dienſtes entſetzet und außerdem nach Befinden beſtraft werden.

16) Dahingegen hat ein jeder Licentbedienter, welcher ſein Amt getreulich verrichtet und dabey mit der vorgeſchriebenen Beſcheidenheit ver-

verfähret, ohne alle Furcht und Anſehen der Perſonen die entdeckten Unterſchleife gehörigen Orts anzuzeigen, und ſich dabey aller Sicherheit und Unſers Landesherrlichen kräftigen Schutzes zu verſichern; und wie demnach nochmals allen und jeden, inſonderheit auch denen zum Militair-Etat gehörigen Perſonen, bey Vermeidung Unſerer ſchweren Ungnade, unterſagt wird, ſich der Einforderung des Licents zu widerſetzen; alſo ſollen auch diejenigen, welche den Licentbedienten bey Ausübung ihres Amts unglimpflich begegnen, oder ſich wohl gar thätlich an ihnen vergreifen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, Inhalts der Licentordnung mit Geld- oder harter Leibes- und Karrenſchiebenſtrafe belegt werden, und haben die Obrigkeiten, wenn dergleichen Fälle vorkommen, ſolche ſofort zu unterſuchen und nach Anweiſung der Patente vom 20ſten October 1745 und 18ten April 1765 an Unſere geheimde Rathsſtube zu berichten, damit ſelbige die Art der Strafe beſtimme und deren Vollſtreckung zu Vermehrung des Eindrucks ſchleunig verfügen könne.

17) Was nun die Unterſuchung und Beſtrafung der entdeckten Defrauden und Contraventionen anlangt; ſo ſind darüber zwar ſchon hinlängliche theils allgemeine, theils beſondere Vorſchriften vorhanden, und erinnern Wir Unſere Licent-Commiſſarios in Gnaden zuverläßig, daß ſie die Licentgerichte alle halbe Jahr ohne Mangel in ihrem ganzen Diſtrict abhalten, ſowohl davon als von dem Betragen der Licentbedienten die halbjährigen Berichte erſtatten, ſich an der Licentordnung ſtricte halten, davon für ſich nicht abgehen und ohne alles Anſehen der Perſon darnach erkennen ſollen; weswegen dann auch einem jeden Denuncianten frey ſtehen ſoll, wenn ei-

ne erweisliche Defraude von einiger Erheblichkeit entweder nicht unterſucht, oder gelinder, als die Ordnung beſagt, ge-ſprochen worden, ſich bey Unſerer geheimen Rathsſtube zu beſchweren.

Sollten jedoch Fälle vorkommen, daß Zweifel entſtünde, wie zu erkennen ſey; haben die Commiſſarii vorgedachter geheimen Rathsſtube die Entſcheidung einzuholen.

Inſonderheit aber iſt der Unterſchied, welcher der Licentordnung nach, zwiſchen Fremden und Einheimiſchen gemacht werden muß, und ob nur aus Ignoranz oder Verſäumniß in Modo peccirt, oder die Caſſe wirklich defraudirt, und ob ſolches doloſe geſchehen ſey? wohl zu bemerken; und ſind alſo:

1) Fremde, welche ſo wenig in hieſigen Landen geweſen, daß ihnen die Licentordnung völlig unbekannt ſeyn könne, von der Strafe frey; jedoch haben

2) auch dieſe, wenn ſie nach dem §. 10. von den Thorſchreibern und in den Poſthäuſern gewarnet worden, ſo wie Einheimiſche, welche nur in Modo peccirt und die Caſſe nicht defraudirt haben, gelinde Denunciantengebühren bis 18 Mgr. zu erlegen.

3) Fremde, welche in hieſigen Landen bekannt und wahrſcheinlich Kenntniß davon haben können, ſind zwar von der Confiscation frey, wenn ſie die Caſſe verkürzt haben, zahlen jedoch nach Cap. 1. §. 1. der Licentordnung.

4) Einheimiſche ſowohl, als Fremde, die ſo oft in den hieſigen Landen geweſen, daß ſie die Licentordnung wiſſen können und müſſen, ſind, wenn die Caſſe verkürzt iſt, obgleich ſolches nur aus Verſäumniß geſchehen, und kein Vorſatz ſich hervorthun mögte, in den Fällen, wo

die

die Strafe nicht ſpecialiter determinirt iſt, nach dem Cap. XIII. §. 5. mit der Confiſcation;

5) aber vorſetzliche Defraudanten nach eben dieſem Paragraph zu beſtrafen.

6) Kommt niemand die Verſäumniß als eine Entſchuldigung zu ſtatten, ſondern er iſt als ein vorſetzlicher Defraudant anzuſehen, wenn er die licentbare Waare entweder conſumirt, oder binnen drey Tagen nach erlangter Wiſſenſchaft von dem Empfang nicht angezeigt hat, und ſodann die Verkürzung denunciiret, imgleichen wenn vor Ablauf der drey Tage ſein Vorſatz zu defraudiren vermuthlich wird. Wer aber ohne vorhergegangene Entdeckung ſein Verſehen ſelbſt anzeigt und den Licent bezahlet, iſt frey.

7) Sollen auch unter die vorſetzlichen Defraudanten alle Hehler und Helfer, welche heimliche Niederlagen licentbarer Waaren bey ſich verſtatten, und zu den Defrauden wiſſentlich hülfliche Hand leiſten, gerechnet und denſelben gleich beſtraft werden.

18) Weil auch zu Erhaltung größerer Aufmerkſamkeit und ſtärkeren Eindrucks bey den Acciſanten nöthig iſt, daß die dictirten Strafen ohngeſäumt exequirt werden, ſolches aber an theils Orten nicht geſchiehet, und wohl gar am Ende das Erkenntniß vereitelt wird; Als werden alle Obrigkeiten und Gerichtsperſonen hiemit ernſtlich angewieſen, daß, ob ſie zwar bey dem Licentgerichte gegenwärtig ſeyn müſſen, und in ſofern der Acciſanten ſich anzunehmen haben, daß ſelbige hinlänglich gehöret und die Denuntiationes genugſam erörtert werden, ſie dennoch den Licent-Commiſſariis beförderlich ſeyn, unnöthige Weitläuftigkeiten vermeiden, und die erkannten Geld- oder Leibes-

ſtrafen auf das ſpäteſte vor Ablauf des Vierteljahres, worin ſie dictirt worden beytreiben und vollſtrecken laſſen ſollen.

19) Gleichwie Wir nun allen und jeden in gedachten Unſern Fürſtenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen anbefehlen ſich hiernach allerunterthänigſt zu achten; als haben auch Unſere hohen Collegia, Hof- Civil- und Militairbedienten, Amts- Stadt- und Gerichtsobrigkeiten mit Fleiß darüber zu halten, daß dieſem Mandat und der dadurch eingeſchärften Licentordnung gebührend nachgelebt werde, ſich die Handhabung derſelben angelegen ſeyn zu laſſen, die unter ihnen ſtehende Bediente darauf anzuweiſen, und den Licentbedienten, wo es nöthig, ſchleunig nachdrückliche Hülfe zu leiſten.

Und damit niemand ſich mit der Unwiſſenheit entſchuldigen, ein jeder aber zu Vermeidnng aller Ungelegenheit und der nach aller Strenge zu verfügenden empfindlichen Beſtrafung ſich deſto beſſer belehren könne, ſoll gegenwärtiges Mandat, ſammt dabey befindlichem Verzeichniſſe, nicht allein gewöhnlicher Orten durch öffentlichen Anſchlag bekannt gemacht, ſondern auch in allen Wein- und Caffeehäuſern, Herbergen, Wirthshäuſern und Krügen, vornehmlich an den Gränzen, ſo wie vor den Thorſchreiberhäuſern und Licentſtuben, an einem Orte, der in die Augen fällt, angeheftet werden, und allezeit bey Strafe eines Reichsthalers für den Denunciaten vorhanden ſeyn, und iſt von den Land- und andern Controlleurs hierauf zu achten.

Gegeben unter Unſerer eigenhändigen Unterſchrift und beygedrucktem geheimen Canzleyinſiegel. St. James den 1ſten Auguſt 1777.

(L. S.) GEORGE REX.

J. F. C. v. Alvensleben.

So

So wie der Zweck einer jeden einfachen und kleinern Geſellſchaft nicht ohne gewiſſe Ausgaben erreicht werden kann; ſo unvermeidlich ſind auch die Ausgaben, welche die große Geſellſchaft, der Staat, zu ſeiner Erhaltung bedarf. Hat nun aber der ganze Staat, mithin ein jedes Mittglied deſſelben an dem Vortheile Antheil, der durch dieſe Ausgaben geſucht wird, ſo iſt es natürlich, daß auch jedes Mitglied, oder jeder Unterthan, einen Theil derſelben zu übernehmen ſchuldig ſey. Denn, was kann man für einen gegründeten Anſpruch an einem Nutzen, an einem Gewinſt machen, wenn man nicht das Seinige dazu mit beytragen will? Mit welchem Rechte kann man verlangen, daß ſich der Wohlſtand des Staates auch auf einen ſelbſt erſtrecke, wenn man ihn nicht will erhalten helfen? Und, iſt es nicht eine ſo bekannte als richtige Regel: Wer den Vortheil haben will, muß auch den Schaden übernehmen; und wie kann jemand mit Recht bloß am Gewinſte — nicht aber an dem Verluſte Theil nehmen wollen? — Wer den Endzweck will, der muß auch, wenn er ein rechtſchaffener und weiſer Bürger im Staate ſeyn will, die Mittel wollen, die dahin führen. — Wer ſeine Güter, ſein Vermögen und Glücksumſtände in Sicherheit wiſſen will, der muß auch diejenigen Ausgaben ſich gefallen laſſen, ohne welche dieſe Ruhe und Sicherheit nicht erhalten, noch, wenn ſie ſchon verloren iſt, wieder hergeſtellet werden kann. —

Dies war ſchon immer der Fall; auch iſt ers noch, und wird es auch bleiben, vielleicht immerfort, wenn auch ſelbſt nach der Kruſianiſchen Lehre das beliebte tauſendjährige Reich ſchon längſt hätte angehen müſſen.

Bey der Errichtung der Reiche und Staaten — hat man die weiſe Vorſorge ehedem gebraucht, zu Beſorgung der nöthigen Ausgaben derſelben gewiſſe Güter auszuſetzen, damit die Unterthanen für ihre Perſon und Güter von dem Beytrage zu dieſen Ausgaben befreyet bleiben. Dieſe Domainen oder Kammergüter reichten vor Zeiten vollkommen hin, die ordentlichen Ausgaben des Staates zu beſtreiten. Allein, nachdem die Fürſten anfingen, vielleicht auch hinlängliche Urſache hatten, nicht mehr mit den Hof = und Kriegesdienſten ihrer Lehensleute zufrieden zu seyn, und ſich ſowohl eigne Hofbediente, als beſtändige Soldtruppen zu halten, gezwungen waren, und ſich nach dem Maße rüſten mußten, als es die Nachbaren thaten; — nachdem die Pracht, der Aufwand, und daher die Theurung zunahm; — auch wohl in einigen Ländern die Kammergüter durch üble Wirthſchaft in der Unterthanen Hände geriethen; ſo war es nicht mehr möglich, daß der Fürſt ſeinen Hof und den Staat mit den ihm ausgeſetzten Gütern erhalten konnte. Daher mußten die Unterthanen nothwendig mit ihrem beſondern Eigenthume ihrem Fürſten, wollten ſie anders, daß ihr Staat in ſeiner vorigen Verfaſſung bleiben ſollte, zu Hülfe kommen, und einen Theil der öffentlichen Abgaben übernehmen. Nun waren zwar dieſe Beyſteuern Anfangs größtentheils außerordentlich, und wurden zu Tilgung dieſer oder jener Staatsſchuld gefordert; als ſich aber ſolche durch mehr als eine Urſache mehrten, ſo konnte es nicht anders ſeyn, es mußten aus den Steuern, die nur ſonſt auf eine Zeitlang hätten dauern ſollen, beſtändige und ordentliche Abgaben werden.

Dieſe, im Ganzen, (oder auch in einigen beſondern Fällen genommen), wohlthätige Einrichtung

tung wurde aber ſchon bald von den Einwohnern des Staates angefeindet, wozu ſie einige gewiſſe Urſachen zu haben glaubten: — denn, ſtatt daß ein jeder Unterthan ohne Ausnahme nach dem Verhältniſſe ſeines Standes und Vermögens, einen Theil dieſer Abgaben übernehmen ſollte, weil der Nutzen derſelben, nähmlich der Wohlſtand des Staates einem jeden zu gute kommt; ſo wurden doch theils ganze Claſſen und Stände, theils einzelne Perſonen, aus Vorurtheilen und irrigen Gründen, von der Allgemeinheit der Pflicht, Abgaben zu erlegen, entbunden; wodurch die geringern ſchatzpflichtigen Stände, ob ſie gleich durch den Umſturz des Staates nicht ſo viel hätten verlieren können, als jene, deſto mehr beſchweret wurden.

Der Adel rühmte ſeine großen Dienſte, die er dem Staate bey der ehemahligen Kriegsverfaſſung leiſtete, und glaubte, daß er ſo, wie im übrigen, alſo auch in dieſem Stücke von den niedrigen Ständen ſeiner Mitbürger, müßte unterſchieden werden. — Der geiſtliche Stand hatte in den vorigen finſtern Zeiten zu viel Anſehen, und zu viel zu ſagen, als daß man ihm das Theilnehmen an den Bedürfniſſen des Staates hätte zumuthen dürfen. Er holte ſeine Befreyung ſchon vom Berge Sinai, und aus den Privilegien der erſten Kaiſer her, ohnerachtet der daher geleiſtete Schluß nicht bündig war, weil die jüdiſche Geiſtlichkeit kein Eigenthum hatte, ſondern von den Zehnten, und einem Theil der Opfer lebte; die unſrige aber in der erſten Kirche keinen andern Unterhalt, als von der milden Gabe ihrer Zuhörer hatte. — Alles dieſes weiter auseinander zu ſetzen, iſt hier der Ort nicht. Eine gleiche

Be-

Befreyung von den Abgaben, pflegen die Bedienten des Fürſten gemeiniglich zu genießen; ſie können ſolche aber nicht aus dem Grunde fordern, daß ſie mittelſt ihrer Perſon dem Landesherrn und dem Vaterlande dienen. — Denn, für dieſen perſönlichen Dienſt werden ſie beſoldet. Je vorzüglicher und wichtiger dieſer Dienſt iſt, deſto einträglicher und ſtärker pflegt ihr Gehalt zu ſeyn. — Man ſetze aber nun einmahl den Fall, ein feindlicher Einbruch verheere dem Adel ſeine Güter, verringere dem Geiſtlichen ſeine Einnahme, und ſetze den Fürſten außer Stand, die Dienſte ſeiner Bedienten ferner zu gebrauchen, oder zu bezahlen, wie doch jetzt hin und wieder in Deutſchland der Fall vorkommen könnte; — leiden ſie nicht dadurch in gleichem Maße mit ihren übrigen Landesleuten, und haben ſie nicht gleichen Vortheil dabey, daß ſolche Drangſalen des Krieges aufhören, und das Land aus dem Elende errettet werde? — Mit welchem Rechte wollen und können ſie fordern, daß ihre Mitbürger mit ihrem Vermögen ihnen zu ihren vorigen Glücksumſtänden wieder verhelfen ſollen?

Es iſt aber faſt unmöglich, den Licent, die Accise, und die übrigen Auflagen auf die Nahrungs- und Kleidungsſtücke, ſo unter die Staatseinwohner zu vertheilen, daß ſie alle — Weiſe und Unweiſe, Reiche und Arme, völlig zufrieden geſtellet ſind; aus dieſem Grunde kommt es, daß, ſo viele Vortheile dieſer Art der öffentlichen Anlagen auf der einen Seite hat, ſich auch eben ſo viele Ungemächlichkeiten auf der andern zeigen; indem oft von unentbehrlichen Lebensmitteln eine arme, aber zahlreiche Familie, mehr gebraucht, als eine reiche, aber dabey weniger zahlreiche. Hierüber wird im Art. Steuer mehr geſagt werden.

Licen-

Licentiat, aus dem lateiniſchen Licentiatus, iſt jemand, der in einer der obern Facultäten ſeine Gelehrſamkeit bewieſen, und davon durch eine öffentliche Disputation Probe abgeleget hat, worauf er feyerlich zu einem Licentiaten, oder zu einer ſolchen gelehrten Perſon, die die Erlaubniß hat, Doctor zu werden, und die Vorzüge und Vorrechte eines Doctors genießt, erkläret worden. Weil bey den Feyerlichkeiten der Licentiatur und des Doctorats auf einigen Univerſitäten faſt kein anderer Unterſchied betrachtet wird, als daß die erſtere keine Mahlzeit erfordert, ſo pflegt man daher die Licentiaten ſcherzweiſe nüchterne Doctoren zu nennen. Sie genießen, wie ſchon geſagt, der Vorrechte und Freyheiten eines Doctors in vielen Stücken, außer daß, wo ausdrücklich ein Doctor erfordert wird, ſie nicht zugelaſſen werden, wiewohl in dem kaiſerlichen und Reichskammergerichte, wo die bürgerlichen Beyſitzer graduiret ſeyn ſollen, Licentiaten ſowohl, als Doctores aufgenommen werden. In einigen Reichsſtädten werden keine Doctores im Rathe als Mitglieder angenommen, daher diejenigen Gelehrten, welche ſich zu ſolchem Poſten Hoffnung machen, nur als Licentiaten promoviren. Ein Licentiat darf den Doctortitel nirgends anders annehmen, als wo er pro licentia examiniret worden iſt.

In den gelehrten Beyträgen zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen vom Jahr 1781. St. 26. befindet ſich ein kleiner Aufſatz unter dem Titel: Alſo ſollte man bey allen Gilden **Licentiaten** halten; welcher meiner Meinung nach einiges Nachdenken verdient. Es heißt darin: „Es iſt gewiß eine ſehr große Unbequemlichkeit, daß bey uns alle „Handwerksgeſellen, welche heyrathen, und ihr „Hand-

„Handwerk für ſich allein treiben wollen, die Mei„ſterſchaft nehmen, und ſich in alle damit verknüpf„te Koſten und Beſchwerden ſtürzen müſſen. Mei„nes Ermeſſens wäre es beſſer, wenn hier ein Un„terſchied gemacht, und jedem Geſellen, der ſeine „Lehrjahre ausgehalten, und was ſonſt von ihm er„fordert wird, erfüllet hätte, erlaubt würde, ſich „als Licentiat, oder Freygeſell zu ſetzen, und auf die„ſe Weiſe ſein Handwerk zu treiben.„

„Der wahre Meiſter behielte allein das Recht, „Jungen und Geſellen zu halten, der Licentiat „hingegen arbeitete bloß mit ſeiner eigenen Hand. „Jener behielte die Ehre und den Titel der Mei„ſterſchaft, dieſer hingegen dürfte ſich deſſen nicht „bedienen; zur Amtsverſammlung kämen ſie zwar „alle, aber die Freygeſellen könnten nie Gildenmei„ſter werden, und müßten das verrichten, was ſonſt „dem jüngſten Meiſter oblieget. Der Freygeſell könn„te bey jedem Meiſter arbeiten, aber nicht umge„kehrt, und das Publikum, das die Wahl hätte, „einen Meiſter oder einen Freygeſellen zu gebrau„chen, könnte ſich nicht beſchweren, wenn es von „letztern auch ſchlechter bedienet würde, weil es ſich „ſelbſt beyzumeſſen hat, daß es ſich an einen Frey„geſellen gewendet.“

„Der Freygeſell, wenn er ſonſt das Handwerk „gehörig gelernet, und ſeine Reiſe verrichtet hätte, „könnte, ſobald er ſich dazu im Stande ſähe, die „Meiſterſchaft noch immer nehmen (*); vorher aber

„ge-

(*) Dies iſt ein Widerſpruch; denn der Hr. Verfaſſer ſagt kurz zuvor mit dürren Worten, daß der Freygeſell nie Gildenmeiſter werden könne, vielleicht macht er einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Gildemeiſtern und ſolchen, wel-

„genöße er doch ſtets das Recht, ſich erſt etwas „zu erwerben, und zu verſuchen, ob er zu dem „erforderlichen Verlage gelangen werde.“

„Jetzt müſſen ſich viele Geſellen, die voraus „ſehen, daß ſie noch lange nicht in den Stand kom„men werden, wieder Jungen und Geſellen zu hal„ten, und das Handwerk im Großen zu treiben, „ſogleich durch die Annahme der Meiſterſchaft er„ſchöpfen, oder wohl gar in Schulden vertiefen; „dieſes würde aber wegfallen, wenn ſie unter dem „Titel von Licentiaten das Handwerk treiben könn„ten. An manchen Orten finden ſich bereits der„gleichen Einrichtungen unter andern Nahmen und „Geſtalten: warum wollte man alſo dieſelben nicht „allenthalben zulaſſen, wenn es nützlich iſt. Die „damit verknüpfte kleine Erniedrigung, daß ſie nicht „zu Ehren und Würden gelangen, auch keine Lehr„jungen und Geſellen halten dürfen, wird jeden Li„centiaten immer anreizen, Meiſter zu werden, um „ſich auf dieſe Weiſe der damit verknüpften Ehre „und Beſchwerde würdig zu machen.“

Mich dünkt aber, es braucht ein Geſell nicht nach obiger Angabe ſo ſehr ſich zu erniedrigen, daß er, wenn ich ſo ſagen darf, durch die Licentiaten-
ſchaft,

welche vom Landesherrn privilegiret worden ſind.— Solches ſollte er billig aber nicht, da die privilegirten Meiſter, ob ſie wohl häufig klüger und geſchickter ſind, als viele der Gildenmeiſter, oft nur bloß von Neidern ihres Handwerks angefeindet und verfolget werden, welches doch nie zum Wohl des Staates beyträgt, ſondern vielmehr Dummheit und Vorurtheile unterhält, und alle Einwohner drückt. Ich will hierüber mich künftig in der Encyclopäide noch weitläuftiger erklären. F.

ſchaft, der andern Meiſter Junge in gewiſſen Stücken wieder wird. — Er kann immer ſo lange Geſell bleiben, bis er Vermögen und Verſtand genug hat, Meiſter zu werden. Schon lange haben Maurer, Zimmer, Weber- und andere Geſellen in kleinen Städten geheyrathet, wenn es ihnen an dem Nothwendigen fehlte, ſich als Meiſter etabliren zu können; — hier in Berlin heyrathen auch viele andere Geſellen, wenn ſie aufgehöret haben zu ſchwärmen, und ſittlich zu leben anfangen, und ſie kommen beſſer als Geſell fort, als mancher wüſter und unwiſſender Meiſter, und ſind nicht geſchoren, indem ſie dabey ihre Geſellenfreyheit behalten, da hingegen der ſo genannte Licentiat ſchon immer in vieler Hinſicht gebunden ſeyn würde, und unter einem gewiſſen elenden Gildenzwange leben müßte, wobey vielleicht noch unſäglicher Verdruß wäre. —

Licenza, iſt ein Dorf, 14 italiäniſche Meilen von Tivoli, und 5 bis 6 von Vicovaro. Es liegt an einem Bache gleiches Nahmens, welcher vor Alters Digentia geheißen hat. Im Thal bey dieſem Orte hat Horazens Landgut gelegen. Dieſes iſt 1761 von dem Abt Dominikus de Sanctis in ſeiner diſſertatione ſopra la villa di Orazio, und hernach von dem Abt Capmartin de Chaupy in drey ſtarken Octavbänden, die von 1767 bis 1769 zu Rom gedruckt worden, mit überflüſſiger Weitläufigkeit beweiſen.

Lich, iſt eine kleine Stadt in der Wetterau mit einem Schloſſe, am kleinen Fluß Wetter; ſie iſt die Reſidenz eines Grafen von Solms.

Lich, iſt ein in der Deutſchen Sprache ſehr fruchtbares Suffixum, Bey- und Nebenwörter zu bilden, wovon die erſten, wenn es anders die Sache leidet, nach

nach der ordentlichen Regel compariret werden, als: licher und lichſte. Diejenigen Wörter, welche dieſes Suffixum annehmen können, findet man in Herrn Adelungs grammatiſch-kritiſchen Wörterbuche ꝛc. Th. 3. Col. 194 fgg. angeführt.

Lichen, auch **Lychen** geſchrieben, iſt eine kleine Stadt in der Ukermark zwiſchen Seen, in denen beſonders ſchöne Muränen oder Marehnen gefangen werden. Die vorzüglichſte Nahrung der Einwohner kommt von der ſtarken Holzflöſſe, und dem Handel mit Balken und Brettern. Der eine See wird Fegefeuer genannt.

Lichen, iſt der lateiniſche, ſo wie λειχὴν der griechiſche Nahme einer großen Pflanzengattung, die Linné mit zu ſeinen Algis rechnete, und die man im Deutſchen gewöhnlich Flechten nennt, weil verſchiedene Arten dieſer Gattung ungefähr das Anſehen von Flechten (einer bekannten Hautkrankheit) haben, und ſich auch auf eine ähnliche Weiſe an der Rinde der Bäume, an Holz, Erde, Ziegeln und Felſen verbreiten. Von den hierher gehörigen Gewächſen iſt im XIVten Theile der Encyclopädie Seite 65 und flg. im Artikel Flechte Nr. 3. zwar ſchon gehandelt und manches von der verſchiedenen Geſtalt, dem Nutzen und dem Nachtheil derſelben angeführt. Da ſeit dem Jahre 1786, in welchem dieſer Aufſatz geſchrieben wurde, aber ſo viele neue Flechten entdeckt ſind, und die wachſende Menge der Arten Veranlaſſung zu verſchiedenen Verſuchen gegeben hat, eine richtigere Eintheilung derſelben zu entwerfen, um ihre Auffindung im Syſteme zu erleichtern und ſie ſelbſt nach einer natürlicheren Ordnung einzureihen; und da man ſeitdem verſchiedene neue Verſuche angeſtellt hat, die Lichenen zur Färberey und ſonſt

zu

zu benutzen: ſo wird es nöthig ſeyn, hier zu dem Artikel Flechte noch einen Nachtrag zu liefern, um die Leſer der Encyclopädie mit dieſer ſo ausgedehnten Pflanzengattung etwas bekannter zu machen, welches hier füglich geſchehen kann, da der Nahme *Lichen* einem großen Theile des deutſchen Publicums ohnehin eben ſo bekannt als Flechte iſt, und beyde völlig gleichbedeutend ſind.

—

Zu Linné's Zeiten und auch noch ſpäterhin vereinigte man unter dem Gattungsnahmen *Lichen* viele Gewächſe mit ganz unbekannten oder auch ſehr abweichend gebildeten Befruchtungswerkzeugen, und ſahe hierbey mehr auf eine ungefähre Annäherung ihrer äußern Theile, als auf natürliche Verwandtſchaft. Die neueren Botaniker, die ſich mit einer genaueren Unterſuchung der Lichenen beſchäftigten, fühlten das Bedürfniß, dieſelben nach ſtrengeren Regeln, als es bisher geſchehen war, zu ordnen, weil ihre Zahl faſt mit jedem Tage vermehrt, und alſo die Schwierigkeit, ſie von einander zu unterſcheiden auch immer größer wurde. Herr Perſoon in Göttingen theilte ſie in mehrere Gattungen, wobey er auf Frucht, Blüthenſtand und bey einigen Gattungen auch auf die Beſchaffenheit des ganzen Körpers Rückſicht nahm. Der Herr Medizinal-Rath Schrader in Göttingen gab in ſeinem Spicileg. Flor. Germ. einen Entwurf zu eine zweckmäßigen Eintheilung der Lichenen, der gan auf die Beſchaffenheit der Frucht gegründet iſt und in ſo fern den übrigen in der Botanik angenommenen und größtentheils auch befolgten Grundſätzen ganz entſpricht. Schade indeß, daß wi noch keine vollſtändige Beſchreibung aller, ode

au

auch nur der deutſchen Flechtengewächſe, nach dieſen Grundſätzen eingerichtet, erhalten haben. Dieſe beyden ſcharfſichtigen Unterſucher der kryptogamiſchen Gewächſe trafen mit andern aber darin zuſammen, daß man vor allen Dingen von der Zahl der eigentlichen Lichenen abſondern müſſe:

1) Solche flechtenartige Gewächſe, die zwar, ſo wie die kleineren Lichenen, auch eine Kruſte, aber keine runde Schüſſelchen, ſondern längliche, rillenförmige, öfters äſtige Befruchtungstheile haben (*), und legten dieſen den Nahmen Opegrapha bey, wofür man im Deutſchen den Nahmen Rillenflechte wählen kann. Hierher gehört unter andern Lichen ſcriptus (**) und rugoſus *Linn.*, welcher erſtere nach der Beſtimmung des Herrn Perſoon Opegrapha pulverulenta heißt und wozu vielleicht noch andere Opegraphen gerechnet werden können, da Linne's Beſchreibung zu allgemein iſt, ſo daß ſie auf mehrere Arten paßt. Lichen rugoſus heißt nach Perſoon Opegrapha faginea und eine ſogenannte Varietät davon, die an der glatten Rinde junger Eichenſtämme wächſt, Opegrapha quernea. Außer dieſen giebt es aber noch verſchiedene andere Rillenflechten, die theils von den Herren Perſoon und Schrader in Göttingen ſchon beſchrieben ſind, theils zu den noch unbeſchriebenen gehören. Im Ganzen glaube ich, daß Deutſchland etwa 20 Rillenflechten aufzuwei-

(*) Receptacula oblonga vel varia (Lirellae) cruſtae tenui adnaſcentia. Schrader ſyſtematiſche Sammlung Krypt. Gewächſe 2te Lieferung Seite 15.

(**) Siehe XIV. Theil der Encyklopädie Seite 69.

zuweiſen hat, die ſämmtlich an Baumrinde wachſen und ſich durch die Farbe der Kruſte, durch die Geſtalt, Größe Ramification und andere Eigenheiten der Rillen von einander unterſcheiden.

2. Solche die ſtatt der Schüſſelchen kleine runde Befruchtungswerkzeuge, im feuchten Zuſtande mit einer ſamenſchwangeren Gallertmaſſe angefüllt, enthalten, welche auf einer blätterartigen oder kruſtenförmigen Subſtanz angewachſen, oder mehrentheils von derſelben umſchloſſen ſind. Hedwig wählte für dieſe den Nahmen Endocarpon. Perſoon den Nahmen Varrucaria. Letztern Nahmen behielt Schrader bey, ſetzte folgenden Gattungs-Charakter feſt: Receptacula (Sphaerulae) frondi vel cruſtae innata, cava, in ſtatu humido gelatina ſeminifera referta — und rechnete außer einigen kleinen Gewächſen unter andern den Lichen trapeziformis *Zoega*, *Dickſon*, hierher. Auch kann man vielleicht mit gutem Rechte den Lichen miniatus *Linn.* hierher ziehen, von dem unten gelegentlich, und zwar unter Umbilicaria noch etwas vorkommen wird.

3. Solche die rundliche Befruchtungsgefäße haben, welche ſich endlich oben gleichförmig öffnen und die Samen von ſich geben, übrigens auf ungetheilten Stielen ſitzen. Dieſe Gattung hat Herr Perſoon Calicium genannt und ihr folgenden Charakter beygelegt. Receptacula ſubrotunda, apice demum aequaliter dilatata emittunt pulverem ſeminalem compactum. Caules ſimplices. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind

ſehr

ſehr klein und kommen an Baumrinde und altem Holze vor.

4. Solche, die ſchildförmige Befruchtungsgefäße haben, welche am Rande des (etwas ausgedehnten) Laubes angewachſen ſind, mit dem Nahmen Peltigera, von welcher Gattung hernach indeß noch ausführlicher gehandelt werden wird.

5. Solche, deren Befruchtungstheile eine Kugel bilden, die ſich zur Zeit der Reife in mehrere ungleiche Klappen theilt, (*) übrigens bey der einen bis jetzt nur bekannten Art am Ende der Aeſte oder des Hauptſtängels ſitzen. Dieſe Gattung hat Herr Perſoon Sphaerophorum genannt. In dem Hoffmanniſchen botaniſchen Taſchenbuche von 1795 Seite 131 heißt dieſes, vorzüglich auf dem Harze anzutreffende Gewächs, Stereocaulon globiferum. In der Mantiſſa p. 133. Lichen globifer.

6. Solche, deren Befruchtungstheile aus kleinen erhöheten Rillen beſtehen, die aber faſt concentriſch oder ſchneckenförmig um einander gewunden ſind, ſo daß ſie in der Ferne betrachtet wie Schildchen ausſehen. Hierher gehören die ſogenannten Nabelflechten, umbilicati *Linn.*, die man auch ſo fort mit dem Nahmen Umbilicaria belegte.

7. Noch verſchiedene andere, die zum Theil mit den eigentlichen Schwämmen nähere Verwandtſchaft als mit den Lichenen hatten, z.

(*) Receptacula ſubgloboſa, apice inaequaliter dehiſcentia, emittunt pulverem ſeminalem compactum. Caules fruticuloſi.

B. Lichen ericetorum ſtipitatus *Linn.*, welchen Ehrhardt Lichen Baeoemyces, Perſoon aber Baeoemyces roſeus genannt haben; ferner Lichen pertuſus *Linn.*, Lichen radiciformis *Linn.* Lichen roſeus *Schreb.*, Lichen fungiformis *Web.*, Lichen byſſoides *Linn.* und andere.

Nach der Abſonderung dieſer unächten Lichenen blieb die Zahl derſelben aber doch noch immer zu groß, als daß man ſie wie eine Gattung zu behandeln Neigung haben konnte. Mehrere Botaniſten, z. B. Dillen, Haller und andere nach ihnen hatten ſchon vordem für einige ſich durch beſondere Eigenſchaften auszeichnende Flechten auch eigene Gattungsnahmen gewählt, und dadurch einen Wink gegeben, die Lichenen wie eine ganze Pflanzenfamilie zu betrachten und in mehrere Gattungen zu theilen. Um ſo mehr wählte ſpäterhin der Herr Profeſſor Hoffmann, bey ſeiner Bearbeitung der Flechten, eine neue Eintheilung, um das Studium derſelben zu erleichtern. Schon in ſeiner Enumeratio Lichenum. Faſc. I. — IV. Erlang. 1784. 4. c. Tab. und dem 1790. unter dem Titel: Plantae Lichenoſae. Lipſ. in Fol. T. I. ꝛc. c. Tab. folgenden Werke ſetzte er neue Gattungen feſt. 1795 erſchien in dem 2ten Theile ſeines botaniſchen Taſchenbuches aber eine andere Eintheilung der Lichenen, worin er verſchiedene ſeiner früheren Benennungen ganz aufhob, oder zu Unterabtheilungen einiger größeren Gattungen machte. Hier ſieht er die Lichenen als eine natürliche Familie an, die er mit dem Nahmen Scutellata belegt, und theilet ſie, nach Ausſchluß der unter N. 1. 2. 3. und 7., aber mit Inbegriff der unter N. 4. 5 und 6. bemerkten Ar=

Arten in neun Gattungen, Genera, die er Collema, Peltigera, Umbilicaria, Cladonia, Stereocaulon, Uſnea, Lobaria, Pſora und Verrucaria nennt, und die er unter folgenden allgemeinen Merkmahlen mit einander verbindet: die weiblichen Befruchtungstheile ſind in kreisförmigen Schüſſelchen, welche flach oder erhaben, am Rande geſtrahlt, oder kahlrändig, mit einem bemerklich hervorſtehenden Rande verſehen, oder ohne einen beſondern Rand ſind. Die Schüſſelchen ſind übrigens zuweilen ſchneckenförmig gewunden und hangen entweder am Mittelpuncte der Unterfläche, oder am Rande mit den übrigen Theilen des Flechtgewächſes zuſammen. Letzteres iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit: gallertartig, lederartig, nabelförmig, ſtängelartig aufgerichtet, riemförmig, haarartig, blätterig, kalkartig, ſchorfartig, lange dauernd, mit mannigfaltigen kleinen Fortſätzen (*). Das Schüſſelchen ſelbſt enthält in ſeiner Oberfläche eine etwas verworrene haarförmige Subſtanz, worin die Samenkörner befindlich ſind. — In dem erwähnten Taſchenbuche iſt dieſes etwas kürzer auf folgende Art ausgedruckt: Fructificationes femineae in Scutellis orbicularibus, planis, convexis, radiatis vel nudis, marginatis ſ. immarginatis, vel ſpirali-

 ter-

(*) Bey den kryptogamiſchen Gewächſen trifft man außer den Früchten öfters noch Keime, oder kleine Körperchen an, welche an der Mutterpflanze gebildet werden, nach einer gewiſſen Zeit abfallen, und zu neuen Pflanzen anwachſen, ohne die Einrichtung eines eigentlichen Samens der befruchtet wird, und dadurch zu ſeiner Vollkommenheit gedeiht, zu haben. Fallen dieſe kleinen Körperchen ab, während die Mutterpflanze noch vegetirt, ſo heißen ſie Fortſätze, Propagines; ſtecken ſie aber in der Rinde der Mutter und trennen ſich erſt wenn dieſe vor Alter zerfließt, ſo werden ſie Knoten, Gongyli, von den Botanikern genannt. Das erſtere iſt häufig bey den Lichenen der Fall; das letzte bey den Tangen, Fucis, welche im Meere wachſen.

ter contortis, centro vel margine affixis frondibus variis: gelatinoſis, coriaceis, umbilicatis, cauleſcentibus, loreis, filamentoſis, foliaceis, tartareis, leproſis, perennantibus in propagines (Beſimina *Neck.*) varie effloreſcentibus. Singula ſcutellata intra ſubſtantiam filamentoſo — ſtupeam connata recondit ſemina (*).

Hierauf folgen nun die Gattungen ſelbſt mit ihren beſonderen Charakteren, nähmlich

1) *Collema.* Gallertflechte. Das Laub durchſichtig, gallertartig. Die Schüſſelchen gerändert. Frondes diaphanae, gelatinoſae. Scutellae marginatae (**).

2) *Peltigera.* Schildflechte. Das Laub lederartig. Die Schüſſelchen zuſammen gedrückt, am Rande angewachſen. Frondes coriaceae. Scutellae compreſſae margine adnatae.

3) *Umbilicaria.* Nabelflechte. Das Laub blätterig, ſchildförmig. Die Schüſſelchen gewunden. Frondes foliaceae peltatae. Scutellae contortae.

4) *Cladonia.* Strunkflechte. Das Laub ſtängelartig aufgerichtet, rund, inwendig hohl. Die Schüſſelchen knollenförmig. Frondes cauleſcentes teretes intus cavae. Scutellae tuberculoſae.

5)

(*) Man ſehe die Einleitung zur XXIV. Klaſſe in dem erwähnten Taſchenbuche, und zwar N. VII.

(**) Frons, Laub, gebraucht man in der botaniſchen Kunſtſprache von ſolchen Gewächſen, bey denen ſich der Stamm gleich in blattartige Lappen oder doch ſonſt theilt, und Früchte trägt, ohne in ſeiner Subſtanz eine andere Beſchaffenheit anzunehmen. Dieſe Benennung iſt beſonders von Farrenkräutern, Flechten und Tangen gebräuchlich.

5. *Stereocaulon.* Korallenflechte. Das Laub ſtängelartig aufgerichtet, rund, inwendig feſt. Die Schüſſelchen knollen- oder kugelförmig. Frondes cauleſcentes teretes ſolidae. Scutellae ruberculoſae, globoſae.

6) *Usnea.* Haarflechte. Das Laub riem- oder fadenförmig. Die Schüſſelchen geſtrahlt oder kahlrändig. Frondes loreae vel filamentoſae. Scutellae radiatae aut nudae.

7) *Lobaria.* Lappenflechte. Das Laub lappig, zerſchlitzt, vieltheilig, aufgerichtet oder niedergedrückt. Die Schüſſelchen gerändert. Frondes lobatae, laciniatae, multifidae erectae, depreſſae. Scutellae marginatae.

8) *Pſora.* Schorfflechte. Die Kruſte blätterförmig gebildet. Die Schüſſelchen gerändert, erhaben. Cruſta effigurata. Scutellae marginatae, convexae.

9) *Verrucaria.* Warzenflechte. Die Kruſte blattlos: entweder ſchorf- oder kalkartig. Die Schüſſelchen gerändert oder ungerändert. Cruſta aphylla: leproſa, tartarea. Scutellae marginatae, immarginatae (*).

Gegen dieſe Hoffmanniſche Eintheilung der Lichenen läßt ſich nun zwar verſchiedenes mit Grunde einwenden, beſonders, daß ſie größtentheils nur nach dem äußern Anſehen der Flechtengewächſe und dem Wuchſe derſelben entworfen iſt, ohne auf die Gleichförmigkeit ihrer Befruchtungstheile

(*) Verrucaria iſt nach Hoffmann alſo eine ganz andere Gattung als nach dem Entwurfe von Perſoon oder Schrader, wovon oben die Rede war.

Rückſicht zu nehmen. Wir vereinigen Gewächſe in eine Gattung ohne auf ihren Truncus zu ſehen, gleichviel ob er ſtamm- ſtrauch- oder ſtängelartig iſt, wenn ſich nur die Fructifications-Theile gleich ſind — ſagt deßhalb Schrader in dem erſten Stücke ſeines Journals für die Botanik, Seite 50. Wem würde es daher einfallen, Jxia *fruticoſa* deswegen von den übrigen Arten ihrer Gattung zu trennen, weil ſie ſtrauchartig iſt? Wer wird zweifeln, daß die Juſticiae *acaules*, *cauleſcentes*, und *fruticoſae* eine natürliche Gattung ausmachen? Wer wird es mißbilligen, daß Linné die *Echinomelocacti*, die *Cerei erecti*, die *Cerei repentes* und die *Opuntiae* der alten Botaniker unter dem Nahmen *Cactus* in eine Gattung vereinigte? Wer wird ähnliche Verbindungen bey der *Euphorbia* u. m. a. Gattungen, die in Hinſicht des Truncus ſo außerordentliche Verſchiedenheiten zeigen, nicht natürlich finden? — Gelten ferner nicht dieſe nähmlichen Geſetze bey Farrenkräutern, Mooſen u. ſ. w.? Mit welchem Rechte können daher *Verrucaria*, *Pſora*, *Lobaria*, *Cladonia*, *Uſnea* und *Collema* als beſondere Gattungen angeſehen werden? Iſt in Hinſicht des Truncus, eine *Verrucaria* mehr von einer *Pſora* verſchieden, als eine *Opuntia* von einem *Echinomelocactus* oder *Cereus*? Weicht eine Pſora mehr von einer Lobaria ab, als eine Juſticia *acaulis* von einer Juſticia *fruticoſa*? Findet ſich nicht mehr Aehnlichkeit zwiſchen einigen Lobarien (z. B. Lobaria *aculeata*) und einigen Uſneen, als zwiſchen einer Euphorbia herbacea und einer Euphorbia ſruticoſa? —

Auch das kann man tadeln daß z. B. bey der Gattung *Collema* bloß auf die Beſchaffenheit der Subſtanz geſehen iſt, da doch in der Gattung

tung *Lobaria* Arten vorkommen, die unter ſich in Anſehung der Subſtanz eben ſo verſchieden ſind, als die Gallertflechten von den Lappenflechten nur ſeyn können. Dabey enthalten einige Gattungen z. B. *Stereocaulon* Arten, die man gar nicht unter der Ueberſchrift Scutellata aufſuchen würde, und in andern Gattungen, als Collema, Umbilicaria, Usnea, Verrucaria u. ſ. w. findet man Arten aufgeſtellt, die man nur für Spielarten, oder durch Alter und Standort entſtandene Abänderungen eines und deſſelben Gewächſes halten kann.

Bey dem allen verdient die Hoffmanniſche Bearbeitung der Lichenen hier gleichwohl eine nähere Betrachtung, weil ſie von dem größten Theile des botaniſchen Publicums als ein willkommenes Geſchenk mit Beyfall aufgenommen iſt, und wir zur Zeit von den vielen deutſchen Flechten, deren Zahl beynahe bis auf 300 ſteigen mag, noch kein vollſtändigeres Verzeichniß haben. Und wenn das Hoffmaniſche Taſchenbuch ſich ſeinem Plane nach auch nur auf Deutſchland beſchränkt: ſo giebt es gleichwohl Gelegenheit, ſich von dem Character aller bis jetzt bekannten Flechten einige ungefähre Vorſtellungen machen zu können. Ich will daher einige der vorzüglichſten Flechten ausheben, die Linneiſchen, die Hoffmanniſchen und andere Synonyme derſelben zuſammen ſtellen, und dabey im XIVten Theile der Encyklopädie erwähnten etwas näher zu beleuchten ſuchen, in ſo fern ſie es bedürfen, damit diejenigen, die von ihnen zur Färbung, zur Arzeney oder ſonſt Gebrauch zu machen wünſchen, über ihr Auffinden und ihre Unterſcheidung von ähnlichen Arten, weniger in Verlegenheit bleiben, welches bey

den bloß Linneiſchen Beſtimmungen öfters der Fall iſt, da dieſe zu kurz ſind, und auf mehrere Arten paſſen. Bey einigen Arten wird es vielleicht aber ſchwierig ſeyn, die rechten Synonyme zu treffen, da Hoffmann bey ſeiner letzten Bearbeitung der Lichenen auf Linné wenig Rückſicht nahm, wenn er in vielen Fällen auch den Linneiſchen Trivial-Nahmen ſtillſchweigend beybehalten hat.

I. Collema. Gallertflechte.

Die zu dieſer angenommenen Gattung gerechneten Arten ſind alle von mehr oder weniger gallertartiger Subſtanz, ſo daß ſie bey dürrem Wetter zum Theil ganz unförmlich zuſammen trocknen, bey der erſten Befeuchtung aber wieder aufquellen und ihre wäſſerichte, zitternde Beſchaffenheit annehmen. Von Geſtalt ſind ſie ſehr verſchieden, einige häutig ausgebreitet, andere lappig, blätterig, fein zerſchlitzt, oder aus kleinen wäſſerichten Kugeln und andern aufgetriebenen Theilen beſtehend, und das von der Größe einer Linie im Durchmeſſer bis auf 1 — 2 Zoll. Die Farbe iſt nie ſehr hervorſtechend; gewöhnlich grau- oder bräunlich-grün, gelblich, ſchwarz, röthlich u. ſ. w. Ihre Befruchtungstheile beſtehen in geränderten Schüſſelchen, die zuweilen mitten auf dem Laube, zuweilen am Rande deſſelben ſitzen, bey einigen Arten ſehr ſelten, bey andern wieder ſehr häufig und gedrängt gefunden werden (*). Ihre Vegetations-

(*) Durch dieſe Schüſſelchen unterſcheiden ſich die Gallertflechten von den Gallertſchwämmen, Tremellis, die eine ganz andere, aber ohne ſtarke Vergrößerung nicht bemerkliche Fructification haben, wenn einige Arten den Gallertflechten auch ſehr nahe kommen. Das beſte, was kürz-

tations = Zeit fällt in den Herbſt und Frühling, wenn es häufiger regnet. In feuchten Gebirgen findet man ſie immer. — In den Linneiſchen Werken kommen verſchiedene hierher gehörige Arten unter der Abtheilung Lichenes *gelatinoſi* vor. Zur Arzeney oder zum ſonſtigen unmittelbaren Nutzen der Menſchen hat man von den bis jetzt bekannten Gallertflechten noch keinen bemerkenswerthen Gebrauch zu machen gelernt, welches wahrſcheinlich die Urſache iſt, warum in dem obigen öfters erwähnten Artikel Flechte keiner derſelben gedacht wird. Der Herr Profeſſor Hoffmann zählt in Deutſchland übrigens mit Einſchluß des in dem botaniſchen Taſchenbuche Seite 161. in der Anmerkung zur Pſora ſquamata erwähnten Collema *ramuloſum*, 27 Arten, von denen nachfolgende die merkwürdigſten ſind.

1. Collema *Veſpertilio*. Schwarzhäutige Gallertflechte. Kreisförmig ausgebreitet, rundgelappt, von Falten runzlich, ſchwarzgrün. C. orbiculatum lobatum plicato - rugoſum nigreſcens. Hoffmann bot. Taſchenb. 1795. Seite 98 *N.* 1. *Ejd. Plantae lichen. t.* 37. *Fig.* 2 — 3. Lichen Lactuca *Web. ſpicib. flor. goett. p.* 252. u. 280. Lichen nigreſcens. *Hudſ. Flor. angl. p.* 450. *n.* 56. *Linn. Suppl. Plant. p.* 451. *Gmelin Syſt. Natur. Tom. II. p.* 1369. Lichenoides gelatinoſum membranaceum, tenue, nigricans. *Dill. Hiſt. Muſc.* 138. *t.* 19. *F.* 20. — Dieſe Art findet ſich häufig an Felſen und an etwas feuchten

kürzlich über eine Art der Tremellen erſchienen iſt, iſt eine Inaugural = Diſſertation de Tremella Noſtoch, von dem Herrn Doctor Hedwig in Leipzig, einem Sohne des verſtorbenen berühmten Pflanzenforſchers gleiches Nahmens.

ten Baumſtämmen in den mehrſten Gegenden von Deutſchland. Sie beſteht aus mehreren neben einander ausgebreiteten ſchwarzgrünen, oder doch ſehr tief braungrünen gallertartigen, dünnen Häuten, die zuweilen zuſammen eine rundliche Fläche von 1 — 2 und mehr Zoll im Durchmeſſer einnehmen. Die Häute ſind eigentlich nur da, wo ſie entſtanden, an dem Felſen oder an der Baumrinde befeſtigt, hängen ſich aber doch auch weiter fort allenthalben an der Unterlage an, ſo daß man ſie, beſonders wenn ſie trocken ſind, ſelten ohne ſie zu zerſchneiden oder ſonſt zu beſchädigen losmachen kann. Sie ſind übrigens ziemlich faltig, ſo daß ſie ein runzliches Anſehen haben. Am äußern Ende ſind ſie in einige ſtumpfe, runde Lappen getheilt. Schüſſelchen die bey dieſer Art übrigens braunröthlich ſind, mitten auf den Häuten ſitzen, wird man ſelten gewahr. Wegen der Aehnlichkeit dieſer Flechte mit den Flügeln einer Fledermaus hat der Herr Profeſſor Hoffmann ſie Coll. Veſpertilio genannt.

Oefters findet man dieſe Art dicht mit kleinen Körnern oder Gallertkugeln beſetzt und ſie hat dann viele Aehnlichkeit mit dem im Hoffmann a. a. Orte Seite 99. N. 5. aufgeführten Collema *granuloſum*, welches gleichfalls ſehr häufig in Deutſchland und zwar an ähnlichen Stellen wie die eben benannte gefunden wird. Das C. granuloſum kann man aber dadurch von der obigen Art unterſcheiden, daß die Blätter ſich vielmehr in einen Wirbel zuſammen kräuſeln und auf beyden Seiten mit kleinen Gallertkugeln beſetzt ſind, da man dieſe bey dem Coll. Veſpertilio nur auf der obern Seite bemerkt. Uebrigens ſind die Gallertkörperchen bey der letztern Art unten noch befe-

ſtigt;

ſitzt; bey C. granuloſum ſind ſie gewöhnlich ganz los und ſcheinen Fortſätze (propagines) zur Erhaltung der Art zu ſeyn.

2. Collema *auriculatum*. Ohrförmige Gallertflechte. Die Blätter dickfleiſchig, etwas auf einander liegend, und aufgerichtet, buchtig = gelappt, oder gekerbt; die Schüſſelchen niedergedrückt röthlich, am Rande gekerbt oder mit kleinen Spitzen beſetzt. C. imbricatum ſinuoſo - lobatum crenulatum; ſcutellis depreſſis muricatis ruſeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 98. N. 3. Lichen cochleatus *Dickſ. Faſc. I. Tab. II. F. 9.* — Dieſe Art wächſt vorzüglich zwiſchen Mooſen an feuchten Felſen und Baumſtämmen, beſonders in Gebirgsgegenden. Die Größe iſt von 1 — 2 Zoll im Durchmeſſer. Junge Exemplare, die ſich noch nicht entwickelt haben, ſehen zuweilen faſt wie gefrorne Waſſertropfen aus, worin ſie mit der Tremella Noſtoch in eben dem Alter Aehnlichkeit hat. Von Farbe iſt ſie viel heller als die vorhergehende, öfters grau = oder gelblichgrün. Ihre Subſtanz iſt ſehr wäſſericht. Die Blätter dick und häufiger gelappt oder gekerbt, am Rande aufgerichtet. Die kleinen Körner, die man zuweilen auf ihrer Oberfläche findet, wachſen zuletzt in Blätter aus. Gefunden iſt ſie bisher auf dem Harze, dem Fichtelgebirge, bey Jena, Salzburg ꝛc. — Uebrigens wird dieſe Art von dem Herrn Doctor Bernhardi in Erfurth (*) nur für eine Varietät von Coll. Veſpertilio gehalten.

3. Col-

(*) Lichenum gelatinoſorum Illuſtratio Auctore Dr. Joh. Jac. Bernhardi. Lecta in Societate phyſica Gottingenſi d. XX. menſ. Maii 1797. in Schraders Journal für die Botanik I. Stück 1799. Seite 16 — 17.

3. Collema *tomentoſum.* Filzige Gallertflechte. Etwas über einander liegend, buchtig, gelappt, auf der obern Seite mit kleinen Körnern, auf der untern mit Haaren beſetzt; die Schüſſelchen flach, röthlich. C. ſubimbricatum ſinuatum lobatum, granulis ſuperne villis inferne obſitum; ſcutellis planis rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 99. N. 4. Lichen myochrous. *Ehrhardt crypt. exſicc.* 286. *Bernhardi I. c. p.* 18. Lichen ſaturninus *Dickſ. Faſc. II. Tab. VI. f.* 8. Lichen diſcolor *Achar. Kongl. vet. ac. nya Handl. T. XVI. p.* 16. 12. *T. I. f.* 5. — Dieſe Art wächſt vorzüglich an Weiden und andern Baumſtämmen zuweilen auch an Felſen. Im nördlicheren Deutſchlande hat man ſie nur ſparſam bemerkt, im ſüdlichen iſt ſie hier und da ſehr gemein. Schüſſelchen ſieht man aber äußerſt ſelten daran. Ihre Subſtanz iſt übrigens nicht ſehr wäſſericht. Die Häute ſind dünne, rundlich gelappt, von $\frac{1}{2}$ bis 1 und mehr Zoll ausgebreitet. Auf der obern Seite ſchwärzlich = oder bläulich = grau und öfters mit kleinen Körnern beſetzt, welche man bey vielen Lichenen, und beſonders bey ſolchen, die ſelten Schüſſelchen tragen, bemerkt, und welches man mit Recht für eine Art der Fortpflanzung hält. Dieſe kleinen Körner werden nähmlich vom Winde und durch andere Zufälle von der Mutterpflanze getrennt und wachſen auf dem neuen Standorte wie eine eigne Pflanze fort. Die untere Seite dieſer Flechte iſt dicht mit kleinen weißlichgrauen Haaren bedeckt, woran man ſie ſehr leicht von den übrigen bis jetzt bekannten unterſcheiden kann.

4. Collema criſpatum und laciniatum Hoffmann a. a. O. Seite 100 N. 6. und 7. werden von mehrern Botanikern nur für eine Art gehalten, da

da die von Hoffmann angegebenen Bildungen in einander übergehen, oder doch zu wenig von einander unterſchieden ſind. Das Laub iſt übrigens in viele Theile geriſſen, die über einander liegen, am Rande aufſteigend, gewellt, gekerbt und ſchüſſeltragend ſind. Im Deutſchen kann man ſie geriſſene Gallertflechte nennen. Bey den botaniſchen Schriftſtellern heißt ſie: Lichen *jacobaeæfolius*, fronde laciniata, laciniis imbricatis, margine adſendente undulato crenulato ſcutellifero. *Bernhardi l. c. p.* 11. und *Tab. I. f.* 5. *a.* Schrank baierſche Flora Seite 530. *n.* 1532. Lichen marginalis. *Hudſon. Flor. angl. p.* 534. *n.* 44. Lichen decumbens *Oeder. Flor. Dan.* 26. *T.* 463. *f.* 1. 2. — Dieſe iſt eine der gemeinſten Gallertflechten, die indeß am häufigſten an Kalkſteinen wächſt. Sie breitet ſich faſt kreisförmig etwa 1 Zoll im Durchmeſſer aus, und ihre Lappen ſind in viele ſchmale und gekerbte Theile, alle von ſchwarzbrauner oder ſchwarzgrüner Farbe, zerſchlitzt. Einige Botaniſten verwechſeln ſie mit Lichen fahlunenſis Linn. von dem ſie ſich unter andern aber durch die gallertartige Subſtanz ſogleich unterſcheidet.

5. Collema *criſpum.* Krauſe Gallertflechte. Ueber einander liegend, gelappt: die Lappen kurz, dick, rundlich, gekerbt, niedergedrückt, oder ein wenig aufgerichtet; die Schüſſelchen flach oder erhaben, gerändert. C. ſubrimbicatum lobatum lobis abbreviatis; depreſſum erectiuſculum rotundatum craſſiuſculum; ſcutellis plano - convexis marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 101. N. 9.

Dieſes iſt eine Form, worunter ſich der ſo ſehr variirende Lichen criſpus Linn. Syſt. veg. ed. Murr. p. 959. und anderer zeigt. Der Herr Doctor Bernhardi rechnet ſogar Coll. glauceſcens, criſpum, obſcurum, criſtatum und lobatum, Hoffmann, zu einer Art, und giebt davon unter dem Nahmen Lichen pulpoſus folgende Unterſcheidungs-Merkmahle an: fronde lobata, lobis imbricatis dentatocrenatis, ſcutellis in media planta ubique erumpentibus; und als Synonyme ſetzt er zu dieſer polymorphen Pflanze Lichen criſpus und criſtatus Linn. Hudſon. Wulffen. Lichen criſpus Schreb. Weber Schrank. Lichen criſtatus Leers. Lichen murorum Necker. Ausmachen läßt es ſich indeß nur durch anhaltende Beobachtungen, ob die verſchiedenen Formen zu einer oder zu mehreren wirklich verſchiedenen Arten gehören, welches aber bey dieſen Flechten ſehr ſchwierig iſt, da ſie ſich in der Jugend und im Alter, und ſo auch im feuchten und trockenen Zuſtande ſo unähnlich ſind. Hier kann es vielleicht genügen, zu bemerken, daß die zu den angeführten Nahmen gehörigen Arten oder Varietäten, wie man ſie nennen will, an der Erde, an Mauern und Steinen wachſen, von dicker, fleiſchiger, braun- oder ſchwarzgrüner Subſtanz, mannigfaltig gewunden und ſpitzer oder rundlicher gekerbt ſind, und ſich in kleinen Kreiſen von $\frac{1}{2}$ — 1 Zoll und weiter ausbreiten.

In der Preisſchrift: Commentatio de vario Lichenum uſu vom Profeſſor Hoffmann, Lyon 1787, merkt der Herr Verfaſſer Seite 37. von einer Collema criſpa; gelatinoſa nigricans, foliis imbricatis lobatis criſpis, ſcutellis concoloribus, die auf Steinen wächſt und aller Ver-

mu-

mutkhung nach eben dieß genannte Collema criſpum des Handbuchs iſt, an, daß er bey Unterſuchung der Beſtandtheile dieſes Gewächſes viel Schleim, und Gallert, durch Zuſetzung von etwas Laugenſalz aber keinen Salmiak (Sal ammoniacum) erhalten habe. In Urin gelegt, nahm es eine ſehr weiße Farbe an. Mit Alaun und Eiſenvitriol gekocht, gab es eine bleiche bräunlichgreiſe Farbe.

Außer dieſen giebt es noch verſchiedene größere Arten, die zum Theil auch ziemlich häufig ſind, die man hier indeſſen übergehen kann, wo es genug iſt, nur die vorzüglicheren heraus zu heben. Von den kleinen will ich nur eine erwähnen, die der ſchwarzen Flecken wegen, die ſie häufig an Steinen bildet, auffallend iſt. Das iſt

6. Collema nigrum. Schwarze Gallertflechte. Körnig, ausgebreitet, ſchwarz, mit gleichfarbigen etwas eingedrückten Schüſſelchen. C. byſſinum nigrum; ſcutellis immerſis concoloribus. Hoffmann a. a. O. S. 103. Lichen niger Bernhardi. l. c. p. 5. — Dieſes kleine Gewächs ſieht man ſehr viel auf Kalk= oder Sandſteinen. In der Ferne ſcheinen es ſchwarze Flecken zu ſeyn. Genauer betrachtet ſind es lauter kleine Gallertkörner mit ſchwarzen Schüſſelchen untermiſcht, die die Steine in Flecken von ein und mehr Zoll im Durchmeſſer überziehn, welche am Rande gewöhnlich mit einer ins dunkelblaue fallenden Einfaſſung verſehen ſind. Im trocknen Zuſtande ſieht dieſe Flechte ſehr unanſehnlich aus. So wie man aber einen Tropfen Waſſer darauf fallen läßt, nimmt ſie ihre Geſtalt gleich wieder an.

Die andern kleinen Gallertflechten beſtehen in kleinen Gallertkörnern von allerley Bildung, oder verſchiedentlich eingeſchnittenen, gelappten, gefranzten oder gekerbten Blättern, die theils niederliegend, theils aufgerichtet ſind, und ſparſamer oder häufiger Schüſſelchen tragen. Leuten die nicht gewohnt ſind die Natur bis in ihre kleinſten Theile zu verfolgen, ſtoßen ſie ſelten auf, weil ihre Farbe nichts auffallendes hat, und ſie ſich ohnehin gern unter Mooſen und andern kleinen Gewächſen verbergen, um vor den Strahlen der Sonne geſichert zu ſeyn. Den Beobachtungen des Pflanzenforſchers entgehen ſie indeſſen nicht, da ſie bey weitem noch nicht die kleinſten Vegetabilien ſind, die ſeine Wißbegierde zu entdecken weiß.

II. *Peltigera.* Schildflechte.

Die Subſtanz der zu dieſer Gattung gehörigen Arten iſt häutig, oder lederartig, und gewöhnlich mehrere Zolle ausgebreitet. Auf der untern Seite ſind ſie gewöhnlich mit Adern durchzogen, die ſich in haarförmige Wurzeln endigen. Die Schüſſelchen zuſammengedrückt, flach, ohne einen beſonders auffallenden Rand, ſo daß man ſie vorzugsweiſe Schilder oder Schildchen nennt. In der Jugend ſind ſie mit einem Häutchen überzogen, das hernach, ſo wie das Schild ſich entwickelt, zerreißt, und in kleinen vertrockneten Ueberreſten am Rande hangen bleibt. Das Schild iſt bey den mehrſten Arten auf der einen Seite angewachſen, und nicht in der Mitte geſtielt, wie es ſonſt bey den Lichenen der gewöhnlichere Fall iſt. Dieſe etwas ausgezeichnete Bildung der Frucht wird vielleicht auch für künftige Bearbeiter der Lichenen einen Wink abgeben, die Schildflechten als eine beſondere Gattung beyzubehalten, wenn ſie auch alle übri-

übrigen mit eigentlichen Schüſſelchen, in eine Gattung vereinigen ſollten. — Hierher gehören unter andern

1. Peltigera *canina*. Hunds-Schildflechte. Flach, ausgebreitet, ſtumpf-gelappt, unten aderig und haarig; die Schilder ſenkrecht. P. plana obtuſe lobata ſubtus venoſo-villoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 106. Lichen caninus *Linn.* — Das übrige ſehe man im XIVten Th. d. Encyklopädie S. 79. n. 19.

2. Peltigera *polydactyla*. Vielfingerichte Schildflechte. Aufſteigend, vielfingericht, unten aderig, haarig; die Schilder ſenkrecht. P. adſcendens polydactyla, ſubtus venoſo-villoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 106. und ſeine *Plant. lichen t.* 4. *fig* 1. Lichen polydactylus Wulff. in Jacq. coll. 4. t. 14. fig. 2 Roth. flor. germ. I. p. 508. — Dieſe Art wächſt gewöhnlich auf etwas ſandigen Stellen, doch auch zwiſchen Mooſen an feuchten Felſen. Sie hat mit der vorigen Aehnlichkeit und mag ſonſt oft damit verwechſelt worden ſeyn, unterſcheidet ſich indeſſen dadurch, daß ſie nicht ſo ausgedehnte, flachliegende, ſondern mehrere kleinere, und zwar aufſtehende Blätter hat, die wie eine Hand mit lauter ſchildtragenden Fingern beſetzt ſind. Die Zahl der Schilder iſt daher viel größer, als bey der bekannten Hunds-Schildflechte, die Schilder ſelbſt, ſo wie alle übrigen Theile, ſind aber viel kleiner als bey dieſer. Oefters ſieht man nur die kleinen ſchwärzlich ſcheinenden Finger aus dem Sande herausgucken, da das Blatt von den benachbarten Pflanzen unterdrückt wird.

3. Peltigera *horizontalis.* Horizontal-Schildflechte. Flach, ausgebreitet, geriſſen-gelappt; die Schilder eyrund, flach und wagerecht. P. plana laciniato-lobata; ſcutellis horizontalibus planis. Hoffmann a. a. O. Seite 107. Lichen horizontalis *Linn. Wulffen in Jacq. coll.* 4. *t.* 16. — In der Ferne dem Lichen caninus ähnlich, auch auf eben ſolchen Stellen, wie dieſer, jedoch etwas ſeltener vorkommend. Läßt ſich von dieſem aber gleichwohl ohne Mühe und beſonders dadurch unterſcheiden, daß die Schilder zwar auch auf ſtielartigen und aufgerichteten Verlängerungen der Blattlappen ſitzen, aber flach ſind, und eine horizontale Richtung haben, ſtatt daß ſie beym Lichen caninus ſenkrecht ſtehen und an den Seiten ſtark umgekrümmt ſind. Von dieſer Art giebt es eine kleinere Varietät, die ſehr viele Schilder hat.

4. Peltigera *aphthoſa.* Warzige Schildflechte. — Hoffmann a. a. O. Seite 107. *n.* 5. Lichen aphthoſus. *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1616. — Siehe den XIVten Th. der Encyklopädie Seite 79. n. 18.

5. Peltigera *venoſa.* Aderige Schildflechte. Aufſteigend, unten aderig; die Schilder wagerecht, flach, kreisförmig. P. adſcendens, ſubtus venoſa; ſcutellis horizontalibus planis orbiculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 107. *n.* 6. Lichen venoſus *Linn. Spec. Plant. T. II. p.* 1615. Lichenoides parvum vireſcens, peltis nigricantibus planis. *Dill. Hiſt. Muſc.* 208. *t.* 28. *f.* 109. — Ein hübſches kleines Gewächs, das man öfters an etwas abſchüſſigen Seiten in Hohlwegen und in Waldungen an kleinen Hügeln findet. Das Blatt iſt im friſchen Zuſtande auf der obern Seite grün, auf der

untern

untern weißlich, mit braunen, ſich nach oben theilenden Adern. Oben iſt das Blatt gewöhnlich breiter als unten, und theilt ſich in 2 — 4 kurze ſtielartige Verlängerungen, die kreisförmige, ſchwarze, wagerechte Schilder tragen.

6. Peltigera *papyracea*. Papierartige Schildflechte. Faſt lederartig, geriſſen, ſtumpf gelappt, auf beyden Seiten glatt; die Schilder an der Unterſeite ſitzend. P. ſubcoriacea, laciniata obtuſe lobata utrinque glabra; ſcutellis poſticis. Hoffmann a. a. O. Seite 108. n. 7. — Dieſe und eine nahe verwandte Art, die Hoffmann Peltigera *tomentoſa* nennt, und die ſich von der papyracea durch eine etwas zähere Subſtanz und eine kleine filzartige Bedeckung, beſonders auf der untern Seite, unterſcheidet, heißen beym *Linné* Lichen reſupinatus. Spec. Plantar. *Tom. II. p.* 1615. auch beym *Weber Spic. flor. goett.* 267. und *Wulff. in Jacq. collect. tom.* 4. *p* 257. *t.* 12. *f.* 1. — Man findet dieſe Flechte an Baumſtämmen vorzüglich in Gebirgswäldern, als am Harze, im Salzburgiſchen und anderwärts. Das beſte Kennzeichen, ſie von andern deutſchen Schildflechten zu unterſcheiden, beſteht in dem Stande der Schilder, die ſich an den Enden der Lappen zeigen, aber nach der untern Seite gerichtet ſind. Die Größe dieſes Gewächſes iſt verſchieden; doch ſteigt ſie ſelten über 2 oder 3 Zoll in die Länge. Die Farbe graubräunlich, auf der untern Seite heller. Die Schilder röthlich. Die Schilder dehnen ſich zuweilen beträchtlicher aus. Am Rande ſind ſie immer mit häutigen Theilen eingefaßt, von denen ſie vor ihrer Entwickelung eingeſchloſſen waren.

6. Die Peltigera *rufeſcens*, röthliche Schildflechte, (eine etwas ungewiſſe Pflanze,) und die Wald-Schildflechte, Peltigera *ſylvatica*, oder Lichen ſylvaticus *Linn. Syſt. veg.* p. 961. welchen man in den thüringiſchen, ſalzburgiſchen und andern Waldungen findet, und an den kleinen, wie mit feinem weißen Papier ausgefutterten runden Grübchen auf der Unterſeite leicht erkennen kann, ſind die beyden übrigen, von Hoffmann noch angeführten Deutſchen Schildflechten. Außer dieſen giebt es in Deutſchland noch zwey hierher gehörige Pflanzen, nähmlich

7. Peltigera *chlorophylla*. Gewellte Schildflechte. Das Blatt länglich mit aufſteigendem krausgewellten Rande; oben glatt, grau- oder bräunlichgrün, unten gelblichweiß und feinaderig; die Schüſſelchen röthlich. P. margine adſcendenti-criſpo, ſuperne laeviuscula olivacea, inferne venoſa palleſcenti-albida, ſcutellis rufeſcentibus. *Willdenow.* — Dieſe lange überſehene Flechte wächſt an Baumſtämmen in Nadelholzwaldungen, und zwar in den mehreſten Gegenden Deutſchlands von der Oſtſeeküſte bis zu den Italiäniſchen Gränzen. Sie iſt die kleinſte von den bekannten Schildflechten, und beſteht aus mehrern neben einander wachſenden länglichen, ½ bis ¾ Zoll langen und halb ſo breiten, halb aufgerichteten Blättern, die auf der obern Seite olivenfarben, oder heller bräunlich- oder gelblich-grün, auf der untern aber blaſſer, gewöhnlich ſchmutzig oder gelblich-weiß, und mit lauter kleinen aderförmigen, aber nicht anders gefärbten Erhöhungen durchzogen ſind. Der Rand der Blätter iſt nach oben gerichtet und wellig-gekräuſelt, welches dieſer Art vorzüglich eigen iſt. Die Schüſſelchen ſitzen auf kleinen aufgerichteten Verlängerungen der Blatt-Subſtanz und ſind etwa von der Geſtalt, wie bey der aderigen

gen Schildflechte; nur iſt ihre Farbe nicht ſchwarz, wie bey dieſer, ſondern röthlich oder röthlich = gelb. Die Schüſſelchen bemerkt man aber ſelten. Nur in recht alten Waldungen erblickt man ſie zuweilen, welches bekanntlich bey mehrern nicht gern blühenden Lichenen der Fall iſt. Uebrigens muß man ſich hüten, die Schildflechte nicht mit jungen Exemplaren von der eiſengrauen Lappenflechte, Lobaria glauca *Hoffm.* zu verwechſeln, womit ſie zuweilen Aehnlichkeit hat, wovon ſie ſich, um nur ein Kennzeichen anzugeben, aber durch die kleinen Adern auf ihrer Unterſeite leicht unterſcheiden läßt.

8. Peltigera *crocea.* Feuerrothe Schildflechte. Kriechend, länglich = rund, ſtumpf = gelappt, flach; oben bräunlich = grün, unten feuerroth, aderig, haarig; die Schilder flach, auf der Blattfläche angewachſen. Lichen *croceus*, foliaceus repens ſubrotundus planus: ſubtus venoſus villoſus croceus, peltis ſparſis adnatis *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1616. *Flor. dan. t.* 263. Lichenoides ſubtus croceum, peltis appreſſis. *Dill. Hiſt. Muſc.* 221. *t.* 30 *f.* 120. — Dieſe ſchöne Schildflechte findet man in Deutſchland nur auf hohen Alpen, als in Tyrol, Kärnthen, Salzburg, Steyermark und zwar in der Nähe des ſogenannten ewigen Schnees. Sie drückt ſich neben Felſen oder ſonſt dicht an den Boden an, und dehnt ſich von 2 — 4 Zoll in die Länge aus. Ihre obere Seite iſt grün oder bräunlich-grün. (*) Hin und wieder auf derſelben, doch

 mehr

(*) Durch ein Vergrößerungsglas entdeckt man auf der Oberfläche lauter kleine weiße, labyrinthiſch gekrümmte und durch einander verſchlungene Linien, ſo wie Carduus marianus ſie im Großen hat.

mehr gegen den Rand hin, ſitzen die Schilder, welche kaſtanienbraun, ziemlich kreisförmig, 2 bis 4 Linien im Durchmeſſer, und ganz auf der Fläche des Blatts angewachſen ſind. In der erſten Jugend ſind ſie mit einem blaſſen Häutchen bedeckt, das bey weiterer Entwickelung derſelben zerreißt und vergeht. Der Rand der Flechte iſt rundlich-gelappt und ein wenig in die Höhe gebogen. Die untere Seite iſt im friſchen Zuſtande ſehr ſchön ſaffrangelb oder feuerroth. Sie iſt ſtark geadert und hat einzelne Wurzelzaſern von gleicher Farbe. Alles iſt gleichſam mit einem feinen Filze überzogen. Im trocknen Zuſtande werden die Adern braun; das übrige bleibt ſaffrangelb. (*)

III. *Umbilicaria.* Nabelflechte.

Die zu dieſer Gattung gehörigen Arten beſtehen in rundlich ausgebreiteten und nur in ihrem Mittelpuncte an den Felſen befeſtigten Blättern. Einige Arten ſind auf beyden Seiten glatt, andere ſind auf der obern Seite mit kleinen Körnern und ſpreuartigen Theilen beſetzt, andere nur am Rande ſtark gefranzt. Auf der untern Seite ſind einige grubig, andere behaart. Im feuchten Zuſtande ſind ſie weich, faſt etwas gallertartig; im trocknen ſpröde und leichtbrechend. Die Schüſſelchen haben eine ganz eigene Geſtalt, indem ſie aus mehrern längeren erhöheten Rillen beſtehen, die kreis- oder ſchneckenförmig um einander

(*) Wenn man es etwa genauer nimmt, kann man dieſe Art nicht mit unter den Hoffmanniſchen Gattungs-Charakter von Peltigera bringen, da die Schilder nicht am Rande, ſondern auf dem Blatte angewachſen ſind. Es mag indeß gut ſeyn, mehr auf das Schild ſelbſt, als auf ſeinen Stand zu ſehen, und dann iſt dieß eine ächte Peltigera.

ander gewunden ſind. In dieſem Stücke ſcheint zwiſchen den Nabelflechten und den oben erwähnten Rillenflechten, Opegrapha, einige Verwandtſchaft Statt zu finden. Die mehrſten Nabelflechten wachſen übrigens nur auf hochliegenden Schiefer-, Gneuß-, Granit- und andern Felſen von härterer Subſtanz. An Marmorfelſen ſieht man ſie nie, auch auf den höchſten Alpen nicht. Einige Arten kommen hier und da auch in niedrigeren Gegenden vor, wenn hier Felſen von erwähnter Beſchaffenheit ſind.

1. Umbilicaria *polyphylla.* Vielblätterige Nabelflechte. Ueber einander liegend, auf beyden Seiten glatt; auf der obern graubraun, auf der untern tiefſchwarz. U. imbricata utrinque glabra, ſuperne fuſco-aenea, inferne atra. Hoffmann a. a. O. Seite 109. *n.* 1. Lichen *polyphyllus.* Linn. Spec. Plant. Tom. II. p. 1618. Lichenoides tenue pullum, foliis utrinque glabris. *Dill. Hiſt. Muſc.* 225. *t.* 30. *f.* 129. — Eine der gemeinſten Nabelflechten, die auch ſchon auf ziemlich niedrigen Gebirgen, z. B. im Thüringer Walde, gefunden wird. Sie beſteht aus vielen kleinen, auf der obern Seite braunen, auf der untern tiefſchwarzen, verſchieden gebogenen, am Rande etwas gekerbten Blättern, die an hoch und frey liegenden Felſen wachſen, im feuchten Zuſtande weichhäutig, im trocknen ſehr ſpröde ſind. Mit Schüſſelchen findet man ſie ſehr ſelten. — Es giebt noch eine Varietät, oder doch ſehr nahe verwandte Art, die auf beyden Seiten tiefſchwarz iſt. Dieſe nennt Hoffmann Umbilicaria anthracina und der Abt Wulffen Lichen anthracinus; ſo wie auch eine andere, die nur aus einem etwas größerem Blatte beſteht, welches der Lichen glaber. *Achar. in kongl. vet. Acad. Handl.* 15. *t.* 2. *fig.* 5. iſt. Dieſe Abweichungen ſcheinen aber

aber bloß zufällig zu ſeyn, indem man Ubergänge von der einen zu der andern findet. Und was die Farbe betrifft, ſo bemerkt man zuweilen Exemplare, die auf der obern Seite ſo wohl braun als ſchwarz ſind.

2. Umbilicaria *flocculoſa*. Beſtreute Nabelflechte. Unbehaart, ziemlich glatt, braunſchwarz; auf der untern Seite etwas grubig. U. undique nuda ſublaevis, fuſco-nigra, inferne ſparſim lacunoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 110. Lichen flocculoſus. *Wulffen in Jacq. coll.* 3. *t.* 1. *fig.* 1. — An Felſen auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes außerordentlich gemein. Auch findet man ſie da öfters mit Schüſſelchen. Auf dem Fichtelgebirge kommt ſie ſparſam vor. Sonſt hat man dieſe Art noch nicht in Deutſchland bemerkt. Sie hat übrigens mit der vorſtehenden in einigen Stücken Aehnlichkeit. Nur iſt ſie größer von Blättern und die Blätter ſelbſt ſind auf der obern Seite gewöhnlich mit kleinen Körnern oder länglichen ſpreuähnlichen Theilchen beſetzt, an der untern aber voller Grübchen. Ihre Farbe fällt öfters ins ſchwarz- oder braungrüne.

Die Umbilicaria hyperborea (die nordiſche), griſea (die greiſe) und eroſa (die durchlöcherte Nabelflechte) die zu Linne's Zeiten auch noch nicht bekannt waren, findet man auf allen deutſchen etwas höheren Gebirgen, vorzüglich auf den Alpen. Die hyperborea iſt braunſchwarz, unbehaart, auf der obern Seite mit kleinen blatterartigen Erhöhungen beſetzt, die ſie etwas runzlich machen; unten mit flachen Grübchen. Die griſea oben aſchgrau und glatt, unten ſchwarzbraun und voll ſpreuartiger Wärzchen. Dieſe trägt ſeltener Schüſſelchen. Die eroſa iſt

ſchwärzlich, eingeſchnitten = gelappt, und fein geriſſen = durchlöchert, ſo daß ſie, gegen das Licht gehalten, wie ein Sieb ausſieht. Letztere wird höchſtens einen Zoll im Durchmeſſer, die hyperborea 1 — 2, die griſea ½ bis 1 Zoll.

3. Umbilicaria *puſtulata*. Schwarzkleyichte Nabelflechte. Auf der obern Seite blaſig aufgetrieben, aſchgrau, mit ſchwarzer Kleye beſetzt; unten mit tiefern Grübchen. U. ſuperne puſtulata inflata furfuracea, ſubtus lacunoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 111. Lichen puſtulatus *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1617. Lichenoides puſtulatum cinereum et veluti ambuſtum. *Dill. Hiſtor. Muſc.* 227. *t.* 30. *f.* 131. Siehe den XIVten Theil der Encyklopädie Seite 81.

4. Umbilicaria *erinita*. Randhaarige Nabelflechte. Bläulich = aſchfarben, unten bleicher; die Blätter etwas über einander liegend gefaltet; der Rand behaart. U. imbricato - plicata margine undique crinita. Hoffmann a. a. O. Seite 112. Lichen proboſcideus. *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1617. *Hedwig Stirp.* 2. *t.* 1. *A.* Lichenoides foliorum laciniis crinitis. *Dill. Hiſt. Muſc.* 149. *t.* 20. *f.* 42. — Dieſe Nabelflechte iſt daran ſehr leicht zu erkennen, daß ſie allenthalben am Rande mit ſtarken ſchwarzen Haaren beſetzt, übrigens, ein Paar bleiche Härchen auf der Unterſeite ausgenommen, glatt iſt. Gewöhnlich bemerkt man aber noch verſchiedene Falten auf den Blättern, und kleine erhöhete dunklere Puncte. Im Alter verlieren ſich die Haare öfters, auch ſcheinen die Falten zuzunehmen. Dann iſt dieſe Nabelflechte nicht zu unterſcheiden von

der

der Umbilicaria *corrugata* (runzliche Nabelflechte) Seite 112. N. 7. im Hoffmanniſchen Taſchenbuche, welche ſo beſtimmt wird: undiqua nuda, ſuperne reticulato-rugoſa. Im Grunde betrachtet, gehören dieſe beyden auch wohl ganz zu einer Art, da man ſo viele Uebergänge von der einen Geſtalt zur andern findet, daß ſich gar keine Gränze ziehen läßt.

5. Umbilicaria *ſpadochroa*. Grüngraue Nabelflechte. Oben aſchfarben-blaßgrün, glatt; unten bräunlich, hin und wieder behaart oder mit ſpreuartigen Wärzchen beſetzt. U. cinereo-glauca, laeviuscula, ſubtus ſparſim fibrilloſa papilloſa ſubfuſca. Hoffmann a. a. O. Seite 113. Lichen polyrrhizos *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1618. aber nicht *Acharius.* — Dieſe Nabelflechte iſt nach Hoffmann eigentlich als eine Abart von ſeiner Umbilicaria hirſuta anzuſehen. Da die ſpadochroa indeß häufiger vorkommt und auch ſchon an niedrigeren Felſen, öfters in tiefen Thälern gefunden wird: ſo habe ich ſie hier ausgehoben. Sie wird etwa 1 Zoll im Durchmeſſer, und iſt übrigens an den gegebenen Charakteren leicht zu erkennen. Mit Schüſſelchen findet man ſie in Deutſchland aber ſelten. — Die hirſuta erlangt auf den deutſchen Alpen, ſo wie in Schweden, zuweilen auch eine Größe von 4 Zoll im Durchmeſſer. So kommt ſie unter andern in der Zem im Salzburgiſchen vor.

6. Umbilicaria *vellea*. Zottige Nabelflechte. Braungrau, glatt, gelappt; unten und am Rande ſtarkhaarig und ſchwarz. U. fuſco-aenea, glabra lobata, ſubtus margineque hirſutiſſima atra. Hoffmann a. a. O. Seite 113. Lichen velleus *Linn.*

Dill.

Dill. Hiſt. Muſc. t. 82. *f.* 5. Lichen pellitus *Achar. in kongl. Vet. Acad. Handl. t.* 3. *f.* 2. — Siehe den XIVten Theil der Encyklopädie Seite 81. n. 20.

Hier kann man gelegentlich noch eines Gewächſes erwähnen, das Linné und andere ſonſt auch zu den Lichenibus umbilicatis oder Nabelflechten rechneten, nähmlich den Lichen *miniatus*, foliaceus gibbus punctatus: ſubtus fulvus *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1617. Lichen pulmonarius alpinus cinereus. *Hall. Helvet.* 75 *t.* 2. *f.* 2. Lichen miniatus *Jacq. Miſc. auſtr.* 2. *t.* 10. *fig.* 3. *Dill. Hiſt. Muſc. Tab.* 30. *fig.* 127. — Daß man es des Mangels der Schüſſelchen wegen nicht zu den eigentlichen Lichenen zählen könne, iſt oben ſchon erwähnt. Dieſes Gewächs hat übrigens einen ähnlichen Bau, wie die Nabelflechten, iſt 1 — 1½ Zoll im Durchmeſſer, rundlich mit einigen ſtumpfen Lappen ausgebreitet, oben aſchfarben und ſchwarz punctirt, unten bräunlich oder röthlich (mennigroth eigentlich nie) und wächſt an Marmor- und an Schieferfelſen hin und wieder, und das auch in den niedrigſten Gegenden in ſehr großer Menge. Mit Alaun gekocht giebt dieſes Gewächs eine graubräunliche, etwas ins grüne ſchlagende Farbe, etwa ſo wie Tab. 28. fig. 32. in Prange's Farben-Lexicon. (*)

IV. *Cladonia.* Strunkflechte.

Eine zahlreiche Pflanzengattung, die auch Schrader in ſeinem Spicileg. Flor. germ. der Geſtalt der Frucht wegen von den ächten Lichenen trennete, nach nähe-

(*) Siehe Hoffmanni Comment. de vario Lichenum uſu, pag. 49.

näherer Unterſuchung derſelben ſie damit aber wieder vereinigte. Hoffmann zählt bloß in Deutſchland außer vielen Varietäten 37 Arten dazu. Andere, als Weber, Scopoli ꝛc. ſahen viele von Hoffmann jetzt als Arten beſchriebene als bloße Varietäten an, da die Formen bey den hierher gehörigen Gewächſen ſo vielen Abänderungen unterworfen ſind. Die äußere Geſtalt der Strunkflechten iſt übrigens ſtrauchförmig und ſehr äſtig, oder pfriemförmig und wenig äſtig, oder ganz aſtlos und bechertragend, wobey an dem Rande oder in der Mitte des Bechers oft wieder Becher, und das wohl 3 bis 4 über einander aufwachſen, — oder vielköpfig, ſo daß der Strunk oben mit einigen zuſammengedrängten Fructifications-Knollen beſetzt iſt. Viele haben eine Unterlage, die aus vielen ſchuppenartigen Blättern, öfters nur kleinen Körnern beſteht. Inwendig iſt der Strunk hohl. Die Befruchtungswerkzeuge ſind keine eigentlichen Schüſſelchen, ſondern kleine rundliche, entweder hell- oder dunkelbraune, oder ſcharlachrothe Knollen, die an den Enden der Aeſte, oder am Rande der Becher ſitzen. Einige Arten hat man indeß noch gar nicht blühen geſehen, und man rechnet ſie ihrer übrigen Aehnlichkeit wegen nur hierher. Die mehrſten Arten wachſen auf der Erde in Waldungen und Heiden, oder auf altem Holze.

* Strauchähnliche Strunkflechten

1. Cladonia *rangiferina*. Rennthierflechte. In den Achſeln durchlöchert, ſehr äſtig: die Aeſtchen ziemlich gleichhoch und umgebogen. C. perforata ramoſiſſima: ramulis faſtigiatis nutantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 114. Lichen rangiferinus *Linn.*

Linn. Spec. Plant. Tom. II. p. 1620. *Dill. Hiſt. Muſc. t.* 16. *fig.* 30. — Außer der im 14ten Theil der Encyklopädie Seite 83. angegebenen Benutzungsarten läßt dieſe Strunkflechte ſich auch noch zur Färberey anwenden. Man weicht ſie einige Wochen mit Eiſenvitriol ein und färbt dann Wollenzeug gelblichbraun damit. Die bekannte Wald-Varietät (Lichen rangiferinus ſylvaticus) giebt aber keine Farbe. (*)

Es giebt noch zwey Strunkflechten, die ſonſt nicht genau von der eben genannten unterſchieden wurden nähmlich Cladonia *racemoſa* und *rangiformis Hoffm. l. c. p.* 114. *n.* 2. *et* 3. die in den deutſchen Waldungen auch ſehr gemein ſind. Die erſtere iſt daran zu kennen, daß ſie ihre kleinen Fruchtknollen auf beſondern Stielen in Geſtalt einer Traube trägt. Die unfruchtbaren Stängel ſind ſehr äſtig, die Aeſtchen aber nicht umgebogen. Die letztere iſt kleiner als die rangiferina. Ihre Aeſte ſind ausgeſperrt, dünn, gablicht getheilt, an der Spitze braun. Die kleinen Fruchtknollen ſind hier und da zerſtreut.

2. Cladonia *furcata*. Gabelichte Strunkflechte. In den Achſeln durchlöchert, äſtig-ausgeſperrt; die Aeſte gabelicht, nackt, fruchttragend, geſtrahlt. C. perforata ramoſo-divaricata: ramulis furcatis nudis ſcutelliferis radiatis. Hoffmann a. a. O. Seite 115. *n.* 4. *Dill. Hiſt. Muſc. t.* 16. *fig.* 27. *Hagen. Hiſt. Lichenum n.* 68. *Tab.* 2. *fig.* 10. — Dieſe Strunkflechte findet ſich

(*) Hoffmann Comment et cet. p. 55.

ſich bey uns häufig auf etwas feuchtem Heydeboden. Ihre Farbe iſt graubräunlich oder graugrün. Ihr Wuchs iſt verſchieden, wovon Dillen in der citirten Figur viele Proben gegeben hat. Sie iſt äſtig und krümmt ſich mannigfaltig durch einander. Oefters iſt ſie mit kleinen grünlichen Blättern beſetzt. An den Enden der Aeſte ſieht man häufig viele kleinere Aeſte ſtrahlförmig ausgehen, welche Früchte tragen. — Mit Eiſenvitriol färbt ſie, ohne lange Einweichung, graugrün.

3. Cladonia *uncialis*. Zollhohe Strunkflechte. In den Achſeln durchlöchert, nackt, mit wenigen kurzen und ſpitzen Aeſten. C. perforata nuda breviter ramoſa et ramuloſa: ramulis acutis. Hoffmann a. a. O. Seite 117. *n*. 9. Lichen uncialis *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1621. Coralloides perforatum minus molle et tenue. *Dill. Hiſt. Muſc.* 99. *t.* 16. *f.* 22. — Sehr gewöhnlich auf Felſen, die ein wenig mit Erde bedeckt ſind; auch in dürren Waldungen und ſonſt. Es giebt mehrere Spielarten von dieſer Strunkflechte, die ſich vorzüglich durch die verſchiedene Dicke und Höhe der Stämmchen unterſcheiden. Gewöhnlich wird ſie etwa zollhoch, wächſt in dichten Raſen, und beſteht aus vielen ziemlich einfachen, gelblich- oder grünlich-weißen, hohlen Röhrchen, die oben mit kurzen, ſpitzen und an der Spitze braunen Aeſten beſetzt ſind. In den Winkeln der Aeſte, oder den ſogenannten Achſeln, ſind ſie durchlöchert, ſo wie die mehrſten Strunkflechten dieſer Abtheilung. — Wenn man dieſe Flechte 14 Tage in Urin und ungelöſchten Kalk einweicht, dann hinlänglich Waſſer zu der Maſſe gießt, und eine Auflöſung von Zinn ſo wie etwas Eſſig, worin Eiſenfeile aufgelöſet iſt, hinzuthut: ſo kann man damit

aſch-

aſchgrau färben, von der Art, wie Tab. 29. fig. 28. in Prange's Farben-Lexicon. *Hoffm.* Commentat. de vario Lichenum uſu p. 53.

** Pfriemförmige Strunkflechten.

4. Cladonia *ſubuliformis*. Schneeweiße Strunkflechte. Aufſteigend, faden-pfriemförmig, nackt, mehrentheils aſtlos, ſehr weiß. C. adſcendens filiformi-ſubalata nuda ſimpliciuscula albida. Hoffmann a. a. O. Seite 118. Lichen *ſubuliformis*, fruticuloſus, tubuloſus filiformi-ſubulatus, ſimplex, ceſpitoſus, adſcendens, lævis, albiſſimus, ramulis pauciſſimis, breviſſimis, ſaepe nullis. *Ehrhardt Beyträge* 3. 82. Lichen vermicularis *Linn. fil. Muſc.* 37. — — Dieſe ſchöne Strunkflechte ward zuerſt von Ehrhardt entdeckt und er gab davon unter andern in dem Hannoveriſchen Magazin 1784. Seite 144. ſchon einige Nachricht. Sie beſteht in mehreren Zolle langen, oft ganz aſtloſen, oben zugeſpitzten, runden, ſehr weißen hohlen Röhrchen von der Dicke eines Strohhalms. Sie wächſt gewöhnlich raſenartig und krümmt ſich zuweilen etwas durcheinander. Ihr Standort iſt auf den höchſten Felſen des Harzes. Auch auf den Alpen der Schweitz und des ſüdlichen Deutſchlandes wird ſie gefunden. Ihre Frucht hat aber noch niemand geſehn. Mehrere Botaniſten unterſcheiden von dieſer die Cladonia taurica, die gedrängter beyſammen wächſt und grünlich weiß ſeyn ſoll. Auf den Tyroliſchen Alpen, wo dieſe wächſt, kann man aber keinen wahren Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten entdecken. Sie gehen in einander über. — Verſuche zur Färberey ſind mit dieſen weißen Strunkflechten noch nicht gemacht.

*** Pfriemförmige, öfters bechertragende Strunkflechten.

5. Cladonia *gracilis*. Dünne Strunkflechte. Die Unterlage blätterig, der Strunk aufgerichtet, dünn, bechertragend, der Rand des Bechers mit Fruchtknöllchen und pfriemförmigen Spitzen beſetzt. C. fronde foliacea, ſtipite erecto gracili ſcyphifero, margine ſcutellifero prolifero ſubulato. Hoffmann a. a. O. Seite 119. *n.* 17. Lichen gracilis *Linn. Syſt. veget. Ed.* 14. 963. *Dill. Hiſt. Muſc. Tab.* 14. *fig.* 13. — Auf Heydeboden, in Waldungen und an Felſen, die mit etwas Erde bedeckt ſind, ziemlich häufig. Man kann dieſe Art leicht unterſcheiden, indem ſie aus vielen 1 — 1½ Zoll hohen, faſt fadendünnen, oben ein Becherchen tragenden Strünkchen beſteht, die von ſchmutzig brauner Farbe ſind. Viele Strünke gehen oben ganz ſpitz zu, ohne einen Becher zu tragen. Die Becher ſind am Rande übrigens mit kleinen braunen, öfters etwas geſtielten Knollen, oder mit pfriemförmigen Spitzen beſetzt, die zuweilen ½ Zoll lang auch wohl länger werden, zuweilen auch wieder kleine Becher hervorbringen. — Mit Alaun und Eiſenvitriol zubereitet giebt dieſe Flechte eine gräuliche Farbe, ſo wie Tab. 36. f. 29. des erwähnten Farbenlexicons.

**** Bechertragende Strunkflechten.

6. Cladonia *pyxidata*. Bechertragende Strunkflechte. Die Unterlage blätterig, der Strunk in einen deutlichen Becher erweitert. C. fronde foliacea, ſtipite in ſcyphum diſtinctum dilatato. Hoffmann a. a. O. Seite 121. *n.* 21. Lichen pyxidatus *Linn. Syſtem. veg.* p. 963. *Vaill.* Pariſ. Tab.

Tab. 21. Fig. 11. — Dieſe ſehr gemeine Flechte, die man auf moderndem Holze, und an ſchattigen und etwas feuchten Stellen in Waldungen und ſonſt häufig findet, wird gewöhnlich $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zolle hoch. Sie beſteht aus einfachen Strünken, die aus einer blätterigen und ſtäubigen grauen Unterlage aufwachſen, grau und beſtäubt ſind, und ſich oben in ziemlich gleichförmige Becher, welche am Rande öfters ein wenig gekerbt ſind, erweitern. Es giebt aber viele Varietäten, von denen einige Autoren nicht wiſſen, ob ſie ſie bloß für ein Spiel der Natur, oder für eigne Arten halten ſollen. Scopoli wirft ſie in ſeiner Flor. carniolica alle in eine Art zuſammen. Hoffmann unterſcheidet folgende, mit der obigen verwandte Unter-Arten. a) Clad. exilis. b) Clad. ſimplex. c) Clad. incana. d) Clad. tubaeformis. e) Clad fimbriata. f) Clad. verticillata. g) Clad. prolifera. — die ſich durch verſchiedene Merkmahle von einander unterſcheiden, wie man es großentheils ſchon aus den bloßen Nahmen ſehen kann. Alle dieſe, von denen die letztern zuweilen 2 bis 4 mahl ſproſſend ſind, wo nähmlich aus der Mitte, oder am Rande des Bechers wieder ein Becher, und aus dieſem wieder einer, und ſo fort erwächſt, tragen aber nur ſehr kleine oder gar keine Fruchtknollen. Diejenige Art, die große braune Fruchtknollen am Rande der Becher trägt, nennt, Hoffmann Cladonia tuberculoſa, Seite 122. n. 22. In Linné's Spec. Plant., ſo wie in dieſer Encyclopädie, Theil XIV. Seite 82. ſind, nach der Beſchreibung zu urtheilen, dieſe beyden, nähmlich Cladonia pyxidata und tuberculoſa *Hoffm.* mit einander verbunden und als eine Art angeſehn. — In Anſehung des Gebrauchs der bechertragenden Strunkflechte gegen den

Keichhuſten ſind die neueren Verſuche wieder gün- ſtig ausgefallen. Hoffmann rühmt von ihr, daß er ſelbſt über ihre heilſame Kraft gegen dieſes Uebel durch Erfahrung belehrt ſey, daß ſie ſo gar den Schafen beym Huſten gute Dienſte leiſte, wenn ſie ſie fräßen. Auch hat vor einigen Jahren der Herr Doctor Dillen *) ſie wieder in Schutz genommen, und ſie gegen die Schwindſucht, trocknen Huſten, in hyſteriſchen Zufällen und ſonſt gerühmt. Eben ſo *Van Woenſel* in Petersburg. Chemiſch zerlegt zeigt ſie viele ſchleimige und bittere Theile, ſo daß ſie nährend und ſtärkend ſeyn muß.

7. Cladonia *coccinea*. Scharlachrothe Strunkflechte. Die Unterlage blätterig, der Staunk aufgerichtet, bechertragend, die Fruchtknöllchen ſitzend oder kurzgeſtielt, ſcharlachroth. C. fronde foliacea, ſtipite erecto ſcyphifero, ſcutellis ſeſſilibus, ſubſtipitatis coccineis. Hoffmann a. a. O. Seite. 123. n. 23. *Dill* Hiſt. Muſc. t. 14. fig. 7. — Dieſe unterſcheidet ſich von der Cladonia pyxidata nicht bloß durch die ſcharlachrothen Fruchtknollen am Rande der Becher, ſondern auch durch die weißgelbliche Farbe des ganzen Gewächſes, da die Cl. pyxidata mehrentheils grau oder grünlich - grau iſt. Im übrigen iſt ihre Bildung der pyxidata freylich ſehr ähnlich mit der ſie einen Standort gemein hat, und ſie gleicht, ihr noch mehr, wenn durch Alter die hochrothen Fruchtknollen braun geworden ſind. Man findet auch von dieſer einige Varietäten, mit ſproſſendem Rande oder Mittelpuncte, mit ſtarkblätterigem, Strun-

*) I. Dillenius Diſſertatio de Lichene pyxidato, Moguntiae, 1785.

Strunke u. ſ. w. Eine andere Art, die man ſonſt auch wohl mit dazu gerechnet hat, iſt Cladonia macilenta Hoffmann Seite 126. n. 33. Dieſe hat gleichfalls ſcharlachrothe Fruchtknollen; ſelbige ſind aber nicht auf dem Rande eines Bechers vertheilt, ſondern ſitzen wie ein Köpfchen zuſammen. Doch halten einige Botaniker dieſe nicht für weſentlich verſchieden von der coccinea; ſo wie ſie vermuthlich auch von Linné, und daher auch in dieſer Encyclopädie Theil XIV. Seite 82. mit dazu gerechnet iſt. — Um die Anwendbarkeit dieſer Flechte zur Färberey zu unterſuchen, ließ Hoffmann*) die rothen Fruchtknollen pulveriſiren, mit an der Luft zerfloſſenem Weinſteinſalze anfeuchten, darauf 24 Stunden ſtehen, und dann Waſſer zugießen. Das gab zwar eine rothe Farbe; die Baumwolle nahm davon aber nur eine ſehr blaßrothe Farbe an. Darauf weichte er die ganzen Pflanzen mit Kalk und Urin einige Wochen ein, verdünnete die Maſſe hernach mit hinlänglichem Waſſer, ſetzte etwas Ammoniakal-Salz hinzu und kochte Wollenzeug darin. Das gab eine grau-bräunliche Farbe. Mit Eiſenvitriol aber eine etwas dunkel graugrüne, ſo wie Tab. 46. fig. 70. des Farben-Lexicons. Die Cladonia pyxidata gab auf eben die Art, und zwar mit Eiſenvitriol zubereitet, eine grau-grüne Farbe.

V. Stereocaulon. Korallenflechte.

Die nach der Hoffmanniſchen Eintheilung zu den Korallenflechten gehörigen Gewächſe unterſcheiden ſich von den Strunkflechten vorzüglich durch den feſten (d. i. inwendig nicht hohlen) Stamm. In ihrer übrigen Bildung ſind ſie ſehr verſchieden. Eini-

*) Comment. de vario Lichen uſu. p. 52.

Einige ſind ſehr niedrig, faſt nur wie eine Kalkrinde an Felſen ausgebreitet, und haben kleine kurze oft wenig äſtige Stämme. Andere ſind mehrere Zolle hoch, ſehr äſtig und zum Theil mit vielen kleinen ſchuppen= oder ſpreuartigen Blättern beſetzt. Ihre Befruchtungswerkzeuge beſtehen theils in kleinen Knollen, die an den Enden oder Seiten der Aeſte ſitzen; theils in Kugeln, die ſich bey der einen Art (Stereocaulon globiferum. — Sphaerophorum Coralloides. Perſoon) in ungleiche Theile öffnen. Ihr Wohnort iſt gemeinhin an Felſen. Ihre Dauer iſt der härteren, kalkartigen Subſtanz wegen nicht ſo beſchränkt, wie bey weicheren Arten.

1. Stecrocaulon *Corallina*. Incruſtatförmige Korallenflechte. Kruſtenförmig, kalkartig, inwendig aus kleinen runden, dicht zuſammen gedrängten, gleichhohen, und ein wenig äſtigen Stämmchen beſtehend; die Schüſſelchen knollig, ſchwarz. St. cruſtaceum tartareum intus obſcure ramuloſum: ramis faſtigiatis confertiſſimis teretibus; ſcutellis tuberculoſis nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 129. n. 1. Lichen corallinus *Wulfen* in Jacq. coll. 2. t. 13. Lichen corallinus. *Linn.* Syſt. veget. p. 958. *Web.* Spicil. Fl. Goett. p. 201. n. 156. — Ueberzieht Sand=, Schiefer=, Granit und andere Felſen oft mehrere Fuß in der Ausdehnung, ſo daß ſie davon ſchon in der Ferne ganz weiß erſcheinen. An Kalkfelſen findet man dieſe Flechte nie. An den genannten Felſen ſiehet man ſie aber in den Thälern und auf den höchſten Alpen. Wenn ſie ſich zuerſt anſetzet beſtehet ſie aus lauter kleinen runden weißen Erhöhungen, die dem Felſen ein punctirtes Anſehen geben. Dieſe wachſen nach und nach zu

klei=

kleinen, beynahe eine Linie langen, hin und her gebogenen und äſtigen Stämmchen auf, die aber ſo gedrängt ſtehen, daß ſie faſt nur eine Kruſte bilden, und man ihre einzelnen Theile nur durch ein Vergrößerungsglas deutlich unterſcheiden kann. Im nächſten Jahre ſetzt ſich hierauf wieder eine neue Lage an, die eben ſo wie die vorige beſchaffen iſt, während welcher Zeit die vorige immer mehr zuſammengedrängt und kruſtenartig wird. So geht dieſes fort, und man ſiehet daher dieſe Korallenflechte zuweilen von der Dicke eines halben Zolles. Die kleinen etwas knollenförmigen ſchwarzen Schüſſelchen kommen an den Enden der Aeſte hervor, und ſcheinen daher auf der Kruſte zu ſitzen, wenn die Flechte inzwiſchen weiter gewachſen iſt, und die untern Theile in die Kruſte übergegangen ſind. Sie ſind aber klein, und man muß ein Glas zu Hülfe nehmen, um ſie genau zu unterſcheiden. Der Herr Profeſſor Hoffmann hat noch ſtumpfe, am Ende hier und da braune Aeſtchen bemerkt, die ein Grübchen am Stamme zurück laſſen, wenn ſie abgefallen ſind. — Einen Gebrauch hat man von dieſer Art noch nicht gemacht.

2. Stereocaulon *paſchale.* Cypreſſenförmige Korallenflechte. Strauchähnlich, feſt, mit blätterartigen Schuppen, und mit knollenförmigen, anfänglich geränderten bräunlichen Schüſſelchen dicht bedeckt. St. fruticuloſum ſolidum, cruſta folioloſa tectum ſcutelliſque tuberculoſis ab initio marginatis ſubfuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 130. n. 7. Lichen paſchalis. *Linn.* Syſt. veget. p. 963 Coralloides criſpum et botryoides alpinum. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 114. t. 17. fig. 33. — Mehr auf höheren felſigen Bergen als in Ebe-

nen zu Hauſe. Doch findet man dieſe Flechte zuweilen in Gegenden, wo Heydekraut wächſt, in großer Menge, nur etwas kleiner wie auf Gebirgen. Sie wird gewöhnlich 1 — 2 Zoll hoch und gleicht einem Bäumchen, deſſen Aeſte ſich nach allen Seiten ausbreiten und umkrümmen. Das ganze Gewächs iſt übrigens mit einer Menge kleiner grünlichen, auf der Unterſeite weißen, verſchieden geſtalteten und abſtehenden Blättchen oder Schuppen bedeckt, und die Enden der Aeſte tragen zahlreiche blaßbraune Fruchtknöllchen, die anfänglich gerändert ſind. Ein Unkundiger könnte ſie vielleicht mit einigen Varietäten von den Hoffmanniſchen Strunkflechten, beſonders von der Cladonia furcata, ſpinoſa und ſquamoſa verwechſeln, da dieſe häufig auch mit vielen blätterartigen Schuppen bedeckt ſind. Am geſchwindeſten wird ſie ſich indeſſen durch den Stamm unterſcheiden laſſen, da dieſer bey den Strunkflechten hohl, bey den Korallenflechten aber feſt iſt. — Nach Linne's Bericht freſſen die Rennthiere dieſe Flechte eben ſo wohl, als den Lichen rangiferinus, das ausſchließlich ſogenannte Rennthiermoos. — Mit Alaun und Vitriol eingeweicht giebt ſie eine grau-grüne Farbe, ſo wie Tab. 29. fig. 27. des Farben-Lexicons. *)

Zu dieſer Gattung kann man vielleicht auch die Orſeille, den berühmten Lichen Roccella, rechnen, der für die Färberey ſo wichtig iſt. Von dieſer an den Felſen der Inſeln des Archipelagus, der afrikaniſchen Küſte und beſonders der canariſchen und capoverdiſchen Inſeln wachſenden Korallenflechte iſt im LVIIIſten Theile der Encyclopädie in dem Artikel Lackmus, S. 435 ꝛc. weitläufig ge-

*) Hoffmanni Comment. et cet. p. 53.

gehandelt, und beſonders die verſchiedene Verfahrungsart bey der Zubereitung der Farbe gezeigt. Zur Kenntniß des Gewächſes ſelbſt, das dieſen wichtigen Farbeſtoff liefert, kann man indeß noch Folgendes nachtragen: *)

„In der Jugend beſteht dieſe Flechte aus vielen dünnen, geraden, ſteifen Stämmchen, die dichte und gedrängt mit einander aus einer kalkartigen Baſis herausſproſſen, in eine hornartige Spitze auslaufen, und mehr und weniger von Farbe braun ſind. Von dieſer Beſchaffenheit war jenes Exemplar, von dem Herr Houttuyn auf Taf. CIII. Fig. 14. (in eben dieſem Linneiſchen Pflanzenſyſteme) eine ſehr wohlgerathene Zeichnung mitgetheilet hat, und von dem die eigentliche Orſeille genommen wird. In der Folge ſchießt ſie ſtärker in die Höhe, wird dicker an den Stämmchen und Aeſtchen, iſt auswärts braun, inwendig kreidenartig weiß, und der Länge nach abwechſelnd ſichtbarer mit gewiſſen weißlichen Wärzchen beſetzt, die beſondern etwas abgebrochenen oder abgelöſeten Narben nicht unähnlich ſehen. Zuweilen nimmt man auch einige ziemlich große runzliche, ſchwarzbraune, mit einem weißen Stoffe erfüllte Knöllchen daß an derſelben wahr, von welchen es wahrſcheinlich iſt, daß vorher mehrere anweſend und auf den Wärzchen ſelbſt befindlich geweſen ſeyn möchten.“

Den im angeführten Werke noch weiter gelieferten Abbildungen und Beſchreibungen zu Folge giebt es von dem Lichen Roccella noch verſchiedene Abänderungen. Tab. CIV. Fig. 1—4. daſelbſt ſtellen Pflanzen aus den canariſchen Inſeln vor, von denen die Fig. 1. abgebildete 3—4 Zoll hoch, bleich zimmtbraun iſt, ſich mit runden Aeſten von der Dicke eines Strohhalms bis zur Dicke eines mäßigen Federkiels mannigfaltig ausbreitet und ſich durch einander krümmt. Sie iſt mit dem erwähn-

*) Aus dem vollſtändigen linneiſchen Pflanzenſyſtem 13ter Theil, 2ter Band. Nürnberg 1787 Seite 530.

wähnten Wärzchen beſetzt, welche an einigen Aeſten weiß, flach, mit einer beſondern Oeffnung verſehen, an den andern hingegen mit den Aeſten gleichfarbig, rundlich = erhaben und völlig geſchloſſen ſind *). Die 2te und 3te Figur daſelbſt ſtellen Orſeille=Pflanzen von mannigfaltig gekrümmter Geſtalt, und bleicherer Farbe und mit Wärzchen vor, die größtentheils rund, wie Pfefferkörner, und weißlich ſind. Die 4te Figur zeigt ein breitäſtiges oder blätterförmiges Gewächs von bleicher zimmtbrauner Farbe, und mit ähnlichen Wärzchen, wie bey der erſten Figur. Der Wuchs gleicht dem Lichen fraxineus Linn. Sehr wahrſcheinlich iſt dieſes aber nur eine Spielart von dem Lichen fuciformis Linn., mit dem die Orſeille öfters verſetzt wird. Unter der ſicilianiſchen Orſeille finden ſich zuweilen Exemplare, die völlig weißlich = aſchgrau ſind, ſo wie anſehnliche breitäſtige oder blätterige, von denen in dem angeführten Werke Tab. CIV. Fig. 6. eins abgebildet iſt, welche indeſſen vielleicht auch zu einer andern Pflanzenart zu rechnen ſind. Die ſicilianiſche Orſeille kommt übrigens mit der canariſchen in allen Stücken überein.

VI. *Usnea.* Haarflechte.

Hierzu gehören verſchiedene auch in den deutſchen Waldungen und an hohen Felſen ſehr gemeine Gewächſe von fadenförmiger oder riemähnlicher, häufig ſehr äſtiger Geſtalt und von ſehr verſchiedener Farbe. Einige ſind der Queere nach eingebor-
ſten

*) Letzeres iſt vielleicht der unreife Zuſtand der Fruchtknöllchen. Aus der erwähnten Oeffnung läßt ſich übrigens ſchließen, daß Lichen Roccella nach den Grundſätzen der neueren Botaniſten kein eigentlicher Lichen, ſondern vielleicht ein Sphaerophorum *Perſoon* iſt.

ſten und werden gegliederte genannt; andere ſind von zäherer Oberfläche, ſo daß ſie nicht berſten, und heißen ungegliederte oder fadenförmige. Der Wuchs iſt übrigens aufgerichtet oder aus Schlaffheit herunterhangend, letzteres öfters aber nur eine Folge des Standorts oder des Alters. Die Befruchtungswerkzeuge beſtehen in Schüſſellchen, die am Rande glatt geſtrahlt ſind. Außer dieſen haben ſie, ſo wie viele andere Lichenen, noch mehlichte Warzen, welche Hedwig für den Sitz der männlichen Blüthe, ſo wie die Schüſſelchen für den der weiblichen hielt. Merkwürdig iſt es aber, daß einige Haarflechte noch mit einem dritten Theile verſehen ſind, der von den Schüſſelchen und Mehlpuncten ganz verſchieden iſt. Dieſer Theil hat das Anſehen eines Schüſſelchens, iſt aber um vieles kleiner, anders gefärbt, und wird im ältern Zuſtande gewöhnlich runzlich. Dillen bemerkte dieſen Theil bey einigen Haarflechten und hielt ihn für das eigentliche Schüſſelchen derſelben. Den nähmlichen Irrthum haben auch einige andere Botaniſten begangen. Da er indeß von den Schüſſelchen ganz verſchieden iſt, und ſehr oft mit dieſen und den Mehlwarzen an einem und dem nähmlichen Individuum zugleich vorkommt, ſo muß er als ein beſonderer Theil angeſehen werden. Der Herr Medicinal-Rath Schrader in Göttingen, der ganz kürzlich zuerſt auf dieſen Theil der Haarflechten aufmerkſam machte *) und deſſen Angaben hier benutzt ſind, hat ihn vorläufig zur Unterſcheidung von den Schüſſelchen und den mehlichten Warzen Tuberkel (Tubercu-

*) Man ſehe das erſtes Stück ſeines Journals für die Botanik. Göttingen 1799 Seite 52 — 53. und Tab. 3. fig 1. 2.

culum) genannt, und vermuthet, daß dieß ein zweiter Weg der Fortpflanzung dieſer Flechten ſey. An der mikroſcopiſchen Unterſuchung iſt er durch ein trübes Wetter verhindert worden.

* Gegliederte Haarflechten.

1 Usnea *plicata*. Verworfene Haarflechte. Hangend, die Riemen äſtig, verworren; die Schüſſelchen geſtrahlt. U. loris pendulis ramoſis implexis; ſcutellis raditatis. Hoffmann a. a. O. Seite. 132. n. 1. Lichen plicatus *Linn.* Spec. plant. Tom. II. p. 1622. Usnea vulgaris, loris longis implexis. *Dill.* Hiſt. Muſc. 56. T. 11. f. 1. — Findet ſich vorzüglich in Nadelgehölzen in etwas gebirgigen Gegenden. Auch an den Stämmen und Aeſten der Zürbelnuß, Pinus Cembra, auf hohen Alpen in der Nähe des ewigen Schnees, kommt dieſe Flechte vor. Sie beſteht übrigens in 6 bis 12 Zoll langen, aſchgrauen oder etwas gelblichgrauen, nicht ſelten mit einem eiſengrauen Puder beſtreuten, und ſehr äſtigen und in einander verflochtenen Fäden, die riem- oder haarförmig ſind. Die Schüſſelchen ſitzen an den Enden der Seitenäſtchen und ſind geſtrahlt, oder auch ziemlich glatträndig. Ihr gewöhnlicher Durchmeſſer beträgt 3 — 4 Linien. „Häufiger bemerkt man bey ihr die Tuberkeln, wenigſtens pflegen vollkommen ausgewachſene Exemplare doch mit einigen verſehen zu ſeyn. Dieſe ſind anfänglich etwas hohl, denn convex, und bekommen gewöhnlich im Alter einen ungleichen Rand. Ihr Durchmeſſer beträgt ½ bis eine ganze Linie; ſeltener kommen ſie größer vor. Durch die Lupe bemerkt man an den kleinern Aeſten ſehr oft kleine Vertiefungen, welche den Anfang von Tuberkeln aus-

ausmachen, ſich aber nie, oder doch äußerſt ſelten ganz entwickeln. Im vollkommenen Zuſtande haben die Tuberkeln eine gelblich braune Farbe, die ſpäterhin auch wohl etwas dunkler zu werden pflegt. — Mehlichte Warzen finden ſich ebenfalls bey dieſer Flechte, oft in Geſellſchaft der Scutellen, öfterer aber ohne dieſelben.“ *) — Dieſe Flechte war vordem in den Apotheken unter dem Nahmen Usnea bekannt, und man ſchrieb ihr zuſammenziehende Kräfte zu. Auch in dem Würtembergiſchen Apothekerbuche wird ſie unter dem Nahmen Muscus arboreus quernus als ein vorzügliches adſtringirendes und anodyniſches Mittel angeprieſen. Hoffmann, der über die innern Wirkungen dieſer Flechte zur Gewißheit kommen wollte, nahm ſie pulveriſirt zu einer halben Drachme, und fand, daß ſie abführend und urintreibend ſey. Der Geruch des Pulvers hatte mit dem der Ipecacuanha Aehnlichkeit. Wenn man ſie von Fichten und Birken ſammelt, ſoll ſie nach Kalm, Swed. Ath. T. VII. 256. die braune in Alaun eingeweichte, und hernach mit ihr gekochte Wolle grün färben. Mit einer Zinn-Solution und Alaun erhielt Hoffmann eine rothbraune Farbe. Die Lappländer gebrauchen dieſe Flechte, um ſie ihren, durch vieles Gehen wund gewordenen Füßen unterzulegen. Auch wird ſie bey Verwundungen zum Blutſtillen gebraucht. Uebrigens ließen ſich die innern weißen Fäden vielleicht mit zum Papiermachen anwenden. **)

2

*) Schraders Journal für die Botanik. 1ſtes Stück. Seite 54 — 55.

**) Hoffmann Comment. et cet. p. 57 — 58.

2. Usnea *barbata.* Bärtige Haarflechte. Die Riemen hangend, äſtig, fadenförmig; mit vielen abſtehenden Seitenfäden. U. loris pendulis ramoſis filamentoſis - filamentis patentibus. Hoffmann a. a. O. S. 132. n. 2. — Nach des Herrn Medicinal-Raths Schrader Behauptung iſt dieſe vom Herrn Profeſſor Hoffmann gemeinte Usnea barbata; nicht Lichen barbatus *Linn.*, ſondern nur eine Abart von dem vorhergehenden Lichen plicatus; ſo wie er den Lichen barbatus *Linn.* auch nicht als eine eigne Art anſieht, ſondern mit dem Lichen articulatus *Linn.* und der Usnea articulata *Hoffm.* zu einer Art rechnet. Bey der Unbeſtändigkeit der bis jetzt zur Unterſcheidung gebrauchten Merkmahle, und den Abänderungen dieſer Flechten auf verſchiedenen Standörtern, iſt es ſchwer, feſte Gränzen zwiſchen ihnen zu ziehen, und es auszumachen, was dieſer und jener Verfaſſer eigentlich gemeinet habe. Da es indeſſen wahrſcheinlich iſt, daß Hoffmann unter Usnea barbata im Jahr 1786, als er die Verſuche mit Lichenen anſtellte, eben das Gewächs verſtand, welches er 1795 dafür nahm, weil er zu beyden Zeiten *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 12. fig. 6. citirt: ſo will ich hier die Hoffmanniſche Pflanze nach ſeiner eignen Angabe näher bezeichnen. Dieſe Art, (ſo überſetze ich ſeine Worte in dem Taſchenbuche) iſt von der vorſtehenden (ſeiner Usnea plicata) kaum ſpecifiſch verſchieden. Meine Exemplare, die in verſchiedenen Gegenden von Europa aufgenommen ſind, haben bald dickere bald dünnere Riemen, die zuletzt fadenförmig werden und ſich verwickeln. An den Seiten ſind ſie mit Querfäden bedeckt. Die Oberfläche iſt von Puncten rauh, hier und da quer eingeborſten, und dadurch gleichſam in Glieder, wie es bey dieſer Abtheilung gewöhnlich iſt, abgeſondert,

ſo

ſo daß man den innern Faden ſehen kann. *) Die Schüſſelchen kommen hier und da, wie bey der vorſtehenden Art hervor, ſind kreisförmig, flach, am Rande geſtrahlt. Zwiſchen dieſen bemerkt man andere kleinere, etwas knollenförmige, röthliche, und im feuchten Zuſtande fleiſchichte Schüſſelchen, die am Rande nackt, oder unten von fortwachſenden Fäden geſtrahlt ſind. **) — In der Comment. de vario Lichenum uſu p. 58. führt Hoffmann von der Usnea barbata nun an, daß ſie in Lauge gekocht die Haare vermehren und ihr Ausfallen verhindern ſolle; und daß man ſie in Penſylvanien in Waſſer macerire und roth damit färbe. Auch hätten einige ſie in weiblichen Krankheiten gerühmt. Seine eignen Verſuche beſtanden darin, daß er dieſe Flechte vierzehn Tage mit Urin und ungelöſchtem Kalke einweichte, und darauf mit einem Zuſatze von Alaun Wollenzeug gelbbraun gefärbt erhielte, ſo wie Tab. 46. fig. 66. des Farben-Lexicons. — Unter dem Nahmen Lichen barbatus findet man übrigens in mehrern Büchern Haarflechten angegeben, die von großen Wirkungen ſeyn ſollen. Nach Hermann (Cynoſ. Mat. med. 2. p. 182.) iſt Lichen barbatus ein ſchläfrig machendes, magenſtärkendes, Erbrechen und Diarrhöen aufhaltendes, blutſtillendes Mittel, deſſen Kräfte auch in der Gelbſucht, ſo wie wider das Mißgebähren wirkſam befunden ſind. Jetzt ſcheint

*) Dieſe, ſo wie einige andere Flechten, beſteht aus zähen Fäden, die mit einer dicken und leicht einſpringenden äußern Rinde umkleidet ſind. Wenn die Rinde gl ederartig abgethei et iſt, dann werden die innern zäheren Fäden ſichtbar, die dieſe Glieder noch immer zuſammen halten. F.

**) Oben wurde dieſe, nach Schrader, Tuberkeln genannt.

ſcheint man dieſen Angaben indeß wenig Glauben beyzumeſſen.*)

3. Usnea *hirta* Sträubige Haarflechte. Die Riemen aufgerichtet, äſtig, fadenförmig; die Schüſſelchen nackt oder geſtrahlt. U. loris erectis ramoſis filamentoſis; ſcutellis nudis. Hoffmann a. a. O. Seite. 133. n 3. — Lichen hirtus *Linn.* iſt zwar keine eigenthümliche Pflanze, indem ſie nach den Beobachtungen mehrerer Botaniker nur eine verkümmerte Abart entweder von Lichen plicatus, wohin ſie Schrader rechnet, oder von Lichen floridus iſt, wozu ſie Ehrhardt ſchlug, weil er**) bey dieſer eben ſowohl geſtrahlte Schüſſelchen als bey Lichen floridus fand, und mithin der von Linné angegebene Unterſcheidungs-Charakter wegfiel. Gleichwohl

*) Dieſes hat vielleicht den Grund, daß man ſonſt zuweilen unrichtig beobachtete, und hier und da Erfolge wahrnahm, die ganz andern Urſachen als den geglaubten zugeſchrieben werden mußten. Uebrigens iſt auch das ein gewöhnlicher Fall, daß man bey neueren Verſuchen ganz andere Gewächſe anwendet, als man nehmen ſollte, weil eines Theils die gegebene Beſchreibung der Gewächſe vielleicht zu unvollkommen, andern Theils derjenige, der den Verſuch anſtellet, zu unkundig in der Botanik iſt, als daß er von einer Beſchreibung den gehörigen Gebrauch machen könnte. Manche Mittel, die man ſonſt rühmte, hat man in neuern Zeiten unwirkſam gefunden. Auf der Inſel Corſika gebrauchte man z. B. den Fucus Helminthochorton *Linn.* mit glücklichem Erfolge gegen Würmer; jetzt hat man nach verſchiedentlicher Anwendung dieſes Mittels gar nichts von der gewünſchten Wirkung verſpürt. Das Mittel ſelbſt botaniſch zu unterſuchen mag man dabey aber wohl verſäumt ſeyn. Wenigſtens erhält man in vielen angeſehenen deutſchen Apotheken unter dem Nahmen Fucus Helminthochorton ein Gemiſch von 10 bis 14 Arten von kleinen Ulven, Ceramien, Corallinen, Fucuſſen; von dem ächten Fucus Helminthochorton iſt öfters aber auch nicht eine Spur dabey.

**) Man ſehe ſeine Beyträge. 1 Band. Seite 145.

wohl iſt es weniger ſchwierig zu beſtimmen, was für ein Gewächs unter dem Nahmen Lichen hirtus verſtanden wird. Die mehrſten Botaniſten und auch Hoffmann meinen diejenige Haarflechte, die bey uns ſehr häufig an Zäunen, Palliſaden, Bäumen und anderem Holzwerke wächſt, ſelten über 1 bis 1½ Zoll hoch wird, dabey aus aufgerichteten, ſehr äſtigen, mit einem gelblichgrauen, körnigen Staube beſetzten Riemen oder Fäden beſteht, an denen man ſehr ſelten Schüſſelchen bemerkt. *) Die Schüſſelchen ſind (nach Hoffmanns Bemerkung) übrigens röthlich, etwas knollenförmig, am Rande nackt (nach Ehrhardt und Schrader am Rande geſtrahlt) anfänglich ein wenig ausgehöhlt, und denen der vorſtehenden Usnea barbata ähnlich. Von dieſer Usnea hirta, dem Lichen hirtus *Linn. Dill.* Hiſt. Muſc. t. 13. fig. 12. ſagt Hoffmann nun daß man ſie im Decoct als ein haarſtärkendes Mittel empfohlen habe. Pulveriſirt erregt ſie ein heftiges Nieſen. Eingenommen greift das Pulver durch ſeine Schärfe den Schlund an. Aeußerlich angewendet ſoll es ein vorzügliches ſarkotiſches Mittel ſeyn. Pulveriſirt und 14 Tage mit Urin und Kalk eingeweicht kann man nach einem Zuſatze von Eiſenvitriol damit gelbbraun färben. Ohne Einweichung, aber mit Alaun und Eiſenvitriol gekocht, wird die Farbe blaß gelbröthlich.

4. Usnea *florida*. Sterntragende Haarflechte. Die Riemen aufgerichtet, mit kleinen Höckerchen

*) Wenn dieſe Flechte in dichten Waldungen wächſt, wird ſie länger und fängt an herunter zu hangen. Denn iſt man ungewiß wozu man ſie rechnen ſoll.

chen beſetzt, gleichhoch, fadenförmig-äſtig; die Seitenfäden abſtehend; die Schüſſelchen etwas groß und ſtark geſtrahlt. U. loris erectis ramoſis filamentoſis; ſcutellis radiatis. Hoffmann a. a. O. S. 133. n. 4. Lichen floridus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1624. *Schrad.* Journal für die Botan. 1. Stück. Seite 80. *Dill.* Hiſt. Muſc. t. 13. fig. 13. — Dieſe bekannte und wenig ſtreitige Art iſt beſonders in den alten Waldungen an den Aeſten der Eichen, Buchen und Nadelholzbäume zu Hauſe. Die Riemen ſtehen gewöhnlich aufrecht, werden 1 — 3 Zoll lang, ſind oft mit kleinen unregelmäßigen Höckerchen beſetzt und davon etwas ſcharf, und an den Seiten mit vielen, unter einem rechten Winkel abſtehenden Fäden verſehen. An den Enden der Hauptriemen oder größeren Aeſte ſitzen Schüſſelchen, deren Fläche, ohne die Strahlen des Randes, zuweilen 6 — 9 Linien im Durchmeſſer hält. Die Farbe dieſer Flechte iſt ein mattes grüngrau. — Von den Tuberkeln dieſer Art hat der Herr Med. R. Schrader in dem öfters erwähnten Werke Tab. III. fig. 1. 2. Abbildungen gegeben. — Außer einigen arzeneylichen Kräften, die man dem Lichen floridus beylegt *) giebt er, pulveriſirt und 14 Tage mit Urin und Kalk eingeweicht, dem mit Alaun gekochten Wollenzeuge eine blaſſe gelblich grüne Farbe, ſo wie Tab. 47. fig. 88. des Farben-Lexicons.

5. Usnea *flaccida.* **Weiche Haarflechte.** Die Riemen hangend, ſchlaff, etwas zuſammengedrückt-grubig; die Schüſſelchen glatträndig. U. loris pen-

*) Man ſehe Hoffm. Comment. p. 57.

pendulis flaccidis compreſſo-lacunoſis. Hoffmann a. a. O. Seite 133. n. 6. Lichen divaricatus *Linn.* Syſt. veget. p. 964. Lichen (mollis) fronde articulata pendula intus tomentoſa; ramis furcatis compreſſis; ſcutellis orbiculatis glabris. *Necker* Method. Muſc. p. 74. n. 35. *Schrad.* Journ. l. c. p. 81. Usnea mollis, ramis longis compreſſis. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 62. t. 12. f. 5. — Dieſe Flechte iſt ſonſt faſt gar nicht in Deutſchland angezeichnet, obgleich ſie in vielen Gegenden, als im Thüringiſchen, Fränkiſchen, Bayerſchen ꝛc. ſehr häufig in Nadelgehölzen gefunden wird, und ſich ſehr leicht unterſcheiden läßt. Sie iſt übrigens ſchlaff und weich und hängt 6 — 10 Zoll lang herunter. Ihre grünlich- oder gelblich-weißen Riemen ſind ſehr äſtig, an den Seiten grubig eingedrückt und haben daher öfters eine etwas eckige oder zuſammengedrückte Geſtalt. Wenn man ſie zerreißt kommt ein ſehr weißes, feinfilziges Gewebe zum Vorſchein. Die Schüſſelchen ſind röthlichgelb, glatträndig, etwa 2 — 3 Linien im Durchmeſſer und ſitzen an den Seiten der dickern Aeſte. — Den Gebrauch dieſer Flechte betreffend, ſo werden ihr eben die Kräfte wie dem Lichen barbatus zugeſchrieben. Mit Alaun färbt ſie blaß-porcellanfarben, wie Tab. 47. fig. 71. des Farben-Lexicons.

** Ungegliederte Haarflechten.

6. Usnea *chalybeiformis.* Drahtförmige Haarflechte. Fadendünne, niederliegend, ziemlich einfach, doch hin und wieder äſtig und gebogen. U. filamentoſa decumbens ſimpliciuscula vage ramoſa flexuoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 135. n. 10. Lichen chalybeiformis *Linn.* Spec. Plant. Tom. II.

II. p. 1623. Uſnea rigida horſum vorſum extenſa. *Dill.* Hiſt. Muſc. 66. t. 13. fig. 10. — An Baumrinde beſonders in Nadelgehölzen, an Zäunen, Brettern, Felſen. Herr Schrader hält dieſes Gewächs, ſo wie die Uſnea implexa und ramuloſa *Hoffm.* nur für Varietäten von dem bekannten Lichen jubatus *Linn.* der ſich nach dem verſchiedenen Standorte unter verſchiedenen Geſtalten zeigt. So viel iſt indeß gewiß, daß wenn Lichen jubatus auch ſehr variirt, es manchem ſchwer ſeyn wird, ſich zu überzeugen, daß aus dem jubatus auch der chalybeiformis werden könnte. Wer aber viel beobachtet, wird öfters ſolche Uebergänge und Annäherungen entdecken, von denen er nicht weiß, ob er ſie zu dem einen oder dem andern rechnen ſoll. — Diejenige Form, die man gewöhnlich Lichen chalybeiformis nennt, beſteht aus ſchwarzen oder grauen, ziemlich einfachen und runden Fäden, die ihres Glanzes wegen mit Draht einige Aehnlichkeit haben. Sie ſind übrigens doch etwas äſtig, in einander verwickelt und liegen an Rinde, Holz oder Felſen an. Ihre Achſeln ſind ein wenig zuſammengedrückt. Die Schüſſelchen, welche man übrigens äußerſt ſelten bemerkt, ſind am Rande glatt. Mit Eiſenvitriol und Alaun giebt ſie beynahe dieſelbe, doch ein wenig dunklere Farbe, als die vorſtehende.

7. Uſnea *lanea.* Wollichte Haarflechte. Fadenförmig, niederliegend, ſehr äſtig, verworren, braunſchwarz und glänzend. U. filamentoſa decumbens ramoſiſſima implexa fuſca nitida. Hoffmann a. a. O. Seite 135. Lichen laneus. *Ehrhardt* crypt. exſ. 70. — Dieſe Haarflechte wächſt auf Granit- und andern harten Felſen auf hohen Ber-

Bergen, als dem Brocken, dem Rieſen- und Fichtelgebirge und den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes. Sie ſieht faſt eben ſo wie ſchwarze Wolle aus; nur ſind die Fäden ein wenig dicker und im trocknen Zuſtande viel härter. Die Schüſſelchen ſind mehrentheils glatträndig öfters ſind ſie indeß mit ein paar Strahlen verſehen, welches fortwachſende Aeſte ſind. Wenn ſie älter wird, verliert ſie den Glanz und nimmt eine dunklere Farbe an. Usnea lanata *Hoffm.* Seite 136. Sehr wahrſcheinlich iſt dieſes Gewächs auch von der Usnea pubescens *Hoffm.* Seite 136. n. 12. gar nicht verſchieden, ſondern eine und dieſelbe Art. *)

8. Usnea *ochroleuca*. Gelblichweiße Haarflechte. Aufgerichtet, rund, gabelförmig äſtig: die Aeſte ausgeſperrt, fadenförmig, gabelig, an den Spitzen ſchwärzlich; die Schüſſelchen glatträndig, graublau. U. erecta teres dichotoma ramoſa: ramis divaricatis filamentoſis furcatis apice nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 137. n. 15. Lichen ſubvireſcens. *Gmel.* Syſt. Nat. Tom. II. p. 1378. n. 344. a. Lichen flavidus. *Gmel.* ibid. p. 1379. n. 313. — Dieſe ſchöne Flechte, die auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes neben Felſen und zwiſchen andern Flechten ſehr gemein iſt, entdeckte Ehrhardt zuerſt auf dem Harze. Er nannte ſie Lichen ochroleucos und gab folgende Beſtimmung davon: L. filamentoſus, dichotomo-ramoſus, teres, erectiuſculus, inarticulatus, inanis, ochroleucos; ramis divaricatis, apicibus fur-

*) Man ſehe unter andern Schraders Journal. Seite 70. 71.

câtis, nigris. Sie wird gewöhnlich einige Zolle hoch, und hat eine glatte und glänzende Oberfläche, worauf hin und wieder weiße etwas mehlichte Warzen ſitzen. Wenn ſie nahe bey andern Pflanzen ſtehet, ſo ſaugen ihre Aeſte ſich an, welches unter andern auch viele Strunkflechten thun. Fructifikation hatte man ſonſt noch nicht geſehen. Auf den Alpen blühet ſie indeß zuweilen mit glatträndigen Schüſſelchen, die an den Seiten der Aeſte ſitzen, und deren ſanft ausgehöhlte Fläche eben die graublaue oder ſchwärzliche Farbe hat, die den Spitzen der Aeſte eigen iſt. Verſuche zu irgend einer Benutzungsart hat man mit dieſer Flechte noch nicht angeſtellt, weil ſie noch nicht lange bekannt iſt. Uebrigens hat man ſie jetzt auch auf der Schneekoppe in Schleſien und in der Schweitz gefunden.

9. Usnea *vulpina*. Fuchs = Haarflechte. Aufgerichtet, zuſammengedrückt, grubig, gabelförmigäſtig, die Aeſte ziemlich gleich hoch, alles mehlicht, citronengelb; die Schüſſelchen ungleichrändig, braun. U. compreſſo-lacunoſa ramoſa dichotoma faſtigiata citrina. Hoffmann a. a. O. Seite 138. n. 16. Lichen vulpinus *Wulff.* in Jacq. Miſc. 2 Tab. 10. fig. 4. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1623. n. 79. — Soll nach Herrn Doctor Roths Angabe auf Mauern, Dächern und Zäunen im Bremiſchen gefunden werden. Sehr ſchön kommt ſie in Deutſchland übrigens an den Stämmen und Aeſten der Cemberſichten oder Zürbelnußbäume (Pinus Cembra *Linn.*) auf hohen Alpen vor. Hier erreicht ſie zuweilen die Dicke von mehreren Linien im Durchmeſſer und eine Höhe von 6 — 8 Zollen, und trägt häufig Schüſſelchen, die man bisher noch nicht geſehen hatte. Ihr Wuchs iſt übrigens buſchicht,

öfters

öfters von der Art wie bey der Usnea hirta, zuweilen mehr auseinander geſperrt. Stamm und Aeſte ſind unordentlich grubig, etwas zuſammengedrückt und eckig, im trocknen Zuſtande hart und zähe. Die Farbe iſt bey jüngern Exemplaren blendend citronengelb, bey ältern ſchmutzig-gelb. Alles iſt mit einem gleichgefärbten körnigen Staube bedeckt, welches wahrſcheinlich lauter Fortſätze (propagines) ſind, da man auch in der Nähe von ſolchen Exemplaren, die keine Schüſſelchen tragen, eine unendliche Menge junger Pflanzen aufkeimen ſieht. Die Schüſſelchen ſitzen am Ende der Aeſte, ſind im jüngern Zuſtande kugelartig geſchloſſen, denen ſich hernach mit ungleich eingeriſſenem oder höckerigen Rande bis auf 4 — 6 Linien im Durchmeſſer aus und ſind braun. — Von dem Gebrauche dieſer Flechte ſehe man den XIVten Theil der Encyklopädie Seite 85. n. 27.

VII. *Lobaria.* Lappenflechte.

Hoffmann rechnet zu dieſer Gattung 62 deutſche Arten und einige Halbarten, oder ſolche Gewächſe, in Anſehung derer er noch ungewiß iſt, ob er ſie für eigne Arten halten ſoll. In der äußern Bildung weichen dieſe vielen Lappenflechten ſehr von einander ab. Ihr Laub iſt gelappt, geriſſen, oder vieltheilig, und entweder aufgerichtet oder nieder- und auf einanderliegend, und das von einigen Linien bis an 6 Zoll in die Länge oder Ausdehnung. Die Subſtanz derſelben iſt weichhäutig, fleiſchicht, papierartig, bey einigen Arten auch hart wie Horn. Die Fructificationstheile beſtehen in Schüſſelchen, die gewöhnlich glatträndig ſind. In Anſehung der Farbe laſſen ſich faſt alle Verſchiedenheiten auffinden, als

ſchwärzlich, grau, bläulich, grün, röthlich, weiß, gelb, mit verſchiedenen Abſtufungen ꝛc.

* Lappenflechten mit grubigem, aufgerichteten Laube.

1. Lobaria *fraxinea.* Eſchen = Lappenflechte. Aufgerichtet, geriſſen, breitgedrückt, nackt; die Schüſſelchen ein wenig geſtielt, zerſtreut auf dem Laube hervorkommend. L. erecta laciniata compreſſa nuda; ſcutellis undique ſparſis ſubpedunculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 138. n. 1. Lichen fraxineus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. Lichenoides longifolium rugoſum rigidum. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 165. Tab. 22. fig. 59. — Eine der größten und gemeinſten deutſchen Flechten, die nicht nur an den Stämmen der Eſchen, ſondern auch der Eichen, Buchen, Erlen, Weiden ꝛc. gefunden wird. Sie beſteht aus einem oder mehrern neben einander hervorkommenden aſchgrauen Blättern von länglicher Geſtalt, 3 — 6 Zoll lang, und 1 — 2 Zoll breit, die auf den beyden Flächen ſtark grubig und runzelich, am Rande in unordentliche Abſchnitte geriſſen ſind. Feucht ſind ſie ſehr weich, und beugen ſich um, im trocknen Zuſtande ſind ſie hart und zähe. Die Schüſſelchen ſind groß und anſehnlich, weißlich, ein wenig ausgehöhlt, und an einem kurzen Stiele, der einem umgekehrten Kegel gleicht, befeſtigt. — Mit einem Zuſatze von Ammoniakal = Salz färbt dieſe Flechte bleichaſchgrau. Wegen der Zähigkeit ihrer Theile ließe ſie ſich vielleicht, ſo wie andere Flechten von ähnlicher Art zum Papiermachen anwenden. *)

*) Hoffm. Comment. p. 43.

2. Lo-

2. Lobaria *farinacea.* Mehlichte Lappenflech⸗te. Aufgerichtet, in viele Theile geriſſen, zuſam⸗mengedrückt; am Rande mit mehlichten Warzen L. erecta laciniata compreſſa margine verucoſo-farinacea. Hoffmann a. a. O. Seite 139. n. 2. Lichen farinaceus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1613. Encyklopädie Theil XIV. Seite 75. n. 13. — Eine mit dieſer ſehr nahe verwandte Art iſt die Lobaria *ſquarroſa*, erecta laciniata ſquarroſa compreſſa faſtigiata margine eroſo-farinacea *Hoffm.* l. c. p. 139. oder Lichen ſquarroſus *Perſoon* in An. bot. 14. 35. die auch ſehr gemein in Deutſchland iſt, und an Bäumen und Felſen wächſt. Die Hauptunterſcheidungs-Merkmahle der L. ſquarroſa von der farinacea beſtehen darin, daß die ſquarroſa viel dickbuſchichter wächſt, dabey breitere Aeſte hat, und dieſe nicht mit einzelnen Mehlwarzen be⸗ſetzt, ſondern an den Seiten gleichſam als von Wür⸗mern ausgenaget, und auf dieſen Stellen mit einem mehlartigen weißen Staube bedeckt ſind.

3. Lobaria *calycaris.* Geſchnäbelte Lappen⸗flechte. Aufgerichtet, mehrtheilig, zuſammen ge⸗drückt, nackt, ſteif; die Schüſſelchen unten mit ei⸗nem langen Sporn. L. erecta laciniata compreſſa nuda rigida; ſcutellis ſubtus calcaratis. Hoff⸗mann a. a. O. Seite 139. n. 3. *Dill.* Hiſt. Muſc. T. 23. fig. 62. Lichen calycaris. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1613. n. 36. Encyklo⸗pädie Theil XIV. Seite 75. n. 14. — Dieſe Flech⸗te deren Nahme zwar ſehr bekannt iſt, wird gleich⸗wohl oft mit einer ganz davon verſchiedenen Art verwechſelt. Das iſt die Lobaria *populina*, erecta cæſpitoſa laciniata: laciniis ſuperne dilatatis turgidis faſtigiatis. Hoffmann Seite 140. n. 4. Die Unterſchiede zwiſchen beyden beſtehen kürzlich

 darin,

darin, daß die Lob. calycaris wenige Aeſte hat, die dazu dünner, aus einander geſperrt und ſpitzig ſind. Das Schüſſelchen ſitzt dabey an der Seite eines Aſtes, deſſen Verlängerung wie ein 4 — 8 Linien langer Schnabel oder vielmehr wie ein Horn fortgeht. Die Lob. populina wächſt dagegen in dichten Büſcheln, mit oben dicker und breiter werdenden, zahlreichen, gleichhohen Aeſten, die wie abgeſtumpft erſcheinen, und alſo unter den Schüſſelchen kein ſo langes Horn bilden können. Doch ſcheinen dieſe verſchiedenen Formen nicht ganz ſtandhaft zu ſeyn, ſondern durch Varietäten ſich einander zu nähern. — Von dem Lichen calycaris machte man in Montpellier ſehr wahrſcheinlich den wohlriechenden Haarpuder, den man Moospuder nannte. Man weiß dieſes zwar nicht mit Gewißheit; doch vermuthen es die mehrſten, weil dieſer Lichen ſich ſo fein zerreiben läßt. Die Zubereitung hat ſchon Joh. Bauhin Hiſt. 1. P. 11. p. 88. gezeigt. Auch findet man ſie im December-Stück des zweyten Jahrgangs der deutſchen Ephemeriden Seite 51. in der Anmerkung. Man muß ſich überhaupt wundern, daß man jetzt nicht mehrere Flechten von ähnlicher Beſchaffenheit z. B. Lichen farinaceus prunaſtri ꝛc. zu einem ſolchen Gebrauche anwendet, da ſie doch allenthalben ſehr häufig vorkommen, und einen leichten und ſehr weißen Puder geben, der die Haare ſtärkt, ſeiner Trockenheit und anziehenden Kraft wegen alle Feuchtigkeiten des Kopfes an ſich nimmt, und ſo wenig an der Haut als an den Haaren klebt. Man könnte dadurch gewiß eine beträchtliche Menge Stärke erſparen, die jetzt zum Pudermachen verbraucht wird. *)

4. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 43 — 44.

4. Lobaria *prunaſtri* Weiße Lappenflechte. Aufgerichtet, mehrtheilig, breitgedrückt, auf der untern Seite weiß; am Rande mit kleinen mehlichten Warzen. L. erecta laciniata compreſſa ſubtus incana, margine verrucoſo-farinacea. Hoffmann a. a. O. Seite 140. n. 5. Lichen prunaſtri. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. Encyklopädie Theil XIV. Seite 78. n. 16. Dieſe ſehr gemeine Flechte läßt ſich von einigen ähnlichen Arten beſonders dadurch unterſcheiden, daß ſie auf der obern Seite bläulich- oder grünlichgrau, auf der untern aber mit einem ſehr feinen und weißen, oder doch weißlichen Filze bedeckt iſt. Ihre Schüſſelchen zeigen ſich nicht häufig. Im übrigen beziehe ich mich auf die angezeigte Stelle in der Encyclopädie und ſetze nur noch folgendes hinzu. In Aegypten und den angränzenden Gegenden wird von dieſer Flechte die unter dem Nahmen *Schoebe* in ganzen Schiffsladungen von den Inſeln des Archipelagus nach Alexandria gebracht wird, der Gebrauch gemacht, daß man eine Handvoll davon zwey Stunden in Waſſer legt, und dieſes Waſſer zur Zubereitung des ungeſäuerten Brotes anwendet, um denſelben einen eignen, und den Türken ſehr angenehmen Geſchmack zu geben. Auch der Lichen furfuraceus wird dazu genommen; doch bringt man dieſen nicht ſo häufig nach Alexandrien. *) Das Würtembergiſche Apothekerbuch gedenkt dieſer Flechte unter dem Nahmen Muſcus acaciæ und empfiehlt ihren Gebrauch bey den Vorfällen der Gebärmutter und des Afters, auch bey ähnlichen Zufällen, wider welche

zu-

*) Man ſehe: Flora aegyptiaco-arabica ſive deſcriptiones plantarum quas per Aegyptum inferiorem et Arabiam felicem detexit illuſtravit Petr. Forskael. Havniae 1775. in 4. p. 193.

zuſammen ziehende Mittel angewendet werden müſſen. Von der Anwendung zum Puder iſt bey der vorſtehenden Art gelegentlich ſchon etwas vorgekommen. *) Die ſchöne rothe Farbe, die ſie geben ſollte, hat man in neueren Verſuchen nicht erhalten. Hoffmann weichte ſie vier Wochen ein und kochte ſie darauf mit hinlänglichem Waſſer und Eiſenvitriol. Das gab aber eine wenig geſättigte Farbe. Nach einem Zuſatze von Kupfervitriol aber eine ſchöne braunviolette Farbe, ſo wie Tab. 36. fig. 35. des Farben-Lexicons.

5. Lobaria *tinctoria.* Färbende Lappenflechte. Aufgerichtet, etwas breitgedrückt, vieltheilig, die Einſchnitte wieder zuſammenhängend, am Ende gabelig, frey, gleichhoch und mehlicht. L. erecta ſubcompreſſa laciniata: laciniis anaſtomoſantibus, ultimo furcatis liberis faſtigiatis farinaceis. Hoffmann a. a. O. Seite 141. n. 7. Lichen *tinctorius*, erectus, laciniis anguſtis compreſſis anaſtomoſantibus: extremitatibus liberis furcatis. *Weber* ſpic. flor. goett. 241 Lichen tinctorius. *Ehrhardt.* crypt. exſ. 266. — Dieſe Flechte iſt noch nicht lange, und daher auch erſt wenig bekannt. Weber und Ehrhardt haben ſie an Felſen auf dem Harze, und der Herr Doctor Detharding in Mecklenburg gefunden. Die Schüſſelchen und mit dem Laube von gleicher Farbe. Das Laub iſt im trocknen Zuſtande ſteif. Durch die Lupe bemerkt man auf ſeiner Oberfläche hin und wieder ſchwarze Puncte. Die verſchiedenen Theile oder Einſchnitte dieſer Flechte haben das Eigenthümliche, daß ſie ſich wieder mit einander verbinden, ſo daß in dem Laube

*) Hiervon handelt auch noch De Jean. des Odeurs. p. 427.

be der Flechte alſo allerley Oeffnungen entſtehen. Gegen das Ende theilen ſich die Einſchnitte aber gabelig und ſind frey. Sie ſind übrigens mit etwas Mehl bedeckt. — Das Auffallendſte an dieſer Flechte iſt die Eigenſchaft, daß ſie, mit heißem Waſſer begoſſen, ſogleich eine Purpurfarbe giebt.

6. Lobaria *rigida*. Steife Lappenflechte. Hornartig, ſchiefaufſteigend, etwas zuſammengedrückt, linienförmig, vieltheilig, braunſchwarz; die Schüſſelchen am Ende, von gleicher Farbe. L. erecta ſubcompreſſa adſcendens cornea lineari-multifida fuſconigra: ſcutellis terminalibus concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite. 142. n. 8. Lichen triſtis *Web.* ſpic. flor. goett. Tab. 5. Lichen fucinus *Gmelin* Syſt. Nat. T. II. p. 1378. n. 332. *Dill.* Hiſt. Muſc. t. 17. f. 37. — Auch ein, noch nicht ſeit vielen Jahren in Deutſchland als einheimiſch bekanntes Gewächs, das man an Granit und andern harten Felſen auf hohen Bergen findet. Auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes iſt es vorzüglich gemein. Es beſteht aus ½ bis 1 Zoll langen, ſchmalen, etwas zuſammengedrückten, gebogen aufſteigenden, hornartigen, etwas gabelicht getheilten Aeſten, von glänzender braunſchwarzer Farbe, die ſich gewöhnlich von einem Puncte aus rund herum verbreiten. Die Schüſſelchen ſitzen an den Enden der Aeſte, und ſind von der Subſtanz und Farbe wie dieſe, und am Rande zuweilen etwas gekerbt. Einen Gebrauch hat man von dieſer Flechte noch nicht gemacht.

7. Lobaria *aculeata*. Dornige Lappenflechte. Aufgerichtet, ſtrauchähnlich, ein wenig zuſammen gedrückt, ſchwachgrubig, caſtanienbraun; die Aeſte und Ränder der Schüſſelchen mit kleinen Spitzen beſetzt.

ſetzt. L. erecta ſubcompreſſa lacunoſa fruticuloſa caſtanea, ramis ſcutelliſque hiſpidis. Hoffmann a. a. O. Seite 142. n. 9. Lichen *aculeatus* compreſſus ramoſiſſimus ſolidus caſtaneus, ramis furcatis ſpinuloſis, tuberculis radiatis. *Web.* ſpic. flor. goett. p. 207. Lichen fruticoſus, durus, caſtaneus, ſurculus ſpinoſis *Hall.* Hiſt. n. 1965. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 17. fig. 31. — Wird kaum einen Zoll hoch, breitet ſich gewöhnlich buſchicht aus, und hat viele gekrümmte und herumliegende rundliche und faſt fadendünne Aeſte mit vielen kleinen Zweigen und Spitzen. Gemeinhin iſt der Stamm, ſo wie die dickeren Aeſte etwas zuſammengedrückt und grubig; immer aber glänzend braun, unten bleicher, gegen die Spitzen zu tiefer gefärbt. Im trocknen Zuſtande ſind ſie ſehr hart und zähe. Die Schüſſelchen ſitzen an den dickeren Aeſten, ſind mit ihnen von gleicher Farbe und am Rande mit kleinen Spitzen etwas unordentlich beſetzt. Der Wohnort iſt auf felſigem etwas dürren Boden, auch an der Erde in ſandigen, mit Nadelgehölzen beſetzten Gegenden. — Dieſe Flechte, die öfters die Geſellſchaft des Lichen islandicus liebt, iſt eben ſo bitter und ſchleimenthaltend als er, und könnte daher gewiß ſeine Stelle vertreten. Dieſes iſt deshalb anzumerken, da der Lichen aculeatus auch in den mehrſten flachen Ländern Deutſchlands wächſt, wo man den Lichen islandicus ſeltener ſieht, der mehr etwas bergige und noch mehr gebirgige Gegenden liebt. — Mit Eiſenvitriol und Ammoniakal-Salz giebt er eine gelblich-greiſe Farbe, ſo wie Tab. 46. fig. 72. des Farben-Lexicons. *) **)

8. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 55. n. 43.
**) Der Lichen ſpadicens. *Roth.* in botan. Magazin. 2. t. 1.

8. Lobaria *islandica*. Isländiſche Lappenflechte. Aufgerichtet, geriſſen, breitgedrückt, rinnenförmig; die Einſchnitte mit 2 hervorſtehenden Ecken und ſo wie die Schüſſelchen gefranzt. L. erecta laciniata compreſſa canaliculata: laciniis bicornibus ſcutelliſque ciliatis. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 10. Lichen islandicus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1611. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 28. fig. 112. — Encyklopädie Theil XIV. Seite 76 n. 15. — Gewöhnlich wird dieſe Flechte gegen 2 bis 4 Zoll hoch, iſt weißlich grünröthlich oder bräunlich, am Grunde aber ſcharlachroth von Farbe, glänzend, und beſteht aus aufgerichteten 2 bis 4 oder 8 Linien, ja wohl 1 — 2 Zoll breiten Blättern, die ſich in mehrere Lappen oder Einſchnitte theilen, welche am Ende in 2 oder 3 ſpitze Ecken ausgehen. Dieſe Blätter beugen ſich an den Seiten etwas um, ſo daß ſie dadurch rinnenförmig werden. Am Rande ſind ſie mit feinen beynahe linienlangen, rothbraunen ſteifen Haaren oder Spitzchen gefranzt, welches dieſer Flechte ausgezeichnet eigen iſt, wenn es auch andere giebt, die am Rande mit einigen langen Haaren beſetzt ſind. Schüſſelchen zeigen ſich aber ſelten an dieſer Flechte; ſie ſind übrigens 4 — 6 Linien im Durchmeſſer, glatträndig, dunkelpurpurroth oder braun, und ſitzen an den Enden der Lappen. Dieſe Flechte, die auch viel auf den deutſchen Gebirgen, ſo wie zuweilen auch in flachen Ländern gefunden wird, variirt übrigens ſehr in ihrer Größe und Farbe. Beſonders merkwürdig iſt eine kleine Variätet, die auf dem

t. 1. fig. 1. Lichen islandicus nigricans. *Retz* und Lichen islandicus tenuiſſimus *Linn. Weber. Ehrhardt.* iſt von dem Lichen aculeatus nicht weſentlich verſchieden, ſondern nur eine kleinere Varietät mit dem Lichen islandicus läßt er ſich aber nicht verbinden.

dem Harze und andern Gebirgen wächſt und kaum $\frac{3}{4}$ Zoll hoch, braun, übrigens aber von der ächten nicht ſpecifiſch verſchieden iſt. Einer andern kleinen Varietät, die in der Encyklopädie mit den Worten bezeichnet iſt: ſchwärzlich, ganz dünn, und wie Spitzen gewebt — habe ich vorhin ſchon erwähnt. Das wird wohl Lobaria aculeata ſeyn.

Von Geſchmack iſt die isländiſche Flechte ſehr bitter. Bey trockner Deſtillation geht ein brauner ſäuerlichter Liquor über, dem nur wenig Oehl folgt. Der wäſſerichte Aufguß iſt ziemlich helle, von Geſchmack bitter, und wird mit Eiſenvitriol roth. Das mit Waſſer bereitete Decoct wird dicke, ſchleimicht, und abgekühlt noch dicker, gallertartig, röthlich, bleibt noch immer, auch wenn man es zwanzigmal bereiten würde, bitter, und löſet ſich im Munde leicht auf. Wenn man dieſes gallertartige Decoct mit Zucker, Mandeln und etwas Gewürze miſcht, ſo wird es für den Genuß angenehmer und ſchmackhafter. Der Aufguß mit Milch vermengt und gekocht wird minder bitter und angenehm von Geſchmack. *)

Außer den vielen heilſamen Anwendungs-Arten dieſer Flechte in der Arzneykunde und ſonſt, worüber man die Encyklopädie a. a. O. nachſehen kann, gebraucht man ſie auch zur Färberey. In Island, dem vorzüglichen Vaterlande derſelben, wo man ſie tonnenweiſe **) ſammelt, beſtreuet man wollenes Zeug damit, wickelt dieſes

*) Linne's vollſtändiges Pflanzenſyſtem. 13ter Theil 2ter Band. Nürnberg, 1787. Seite 464.

**) Sie wird dort in Vermiſchung mit etwas Mehl zum Brotbacken ſtark gebraucht. Eine Tonne wird in der Haushaltung ſo hoch angeſchlagen als ½ Tonne Mehl. Der Preis dafür iſt billig, denn eine Tonne koſtete zwiſchen 1770 — 80 etwa einen Reichsthaler Species. In Island iſt dieſe Flechte aber auch ſehr häufig, und dabey größer als bey uns.

ſes auf eine Stange zuſammen, und legt es in einen Keſſel oder eiſernen Grapen; dann gießt man Waſſer zu, ſo viel, daß es darüber ſteht, und macht Feuer darunter. Wenn es 6 Stunden gekocht hat, nimmt man es vom Feuer, und das Zeug hat eine dunkelgelbe ſtandhafte Farbe erhalten. — Herr Profeſſor Hoffmann weichte die ſcharlachrothe Baſis der Flechte 4 Wochen in Urin ein, verdünnete darauf die Maſſe gehörig, that etwas Zinn-Solution hinzu, und kochte Zeuge damit, die eine hell umber-hirſchbraune Farbe annahmen. Mit Urin und Alaun macerirt färbte die Flechte zimmet-hirſchbraun; ohne Maceration aber, nur mit Zinn-Solution, pfirſich-hirſchbraun. (*)

9. Lobaria *nivalis.* Schnee-Lappenflechte. Aufgerichtet, aufſteigend, geriſſen, grubig-rinnenförmig, gekräuſelt, weißlich. L. erecta adſcendens laciniata, lacunoſo-canaliculata criſpa albida. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 11. Lichen nivalis *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1612. n 30. (Linné ſcheint aber die hier unter Nummer 9 folgende Art mit darunter begriffen zu haben, welche doch ſehr verſchiedn iſt.) *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 21. fig. 56. A. — In Deutſchland wird dieſe ſchöne Flechte vorzüglich auf den Alpen gefunden, wo ſie, ſo wie in Schweden, Lappland, Grönland zuweilen große Stellen auf etwas dürrem Boden einnimmt. In Anſehung des Wuchſes und der Größe hat ſie mit der isländiſchen Lappenflechte einige Aehnlichkeit ſie unterſcheidet ſich indeß durch die ſtumpferen Lappen,

(*) Hoffm. Comment. p. 39. Auch ſehe man Cramer Diſſert. de Lich. Island. Erlangae 1780.

pen, durch den Mangel der Wimperſpitzen am Rande, durch die vielen großen und kleinen, aber flachen Gruben, die allenthalben auf dem Blatte ſind, ſo daß es ausſieht, als wenn es vielfach eingekniffen wäre, und durch die gewöhnlich ganz weiße, öfters ein wenig ins blaßgelbe ſpielende Farbe. Schüſſelchen hat vielleicht noch niemand daran geſehen.

10. Lobaria *cucullata*. Eingewickelte Lappenflechte. Aufgerichtet, geriſſen, weißlich, der Rand eingewickelt, buchtig, wellig und gekerbt. L. erecta laciniata alba, margine complicata ſinuata crenulata. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 12. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 21. fig. 56. B. — Unterſcheidet ſich von der vorſtehenden, mit der ſie viele verwechſeln, vorzüglich durch den Mangel der Gruben, (*) durch den eingerollten, oder nach innen umgebogenen Rand, ſo daß ſie nicht nur eine Rinne, ſondern faſt eine Röhre bildet. Der Rand iſt übrigens etwas gewellt und gekerbt. Die Farbe dieſer Flechte iſt gewöhnlich weißgelblich. Die Schüſſelchen ſitzen an den Enden der Lappen und ſind hellbraun = röthlich. Der Wohnort iſt derſelbe, wie bey der vorhergehenden. So groß als dieſe wird ſie aber nicht immer.

11. Lobaria *furfuracea*. Kleyichte Lappenflechte. Aufſteigend, gabelig = geriſſen, die Einſchnitte ſpitz, auf der untern Seite ſchwarz und rinnenförmig. L. adſcendens dichotome laciniata: laciniis acutis, inferne nigris canaliculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 144. n. 13. Lichen furfuraceus *Linn.*

(*) Sie ſind wenigſtens ſehr unbedeutend gegen die der vorigen Art.

Linn. Spec. Plant. Tom. II. p. 1612. n. 32. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 21. fig. 52. — Eine leicht kenntliche und in Deutſchland, ſo wie anderwärts, gemeine Art, die an allerley Baumſtämmen, auch an Zäunen wächſt. Die Blätter ſind 1 — 2 Zolle lang, von ihrer Baſis an und hernach noch öfter zerriſſen, und nach der untern Seite umgebogen, ſo wie ſie ſelbſt ſich der ganzen Länge nach etwas nach unten umkrümmen. Ihre obere Seite iſt aſchgrau, und im ältern Zuſtande dicht mit mehlichten oder ſpreuartigen, aſchgrauen oder ſchwärzlichen Theilen beſtreut. Die untere Seite iſt ſchwarzgrau oder ſchwarz, netzartig geadert und daher flachgrubig. Die Enden der Einſchnitte ſind zweyſpaltig oder geriſſen. Die Schüſſelchen, die man nur in recht alten und großen Waldungen daran zu entdecken pflegt, ſitzen an den Enden der Einſchnitte, ſind 3 — 4 Linien im Durchmeſſer, flach, auf beyden Seiten glatt, auf der obern braun, am Rande gekerbt. — Von Geſchmack iſt dieſe Flechte ſehr bitter, und ihre Bitterkeit erhält ſich lange auf der Zunge. Hieraus haben einige die Vermuthung geſchöpft, daß ſie ſich vielleicht ſtatt der China = Rinde anwenden ließe. Wenn man ſie vierzehn Tage bloß in Waſſer einweicht und dann noch etwas Waſſer hinzu thut: ſo färbt ſie Wollenzeug, daß mit ihr gekocht wird, ſehr ſchön olivenfarben oder graubräunlich, ſo wie Tab. 48. fig. 82. des Farben = Lexicons. (*)

12. Lobaria *ciliaris.* Gefranzte Lappenflechte. Etwas aufgerichtet, geriſſen: die Einſchnitte gleichbreit, auf der untern Seite rinnenförmig, am Rande gefranzt, handförmig getheilt. L. erectiuscula laciniata: laciniis linearibus inferne canalicu-

(*) Hoffm. Comment. p. 42.

latis margine ciliatis palmatis. Hoffmann a. a. O. Seite 144. n. 14. Lichen ciliaris *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1611. n. 28. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 20. fig. 45. Encyklopädie, Theil XIV. Seite 74. n. 11. — Der Zuſatz daſelbſt: „auf dem Schleedorn findet man dieſe Flechte ganz weiß“ geht nicht auf dieſe, ſondern auf die weiter unten vorkommende Lobaria hiſpida, den Lichen hiſpidus *Schreb.*

** Lappenflechten mit grubigem niedergedrückten Laube.

13. Lobaria *ſaxatilis.* Stein-Lappenflechte. Niedergedrückt, ſcharf, netzförmig-grubig, buchtig; die Schüſſelchen rothbraun. L. depreſſa ſcabra, reticulato-lacunoſa, ſinuata; ſcutellis rufo-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 15. Encyklopädie, Theil XIV. Seite 72. n. 7.

Die mehrſten Botaniſten unterſcheiden zwey Varietäten von dieſer Art. Nach Hoffmanns Angabe in ſeiner Enumeratio Lichenum ſind das folgende: A) Lichen *ſaxatilis*, foliolis ſinuatis ſcabris lacunoſis, ſcutellis folio concoloribus. *Linn.* Syſt. Nat. p. 710. Spec. Plant. Tom. II. p. 1609. *Hoffm.* Enumerat. Lich. n. 98. p. 83. Tab. 15. fig. 1. Lichen laciniatus ſaxatilis var. *a.* Weiſs. plant. crypt. p. 55. B) Lichen *ſaxatilis*, imbricatus, foliolis ſinuatis ſcabris lacunoſis, ſcutellis badiis *Linn.* Syſt. Veget. ed. 14. p. 958. Mat. med. n. 637. *Hoffm.* Enumer. Lich. n. 98. p. 84. Tab. 16. fig. 1. Lichen laciniatus arboreus. *Weiſs.* Plant. crypt. p. 56. *Dill.* Hiſt. Tab. 24. fig. 83.

Die

Die erſte Varietät wächſt ſehr häufig an Felſen und Steinen, nur nicht an Kalkfelſen. Die andere vorzüglich an den Rinden der Bäume. Im jüngern Zuſtande breitet die erſtere ſich etwa 1 Zoll im Durchmeſſer aus, und ihre Blätter ſind denn noch kurz, ziemlich breit, und vorn in ſtumpfe Lappen getheilt. Im Alter, wenn ſie 3 bis 4 Zoll im Durchmeſſer geworden iſt, beſteht ſie aus zuſammenhangenden, ziemlich langen Blättern, mit ſchuppenartig über einander liegenden, oder hier und da ohne Ordnung zerſtreuten, getheilten, an der Spitze abgeſtoßenen Lappen, die ſich durch die Haare an der untern Seite allenthalben loſe anſaugen, oben graugrün, zuweilen weißlichgrau, und zuletzt, wenn ſie ſchon vergehen wollen, eiſenroſtfarbig oder ſchwärzlich ſind. Auf der untern Seite ſind ſie in der Mitte ſchwarz, gegen den Rand hin entweder braun oder ſchwarzroth, und mit kurzen ſchwarzen Haaren beſetzt. Die Schüſſelchen ſind klein, ziemlich rund, anfangs am Rande einwärts gebogen, in der Folge größer, unregelmäßig, mit einem zarten Rande umgeben, und flacher. Ihre Farbe iſt grünbräunlich oder ins Graue fallend. — Die zweyte Varietät hat gewöhnlich breitere Blätter, welche überall von kleinen hervorragenden Puncten ſcharf und grubig vertieft ſind. Zuweilen ſind ſie mit kleinen ſpreuähnlichen Theilen dicht belegt, beſonders auf den netzförmigen Erhöhungen, welche die Gruben auf den Blättern umgeben. Sie ſind an den Seiten etwas gekerbt, vorn abgeſtoßen und von grauer oder graugrüner Farbe, die ſich im Alter ins roſt- oder purpurfarbene neigt. Die Schüſſelchen ſind anfänglich klein, faſt ganz geſchloſſen und von eben der Farbe, wie die Blätter. Hernach werden ſie ausgedehnter, halbkugelförmig ausgehöhlt, kaſtanien-braun, zuletzt unregelmäßig,

ſchwärzlich. Sie ſtellen ſich gewöhnlich nur bey alten Exemplaren ein, die ſchon mit ſpreuähnlichen Theilen belegt, und röthlich geworden ſind.

Die Landleute in Oeland und Gothland färben mit dieſer Flechte braun, kochen ſie deshalb vorher in Waſſer, und ſeihen dieſes durch, ehe ſie das Garn hineinlegen, weil das letztere ſonſt fleckig wird. (*) Die norwegiſchen Bauern färben ihre Gewänder rothbraun damit, nehmen auch wohl den Lichen parietinus (Lobaria parietina, welche weiter unten vorkommen wird) oder Erlenrinde mit dazu. Auch vornehmere Perſonen kleiden ſich in feinere, mit dieſer Flechte gefärbte Wolle. (**) Zu Leith in England iſt eine eigne Fabrike, die ſich mit Verarbeitung dieſer Flechte beſchäftigt. Zweyhundert Perſonen ſammeln dieſelbe, oder pulveriſiren und maceriren ſie in Waſſer, um durchaus eine dauerhafte ſchöne rothe Farbe zu bereiten. (***) Nach Hoffmanns Verſuchen gab ſie keine rothe Farbe. Er weichte ſie ſo wohl friſch als getrocknet vier Wochen in Urin, hernach verdünnete er die Maſſe mit Waſſer, und kochte nach einem Zuſatze von Stahleſſig wollenes Zeug eine Viertelſtunde damit. Dieſes wurde olivenbraun, ſo wie Tab. 28. fig. 56. Mit Eiſenvitriol roſtbraun, ſo wie Tab. 46. fig. 4. Mit Salmiak und Eiſenvitriol etwas dunkel roſt- umberfarbig, ſo wie Tab. 48. fig. 35. des Farben-Lexicons.

Weil

(*) Linné's Reiſe durch Oeland und Gothland. p. 35.

(**) J. Ern. Gunnerus Flor. norvegica. Pars. II. p. 210.

(***) Ferber neue Beyträge zur Mineral-Geſchichte I. p. 455.

Weil dieſe Flechte ſich auch an freyliegenden Knochen anſetzet, und daher zuweilen auf den Schädeln der hingerichteten Miſſethäter gefunden wird, ſo hieß ſie vor dem Usnea cranii humani, und war in allen Apotheken zu haben, da man ihr beſondere Kräfte beylegte. Jetzt wird ſie in dieſer Rückſicht nicht mehr geachtet, da man es erkannte, daß bloß der Aberglaube ſie unter die Arzneymittel aufgenommen hatte.

Es giebt noch eine, mit der Lobaria ſaxatilis nahe verwandte Art, die beſonders an hochliegenden Felſen wächſt, und ſich vorzüglich durch ihre ſchwarzbraune glänzende Farbe, ſo wohl der Lappen als der Schüſſelchen von ihr unterſcheidet. Das iſt die nabelförmige Lappenflechte, Lobaria *omphalodes*, diffuſa lacunoſa glabra nigrofuſca; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 145. in der Anmerkung zu Lobaria ſaxatilis. Lichen nigricans omphalodes. *Vaillant* pariſ. p. 116. t. 20. f. 10. Lichen omphalodes. *Linn.* Syſt. veg. p. 959. Dieſe ſoll nach Parkinſon, Meret und Rai von den armen Leuten in England und Schottland pulveriſirt und zum Färben angewendet werden. Sie giebt dunkel purpurroth. Die Farbe iſt aber nicht beſtändig. Doch iſt es nicht angeführt, ob man dabey auch Urin und Salze angewendet habe. Nach Linné ſollen die öländiſchen Weiber Wollenzeug, das ſie ohne Salze damit kochen, gelblich färben. Der Geſchmack dieſer Flechte iſt trocken, bitterlich und etwas ſcharf. — In dem vollſtändigen Linneiſchen Pflanzenſyſtem, Theil XIII. Band II. Seite 450 — 51 iſt dieſe Art mit dem Lichen pulverulentus *Schreb.* der Lobaria pulverulenta *Hoffm.*

 ver=

verwechſelt, oder ſehr mit Unrecht zuſammen geworſen. Die Beſchreibung geht ganz auf die Lobaria pulverulenta. Das Kupfer Tab. CIII. fig. 9. daſelbſt ſcheint die Lobaria pulveracea vorzuſtellen.

14. Lobaria *juniperina*. Wachholder-Lappenflechte. Aufſteigend, doch ziemlich niedergedrückt, geriſſen, kraus, goldgelb; die Schüſſelchen am Ende der Einſchnitte, braun. L. adſcendens depreſſa laciniata criſpa flava; ſcutellis terminalibus fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 17. Lichen juniperinus. *Linn.* Sp. Plant. Tom. II. p. 1614. n. 40. Encyklopädie, Theil XIV. Seite 78. n. 17. — Dieſe Flechte iſt in Deutſchland nicht ſehr häufig. Gewöhnlich hat man die nachfolgende Art dafür gehalten, die gemeiner iſt. Aecht wird ſie gefunden an Wachholderſtämmen in Mecklenburg, wiewohl ſparſam, und zwiſchen Kalkſteingeröllen auf den Alpen im ſüdlichen Deutſchlande. Sie beſteht in ſchön goldgelben Blättern, die mannigfaltig geriſſen und gekräuſelt ſind. Die Schüſſelchen ſind glänzend braun. Außer den Schüſſelchen bemerkt man auch noch kleine ſchwarzbraune, glänzende, runderhabene Puncte an den Enden der Blätter. Ihre Ausdehnung im Durchmeſſer beträgt kaum 1 bis 2 Zoll. Letzteres iſt ſchon ſelten. Sie färbt ſehr ſchön gelb, beſonders, wenn man das zu färbende Zeug vorher in Alaun etwas einweicht und darauf in Molken kocht.

15. Lobaria *pinaſtri*. Fichten-Lappenflechte. Aufſteigend, ein wenig niedergedrückt, geriſſen, kraus, hellgelb; am Rande mit einem gleichfarbigen Staube geſäumt. L. adſcendens depreſſa laciniata criſpa flava; margine pulvere concolore fimbriata.

Hoff-

Hoffmann a. a. O. Seite 146. *Scopoli* Flor. carniol. Ed. 2. 1381. — An den Stämmen in Nadelgehölzen, in manchen deutſchen Gegenden, beſonders in den gebirgigen ziemlich häufig. Der Unterſchied von dem Lichen juniperinus beſteht vorzüglich darin, daß der Rand der Blätter mit mehlartigen Körnern beſetzt, und davon gleichſam umgeſäumt iſt. Gewöhnlich iſt dieſe Art auch nicht in ſo viele und ſchmahle Theile geriſſen, dabey mehr aufſteigend und etwas heller oder gelbbräunlicher, als die vorige. Schüſſelchen hat ſie äußerſt ſelten. In Anſehung ihres Gebrauches gilt zum Theil vielleicht eben das, was von der vorſtehenden geſagt wurde, da die älteren Botaniſten ſie nicht gehörig von einander unterſchieden, ſondern ſie vielleicht als völlig gleich behandelt haben. Nach Hoffmanns Verſuchen gab aber dieſe Art mit Zinn-Solution eine weißgelblich-grünliche, ins ſchwefelgelbe fallende, und mit Alaun eine mehr aſchgrau-weißgelbliche Farbe; mit Eiſenvitriol aber eine gelblich-braune Farbe.

16. Lobaria *pulmonaria*. Lungenähnliche Lappenflechte. Niedergedrückt, geriſſen, buchtig, netzförmig-grubig, die Einſchnitte abgeſtutzt; die Schüſſelchen am Rande ſitzend, rothbraun. L. depreſſa laciniata ſinuata truncata reticulato-lacunoſa; ſcutellis marginalibus rufo-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 146, n. 20.

17. Lobaria *verrucoſa*. Warzige Lappenflechte. Niedergedrückt, rundlich-gelappt, tiefgrubig, warzig und mit Mehl beſtreut; die Schüſſelchen in der Mitte des Blattes, rothbraun. L. depreſſa rotunde lobata ſcrobiculata verrucoſa farinoſa;

noſa; ſcutellis centralibus rufo-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 146. n. 19.

Dieſe und die vorſtehende Art wurden von Linné und andern Schriftſtellern mit einander verwechſelt, ob ſie gleich ſehr beſtimmt verſchieden ſind. Aehnlichkeit haben ſie indeß in ſo ferne mit einander, daß ſie beyde ziemlich groß, wohl handbreit und darüber werden, eine etwas lederartige Subſtanz haben, auf der obern Seite grau-grünlich, und netzförmig-grubig, auf der untern dagegen blaſig aufgetrieben und mit einem bräunlichen Filze überzogen ſind. Eben ſo wachſen ſie beyde in Waldungen an Eichen und Buchen, die verrucoſa zuweilen auch an etwas bemooſeten Felſen. Unterſcheiden kann man ſie aber dadurch von einander, daß die erſte deutlicher netzförmig-grubig iſt, längere, ſchmahle, vorn abgeſtutzte Lappen, und die Schüſſelchen am Rande der Lappen, die andere dagegen kürzere, breitere und rundliche Lappen hat, und die Schüſſelchen bey ihr mehr in der Mitte derſelben ſitzen. Dieſe letztere iſt überdem gewöhnlich noch mit kleinen Warzen auf den Erhöhungen zwiſchen den Gruben verſehen, und mit etwas Mehl beſtreut, und ihre Gruben ſind größer, runder und tiefer, als bey der erſten Art. Der Warzen wegen ward ſie von Hoffmann in den *Plant. Lichen* t. 1. fig. 1. Pulmonaria verrucoſa, und von Wulffen in Jacq. Collect. 4. t. 18. fig. 2. Lichen verrucoſus genannt. Roth legte ihr ihrer zuweilen ins graublaue ſpielenden Farbe wegen den Nahmen Lichen plumbeus bey. In der Flor. dan. t. 1007 heißt ſie Lichen pulmonarius. — Die erſtere nennt Hoffmann in den Plant. Lich. t. 1. fig. 2. Pulmonaria reticulata.

Da dieſe beyden Gewächſe nun in vielen Stücken mit einander überein kommen, ſo läßt ſich vermuthen, daß ſie auch in Anſehung ihrer innern Kräfte eine ähnliche, wenn nicht gleiche Beſchaffenheit haben. Und wenn dieſes auch nicht der Fall wäre, ſo muß man es gleichwohl noch eine Zeit annehmen, bis darüber genauere Verſuche angeſtellt ſind, weil man nicht genau weiß, was dieſer und jener Schriftſteller, der von den Kräften des Lichen pulmonarius redet, für eine Art von beyden vor ſich gehabt, oder gemeinet habe. Hoffmann bezieht ſich in ſeiner Comment de vario Lich. uſu p. 44 — 45. aber allein auf die Lobaria pulmonaria, die er damahls Pulmonaria reticulata naunte, und mit den Synonymen: Lichen pulmonarius. *Linn.* Syſt. veget. Ed. 14. p. 960. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 29. fig. 113. und Lichen pulmonaire. *De la Mark.* Flor. Franç. p. 82. bezeichnete. Und hiervon führt er, außer dem, was ſchon im XIVten Theil der Encyklopädie, Seite 75 ſteht, noch folgendes an. In Preußen bereitet man aus dieſer Flechte eine ſchöne braune Tinctur, womit man Leinenzeug färben kann. Mit Eiſenvitriol eingeweicht, gab ſie, obgleich ſie ſchon lange aufgetrocknet gelegen hatte, eine ſehr ſchöne rothbraune Farbe. Mit Urin und ungelöſchtem Kalk, auf die Art, wie andere Lichenen macerirt, nach vier Wochen eine helle umberbraune. Aber ſchwarz, wie es andere behauptet haben, wollte ſie nicht geben.

*** Lappenflechten mit ausgebreitetem Laube.

18. Lobaria *ſaccata*. Sackförmige Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, ſtumpf gelappt; die Schüſſelchen unten ſack- L. ſubimbricata depreſſa obtuſe lobata; ſcutellis ſubtus ſaccatis. Hoffmann a. a. O. Seite 147. n. 22. Lichen ſaccatus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1616. — Wächſt an der Erde zwiſchen Felſen und iſt in gebirgigen Gegenden häufig genug anzutreffen. Sie hat den Wuchs wie die oben beſchriebene Peltigera crocea, und dehnt ſich mehrere Zolle im Durchmeſſer aus. Ihre Lappen ſind kurz und rundlich. Von Subſtanz iſt ſie lederartig, zart. Ihre Oberflächen ſind glatt, oben hellgrünlich, und wenn ſie trocken wird, eiſengrau, unten unrein weißlich. Die Schüſſelchen ſitzen zerſtreut auf dem Laube, und beſtehen in runden halbkugelförmig ausgehöhlten Grübchen von etwa drey Linien im Durchmeſſer, die erſt braun, im Alter ſchwärzlich ſind. Auf der untern Seite ragen dieſe wie kleine herabhängende Säcke hervor. Die Saamenkörner (wenn man ſie ſo nennen darf) ſind innerhalb der Subſtanz der Schüſſelchen an einander geſtellt und leichter zu erkennen, als bey irgend einer andern Flechtenart. Ueberhaupt ſcheint dieſes Gewächs viel eigenthümliches in Anſehung der innern Structur des Schüſſelchens zu haben. — Mit Urin eingeweicht gibt dieſe Flechte nach Zuſetzung von Eiſenvitriol und grauem Alaun eine grünliche Farbe.

19. Lobaria *Acetabulum*. Doppelrändige Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, ſtumpf gelappt; die Schüſſelchen runzelig, doppelt gerändert. L. ſubimbricata depreſſa obtuſe

obtuſe lobata; ſcutellis corrugatis duplicato-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 147. n. 23. Lichen *Acetabulum*, ſaturate viridis depreſſus plicato-lobatus: lobis ſinuatoundatis, ſcutellis ſubcutaneis ſubſeſſilibus ſubcrenulatis concoloribus: exterius tuberculis albis farinaceoleproſis inaequalibus. *Wulffen* ap. Jaq. Coll. 3. p. 125. t. 9. fig. 1. — In den Linneiſchen Werken kommt dieſe Flechte noch nicht vor. In der Gmelinſchen Ausgabe des Syſt. Nat. ſteht ſie aber unter drey verſchiedenen Nahmen, nähmlich Lichen Acetabulum, ſerratus und patellatus. Sie gehört mit zu den größten Arten. Sie breitet ſich an Erlen, Eſchen, Buchen ꝛc. zuweilen bis gegen eine Spanne aus. Ihr Laub iſt dunkel graugrün, liegt ziemlich dicht an der Rinde an, macht viele Falten und iſt lappig. Die Lappen ſind buchtig und auf und nieder gebogen. Die Schüſſelchen ſind mit dem Laube von gleicher Farbe oder braun und braungrau. Ihrer Größe und Menge wegen ſind ſie ſehr auffallend. Gewöhnlich ſind ſie faltig und runzlig. Der Rand derſelben iſt gekerbt. Die mehrſte Zeit ſteht die ſie unten umgebende Haut noch als ein beſonderer Rand rund herum hervor. Auch dieſer iſt ungleich gekerbt oder höckerig mit weißlichen Mehlwärzchen beſetzt. Hoffmann gibt die Pfalz, Bentheim, Hannover und Naſſau als Wohnorte dieſer Flechte an; ſie iſt überdies aber noch bey Hamburg, in Thüringen, auf dem Fichtelgebirge und anderwärts zu Hauſe, und ſie wird wahrſcheinlich in den mehrſten deutſchen Gegenden zu finden ſeyn, wenn man ſie nur erſt gehörig unterſcheiden gelernt hat. — Ihre Anwendung zur Färberey iſt der Aufmerkſamkeit werth. Wenn ſie bloß in Waſſer macerirt wird, theilt ſie denſelben ſchon eine oraniengelbe Farbe mit. Wenn ſie vorher aber einige Wochen in

Urin

Urin macerirt, und dann mit ungelöſchtem Kalke und Urin gekocht wird, gibt ſie eine ſchöne oranien=gelbe, oder etwas ins fleiſchfarbene ſpielende gelb-röthliche Farbe.

20. Lobaria *caperata*. Roſenförmige Lappen-flechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, runzlich=gelappt, bleichgelb; die Schüſſelchen braun-röthlich. L. ſubimbricata depreſſa rugoſo-lobata pallide lutea; ſcutellis fuſco-rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 148. n. 26. Lichen caperatus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. n. 41. — Dieſe in Deutſchland ſehr gemeine und an Weiden, Ellern und vielen andern Bäumen wach-ſende Art iſt rundlich ausgebreitet, mit etwas über einander liegenden, runzligen oder gleichſam faltig=gewellten Lappen, welche gewöhnlich etwas dicht an der Rinde liegen. Die Farbe iſt ſchwefelgelb, oder etwas mehr und weniger ins grüne, oder eigentliche gelbe fallend. Auf der Unterſeite iſt ſie etwas weiß gefleckt und ein wenig filzig. Die Schüſſelchen, wel-che man indeß ſehr ſelten ſieht, ſitzen in der Mitte des Laubes zerſtreut, ſind etwas ausgehöhlt, gelb bräunlich, und mit einem zarten, wellenförmigen, öfters warzichten, gepuderten Rande umgeben. Im Alter nimmt dieſe Flechte nicht ſelten eine verbliche-ne, oder auch eine graugrüne Farbe an. Bloß mit einem Zuſatze von Eiſenvitriol färbt ſie ſchön umber-roſtfarben, ſo wie Tab. 47. fig. 53. des Farben-Lexicons. (*)

21.

(*) Hoffm. Comment. p. 34.

21. Lobaria *glauca.* Eiſengraue Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, aufſteigend, geriſſen, kraus. L. ſubimbricata depreſſa adſuendens laciniata criſpa. Hoffmann a. a. O. Seite 149. n. 28. Enum. Lich. n. 105. p. 97. t. 20. fig. 1. Lichen glaucus. *Linn.* Syſt. veg. Ed. 14. p. 961. Lichenoides endiviae foliis criſpis ſplendentibus ſubtus nigricantibus. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 192. t. 25. fig. 96. — Wächſt in den Waldungen an Baumſtämmen und beſteht aus ziemlich breiten, erſt niedergedrückten und denn ſich erhebenden Blättern, die verſchiedentlich geriſſen, auf der obern Seite eiſengrau-weißlich, oder aſchgrau, mit einigen purpurrothen oder braunen Flecken, und ziemlich glänzend ſind. Auf der untern ſind ſie zum Theil ſchwarz und mit kleinen Runzeln gezeichnet. Die Einſchnitte ſind am Rande mannigfaltig geriſſen, gekräuſelt, mehlicht und weißlich. Im feuchten Zuſtande iſt dieſe Flechte ſehr weich, im trocknen hart und etwas zähe. Ihre Schüſſelchen zeigen ſich ſelten, ſie ſind ziemlich groß, ausgehöhlt, braun und zuweilen etwas geſtielt. Sie ſitzen ziemlich in der Mitte des Laubes, wodurch ſich dieſe Art von der Lobaria fallax, die ihr ſonſt in manchen Stücken nahe kommt, mit unterſcheidet, da ſie bey dieſer letztern am Ende der Einſchnitte gefunden werden. — Mit Eiſenvitriol und Alaun gibt ſie eine ſchöne hirſchbraune, ins fleiſch- oder lederfarbene ſchlagende Farbe. (*)

22. Lobaria *olivacea.* Olivenfarbene Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder-

(*) Hoffm. Comment. p. 34.

gedrückt, rundlich=gelappt, olivenfarben; die Schüſſelchen von eben der Farbe, am Rande gekerbt. L. ſubimbricata depreſſa rotunde lobata olivacea; ſcutellis concoloribus crenulatis. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 31. Lichen olivaceus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 21. — Iſt an Bäumen und Steinen ſehr gemein. Die Blätter ſind ziemlich dick, liegen ſchuppenartig über einander, breiten ſich in eine kreisförmige oder längliche Figur bis auf 2—3 und mehr Zolle aus, und theilen ſich in ſtumpfe etwas buchtiggekerbte Lappen. Am Rande ſind ſie frey und nicht an der Rinde oder an einander gewachſen. Auf der obern Seite haben ſie gemeinhin ziemlich in der Mitte eine der Länge nach hinlaufende gepuderte Runzel. Friſche Exemplare ſind braun grün=gelblich, von derſelben Farbe, wo eine eingemachte Olive; getrocknete ſind ungleich dunkler von Farbe; ältere faſt braunſchwarz, und gewöhnlich glänzen ſie, als wenn ſie mit Firniß überſtrichen wären. Die Schüſſelchen ſind etwas ausgehöhlt, zuweilen ziemlich flach, am Rande ſtark gekerbt, übrigens von der Farbe wie das Laub. Es gibt auch öfters Exemplare, die ſehr gekräuſelt, und mit vielen kleinen ſpreuähnlichen Theilen beſetzt ſind. Man findet dieſe mit oder ohne Schüſſelchen. Auch hat man ſie mit dachziegelförmig über einander liegenden vieltheiligen Blättern, und ungekerbten Schüſſelchen. — Mit Zinn=Solution erhält man aus dieſer Flechte eine röthlich=braune Farbe, ſo wie Tab. 47. fig. 18. mit Alaun und Eiſenvitriol aber eine aſchfarben braun=röthliche, ſo wie Tab. 47. fig. 9. des Farbenlexicons.

23. Lobaria *parietina.* Wand=Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt,

drückt, gelappt, kraus, röthlich gelb; die Schüſſelchen von gleicher Farbe. L. ſubimbricata depreſſa, lobata, criſpa fulva; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 32. Lichen parietinus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 25. Encyklopädie Theil XIV. Seite 73. n. 10. — Eine der gemeinſten deutſchen Flechten, die an Wänden, Balken, Zäunen, Mauern und allerley Bäumen in Menge wächſt. Die Blätter ſind lappig, gefalten = wellenförmig, liegen wie Dachziegel über einander, und dehnen ſich in Roſen von 2 — 4 Zoll aus. Auf der obern Seite ſind ſie im feuchten Zuſtande gelbgrünlich, im trocknen ſchön gold = und feuerfarben; im Alter verbleichen ſie und werden ſchmutzig weiß. In der Mitte ſitzen ſie dichter angehäuft, richten ſich ziemlich aufwärts. Am Rande des Röschens hin werden ſie breiter, und ſind an ihrem etwas eingeſchnittenen Rande rund gekerbt. Die zahlreichen Schüſſelchen ſind ſtiellos, zuweilen doch ſehr kurz geſtielt. Ihre Geſtalt iſt ziemlich rund, dabey ſind ſie von der Farbe wie das Laub. Einige Exemplare haben keine Schüſſelchen. Dieſe ſind dagegen gemeinhin mit einem mehlartigen Staube beſtreut. Andere haben krauſe Schüſſelchen, und der Herr von Humboldt fand einſt ein Exemplar, das ſproſſende Schüſſelchen hatte. *) — Eine Handvoll von dieſer Flechte, oder auch dem Lichen candelarius, mit einem halben Maaße Milch in einem verſchloſſenen Gefäße eine Viertelſtunde lang gekocht, und darauf abgeſeihet, davon Morgens und Abends eine Theetaſſe voll genommen, wird

*) Florae fribergenſis ſpecimen edid. Frid. Alex. ab. Humboldt. Berol. 1793. in 4. Tab. 2. fig. 2.

wird als ein vorzügliches Mittel wider die Gelbſucht gerühmt. *) Nach Herrn von Haller ſoll dieſe Flechte bey Diarrhöen auch zuſammenziehende Kräfte äußern. Daß man mit dieſer Flechte, wenn ſie mit Waſſer und Alaun gekocht würde, gelb, und Papier und Leinwand fleiſchfarben, auch bleichroth, färben könne, wie es Linné in ſeiner öländiſchen Reiſe, Seite 29 erzählt, hat Hoffmann nach vielen Verſuchen allerley Art nicht beſtätigt gefunden. Doch färbte ſie mit Weineſſig oliven-grünlich, ſo wie Tab. 28. fig. 22.; mit Weineſſig und Eiſenvitriol umber-fleiſchfarben, ſo wie Tab. 47. fig. 55. des Farben-Lexicons.

* * * * Lappenflechten mit aufgeblaſenem Laube.

24. Lobaria *phyſodes.* Aufgeblaſene Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, wieder aufſteigend, geriſſen, vieltheilig, aufgeblaſen, am Ende ſind die Lappen zuweilen aufſtehend und mehlicht. L. ſubimbricata depreſſa, adſcendens laciniata multifida inflata, margine dehiſcens farinoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 33. Lichen phyſodes. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 26. Encyklopädie Theil XIV. Seite 73. n. 9. — An Birken, Buchen, Tannen und Steinen ſehr gemein. Sie breitet ſich in rundlichen Röschen von etwa zwey Zoll im Durchmeſſer aus. Die Blätter ſind vieltheilig, lappig; die Lappen erheben ſich ein wenig, ſind inwendig hohl, gegen das Ende hin ſtärker aufgeblaſen, und ſtumpf, öſters mit zwey kurzen und ſtumpfen Ecken, häufig auf-

*) Gunner. Flor. norveg. p. 207.

aufſteheud und weiß bemehlt. Auf der obern Seite iſt ſie aſchgrau oder bleichgrünlich, von glatter etwas glänzender Oberfläche. Auf der untern iſt ſie ſchwärzlich und gegen die Ränder hin braun. Die Schüſſelchen ſind bräunlich, gleichſam aufgeblaſen = runzlig, etwas geſtielt. Nur in größeren Waldungen ſieht man ſie häufiger. — Mit Salmiak und Alaun färbt ſie greis = gelblich, ſo wie Tab. 47. fig. 88. Eben damit, aber ohne Maceration, greis = hirſchbraun, ſo wie Tab. 35. fig. 89. des Farben = Lexicons.

25. Lobaria *hiſpida*. Steifhaarige Lappenflechte. Niedergedrückt, wieder aufſteigend, halb röhrenförmig, gefranzt, mehlicht. L. depreſſa adſcendens ſemitubuloſa inflata ciliata farinoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 151. n. 35. Lichen hiſpidus. *Schreb.* Spic. Flor. Liſp. n. 1120. — Dieſe kleine Flechte wächſt beſonders häufig am Schleedorn, auch an Zäunen ꝛc. Man hat ſie ſonſt von dem Lichen ciliaris *Linn.* nicht gehörig unterſchieden, weil ſie auch mit ſteifen Haaren gefranzt iſt. Auch in der Encyklopädie a. a. O n. 11 iſt dieſes geſchehen, wo es von dem L. ciliaris heißt: „am Schleedorn findet man dieſe Flechte ganz weiß.“ Damit iſt die Lobaria hiſpida gemeint. Sie beſteht übrigens aus ſchmalen weißen Blättchen, die ſich gekrümmt in die Höhe beugen, zuweilen in zwey oder mehrere Theile getheilt ſind, nach dem obern Ende hin ſich beynahe röhrenförmig zuſammen wickeln, ganz am Ende ſich aber ein wenig erweitern, mit mehlartigem Staube beſtreut, und mit einigen ſteifen Haaren beſetzt ſind. Die ganze Länge der Blätter beträgt $\frac{1}{2}$ Zoll oder ein geringes mehr, öfters noch nicht ſo viel. Die Schüſſelchen

ſind glatträndig, in der Jugend etwas bereiſt, im Alter ſchwärzlich. — Mit Alaun und Gyps giebt ſie nach Hoffmanns Verſuchen eine etwas ins umberfarbene ſchlagende helle Aſchfarbe, ſo wie Tab. 28. fig. 61 des Farben-Lexicons. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß Hoffmann im Jahre 1786 auch die Lobaria ſemipinnata n. 36 a. a. O. (nicht Lichen ſemipinnatus. *Gmelin* Syſt. Natur. p. 1372, welches die Hoffmanniſche L. hiſpida iſt) mit dazu gerechnet habe, welche ihr ſehr ähnlich, und vielleicht nicht ſpecifiſch davon verſchieden iſt. Dieſes läßt ſich daraus vermuthen, weil Hoffmann in der Comment. &c. p. 36. *Dill.* Hiſt. Tab. 20. fig. 46. citirt, in dem Taſchenbuche aber von denen auf dieſer Tafel unter fig. 46. abgebildeten Flechten, die Lit. A. und B. vorgeſtellten, zur Lobaria ſemipinnata macht.

***** Lappenflechten mit ſchmahlblätterigem Laube.

Die unter Nummer 37 — 42 im Hoffmannſchen Taſchenbuche folgenden Lichenen will ich nicht weitläufig berühren, da man von ihnen noch keinen medieiniſchen und techniſchen Gebrauch gemacht hat. Ich bemerke indeß nur ſo viel, daß die Lobaria ſtellaris n. 37 mit ihren Varietäten, Lichen *ambiguus* und *ſtellariformis*, häufig an Pflaumenbäumen und Weiden vorkommt. Eben ſo Lobaria aipolia n. 38. Die Lob. pulverulenta n. 39. und pulveracea n. 40. findet man in den mehrſten Gegenden Deutſchlandes beſonders an Weiden. Von dieſen beyden habe ich oben bey Lobaria omphalodes gelegentlich etwas erwähnt. Die Lobaria ſpecioſa n. 41 iſt ein Product des Gebirges im

ſüd=

ſüdlichen Deutſchlande, wo ſie an bemooſeten Felſen wächſt. Die Lobaria pulla findet man beſonders am Granit und andern Felſen (Kalk ausgenommen), auch zuweilen an Aeſten in Nadelgehölzen, auf dem Harze, Fichtelgebirge und noch viel häufiger auf den Alpen im ſüdlichen Deutſchlande. Dieſe iſt beſonders daran zu erkennen, daß ihre Blättchen faſt walzenförmig, zuweilen faden-dünne, inwendig aber nicht hohl, ſondern mit einer weißen Maſſe ausgefüllt ſind. Auf der Oberfläche hat ſie viele kleine ſchwarze Puncte. Die hier benannten Lichenen von Lobaria aipolia an, alſo fünf Arten, findet man noch nicht beym Linné, wenn dieſe oder jene nicht etwa durch eine Verwechſelung unter der einen oder andern Art mit verborgen liegen ſollte, welches bekanntlich öfters der Fall iſt.

26. Lobaria *centrifuga*. Concentriſche Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, vieltheilig: Die Blättchen flach angedrückt, ſtrahlenförmig aus einander laufend, gelblich grün; die Schüſſelchen rothbraun. L. ſubimbricata depreſſa multifida; foliolis adpreſſis centrifugis viridantibus; ſcutellis rufo-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 43. Lichen centrifugus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1609. n. 18. — An härteren Steinen und Felſen allenthalben in Deutſchland ſehr gemein. Dieſe Flechte breitet ſich gewöhnlich kreisrund aus und wird 2 — 4 Zoll im Durchmeſſer. Sie beſteht aus lauter ſchmahlen oft getheilten Blättchen, die ſich, wie es auch andern Flechten eigen iſt, vom Mittelpunct nach dem Rande des ganzen Gewächſes hin verbreiten und in ſo fern wie Strahlen aus einander gehen. Auf Schieferfelſen ſind die Blättchen gemeinhin ſehr platt

angedrückt. Auf Granit haben ſie eine mehr gewölbte Geſtalt. Ihre Oberſeite iſt gelblich = grün oder grau = gelblich. Auf der untern ſind ſie ſchwarz. Die Schüſſelchen ſitzen größtentheils in der Mitte angehäuft, ſind wohl an vier und mehr Linien im Durchmeſſer, flach, im Alter etwas faltig, braun oder rothbraun von Farbe, am Rande ein wenig grünlich. — Mit Zinn = Solution färbt dieſe Flechte kaſtanienbraun = gelblich, ſo wie Tab. 48. fig. 51. des Farben = Lexicons.

27. Lobaria *ſtygia.* Pechfarbene Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt, vieltheilig: die Blättchen handförmig, ſchwärzlich, an den Seiten und Enden etwas zurückgekrümmt. L. ſubimbricata depreſſa multifida: foliolis palmatis recurvis nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 154. n. 44. Lichen ſtygius. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 23. Encyklopädie Theil XIV. Seite 73. n. 9. — In Deutſchland wächſt dieſe Flechte nur auf hohen Bergen und daſelbſt an Granit und andern härteren Felſen. Sie breitet ſich etwa 1 — 2 Zoll im Durchmeſſer aus. Ihre Blättchen ſind ſehr ſchmahl, liegen ein wenig über einander, theilen ſich verſchiedentlich, und krümmen ſich am Rande, noch mehr aber an der Spitze ein wenig um, ſo daß ihre obere Seite etwas rundlich erhaben iſt. Sie ſind dabey ſchwarz, grau = oder braunſchwarz und glänzen. Die Schüſſelchen ſitzen in der Mitte der Flechte, ſind erſt ein wenig ausgehöhlt, hernach flach. Sie haben einen ſtumpf gekerbten Rand. Im Alter wird ihr Rand höckeriger, und ſie dehnen ſich denn immer weiter aus. Ihre Farbe iſt der der Blättchen gleich. — Nach Linné's Flor. ſuec. n. 1079. und öländiſchen

Reiſe p. 62. ſoll dieſe Flechte eine hochrothe Farbe geben. Neuere Verſuche ſind damit aber noch nicht angeſtellt.

28. Lobaria *fahlunenſis*. Fahlunſche Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt, vieltheilig: die Blättchen gabelförmig, rinnenförmig, ſchwarz. L. ſubimbricata depreſſa multifida: foliolis dichotomis canaliculatis nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 154. n. 45. Lichen fahlunenſis. *Linn.* Spect. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 22. — Wohnort hat dieſe Art mit der vorſtehenden gemein; ja man trifft ſie öfters auch mit ihr durch einander wachſend an. Sie unterſcheidet ſich von derſelben aber ſogleich durch die rinnenförmig ausgehöhlten Blättchen, da die andere etwas erhabene Blätter hat. Uebrigens iſt der aufſtehende Rand dieſer Flechte gewöhnlich noch ein wenig gekerbt. Die Schüſſelchen ſitzen hier und da auf den Blättchen, ſind erſt ausgehöhlt, im Alter erhaben und ziemlich beträchtlich, wohl 4 — 5 Linien im Durchmeſſer, aber öfter etwas irregulär. Sie ſind braun oder grau - ſchwarz, von welcher Farbe auch die Blättchen ſind. — Mit dieſer Flechte ſtellte Hoffmann Verſuche an, ob ſie ihrer Aehnlichkeit wegen, die ſie mit der vorhergehenden hat, vielleicht die hochrothe Farbe derſelben geben möchte. Mit Eiſenvitriol und Alaun färbte ſie wollenes Zeug aber hirſchbraun - graulich.

* * * * * * **Lappenflechten, deren Laub ſich dem rindenartigen nähert.**

129. Lobaria *caeſia*. Blaßblaue Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt,

drückt, kreisförmig, vieltheilig; die Blättchen weiß-lich-aschfarben; die Schüſſelchen und die kleinen Knollen blaßblau. L. ſubimbricata depreſſa orbicularis multifida: foliolis albido-cinereis; ſcutellis tuberculisque caeſiis. Hoffmann a. a. O. Seite 156. n. 51. Lichen pulchellus. *Wulffen* in Jacq. Coll. 2. t. 16. fig. 2. — Dieſe Flechte iſt auf Felſen, Steinen, zum Theil auch auf Balken ſehr gemein in Deutſchland, gleichwohl aber lange überſehen, wie es vielen andern Flechten ging. Sie liegt platt an den Steinen an, und breitet ſich mit ihren ſchmahlen, auf der obern Seite etwas erhabenen Blättchen kreisförmig etwa 1—1½ Zoll im Durchmeſſer aus. Ihre Farbe iſt weißlich-, oder auch wohl ein wenig bläulich-aſchfarben. Die Schüſſelcheu, die man indeß nicht immer findet, ſind blaßblau oder auch blaugrau. Im Alter werden ſie etwas dunkler. Außer den Schüſſelchen bemerkt man auf dieſer Flechte auch noch viele kleine runde Knollen, beynahe ſo groß als kleine Linſen, die ſehr ſtäubig ausſehen und blaßblau ſind. Sie ſitzen allenthalben zerſtreut und fehlen ſelten, und geben ein ſehr gutes Kennzeichen dieſer Art ab. — Dieſe Flechte färbt mit Alaun greis-umberfarben.

30. Lobaria *ſaxicola.* Dickblätterige Lappenflechte. Etwas über einander liegend und kreisförmig, nieder gedrückt: die Blättchen lappig-vieltheilig, dickfleiſchicht, gelb; die Schüſſelchen von der Farbe der Blättchen. L. ſubimbricata ſuborbicularis depreſſa: foliolis lobato-multifidis pulpoſis luteis; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 158. n. 56. — Eine an Mauern, Felſen, zuweilen auch auf Brettern und

und Balken ſehr gemeine Art. Doch iſt auch dieſe ſo wie die vorſtehende lange überſehen, oder vielleicht für dieſe oder jene Linnéiſche Art gehalten worden. Sie breitet ſich kreisrund, etwa 1 Zoll im Durchmeſſer, aus. Ihre Blättchen liegen dicht an der Unterlage an, ſind in viele Theile getheilt, dabey aber vorn ziemlich rundlich-gelappt. Sie ſind dicker als bey andern verwandten Arten, matt röthlich- oder grünlich-gelb, und ein wenig beſtäubt. Die Schüſſelchen ſind mit ihnen von gleicher Farbe, oder in ihrer Mitte etwas mehr oraniengelb. Sie iſt zuweilen ganz mit Schüſſelchen bedeckt, ſo daß von dem Laube nur wenig am Rande herum zu ſehen iſt. — In der Comment. de vario Lichenum uſu p. 30. giebt Hoffmann verſchiedene, mit dieſer Flechte, die er da Pſora murorum. Enum. Lich. p. 63. Tab. 9. fig. 2. und Lichen parietinus. *Leers.* 952 nennt, angeſtellte Färbe-Verſuche an. Ohne allen Zuſatz gab ſie eine ins aſchgraue ſchlagende Lederfarbe; mit Eiſenvitriol eine gelbliche Fleiſchfarbe; mit Alaun und Eiſenvitriol eine blaſſe ins aſchgraue ſpielende Fleiſchfarbe; mit Eiſenvitriol und gemeinem Waſſer eine zimmt-kaſtanienbraune, und mit Schwefelleber und Stahleſſig eine aſchgrau-violette Farbe.

Als eine verwandte Art kann man gelegentlich noch bemerken die Lobaria *tegularis*, orbicularis ſubimbricata depreſſa: foliolis lineari-multifidis pulpoſis aurantiis, ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 158. die auch öfters in Deutſchland gefunden wird, wenn gleich nicht ſo häufig als die ſaxicola. Sie wächſt auf Ziegeln, auf Kalkſteinen ꝛc. und unterſcheidet ſich von der vorſtehenden beſonders durch die viel

ſchmah-

ſchmahleren und mehr getheilten Blättchen, und durch die rothgelbe Farbe. Hoffmann will ſie indeſſen auch blaſſer und grünlich-gelb gefunden haben. In Abſicht der Theilung und Ausbreitung ihrer Blättchen hat ſie Aehnlichkeit mit bekannten Licken ſtellaris *Linn.*, von dem ſie ſich indeſſen durch die ganz verſchiedene Farbe und das dickfleiſchichte der Blätter ſehr unterſcheidet.

31. Lobaria *candelaris.* Hellgelbe Lappenflechte. Rindenartig, nieder gedrückt; die Blättchen ſehr klein, vieltheilig, dicht zuſammen gedrängt, hellgelb, beſtäubt; der Rand der Schüſſelchen mit den Blättchen von gleicher Farbe. L. cruſtacea depreſſa: foliolis minutis multifidis confertis flavis pulverulentis; ſcutellis margine concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 159. n. 58. Enum. Lich. t. 9. fig. 3. — Dieſe kleine Flechte wächſt an der Rinde der Bäume, zuweilen auch an Felſen. Sie hat ſehr ſchmahle und vielgetheilte dicht beyſammen ſitzende, ſehr ſchön hellgelbe Blättchen, die man aber nur durch die Lupe deutlich unterſcheiden kann. Ohne Lupe ſehen ſie faſt wie eine den Baum überziehende dünne Rinde aus. Die Schüſſelchen haben die Farbe der Blättchen; doch ſind ſie in der Mitte ein wenig dunkler. Die Schüſſelchen ſieht man indeß ſelten. Gewöhnlich iſt dieſe kleine Flechte nur mit kleinen hellgelben Staubkörnchen beſetzt, welches wahrſcheinlich Fortſätze ſind. — Die eignen Verſuche, die Hoffmann mit dieſer Flechte anſtellete, beſtanden darin, daß er ſie mit Salmiak und Alaun zum Färben anwendete, und damit gab ſie eine blaſſe, ins aſchgraue ſchlagende Fleiſchfarbe; mit Alaun und Eiſenvitriol eine aſchgrau-grüne Farbe. Die andern Eigenſchaf-

ten, die Hoffmann mit andern Autoren dem Lichen candelarius *Linn.* noch beylegt, die man unter andern auch in dieſer Encyklopädie Theil XIV. Seite 70. — 71. angeführt finden kann, glaube ich, laſſen ſich mit dieſer Lobaria candelaris *Hoffm.* ohne weitere Prüfung nicht vereinigen, indem die Beſchreibung von Lichen candelarius *Linn.*, die beſonders von Weiß *) herrührt, und die hernach von vielen andern Botaniſten abgeſchrieben wurde, vielleicht 3 — 4 verſchiedene Lichenen unter ſich begreift. Wenigſtens ſcheint mir ſo viel gewiß zu ſeyn, daß man die Hoffmanniſche Lobaria candelaris nicht dahin rechnen könne, da dieſe nicht die Menge von Schüſſelchen hat, die man dem Lichen candelarius *Linn.* beylegt. Welche von den andern gelben Lichenen indeſſen gemeinet ſeyn mögen, läßt ſich bey der zu großen Allgemeinheit der angegebenen Charactere nicht gut ausmachen. Möglich iſt es aber, daß Verrucaria obliterata, citrina, Lobaria polycarpa, ſaxicola, tegularis und vielleicht noch andere darunter verborgen liegen, da man dieſe ſonſt noch nicht als eigne Arten ausgehoben hatte, wozu ſie ſich doch mit allem Rechte eignen.

32. Lobaria *concolor.* Goldgelbe Lappenflechte. Kruſtenförmig, etwas über einander liegend: die Blättchen ſehr klein, dicht zuſammen gedrängt, ſehr kurz gelappt, kraus, gelblich oranienfarben; die Schüſſelchen mit den Blättchen gleichfarbig. L. cruſtacea ſubimbricata foliolis minutis congeſtis breviſſime lobatis flaveſcenti - aurantiis criſpis; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite

*) Plantae cryptogam. flor. goett. Goetting. 1770.

Seite 159. n. 59. Enumer. Lich. p. 59 Lichen flaveſcens *Hudſon.* Flor. angl. Ed. 2. p. 528. — An altem Holze, an Baumrinde hier und da eben ſo häufig als die vorhergehende, mit der ſie überhaupt in Anſehung der Größe, der Art zu wachſen und ſonſt einige Aehnlichkeit hat. Sie unterſcheidet ſich von der genannten aber hinlänglich durch die breiteren und kurzgelappten Blättchen, die dazu gewöhnlich kraus und auf der untern Seite mit einem hellgelben Staube belegt ſind. Die obere Seite iſt ſchön goldgelb, oder zuweilen hell oranienfarben, welches von dem verſchiedenen Zuſtande der Feuchtigkeit und des Alters abhängt. Die Schüſſelchen zeigen ſich ſelten; ſind übrigens mit dem Laube von gleicher Farbe. Durch die Lupe betrachtet hat dieſe kleine Flechte ihrer gedrängten, krauſen, beſtäubten und ſchön gefärbten Blättchen wegen ein ungemein ſchönes Anſehen. *) Mit Eiſenvitriol erhält man aus ihr eine ins kaſtanienbraune ſchlagende braune Farbe.

VIII. *Pſora.* Schorfflechte.

Das Laub oder ſo zu ſagen der eigentliche Körper der Schorfflechten iſt ſchon etwas rindenartig, bey den mehrſten hierher gerechneten Arten indeß noch ganz beſtimmt in kleine Blätter oder Lappen getheilt, welche von verſchiedener Geſtalt und Farbe ſind. Einige ſcheinen aus lauter kleinen abgeſonderten Theilen zu beſtehen, ſo wie viele von der folgenden Gattung. Ihre Schüſſelchen haben einen deutlichen Rand, und erheben ſich im Alter in der

*) Der Farbe wegen könnte man dieſe Art vielleicht mit dem Lichen parietinus verwechſeln. Der letztere iſt indeß wohl 10 Mahl größer im Durchmeſſer, und hat viel rundere Lappen, der anderen Unterſchiede zu geſchweigen.

der Mitte ein wenig. Doch finden hierin Ausnahmen Statt. — Die Schorfflechten machen übrigens eine Mittelſtufe zwiſchen den Lappenflechten und Warzenflechten (Lobaria und Verrucaria *Hoffm.*) aus, und man kann ſie als Uebergänge von einer Gattung in die andere anſehen. Strenge genommen können ſie aber keine eigene Gattung bilden, ſondern ſie fließen mit den vorhergehenden und nachfolgenden in eine zuſammen, da ſie ganz gleiche Schüſſelchen haben, und nur durch die verſchiedene Abſtufung ihres Körpers getrennt ſind. Bey der großen Menge der Flechten erleichtert man ſich das Studium derſelben indeß vielleicht in etwas, wenn man ſie in mehrere Haufen theilt, wenn die Zuſammenſtellung der Arten dabey nur nach den Graden der Annäherung geſchieht. Da die Schorfflechten übrigens zu den kleinern aus der Flechten-Familie gehören, ſo ſind ſie wenig anwendbar, und man hat bis jetzt von den 30 Arten, die wir etwa in Deutſchland haben, nur eine in technologiſcher Rückſicht zu gebrauchen verſucht. Dieſe will ich nebſt einigen andern beſchreiben.

1. Pſora *decipiens.* Betrügliche Schorfflechte. Rindig, zerſtückelt, die Blättchen neben einander, ziegelfarben; die Schüſſelchen erhaben ſchwarz, am Rande der Blättchen. P. cruſtacea fruſtuloſa, aggregata lateritia; ſcutellis convexis marginalibus nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 162. n. 3. Lichen gypſophilus. *Schrad.* Spic. flor. germ. 89. — Dieſe kleine Flechte wächſt vorzüglich in Gegenden, wo es Gyps oder Kalk giebt, an der Erde. Sie beſteht aus kleinen länglich-runden oder ein wenig eckigen Blättchen von ein paar Linien im Durchmeſſer, die faſt das Anſehen eines

nes Schüſſelchens haben, ziegelfarbig oder fleiſch-farben ſind, und einen kleinen Kreis von einem Zoll im Durchmeſſer etwas unordentlich bedecken. Am Rande dieſer Blättchen kommen die ſchwarzen und erhabenen Schüſſelchen zum Vorſchein. Wenn dieſe nicht da ſind, ſo kann man die Blättchen allenfalls für die Schüſſelchen halten. Dieſes begegnete wenigſtens Ehrhardten, dem erſten Entdecker dieſes Gewächſes, weßhalb er ihm auch den Nahmen Lichen decipiens gab.

2. Pſora *veſicularis*. Blaſige Schorfflechte. Verſchieden geſtaltet, aufgeblaſen, weißlich-aſchgrau; die Schüſſelchen flach-erhaben, ſchwärzlich. P. polymorpha inflata albido-cinerea; ſcutellis plano-convexis nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 163. n. 6. Lichen candidus Flor. Dan. t. 1064. f. 1. — In Kalk- und thonigen Gegenden, auch zuweilen an kleinen Sandfelſen. Im jüngern Zuſtande beſteht dieſes Gewächs aus lauter kleinen, neben einander ſitzenden, weißlich- oder bläulich-grauen hohlen Kugeln von der Größe etwa, wie die Knöpfe an mittelmäßigen Stecknadeln. Hernach verändern ſie ihre Geſtalt ins längliche, eckige ꝛc. und werden dunkler von Farbe. Nun zeigen ſich zwiſchen ihnen auch Schüſſelchen, die erſt bereift, darauf ſchwarz ſind. Im Alter verliert ſich der weisgrauliche Reif immer mehr, womit die kleinen aufgeblaſenen Körper überzogen waren.

3. Pſora *candida*. Kreidenweiße Schorfflechte. Rindenartig, kalkicht, angehäuft, kreidenweiß, etwas lappig; die Lappen niedergebogen; die Schüſſelchen bereift. P. cruſtacea tartarea conglomerata candida ſublobata: lobis deflexis; ſcu-

ſcutellis pruinatis. Hoffmann a. a. O. Seite 164. n. 9. — An Kalk- und Sandfelſen im mittlern und ſüdlichen Deutſchlande. Die etwas lappenförmig gekerbten Theile dieſer Schorfflechte ſitzen gewöhnlich in einem rundlich angehäuften Kreiſe von etwa einem Zoll im Durchmeſſer beyſammen. Sie ſind von verſchiedener Geſtalt, doch beugen ſie ſich alle an den Enden ein wenig nach unten und ſind kreideweiß. Die Schüſſelchen ſind erſt ſtark bereiſt, oder mit einem feinen weißen Mehle, das ſich nicht abblaſen läßt, beſtreut. So wie ſie ſich weiter ausdehnen, werden ſie grauer von Farbe. Sie ſind ziemlich erhaben.

4. Pſora *lentigera*. Linſentragende Schorfflechte. Rindenartig, kalkicht, milchweiß, gelappt: die Lappen niedergedrückt, rundlich, die Schüſſelchen linſenförmig, weiß-gerändert. P. cruſtacea tartarea lactea lobata: lobis depreſſis rotundatis; ſcutellis lentiformibus albo-marginatis Hoffmann a. a. O. Seite 165. n. 12. Lichen lentigerus *Linn.* Syſt. veget. p. 958. — In gyps- und kalkhaltigen Gegenden an der Erde. Nach Hoffmann auch auf felſigen Gebirgen. Dieſe Schorfflechte hat ſehr deutlich gelappte Blättchen, die indeß etwas kalkartig von Subſtanz zu ſeyn ſcheinen. Ihre Farbe iſt Milchweiß, im feuchten Zuſtande grünlich, oder bläulichweiß, ihre Ausdehnung beträgt $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Zoll, wo denn aber verſchiedene Blättchen neben einander ſitzen. Die Schüſſelchen ſitzen auf den Blättern, ſind am Rande weißlich, in der Mitte blaß-bräunlich, und linſenförmig erhaben.

5. Pſora *citrina*. Citronfarbene Schorfflechte. Rindig, ſchorfartig-kalkicht, etwas gelappt: die

die Lappen runzlig, niedergedrückt; die Schüſſelchen röthlich. P. cruſtacea leproſo - tartarea ſublobata: lobis rugoſis depreſſis; ſcutellis rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 165. n. 15. Lichen citrinus. *Ehrhardt. Hedwig.* — An ähnlichen Stellen wie die vorhergehende. Dieſe Art hat nicht immer ſo deutliche Lappen als die P. lentigera. Die Lappen ſind beſonders in der Jugend etwas ſchorfartig, hernach nähern ſie ſich mehr der beſtimmteren Geſtalt. Sie ſind übrigens ein wenig runzlig. Ihre Farbe iſt die Citronenfarbe, zuweilen ein wenig blaſſer oder dunkler. Die Schüſſelchen ſind bräunlich - roth und haben in der Jugend einen gelben Rand.

6. Pſora *microphylla.* Kleinblätterige Schorfflechte. Schorfartig, körnig - blätterigt, aſchgrau; die Schüſſelchen erhaben, röthlich. P. cruſtacea, granuloſo - folioloſa cinerea; ſcutellis convexis rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 167. n. 20. Lichen microphyllus *Schrader.* Spicil. Flor. Germ. t. 1. fig. 4. — An Baumrinde, an der Erde und an Felſen. Die kleinen Körner, welche die Kruſte bilden, ſind durch die Lupe betrachtet blätterartig gekerbt oder gelappt. Sie überziehn alte Baumſtämme oder Felſen zuweilen 2 bis 3 Zoll im Durchmeſſer, welche Stellen, mit bloßen Augen angeſehen, nicht viel anders erſcheinen, als wenn ſie mit einem grauen Staube beſtreut wären. Ihre Farbe iſt zuerſt dunkel aſchgrau, hernach werden ſie braunſchwarz und ſchwarz. Die Schüſſelchen ſind glatträndig, zuerſt röthlich, im Alter braun und braunſchwarz.

7. Pſo-

7. Pſora *lactea*. Milchfarbene Schorfflechte. Rindig, kalkartig, kreisrund, milchweiß; am Rande etwas lappig, in der Mitte riſſiggeſtrahlt. P. cruſtacea tartarea orbicularis candida, margine ſublobata, centro rimoſo-radioſa. Hoffmann a. a. O. Seite 169. n. 25. Lichen lacteus *Wulffen*. ap. Jacq. Col. 3 t. 4. — Auf Steinen und Felſen, (auf Kalkfelſen aber nicht). — Dieſe Flechte beſteht aus einer weißen, kalkartigen, rundlich-höckerigen, faſt ein wenig glänzenden Rinde, die ſich in ziemlich kreisförmigen Flächen von mehrern Zollen an Felſen ausbreitet. Am Umfange oder Rande ſcheint dieſe Rinde etwas gelappt zu ſeyn, wie denn überhaupt die mehrſten kleinen Lichenen an ihrem Rande in lappenförmigen Ausdehnungen der Rinde fortzuwachſen pflegen. Schüſſelchen, die übrigens ſchwarz ſeyn ſollen, bemerkt man ſelten. Statt derſelben hat dieſe Flechte gewöhnlich kleine rundliche, mit einem ſehr weißen Mehle beſtreute Köpfchen, welches eine Art der Vermehrung durch Fortſätze ſeyn wird. Manche Botaniker halten dieſe Flechte für eine Varietät des Lichen fagineus *Linn.* (Verrucaria faginea, *Hoffm.*), womit auch zuweilen Felſen überzogen ſind. — Mit Alaun und Eiſenvitriol giebt ſie eine ins aſchgraue fallende greiſe Farbe.

IX. *Verrucaria*. Warzenflechte.

Die Rinde, oder der eigentliche Körper der zu dieſer angenommenen Gattung gehörigen Arten iſt nicht blätterig, ſondern ſie beſteht bloß aus einem ſchorfförmigen, öfters kalkartigen, riſſigen, und in Stückchen getheilten Ueberzuge, worauf geränderte oder ungeränderte Schüſſelchen ſitzen. Bey verſchiedenen Arten ſcheint die Rinde faſt ganz

zu fehlen, bey andern iſt ſie mehr fleiſchicht als kalkartig. Die Farbe der Rinde, ſo wie der Schüſſelchen, iſt ſehr verſchieden; eben ſo der Wohnort dieſer Warzenflechten, indem ſie auf Holz, an der Erde, an Steinen und Felſen ꝛc. gefunden werden. In den Linneiſchen Schriften ſind nur wenig Warzenflechten angeführt. Hoffmann zählt aber bloß in Deutſchland 71 Arten, außer einer Menge Varietäten, die vielleicht zum Theil auch beſondere Arten ſind; und gleichwohl iſt Deutſchland noch bey weitem nicht erſchöpft, ſondern es hat, vorzüglich auf ſeinen Alpen, noch viele bis jetzt unbeſchriebene Flechten von dieſer Gattung aufzuweiſen. Hier wird es indeß genug ſeyn, nur einige Arten, die etwas intereſſanter ſind, auszuheben, da die mehrſten ihrer Kleinheit wegen noch zu keinem Gebrauche angewendet ſind, und nur zu denjenigen organiſirten Weſen gehören, die die Zwecke der Natur in ihrer großen Haushaltung mit befördern helfen müſſen.

* Warzenflechten mit bleichen Schüſſelchen.

1. Verrucaria *Perella*. Lackmus-Warzenflechte. Kalkartig, warzig, weißlich; die Schüſſelchen gleichfarbig, ſtumpf-gerändert. V. tartarea verrucoſo-albida: ſcutellis concoloribus obtuſis marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 169. n. 1. Lichen Parellus *Linn*. Syſt. veget. p. 958. Encyklopädie Theil LVIII. im Artikel Lack-Mus Seite 435 und 490. — Dieſe Flechte wächſt an Mauern, Steinen und Felſen in mehreren Deutſchen Gegenden z. B. in Mecklenburg, auf dem Harze, in Thüringen ꝛc. Sie beſteht aus einer körnigen, kalkartigen, ſchmutzig wei-

weißen Rinde, die die Felſen ꝛc. überzieht und häufige Schüſſelchen bringt. Die Schüſſelchen ſind von eben der Farbe wie die Rinde, haben einen etwas dicken Rand und in der Mitte einen kleinen Nabel. Doch ſind viele in der Mitte auch etwas ausgehöhlt. Im Alter wird dieſe Flechte etwas dunkler, die Rinde greisgelblich, die Schüſſelchen hellgreis. — Von der Anwendung dieſer Flechte zur Färberey und beſonders zur Zubereitung des Lack-Muſes ſehe man die angeführten Stellen in der Encyklopädie nach.

2. Verrucaria *faginea*. Mehlichte Warzenflechte. Rindig, warzig, kreidenweiß, mit gleichfarbigen Schüſſelchen. V. cruſtacea, verrucoſa, candida, ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 170 n. 2. Lichen fagineus *Linn.* Syſt. veget. p. 957. — Von dieſer Art giebt es nach dem verſchiedenen Wohnorte, worauf ſie vorkommt, verſchiedene Abänderungen, die zum Theil indeſſen viel eigenthümliches zu haben ſcheinen. Hier beziehe ich mich aber auf die gemeinſte Art oder Varietät, die man beſonders häufig an Buchen findet. Dieſe hat eine weißliche, etwas höckerige Rinde, und auf derſelben eine Menge kleiner Köpfchen, oder auch etwas ausgehöhlter Schüſſelchen, die mit einem abfärbenden, kreidenweißen Mehle bedeckt ſind. Wenn man dieſe Flechte abſchabt und mit Alaun kocht, färbt ſie roſtbraun.

3. Verrucaria *pallida*. Blaſſe Warzenflechte. Rindig, weißlich-aſchgrau; die Schüſſelchen blaßgelblich, weißlich-gerändert. V. cruſtacea albido-cinerea; ſcutellis pallidis albido-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 171. n. 5.

n. 5. Lichen palleſcens. *Schreb.* Spicil. n. 1137. *) Scutellaria pallide viridis; cruſtacea ex albido-pallide viridis, ſcutellis concoloribus margine albo. *Hoffm.* Comment. p. 29. — Eine ſehr gemeine Flechte die an Mauern, auf Steinen, Baumrinde und alten Balken gefunden wird. Nach Verſchiedenheit des Standortes ändert ſie ein wenig ab; doch behält ihre Rinde immer die weißlich-aſchgraue, oder auch greisgrünliche Farbe. Die Schüſſelchen ſind etwas weißlich gerändert, in ihrer Mitte ſchwach erhaben und zuweilen weißgelblich. Sie ſitzen faſt immer ſo gedrängt beyſammen, daß ſie vom gegenſeitigen Drucke eine eckige Geſtalt erhalten. — Dieſe Flechte giebt mit Alaun eine blaſſe Aſchfarbe.

* * Warzenflechten mit röthlichen oder gelben Schüſſelchen.

4. Verrucaria *tartarea*. Färbende Warzenflechte. Kalkartig, rundkörnig, weißlich; die Schüſſelchen flach, weiß-gerändert, gelbröthlich. V. tartarea globuloſa albida; ſcutellis planis albo-marginatis ochraceo-rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 173. n. 9. Lichen tartareus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1608. Flor. dan. t. 712. — Wächſt an Felſen und Baumrinde. In Menge iſt dieſe Flechte in Deutſchland aber nicht anzutreffen, wenn man hier und da auch Proben davon findet. Ihre Rinde iſt ſehr uneben und beſteht mehrentheils aus kalkartigen, weißlichen, oder grünlich-aſchfarbenen, zuſammen ſitzenden Körnern, oder kleinen höcke-

*) Lichen palleſcens im vollſtändigen Linneiſchen Pflanzenſyſtem Theil 13 Band 2. Seite 440 gehört nicht hierher. Das iſt die Lobaria muralis *Hoffm.*

höckerigen Kugeln. Die Schüſſelchen ſind verhältnißmäßig anſehnlich groß, weißlich gerändert, in der Mitte flach oder ein wenig ausgehöhlt, und blaßröthlich oder gelblich. Im Alter erhebt ſich die Mitte ein wenig. Außer dem, was im XIVten Theile der Encyklopädie Seite 71. von dieſer Flechte ſchon angeführt iſt, iſt noch anzumerken, daß ſie nach Hoffmanns Verſuchen *) mit Alaun eine blaſſe violette Purpurfarbe, mit Stahleſſig aber eine blaſſe roſenrothe Fleiſchfarbe gab.

Eine Varietät von dem Lichen tartareus, die Hoffmann in der Enum. Lich. p. 66. Tab. VII. fig. 3. Scutellaria androgyna nennt, und die auf faulem Holze wächſt, gab mit Kalkwaſſer und Urin eine blaſſe, ins gelbe ſchlagende Fleiſchfarbe.

Die vielen andern, noch zu dieſer Abtheilung gehörigen Warzenflechten, übergehe ich hier, da ſie für die mehrſten Leſer der Encyklopädie wahrſcheinlich von ſehr geringem Intereſſe ſind. Die gemeinſten von denſelben, oder diejenigen, die man in Deutſchland am häufigſten findet, ſind ſonſt kürzlich noch folgende:

5. Verrucaria *vernalis.* Frühlings Warzenflechte. Die Rinde ſchorfig, gelblich; die Schüſſelchen zuletzt erhaben, röthlich, mit eben ſolchem Rande. V. cruſta leproſa flaveſcente, ſcutellis demum convexis rufeſcentibus, margine diſco concolore. Hoffmann a. a. O. Seite 173. — Beſonders an der Rinde von alten Birnbäumen.

*) Comment. de v. Lich. uſu p 28.

Verrucaria *cupularis*. Humpenförmige Warzenflechte. Schorfig; die Schüſſelchen tief ausgehöhlt, fleiſchfarbig-roth; der Rand aufgetrieben, an dem Umfange etwas gekerbt. V. leproſa; ſcutellis excavatis carneo rufis, margine tumido exterius dehiſcente. Hoffmann a. a. O. Seite 176. n. 18. Lichen cupularis *Ehrh.* Peziza jenenſis. *Batſch.* An feuchten Kalk- und Sandſteinen. Zuweilen noch auf ſehr hohen Alpen, ſo wie in flachen Ländern. Die Rinde aſchfarben, röthlich, mennigfarben ꝛc.

7. Verrucaria *aurantiaca*. Oraniengelbe Warzenflechte. Schorfartig, etwas aſchgrau; die Schüſſelchen oraniengelb oder röthlich, mit einem hellgelben Rande. V. leproſa ſubcinerea: ſcutellis aurantiis rufeſcentibus flavo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 178. n. 23. An Baumrinde, auch an Felſen. Die Rinde fällt nicht ſehr ins Auge. Die Schüſſelchen ſitzen etwas zerſtreut.

8. Verrucaria *oblitterata*. Bedeckte Warzenflechte. Schorfig-rindig, mit kleinen zerſtreuten hellgelben Körnern; die Schüſſelchen dicht zuſammen, flach-erhaben, röthlich-oraniengelb. V. leproſo-cruſtacea glebuloſa ſparſa flaueſcens; ſcutellis confertis plano-convexis rufeſcenti-aurantiis. Hoffmann a. a. O. Seite 178. n. 24. An Felſen verſchiedener Art. Die Rinde iſt öfters ganz von Schüſſelchen bedeckt, welche durch den gegenſeitigen Druck eckig geworden ſind. Sie bildet kleine rundliche Flecken von $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll im Durchmeſſer.

9. Verrucaria *cerina*. Wachsgelbe Warzenflechte. Schorfartig-rindig, etwas aſchgrau; die

Schüſ-

Schüſſelchen wachsgelb, weißlich gerändert. V. leproſo-cruſtacea ſubcinerea; ſcutellis cerinis albido marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 179. n. 26. An Weiden, Pappeln, auch auf Schindeln. Variirt auf verſchiedene Weiſe.

* * * Warzenflechten mit braunen oder ſchwärzlichen Schüſſelchen.

Verrucaria *argenteo-fuſca*. Weißbraune Warzenflechte. Die Rinde weißlich; die Schüſſelchen tief röthlich-braun, mit einem weißlichen Rande. V. cruſta albida; ſcutellis ſaturate rufeſcenti-fuſcis, margine albido cinctis. Hoffmann a. a. O. Seite 181. An Rinde, auch an Felſen. Die Schüſſelchen etwas gedrängt, öfters ſchwarzbraun. Die Rinde zuweilen etwas aſchgrau, kreisförmig ausgebreitet. Dieſe Varietät von Lichen ſubfuſcus *Linn.* wird wahrſcheinlich die Verrucaria argentata. Enum. p. 52. (Lich. ſubfuſcus var. D.) ſeyn, von der man in England nach Dillen, welchen Hoffmann citirt, (Hiſt. Muſc. 132. Tab. 18. fig. 13.) *) mit Urin macerirt eine rothe Farbe erhält, die Wolle und anderes Zeug färbt. Ganz gewiß läßt ſich dieſes indeß nicht behaupten, da es eine große Anzahl Abänderungen giebt, die ſich ſo nahe kommen, und vielleicht nicht immer beſtändig ſind.

Verrucaria *badia* Tiefbraune Warzenflechte. Rindig, oliven-aſchgrau, riſſig; die Schüſſelchen flach-erhaben, tiefbraun, mit einem Rande von der Farbe der Rinde. V. cruſtacea oli-

*) Dillen nennt ſie: Lichenoides cruſtaceum et leproſum, acetabulis majoribus luteis limbisi argenteis.

vaceo-cinerea rimoſa; ſcutellis plano-convexis badiis, margine cruſta concolore. Hoffmann a. a. O. Seite 182. 30. An Felſen auf dem Harze, Thüringer Walde, Fichtelgebirge, und auf den Alpen ſehr gemein.

12. Verrucaria *atra*. Tiefſchwarze Warzenflechte. Rindig aſchgrau-weislich; die Schüſſelchen tiefſchwarz, weiß gerändert. V. cruſtacea cinereo-albicans; ſcutellis atris albo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 183. n. 33. — An Felſen auch an Baumrinde. Die Schüſſelchen ſind oft glänzend ſchwarz, zuweilen auch eckig und unregelmäßig.

13. Verrucaria *confluens*. Zuſammenfließende Warzenflechte. Die Rinde eben, rauchfarbenaſchgrau; die Schüſſelchen erhaben, tiefſchwarz, zuſammenfließend. V. cruſta æquabili fumoſocinerea; ſcutellis convexis atris confluentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 184. n. 35. Lichen confluens *Web.* Spic. fl. gœtt. t. 1. fig 2. — An Felſen auf Gebirgen zum Theil ſehr gemein. Im Alter verbleicht die bläulich-graue Farbe der Rinde und wird ſchmutzig weiß. Sie iſt gleichförmig, ohne beträchtliche Hervorragungen, oft mehrere Zolle ausgebreitet. Die Schüſſelchen ſind faſt halbkugelförmig erhaben, aber öfters etwas unregelmäßig, und hier und da ſo nahe beyſammen ſitzend, daß ſie in einander fließen.

14. Verrucaria *calcaria*. Kalk-Warzenflechte. Rindig, ausgebreitet, milchweiß; die Schüſſelchen erhaben, tiefſchwarz, von der Rinde gerändert. V. cruſtacea effuſa lactea; ſcutellis convexis atris a cruſta marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 185. n. 37. Lichen calcarius

Linn.

Linn. Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. Encyklopädie Theil XIV. Seite 70 n. 8. Der unterſcheidende Charackter dieſer Flechte von ähnlichen mit weißer Rinde und ſchwarzen Schüſſelchen, beſteht in dem weißlichen Rande der Schüſſelchen. In der Jugend ſind ſie faſt ganz in der Rinde verborgen. Dann zeigt ſich die ſchwarze erſt etwas ausgehöhlte Fläche derſelben. Der Rand liegt aber gleichſam noch unter der Rinde. So wie ſie mehr erwachſen, werden ſie etwas erhaben, und ihr Rand behält nur ein weißlich graues Anſehen. Die Rinde beſteht bey jüngern Exemplaren aus einer dünnen, ziemlich eben verbreiteten, kreidenweißen, kalkartigen Bedeckung. Aeltere Exemplare ſind dicker, höckeriger von Rinde und haben, beſonders wenn ſie trocken ſind, viele kleine Riſſe. Ueber den Gebrauch dieſer Flechte ſehe man die angeführte Stelle der Encyklopädie nach. Doch muß ich noch bemerken, daß ich dieſes Gewächs nirgends in Deutſchland ſo groß von Schüſſelchen und ſo dick von Rinde geſehen habe, als es Dillen Hiſt. Muſc. p. 128. t. 18. fig. 8. beſchrieben und abgebildet hat. Imgleichen, daß es zuweilen auch auf Sandſtein wächſt. Uebrigens giebt es noch zwey Warzenflechten, womit die Verr. calcaria der Farbe wegen einige Aehnlichkeit hat. Das iſt 1) die Verrucaria *abietina*, cruſta leproſa ſparſa albida; ſcutellis nigris convexis albo - marginatis demum hemiſphæricis; und 2) Verrucaria *albo-atra* cruſtacea albida; ſcutellis nigris pruinatis. Hoffmann a. a. O. Seite 193. n. 55. und n. 56. Die erſtere hat aber eine ſehr dünne Rinde und halbkugelförmige Schüſſelchen und wächſt an den Stämmen der Rothtanne. Die andere iſt ganz bereift auf den Schüſſelchen, ſo daß dieſe bäulichweiß ausſehen und nur im Al-

ter

ter ein wenig dunkler werden. Auch wächſt dieſe nicht auf Kalkſteinen, ſondern an Rinde und Sandfelſen.

15. Verrucaria *ſcrupoſa*. Zuſammengezogene Warzenflechte. Rindig, warzicht-riſſig, aſchgrau; die Schüſſelchen untergetaucht, ausgehöhlt, ſchwärzlich. V. cruſtacea verrucoſo-rimoſa cinerea; ſcutellis immerſis concavis nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 186. n. 40. Lichen ſcrupoſus *Schreb.* Spicil. n. 1133. — Dieſe Flechte iſt an etwas bedeckten Felſen, an den Wurzeln der Bäume, auf Mooſen und ſonſt ziemlich gemein. Ihre Rinde dehnt ſich wohl ein Paar Zolle aus, iſt aſchgrau, auch bläulich = oder gelblichgrau, und etwas höckerig. Die Schüſſelchen liegen gleichſam unter der Rinde verborgen, wenigſtens zieht ſich ihr Rand enger zuſammen, als ihre innere Höhlung iſt. Ihre Farbe iſt immer etwas graublau oder ſchwärzlich, wenn dieſe nach dem verſchiedenen Wohnorte und Alter auch einige Abänderungen leidet. Nach Hoffmanns Verſuche giebt dieſe Flechte mit Eiſenvitriol und Alaun eine helle umbergreiſe Farbe.

16. Verrucaria *Oederi*. Oeders Warzenflechte. Rindig, bräunlich - roth; die Schüſſelchen niedergedrückt, ſchwarz, ungleich, genähert. V. cruſtacea ſilacea; ſcutellis depreſſis nigris, difformibus, contiguis. Hoffmann a. a. O. S. 188. Flora danica Tab. 470. fig. 1. — Dieſe Flechte wächſt an Felſen auf Gebirgen, auch ſchon von geringerer Höhe. Sie zeichnet ſich von allen Deutſchen Warzenflechten durch die bräunlich = mennigrothe Farbe der Rinde, und von der

der Verrucaria ſilacea *Hoffm.* p. 187. n. 44., mit der ſie die Farbe der Rinde gemein hat, durch ihre flachen Schüſſelchen aus. Eigentlich iſt ſie von der letztern wohl nicht ſpecifiſch, ſondern nur dem Alter nach verſchieden. Auch Hoffmann hält dieſe beyden nur für ſogenannte Halbarten. Die Farbe der Rinde hält ſich bey beyden nicht lange, ſondern wird aſchgrau, oder ob die Rinde ſelbſt vielleicht ganz vergeht und durch die Witterung weggewaſchen wird.

17. Verrucaria *limitata.* Eingefaßte Warzenflechte. Die Rinde etwas aſchgrau und mit einer ausgeſchweiften Linie umgeben; die Schüſſelchen ſchwarz. V. cruſta ſubcinerea; ſcutellis nigris linea repanda ſeptis. Hoffmann a. a. O. Seite 192. Dieſe, beſonders an Weiden, Pflaumen und Buchen ſehr gemeine Flechte hebe ich von den vielen andern kleinen, die noch in dieſer Abtheilung vorkommen, darum aus, weil ſie in den mehrſten deutſchen Floren unter dem Nahmen Lichen ſanguniarius *Linn.* aufgeführt iſt, welcher letztere in Deutſchland aber nur ſelten, und zwar in Gebirgsgegenden gefunden wird. Sie beſteht aus einer ſehr dünnen, zuweilen kaum merklichen, grünlich-aſchgrauen Rinde, die am Rande herum, wo ſie mit der Rinde anderer Lichenen zuſammen ſtößt, eine kleine unordentlich gebogene ſchwarze Linie zur Einfaſſung hat. Oefters findet man auch mitten durch die Rinde ähnliche Linien gezogen, welches daher rührt, daß hier mehrere Individuen dieſer Art an einander gränzen, die als ganz zuſammengefloſſen ausſehen würden, wenn die kleine Linie ſie nicht trennte. Die Schüſſelchen ſitzen ziemlich gedrängt beyſammen, doch ohne ſich einander zu berühren und zu drü-

drücken. Gewöhnlich ſind ſie halbkugelförmig erhaben, zuweilen etwas ausgehöhlt, aber immer tief ſchwarz. Ihre Bildung iſt ziemlich regulär. Inwendig ſind ſie grau oder ſchwärzlich, welches das ſicherſte Kennzeichen iſt, woran man dieſe Art von dem Lichen ſanguinarius *Linn.* (Verrucaria ſanguinaria *Hoffm.* unterſcheiden kann, die unter der ſchwarzen Haut, womit die knollenförmigen etwas größeren Schüſſelchen überzogen ſind, eine hell blutrothe Haut hat. — Die Verrucaria limitata wird übrigens von Hoffmann, Schrader und andern nur als eine Varietät des Lichen punctatus *Scopoli* angeſehen, der nach dem verſchiedenen Standorte auch eine verſchiedene Bildung annimmt.

* * * * Warzenflechten mit gelblicher Rinde.

18. Verrucaria *varia.* Vielförmige Warzenflechte. Die Rinde gelbgrünlich mit verſchieden-geſtalteten umber-braunen Schüſſelchen bedeckt; der Rand der Schüſſelchen von der Farbe der Rinde. V. cruſta flavo-vireſcens ſcutellis oblitterata variis, umbrino-fuſcis, margine cruſtae concolore cinctis. Hoffmann a. a. O. Seite 196. n. 62. An alten Balken und Brettern, die der Luft ausgeſetzt ſind, ſehr gemein. Die Schüſſelchen ſitzen ſo gedrängt beyſammen, daß ſie ſich gegenſeitig drücken und dadurch eine verſchieden-eckige und gekrümmte Geſtalt annehmen.

19. Verrucaria *flavo-vireſcens.* Gelbgrünliche Warzenflechte. Die Rinde gelbgrünlich; die Schüſſelchen braun-oraniengelb mit einem hellgelben Rande. V. cruſtcea flavo vireſcens; ſcu-

ſcutellis fuſco-aurantiis flavo-marginatis Hoffmann a. a. O. Seite 197. n. 65. Lichen flavovireſcens. *Wulff.* ap. Jacq. Coll. 2. t. 14. fig. 5. a. — Nur an Felſen im ſüdlichen Deutſchlande, da aber auch ſehr gemein. Sehr nahe verwandt ſcheint die Verrucaria *ſalicina*, leproſo-cruſtacea flaveſcens; ſcutellis aurantiis margine pallidioribus. Hoffmann ebendaſ. n. 66. Lichen ſalicinus *Schrad.* Spicil. 82.) zu ſeyn. Letztere Art iſt indeß nur an Weiden gefunden und hat viel kleinere und viel ſchöner gefärbte Schüſſelchen. Auch die Rinde iſt nicht gelbgrünlich, ſondern hellgelb. Wie die Verucaria *flavo-fuſca* cruſtacea obſcure flaveſcens; ſcutellis ſparſis convexis rufeſcenti-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 180. n. 27. (Lichen flavo-fuſcus. *Schrad.* Spicil. 86.) ſich von der flavo-vireſcens unterſcheide, kann ich nicht ſagen, da ich die flavo-fuſca nicht kenne. Nach meiner Vermuthung kann es aber nicht weſentlich ſeyn.

30. Verrucaria *vitellina.* Dottergelbe Warzenflechte. Schorfig-rindig, dottergelb, mit gleichfarbigen Schüſſelchen. V. leproſo-cruſtacea vitellina; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 197. n. 67. — An Brettern und Balken. Von dieſer Art giebt es eine Varietät, die man an Steinen und Felſen findet. Sie iſt faſt ganz ohne Rinde, und hat zerſtreut ſitzende, ſehr kleine und ſehr ſchön dottergelbe, etwas ausgehöhlte, geränderte Schüſſelchen. Dieſe nennt Hoffmann Verrucaria aurella.

21. Verrucaria *cruenta.* Rothgeſprengte Warzenflechte. Dickrindig, kalkartig, warzig erhaben, mit Riſſen, gelblich; die Schüſſelchen flach.

flacherhaben, gerändert, blutroth. V. cruſtacea tartarea rimoſo-verrucoſa flaveſcens; ſcutellis plano-convexis marginatis cruentis. Hoffmann a. a. O. Seite 198. n. 69. Lichen ventoſus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607 n. 9. An Felſen auf Gebirgen. Man findet damit Stellen von einigen Fußen in die Länge überzogen. Die Rinde beſteht aus lauter rundlichen, durch Riſſe getrenneten Höckern von gelblicher Farbe. Zwiſchen dieſen ſitzen die flacherhabenen etwas großen blutrothen Schüſſelchen. Es iſt eine der ſchönſten Warzenflechten. Die rothe Farbe hält ſich bey den Exemplaren, die man in Sammlungen aufbewahrt, aber nicht, ſondern wird braun.

22. Verrucaria *geographica.* Landcharten ähnliche Warzenflechte. Rindig, würfelicht = geriſſen, gelblich; die Schüſſelchen nieder gedrückt, ſchwarz, genähert. V. cruſtacea rimoſa teſſellata flaveſcens; ſcutellis depreſſis nigris contiguis. Hoffmann a. a. O. Seite 199. n. 71. Lichen geographicus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. n. 2. Encyklopädie Theil XIV. Seite 69. n. 2. Wächſt nicht nur auf hohen Felſen, wie es in der Encyklopädie angeführet wird, ſondern auch faſt auf jedem etwas größeren Feldſteine von härterer Art in Deutſchland. Hiermit iſt der Lichen atro-virens *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. v. 1607. n. 7. nahe verwandt, bey dem die Rinde viel feinriſſiger iſt. Im Alter verändert ſich die gelbe Farbe öfters ins graue.

* * *

Als Anhang zu dieſem Aufſatze kann man hier noch ein Paar anderer Gewächſe erwähnen, die ſonſt auch wohl mit zu den Lichenen gerechnet

net wurden und ſich durch ihre Anwendbarkeit zur Färberey empfehlen. Das iſt

1) ein Staubſchimmel-Gewächs, das aus ſehr kleinen, durch feine Härchen mit einander verbundenen, hellgelben Kügelchen beſteht, die ſich an ſchattigen Felſen nach und nach oft bis zu beträchtlichen Maſſen anhäufen, die gleich einer weichen, jedoch häufig unterbrochenen Decke die Felſen überzieht. In Deutſchland trifft man dieſes Gewächs auf dem Harze, dem Thüringer Walde und in andern Gebirgen an. Hoffmann nannte es Lepra flava in ſeiner Enum. Lich. p. 2. Tab. 1. fig. 4. In den Linneiſchen Schriften iſt es mit unter Byſſus candelaris begriffen. Von dieſem Staubgewächſe erhielt Hoffmann, als er es mit Urin kochte, eine ins pfirſichrothe ſchlagende Zimmtfarbe; mit Zinn-Solution gab es gelblich-zimmtfarben; mit Eiſenvitriol eine ins fleiſchfarbige fallende Mäuſefarbe. — Eine Varietät hiervon, die häufig an alten Eichen, auch an Balken wächſt, aber ihrer Zartheit wegen nicht gut in Menge zuſammen gebracht und zu Verſuchen angewendet werden kann, beſchreibt Micheli in ſeinem Werke, Nova genera Plant. p. 100. n. 69. und giebt davon folgende Differenz: Lichen cruſtaceus, arboribus adnaſcens, tenuiſſimus, pulverulentus, aureus, colore elegantiſſimo et immutabili. In wie fern ſich dieſe von dem vorſtehenden und von ähnlichen Staubſchimmelgewächſen unterſcheidet, wird in dem hoffentlich bald erſcheinenden Werke Species Fungorum von dem Herrn Perſoon näher auseinander geſetzt werden, da der Herr Perſoon die ehemahligen Linneiſchen Byſſus-Arten nebſt vielen neuentdeckten ſchon in mehrere Gattungen getheilet hat.

2) Ein

2) Ein pilzartiges Gewächs, mit einer weißlichen ſchorfähnlichen Rinde, und vielen geſtielten, fleiſchfarbenen, rundlichen Köpfchen, das auf etwas feuchtem Heideboden und in Waldungen und auf Gebirgen häufig gefunden wird. Die Köpfchen ſind mit dem etwas blaſſeren Stiele etwa drey Linien hoch. Die Subſtanz iſt fleiſchicht. Linné nannte es Lichen ericetorum, wozu denn aber noch ein Gewächs mit flachen ſitzenden Schüſſelchen gerechnet wurde. In dem Supplem. Plant. p. 450. kommt es unter dem Ehrhardtſchen Nahmen Lichen Boeomyces vor. Perſoon hat es Boeomyces roſeus genannt. Dieſes Gewächs giebt mit Eiſenvitriol und Alaun eine ins aſchgraue fallende hirſchbraune Farbe.

* * *

Nachdem ich hier das nöthige über einige der merkwürdigſten Lichenen geſagt habe, will ich noch etwas von den verſchiedenen Meinungen der Botaniker über die eigentliche Art der Fortpflanzung derſelben anführen, wovon ich im Vorſtehenden nur gelegentlich etwas erwähnte. Linne glaubte, daß die Schüſſelchen der Sitz der männlichen Befruchtungs-Organe, und die mehlartigen Körner, die zerſtreut auf der Oberfläche, oder in eignen, ſchüſſelähnlichen kleinen Vertiefungen gedrängt beyſammen ſitzen, die wahren Samen der Lichenen ſeyen, die von jenen, den männlichen, befruchtet würden, und ſo fort keimen und die Art erhalten könnten. Dieſe Meinung hat die Erfahrung zum Grunde, daß dieſe Mehlkörner wirklich fortwachſen, wenn ſie von der Mutterpflanze getrennt werden. Reimen läßt es ſich damit aber nicht gut, daß manche Arten nur aber ſo äußerſt ſelten Schüſſelchen tragen, ob ſie gleich

gleich immer mit einer großen Menge von Mehlkörnern bedeckt ſind. Woher ſollen dieſe befruchtet und zur Fortpflanzung ihrer Art tüchtig gemacht werden, wenn es weit und breit kein Exemplar mit Schüſſelchen giebt, das ſie befruchten könnte?

Hedwig, der durch ſeine mikroſkopiſchen Unterſuchungen ſo viel Licht über die Fortpflanzungsart der kryptogamiſchen Gewächſe verbreitet hat, unterwarf auch die Lichenen einer genaueren Beobachtung. Seine Wahrnehmungen dabey ſind für den Liebhaber der Natur, ſo wie für jeden, der ſich über die innern Einrichtungen der Körper, die uns umgeben, zu belehren wünſcht, ſo weit es mit unſern jetzigen Werkzeugen möglich iſt, aber zu intereſſant, als daß man ſeine Reſultate nur ſummariſch herſetzen dürfte, ohne die Umſtände, worauf ſie ſich ſtützen, mit zu berühren. Ich will deshalb von ſeiner Theorie in Anſehung der Lichenen eine umſtändlichere Ueberſicht geben, ſo etwa, wie er ſie in der Theoria generationis & fructificationis plantarum cryptogamicarum. Petrop. 1784. p. 120. dargelegt hat. Die mehrſten Flechten (Lichenes) haben auf ihrer Oberfläche außer den etwas ausgehöhlten Schüſſelchen, oder den erhabenen ſchwamartigen Befruchtungswerkzeugen, dergleichen unter andern die oben erwähnten Strunkflechten ſtatt der Schüſſelchen tragen, nach ſeiner Angabe, nicht nur eine mehlartige Maſſe, die öfters in eignen, etwas ausgehöhlten Vertiefungen befindlich iſt, ſondern auch noch gewiſſe etwas hervorragende Puncte, die ſich als verſchieden von der übrigen Subſtanz auszeichnen. Wenn man genau auf alles achtet, findet man, daß dieſe Puncte nicht nur eher als die

Schüſſelchen zum Vorſchein kommen, ſondern, daß ſie auch von viel einfacherem Baue und kürzerer Dauer als die Schüſſelchen ſind. Dieſes ergiebt ſich unter andern bey der genaueren Unterſuchung des Lichen ciliaris *Linn.* (Lobaria ciliaris *Hoffm.*) wo einige Exemplare Schüſſelchen und ſolche kleine warzenförmige Puncte, andere bloß die letzteren tragen. Beyde nun, die Schüſſelchen, ſo wie die Warzenpuncte, nehmen von einem deutlich auf der Oberfläche hervorſtehenden Knötchen ihren Urſprung. Das Knötchen, welches in der Folge ein Warzenpunct bleiben ſoll, bekommt bald auf ſeiner Spitze einen braunen Fleck, der in der Folge ſchwärzlich wird. Wenn man eins dieſer letzten Knötchen, ehe es braun zu werden beginnt, ſenkrecht durchſchneidet, ſo zeigt ſich zwiſchen den gemeinſchaftlichen äußerſt zarten Gefäßen des Pflänzchens ein beſonderes unter der Spitze dieſes Knötchens liegendes Behältniß ſehr deutlich, welches bald ein, bald zweyfächerich, und mit einer körnichten Maſſe angefüllt iſt. Dieſe körnichte Maſſe findet man aber nicht mehr, ſobald das Knötchen an ſeiner Spitze den ſchwarzen Fleck annimmt, welches gewiß eine Oeffnung zum Durchgange derſelben iſt, ſondern an deren Stelle bemerkt man etwas gallertartiges, welches hernach indeſſen auch vertrocknet und verſchwindet, ſo wie das ſchwarzgewordene und verhärtete Warzenpünctchen ſelbſt. Alles dieſes geht in kurzer Zeit vor ſich. Ein ſolcher Warzenpunct aber, der ſich in ein Schüſſelchen entwickeln wird, unterſcheidet ſich ſogleich durch ein immer am Wachsthume zunehmendes grünes Grübchen. Wenn man ein ſolches ſenkrecht durchſchneidet, bemerkt man unter demſelben halbkreisförmige Streifen, die gleichſam von dem Mittelpuncte des Grübchens auslaufen,

von den übrigen in der Subſtanz enthaltenen Theilen aber unterſchieden ſind. Das Grübchen ſelbſt gewinnt endlich in ſeiner Mitte eine Oeffnung, welche ſich von Tage zu Tage immer mehr erweitert. Der Boden innerhalb dieſer Oeffnung erſcheint zuerſt röthlich, wird in der Folge aber immer dunkler. Endlich hebt ſich dieſes Grübchen zu einem wahren Schüſſelchen (ſcutella) empor, welches bald ganz ſtiellos iſt, bald auf einem kurzen Halſe oder Stiele ſitzt, mit einem deutlichen, bald gekerbten, bald ungekerbten Rande umgeben, und deſſen etwas ausgehöhlte Fläche im feuchten Zuſtande ſchwarz, im trocknen aſchgrau oder beynahe weiß iſt. Wenn man nun aus einem ſolchen Schüſſelchen durch ein Paar ſenkrechte Schnitte ein zartes Stückchen heraus nimmt, und daſſelbe in einem Tropfen Waſſer unter dem Mikroſkope unterſucht, ſo entdeckt man gleich unter der ſchwarzen Kruſte (oder der Haut, die die Fläche des Schüſſelchens überzieht) zwiſchen äußerſt feinen Streifen, die unterwärts wie durch eine Linie von der übrigen Subſtanz getrennt ſind, ſchwarze, in einer kleinen Säule zuſammen gedrängte Körner, die gleichſam in eignen Fächern liegen. Dieſe heraus genommen, und unter ſehr ſtarker Vergrößerung betrachtet, erſcheinen als eyrunde Körper, die in der Mitte durch eine tiefeingehende Querfurche getheilt, und gleichſam zweyköpfig ſind. Hiernach wird jedermann nun in den, ſich mit einem ſchwarzen Puncte endigenden Wärzchen die männlichen Geſchlechtstheile, in den zum Schildchen aber herangereiften die weiblichen erkennen müſſen, ſo wie in den, in denſelben verborgen liegenden Körnchen die wahren Saamen, oder die befruchteten Urſtoffe der künftigen Flechte. Da überdieß alle Flechten, die eigentliche Schüſſelchen tragen (die Lichenoides und Us-

Usneae *Dill.*) ſowohl in Hinſicht ihrer Vegetation als Inflorescenz mit einander überein kommen, ſo liegt am Tage, daß man jene körnichten mehlartigen, keiner Art fehlenden Theile, es mögen ſelbige nun in der Subſtanz der Pflanze verborgen liegen, (wie es bey dem Lichen ciliaris der Fall war,) oder außerhalb derſelben ſich befinden, (wie bey Lichen farinaceus und andern,) für wahre männliche Zeugungsorgane halten müſſe. Auch in Hinſicht ihres Baues haben ſie alle Aehnlichkeit mit ähnlichen Organen, denn es zeigt ſich unter dem Vergrößerungsglaſe, daß ſie aus lauter kleinen Bläschen zuſammen geſetzt ſind. Doch variiren ſie in Hinſicht ihres Standortes ſehr. Bald kommen ſie an den aufgetriebenen Spitzen der Blattlappen hervor, wie beym Lichen phyſodes, bald ſitzen ſie am Rande, wie beym Lichen farinaceus fraxineus, oder ſie ſitzen auch auf der Oberfläche des Blattes ſelbſt, wie bey Lichen pulmonarius, aphthoſus &c. Ja zuweilen bilden ſie kleine ſchüſſelförmige Kreiſe, z. B. bey Lichen ſtellaris und andern. So finden auch in Anſehung der Form der Schüſſelchen, der feinen Haarſäulchen, die die Samen enthalten, und der Samen ſelbſt allerley Unterſchiede Statt. Vielleicht zerfällt die ungeheuere Gattung der Flechten dann in mehrere Gattungen, wenn uns anhaltendere Beobachtungen hierüber mehr Aufſchluß geben. Auch laſſen ſich dann vielleicht verſchiedene Arten, die man jetzt getrennt hat, wieder verbinden.

Dieſe Hedwigſche Angabe hat nun zwar in ſo fern unverkennbare Vorzüge, daß ſie die Natur und die Beſtimmung der Schüſſelchen näher beleuchtet, und faſt keinen Zweifel übrig gelaſſen hat,

daß

daß in dieſen nicht wahre Samen gebildet werden ſollten. Gleichwohl läßt ſich von einer andern Seite aber manches, wie es ſcheint, mit Grunde dagegen einwenden. Eines Theils tritt auch hier, wie bey der Linneiſchen Theorie, nur umgekehrt, das Unverhältniß ein, daß einige Arten faſt immer nur mit Mehlkörnchen, oder nach ihm mit männlichen Befruchtungsorganen, aber äußerſt ſelten mit Schüſſelchen, oder den weiblichen verſehen ſind. Wozu ſoll dieſer große Aufwand von Organen dienen, wenn keine anderen da ſind, mit denen ſie in zweckmäßiger Beziehung ſtehen; und noch mehr, wie können dieſe Arten ſich ſelbſt erhalten, wenn ſie immer nur männliche Blüthen hervor bringen, die nach der Annalogie im ganzen Pflanzenreiche allein keinen Samen tragen? Andern Theils ſind die wirklichen Erfahrungen, wenigſtens ſehr aufmerkſamen Beobachtungen mehrerer Naturforſcher, als des Micheli, Dillen, Schmidel, Schreber, Hoffmann da, denen zu Folge aus dieſem mehlartigen Staube, womit die Lichenen bedeckt ſind, wieder neue Pflanzen ähnlicher Art aufwachſen, ſo daß er alſo kein männlicher, ſo genannter Samenſtaub, (pollen) ſeyn kann. Schreber ſah unter andern in der Nähe von ältern Lichenen eine Menge junger Pflanzen aufkeimen, die in eben der Richtung hervor kamen, wie das Regenwaſſer die Mehlkörnchen von der Mutterpflanze mit ſich weggeführt hatte; und um den Lichen vulpinus, der bekanntlich ſo ſehr ſelten Schüſſelchen trägt, *) dafür aber auch ganz mit einem

*) Daß er Schüſſelchen trägt, und wie dieſe geſtaltet ſind, habe ich oben unter Usnea vulpina geſagt.

leicht abfallenden Mehlſtaube bedeckt iſt, ſah ich gewöhnlich eine unzählbare Menge junger Pflanzen herkommen, wenn ich in der Nähe auch kein Exemplar mit Schüſſelchen bemerkte. Dieſe jungen Anſätze zeigten ſich immer in den Richtungen am gedrängteſten, wo der Zug der Lüfte, in Verbindung mit der Schwere der Körnchen ſelbſt, ſie am leichteſten hatte hinführen können.

Es ſcheint demnach ſo viel gewiß zu ſeyn, daß wenigſtens die Mehlkörnchen der Lichenen keine männliche Befruchtungsorgane, ſondern ſolche Theile ſind, die eben ſo wie die vollkommenen Samen, wenn ſie von der Mutterpflanze getrennt werden, keimen, fortwachſen, und ein neues Individuum der Art begründen können. Solche Theile hat man auch bey mehrern größeren Pflanzen entdeckt. Bey dem Lilium bulbiferum, und der Dentaria bulbifera ſitzen ſie wie kleine grüne Knollen in den Achſeln der Blätter; bey mehreren Arten der Gattung Allium im Grunde der Dolde. Bey den Laubmooſen (Musci) ſind ſie, wie bey andern kryptogamiſchen Gewächſen gemein, und ſind bey den Botanikern überhaupt unter dem Nahmen Fortſätze (nach Willdenow) im Lateiniſchen *propagines* (nach Gärtner) bekannt.

Ob die kleinen Warzenpuncte, die Hedwig bey dem Lichen ciliaris ſah und unterſuchte, auch Fortſätze, oder von den Mehlkörnern, die auf der Oberfläche ſitzen, verſchieden ſeyen, läßt ſich noch nicht entſcheiden. Wenn man ſie indeſſen auch nicht für männliche Befruchtungsorgane ſollte erkennen können: ſo würde dieſes den Naturforſcher nicht befremden, da in der Structur der Schüſſelchen ſelbſt viel=

vielleicht ſolche Vorrichtungen getroffen ſeyn mögen, daß nicht nur der weibliche Eyerſtock darin hervorgebracht, ſondern auch eine männliche Samenfeuchtigkeit abgeſondert werde, dieſen zu befruchten, und die Urkeime der künftigen Pflänzchen zur Entwicklung aufzureitzen, oder eigentlich ſogenannten Samen zu erzeugen. Dieſer Fall iſt wenigſtens in der Natur nicht unerhört, und man hat ihn bey einigen Seegewächſen beſonders aus der Gattung Fucus mit Zuverläſſigkeit beobachtet, und daher für ſolche und ähnliche ſchon den Nahmen Plantae aphroditae in Vorſchlag gebracht, welches demnach ſolche Pflanzen ſind, die zwar wahren Samen tragen, und alſo männliche und weibliche Functionen vorausſetzen, wo die männlichen und weiblichen Geſchlechtstheile ſich aber nicht abgeſondert von einander befinden, ſondern in einem Behältniſſe mit einander verbunden ſind, ſo daß ihre Functionen in dem Uterus ſelbſt vor ſich gehen.

Zu welcher Art der Fortpflanzung die oben bey Gelegenheit der Haarflechten erwähnten, beſonders von dem Herrn Medicinal-Rath Schrader der Aufmerkſamkeit empfohlenen Tuberkeln gehören, läßt ſich noch nicht beſtimmen, ſo lange das Mikroſkop hierüber noch kein Licht verbreitet hat. Eine ſonderbare Erſcheinung ſind ſie immer, und ich beſitze unter andern auch von ſolchen Haarflechten, die ſonſt äuſerſt ſparſam Schüſſelchen tragen, aus den Gebirgen des ſüdlichen Deutſchlandes Exemplare, die mit zahlreichen Tuberkeln beſetzt ſind, wenn ich auch kein Schüſſelchen daran entdecke.

So wie man mit Recht die Wege bewundert, auf denen ſich die Lichenen fortpflanzen: ſo dringt

ſich vielleicht noch die Frage auf, ob dieſe Pflanzenfamilie wirklich ſo wichtig ſey, daß die Natur für ihre Vermehrung und Erhaltung ſo ſehr hätte ſorgen müſſen? — Solche Fragen laſſen ſich zwar nicht nach ihrem ganzen Umfange beantworten, weil wir immer nur einen kleinen Theil von dem Plane der Natur, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, zu überſehen vermögen. Was die mehrſten größeren Arten betrifft, ſo iſt dasjenige, was im vorſtehenden von ihrem bis jetzt ſchon bekannten Nutzen geſagt wurde, indeſſen vielleicht hinreichend genug, ihr Daſeyn zu rechtfertigen, beſonders wenn man dabey noch erwägt, daß dieſe Pflanzen ohne Sorge des Menſchen, und an ſolchen Stellen, die ohnehin kein anders Gewächs bewohnen kann, hervorkommen. Wenn die Frage aber auf ſolche Arten geht, deren Nutzen bis jetzt noch weniger in die Augen leuchtet, die ihrer Kleinheit wegen zum Theil auch wohl nie einen unmittelbaren Einfluß auf das Wohl der Menſchheit haben möchten: ſo kann man eben das antworten, was man zur Entſchuldigung der ſogenannten Unkräuter ſagt, von denen uns zur Zeit noch kein Nutzen bekannt iſt: das die Natur ja nicht bloß für den Menſchen, ſondern auch für ſo viele andere animaliſche Weſen, wenn dieſe zum Theil auch nur zu den Mikroſkop-Thierchen gehören, Nahrung und Obdach bereiten mußte, da ſie zur Vollkommenheit des Ganzen nothwendig ſind. Und von dieſen finden viele auch an den Flechten dasjenige, was ſie bedürfen, und ohne das ihre Exiſtenz, nach der ihnen einmahl gegebenen Organiſation beſchränkt, oder wohl unmöglich ſeyn würde. Aber auch ohne unmittelbare Beziehung auf die animaliſche Schöpfung ſcheint den Lichenen ein beträchtlicher Einfluß auf das Wohl des Ganzen

zen zu gebühren. Durch die Eigenſchaft ihrer vom Winde herum getriebenen Samen, ſich an kahlen Felſen anzuſaugen, da zu keimen, zu wachſen und ſich immer mehr auszubreiten, ſind ſie ein zweckmäßiges Werkzeug in der Hand der Natur, ſolche Stellen in der Schöpfung zu bekleiden und gleichſam urbar zu machen, die durch die Kräfte größerer Revolutionen von der Decke der mütterlichen Erde entblößt wurden. Sie vermodern an dem Felſen; ſie keimen wieder auf; ſie nehmen überdieß nach und nach noch allerley Theile aus dem Staube an. Dadurch entſteht mit der Zeit eine Rinde vegetabiliſcher Erde, die geſchickt wird, größeren heilſamen Pflanzen zur Wohnſtelle zu dienen.

Wer kann überdies die Einflüſſe berechnen, die das zahlreiche Heer der Lichenen auf die Atmoſphäre hat, beſonders in den feuchten Tägen des Herbſtes, Frühlings und Winters, wo ſie am üppigſten vegetiren, wo die grünbelaubten Gewächſe aber blätterlos ſind, oder gar in Verweſung gehen. Ja die letzten Striche um den Pol, ſo wie an dem ewigen Schnee der Gebirge, würden endlich ohne die Lichenen faſt ganz pflanzenleer ſeyn, da die ſtarrende Kälte die Erregſamkeit der vollkommeneren Organiſationen in dem Verhältniſſe der Annäherung zum Pol immer mehr unterdrückt. Die Zauberhand der Natur winkte indeß die Schaaren der Lichenen hervor, um dieſe öden Gegenden zu bekleiden, und nach Möglichkeit zu beleben, und gab ihnen deßhalb einen einfacheren Bau und ein härteres Gewebe der Fibern, daß ſie von dem rauhen Klima nicht angegriffen werden, ſondern gerade für dieſes beſtimmt ſeyn möchten.

Wenn

Wenn der Naturforſcher daher im tiefen Norden oder auf großen Höhen der Gebirge ſich nun auch vergebens nach den Gräſern und Blumen der mildern Striche umſieht: ſo entdeckt ſein Auge dafür eine nicht minder anziehende Schöpfung von buntgefärbten und mannigfaltig geſtalteten Flechten, die den dürren Boden und die nackten Felſen um ihn ſchmücken, und er muß es eingeſtehen, daß unſer Planet auch hier nicht ohne Schönheit und ohne Gegenſtände der Bewunderung iſt.

Als Schriften, die ſich ganz oder zum Theil mit den Lichenen beſchäftigen, oder worin über dieſe Pflanzenfamilie bemerkenswerthe Aufſätze vorkommen, kann man hier noch folgende anführen:

Jacob Dickſon faſciculus plantarum cryptogamicarum Britanniæ. Faſc. I. — III. London 1785. ſeq. in 8. (Der vierte Faſcikel wird nächſtens erſcheinen.)

Beyträge zur Naturkunde und den damit verwandten Wiſſenſchaften von Fried. Ehrhardt. 1 — 7 Band. Hannover 1787 — 1792. in 8.

Carol. Godofredi Hagen Tentamen Hiſtoriæ Lichenum & præſertim Pruſſicorum. Regiomonti 1781. in 8.

Enumeratio Lichenum iconibus & deſcriptionibus illuſtr. a Georg. Franc. Hoffmann. Erlang. 1785. in 4.

Deſcriptio & adumbratio Plantarum e claſſe cryptogamica Linnæi, quæ Lichenes dicantur. Vol. I. II. III. Lipſ. 1790. 1794. 1799. Fol.

Deutſchlands Flora, oder botaniſches Taſchenbuch. Zweyter Theil. Für das Jahr 1795. Kryptogamie. Von Georg Franz Hoffmann. Erlangen bey Palm. — welches oben bey der Beſchreibung der Lichenen zum Grunde gelegt iſt.

Memoires ſur l'utilité des Lichens, dans la medecine et dans les arts. A Lyon. 1787. Hierin ſind außer der oben öfters angeführten Abhandlung vom Herrn Profeſſor Hoffmann, Commentatio de vario Lichenum uſu, noch einige andere, als vom Herrn

Amo-

Amoreux und Willemet enthalten, die aber an Genauigkeit und Menge der eignen Erfahrungen der Hoffmanniſchen nicht gleich kommen, welches auch die Academie der Wiſſenſchaften zu Lyon erkannte, indem ſie der Hoffmanniſchen den erſten Preis zugeſtand.

N. I. Jacquin Collectanea ad Botanicam, Chemiam & Hiſtoriam naturalem ſpectantia. Vol. I. — IV. Vindob. 1786 — 1790. 4. worin Beſchreibungen und Abbildungen ſeltener Arten von dem Herrn Abt Wulffen in Klagenfurt vorkommen.

Hen. Ad. Schrader Spicilegium floræ germanicæ. Pars prior. Hannoveræ 1794. in 8.

Syſtematiſche Sammlung kryptogamiſcher Gewächſe. Herausgegeben von H. A. Schrader. Erſte und zweyte Lieferung. Gœttingen 1796. 1797. — Die zweyte Lieferung enthält die Lichenen.

Schreber Spicilegium floræ Lipſicæ. Lipſ. 1771. in 8.

Weber Spicilegium floræ Gœttingenſis. Gothæ 1778. in 8.

Weiſs Plantæ cryptogamicæ floræ Gœttingenſis. Gœtt 1770. in 8.

Uebrigens hat ſich der Herr Doctor Acharius in Schweden ſchon ſeit einiger Zeit mit einer Lichenographia Sueciæ beſchäftigt, die nun bald erſcheinen wird, und von der ſich zu näheren Beſtimmung der zweifelhaften Arten viel erwarten läßt, da der Herr Acharius ſchon als ein groſſer Kenner der Flechten bekannt iſt. Er wird den Nahmen Lichen für alle Arten beybehalten, ſie aber in mehrere Unterabtheilungen theilen, die die Nahmen Lepraria, Verrucaria, Opegrapha, Placodium u. ſ. w. führen ſollen. Auch die ausländiſchen ſollen nicht ganz übergangen werden.

Liechfield, iſt eine kleine Stadt in der Landſchaft Stafford, in England. Ihr Biſchof gehört unter den Erzbiſchof von Canterbury, und es iſt dieſes Bißthum mit dem zu Coventry vereinigt worden. Der Ort iſt wohl gebauet, enthält etwas über 3000 Seelen, und verfertigt viel Segeltuch und Sattel-

decken

decken. Er iſt der Geburtsort des berühmten Dr. Johnſon. Das Haus Lee führt ſeit 1672 den gräflichen Titel davon.

Lichi, und von den Portugieſen Lichias genannt, iſt nach Jablonski's allgem. Lex. der Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. von neuen durchgeſehen, verbeſſert und ſtark vermehrt von Johann Joachim Schwaben, Königsberg und Leipzig 1767, eine Frucht, die in China, vornähmlich in der Landſchaft Fokien wächſt. Der Baum iſt nach der Beſchreibung hoch und ſtark, ſein Laub den Lorberblättern gleich, die Frucht hängt an den Spitzen der Zweige büſchelweiſe an etwas langen Zweigen beyſammen. Sie iſt in der Größe einer wälſchen Nuß, wie ein Herz geſtaltet, und wenn ſie reif iſt, purpurfarbig, welches ſehr angenehm ins Auge fällt. Die Haut iſt etwas rauh, aber nicht ſtark, und kann mit der bloßen Hand abgenommen werden. Das Fleiſch iſt weiß, voll Saftes, am Geruche wie eine Roſe, ſehr wohlſchmeckend, und zergeht im Munde, wie Zucker. Es wird davon jährlich eine gewiſſe Menge durch beſteilte Boten nach dem kaiſerlichen Hoflager gebracht.

Es iſt mir nicht möglich geweſen, eine nähere Beſtimmung von dieſer ſehr vortrefflich ſcheinenden Frucht geben zu können, indem der Baum nicht näher beſchrieben worden, und ich in meiner Bücherſammlung durchaus unter dem Nahmen Lichi ſonſt nichts auffinden konnte. Vielleicht kann dieſe Pflanze (wenn die Frucht ſo exiſtirt als ſie hier beſchrieben worden,) zu dem Pfirſichgeſchlechte gehören. — Indeſſen, ich will dieſe Unterſuchung gelehrtern Naturforſchern überlaſſen, doch mit dem Wunſche: wenn dieſer Baum, und alſo auch die-

ſe

ſe Frucht wirklich ſo exiſtiret, als ſie Jablonski angegeben, daß man bald ſuche, ſolchen auch (wenigſtens in unſern Glashäuſern) einheimiſch zu machen.

Lichnis; ſ. Lychnis.

Licht, iſt ein Adjectivum und Adverbium, in den Graden lichter und lichteſte, welches faſt in allen ſeinen Bedeutungen, nur im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart üblich iſt, dagegen die edlere dafür hell gebraucht.

Man nimmt dieſes Wort erſtlich eigentlich, wo es ſo viel heißt, als eignes Licht habend, hell, z. B. die lichte Sonne, lichte Flamme und d. gl. dann auch, von einem fremden Lichte erleuchtet, als, der lichte Mond, die lichte Wolke, der lichte Morgen. Bey lichtem Tage, wo man im gemeinen Leben um des Nachdrucks willen, auch wohl noch das hell hinzu zu ſetzen pflegt, als, es iſt ſchon heller lichter Tag u. ſ. w. Zweytens figürlich, und hier braucht man dieſes Wort bey den Farben für hell. Lichte Farben im Gegenſatze der dunkeln. Lichtbraun, lichtroth, lichtblau; für hellbraun, hellroth, hellblau u. ſ. w. Man ſagt ferner, ein lichter Kopf, von einem ſolchen, welcher viele deutliche und klare Begriffe hat, oder fähig iſt, bald deutliche und klare Begriffe von einer Sache zu bekommen.

Wieder in einem andern figürlichen Sinn nimmt man das Wort licht für weit, weitläufig, doch nur in einigen Fällen des gemeinen Lebens; z. B. lichte Maſchen, bey den Fiſchern und Jägern, weitläufige Maſchen, welche große leere Zwiſchenräume haben. Daher iſt bey den Jägern der lichte Zeug eine allgemeine Benennung, ſowohl der Garne und Netze, als auch der Tuch- und Feder-

lap-

lappen, zum Unterſchiede von dem finſtern Zeuge, wozu die Tücher und Plahen oder Planen gerechnet werden. Im Forſtweſen iſt ein lichtes Holz, ein lichter Wald ein ſolcher, worin die Bäume ſehr weitläufig ſtehen. Einen Wald licht machen, die Bäume herausſchlagen. Daher werden auch die Laubhölzer im Forſtweſen lichte Hölzer genannt, weil die Bäume in ſolchem weitläufiger ſtehen, und folglich auch mehr Licht durchlaſſen, als in den Nadelhölzern welche daher auch Schwarzholz, Schwarzhölzer odr finſtere Hölzer heißen. Auch ſagt man das Lichte, und verſteht darunter ſowohl einen abgetriebenen Schlag, als überhaupt einen freyen nicht mit Walduugen bewachſenen Platz.

Noch iſt in der Baukunſt die Redensart im Lichten, und man ſagt dies von einer Sache, wenn man ihre Weite angeben will, ohne zugleich die Einfaſſung oder Wand mit darunter zu begreifen; ſo ſagt man z. B. ein Fenſter iſt im Lichten 7 Fuß hoch und 3 ½ Fuß breit: im Zimmer iſt im Lichten 12 Fuß hoch, und 24 Fuß breit u. ſ. w.

Licht, (das) iſt in mancher Hinſicht ein Wort welches in verſchiedenem Verſtande, verſchiedenen Verhältniſſen und Bedeutungen genommen wird. Beym Iſidor und Kero lautet es Lecht, bey dem Ottfried und im Tatian Licht, im Niederſächſiſchen Liecht und Licht, im Angelſächſiſchen Lecht, im Engliſchen Light; bey dem Ulphilas Ljuhath, im Walliſiſchen Llug. Andere Sprachen ſtoßen den Hauchlaut ganz aus, wie das lettiſche Luti, und noch andere laſſen dieſes *t* in den verwandten Ziſcher übergehen, wie das däniſche Lius, Lys, das ſchwediſche Ljus und ißländiſche Lios. Das latei-

lateiniſche Lux hat ſowohl den Hauch als Ziſchlaut. Es iſt dieſes ein ſehr altes Wort, welches nach Hrn. Adelung mit dem Zeitworte leuchten, zu dem großen Geſchlechte der Wörter Blitz, Glanz, gleißen, bleich, blaß, blinken, blaß, Lohe, Blick, lugen (ſehen,) und hundert andern gehöret, wohin auch die lat. lucere; diluculum der zweyten Sylbe nach, das griechiſche λευκος, bleich, λυχνος, lucerna, λυκη, die Morgendämmerung u. a. m. zu rechnen ſind. Diederich von Stade bemerkt, daß in der alten Züriciſchen Bibel, und zu ſeiner Zeit häufig das Wort Licht Liecht geſchrieben worden ſey, leitet eben dieſes Wort aber aus der däniſchen und ſchwediſchen Sprache her. In dem Cod. argent. kommt das Diminutivum von Liuhath, Licht, vor, welches Hiob XII. 5. Liugan, Lichtlein, gegeben worden iſt. Daß Ottfried aber wohl nicht das Wort Licht, wie ich oben nach Hrn. Adelung angeführt, gebraucht habe, (welches vielleicht ein Druckfehler in Hrn. Adelungs grammatiſch kritiſchem Wörterbuche ſeyn kann,) ſondern vielmehr Lioht, glaube ich aus Ottfried I. 12. 2. darthun zu können, wo die Stelle: ſie wurden erleuchtet von einem himmliſchen Lichte, vurtun sie inliuhte fon himilisgen liohte gegeben worden iſt.

Ueberhaupt iſt das Wort Licht aber die allgemeine Benennung desjenigen, was helle macht oder leuchtet, und uns alſo in den Stand ſetzet, die Dinge welche um uns ſind, zu ſehen; (Man ſagt: das Licht der Sonne — des Mondes — der Sterne, einer Fackel, Kerze oder Lampe u. ſ. w. 1 Moſ. 1. v. 16. wird die Sonne ein Licht genannt, das den Tag regieret, und der Mond ein Licht das die Nacht regieret) oder dasjenige Weſen,

ſen, vermittelſt welchem durch das Auge die Empfindung des Sehens hervorgebracht wird, nennt man Licht, oder Lichtmaterie, (lux, lumen, materia lucis) und ſie kann von keinem andern Sinn, als dem Sinne des Geſichts empfunden werden, und unterſcheidet ſich dadurch ſchon vom Stoffe der Wärme. Eine Folge des Daſeyns des Lichtes iſt die Helligkeit, und man verſteht nach Hrn. Achards Vorleſungen über die Experimentalphyſik: Berlin 1791, Th. 1. S. 168, unter Helligkeit den Zuſtand der Körper, der ſie geſchickt macht, von unſern Augen geſehen zu werden; der Zuſtaud hingegen, in welchen ſie dazu unfähig ſind, nennt man Dunkelheit, woher dieſe eine Folge des Mangels der Lichtmaterie iſt.

Alle Naturkundigen ſind darin einig, daß dasjenige, welches irgendwo Klarheit und Helligkeit verbreitet, eine wahre Materie ſey: was für eine Materie aber, und wie ſie ſich, an dem Orte, wo ſie ſich ſpüren läßt, befindet, iſt eine Frage, worüber die Meinungen der Gelehrten ſehr getheilt, und woher ſo manche beſondere Hypotheſen entſtanden ſind. Den Urſprung des Lichts leiten die Gelehrten von der Schöpfung her, und die bibliſchen Philoſophen erklären ihn nach der Schöpfungsgeſchichte, welche Moſes aufgezeichnet hat. Dieſer meldet im erſten Buche 1 Cap. 1. v. 3. daß Gott am erſten Tage das Licht erſchaffen, indem er geſagt: es werde Licht, worauf Licht, Morgen und Abend entſtauden, welches der erſte Tag geweſen; weil er aber v. 14 meldet, daß am 4ten Tage erſt die Sonne erſchaffen worden; ſo iſt eine Frage entſtanden: wie Licht, Morgen und Abend, ohne die Sonne, die Gott nach der Beſchreibung Moſis erſt am vierten Tage erſchaffen,

hät-

hätten ſeyn können? Dieſerhalb meinet Whiſton in ſeiner nova telluris theoria, die Sonne wäre ſchon vor der ſechstägigen Schöpfung, welche Moſes beſchreibet, erſchaffen geweſen, und es wäre demnach in dieſer Frage keine Schwierigkeit. Denn, er will behaupten, daß Moſes weiter nichts, als die Bildung unſerer Erde beſchrieben habe; und wenn es v. 16 hieße: Gott machte zwey große Lichter, ſo müſſe das ויעש in plusquamperfecto verſtanden werden: und Gott hatte zwey große Lichter gemacht, folglich habe nach ſeiner Meinung das vierte Tagewerk darin beſtanden, daß Sonne, Mond und Sterne auf Erden ſichtbar geworden. Denn obwohl das Licht der Sonne durch die Luftkugel ſchon am erſten Tage einiger Maßen durchgedrungen, ſo ſey doch dieſer Körper nicht die ganze Zeit über ſichtbar geweſen. Allein, gleich wie das יהי im 6ten Verſe, da es heißt יהי רקיע es werde eine Feſte, nicht einmahl von Whiſton, durch ein bloßes Erſcheinen erkläret werden kann, ſo kann im 14ten Verſe das יהי מארת unmöglich ein bloßes Erſcheinen der Sonne, Mond und Sterne bedeuten, zumahl, da weder Menſch noch Vieh auf Erden geweſen, welchen dieſe Lichter am vierten Tage zuerſt hätten erſcheinen können.

Treuner in colloquio de lucis primigeniæ cauſis, antwortet auf die obige Frage alſo: das Licht ſey dadurch entſtanden, da Gottes allmächtige Hand die himmliſche Materie unmittelbar beweget, und hierdurch auf der ganzen Erde Licht gemacht; als aber dieſe Bewegung des Aethers wieder aufgehöret, ſey darauf auf der ganzen Erde Nacht geworden. — — Nach Walchs Meinung iſt die Sonne in der Natur die Quelle des Lichts, und

diejenigen Körper können ein Licht durch den Schein von ſich geben, in welche die Natur feurige Theile gelegt hat.*) Dieſe Erklärung hinkt aber auch, wie die mehrſten der alten Philoſophen.

Die Hiſtorie des Himmels, darin vom Urſprunge der Abgötterey und von den philoſophiſchen Irrthümern über die Entſtehung des Weltgebäudes und der ganzen Natur gehandelt wird, nach der neuen Franzöſiſchen Ausgabe überſetzt, Leipzig und Breßlau 1764. legt freylich auch, da ſie vom Urſprunge des Lichts redet, die bibliſche Schöpfungsgeſchichte zum Grunde, allein ſchon mit mehrerer Bedachtſamkeit. Es heißt daſelbſt im Th. 2. S. 293. fgg. wie folget:

— — Wer kennet die Sonne und das Feuer ſo genau, daß er behaupten darf, Licht und Farben, die er eben ſo wenig kennet, ſeyen ein Ausfluß dieſes Geſtirns: und das Licht werde unaufhörlich von ihm erzeuget? Ein ſolcher Lehrſatz iſt noch dunkler, als die Erzeugung der magnetiſchen Kraft aus einer geheimen Eigenſchaft. Die Sonne ſowohl, als eine Feuerflamme ſtoßen uns das Licht zu, davon die Welt voll iſt, und das Licht läßt uns die Sonne und die Flamme ſehen, die es uns zuſenden. Allein gleichwie die Sonne kein Werk des Lichts iſt, ſo iſt auch das körperliche Licht keine Wirkung der Sonne. Das Licht, welches alle Zeit uns zu erleuchten bereit iſt, ſobald ein wenig Feuer es regen wird, braucht nicht erſt die Sonne zu erwarten, um zu uns zu kommen, es iſt vor ihr ſchon um uns her, gleich wie die Luft da iſt, wenn auch der Glockenſchlag ſie nicht bis an das Ohr reget und führet. Es iſt viel lächerlicher, vorzugeben, die Sonne erzeuge alle Augenblicke das Licht, und erfülle in jedem Nu die unendlich weiten Sphären, die es erleuchtet, als zu behaupten, die

*) Man kann hierüber auch Wiedeburgs Disput. de luce primigenia, Jen. 1721. nachleſen.

die Glocke erzeuge die Luft, die in meinem Ohre klingt, weil ſie die bis zu mir treibet. Aus dem allemahligen Uebergange des Tones vom Glockenthurme bis zu meinem Ohre wird wohl niemand ſchließen, daß die Luft vom Thurme weggehe, und zu mir komme; ſondern, daß die im Thurme bewegte Luft an die nächſte anſtößt, und dieſe weiter fort, alſo, daß die Luft an ihrem Orte bleibt, der Stoß aber allein weiter fortgepflanzet wird. Und obgleich das Licht der Sonne in ſieben Minuten zu uns kommt, ſo wird doch daraus niemand ſchließen, das Licht gehe von der Sonne weg, und fließe und wälze ſich bis zu uns. Es iſt da kein Ausfluß, ſondern ein Stoß, eine Welle, ein allmähliger Druck, der von der Sonne oder Glocke nichts wegführt, ſondern ſich den nächſten daran ſtoßenden Körpern mittheilt, und alſo nach und nach bis zu uns kommt. Luft und Licht aber ſind keine Ausflüſſe der Glocke oder der Sonne, welche ſie rege machen. Eins geht das andere nichts an. Die Luft iſt vorhanden, ehe die Trompete ſie erreget und klinget; und das Licht iſt vorhanden, ehe es durch Flamme des Feuers im Gleichgewichte geſtöret wird, und leuchtet.

Im Verfolg dieſer Hiſtorie des Himmels, läßt ſich der Verfaſſer auch noch weiter über die Natur des Lichts ein. Seine Ideen, ſo wie ſeine Erklärung der Schöpfungsgeſchichte, ſind zwar etwas hart, und wenig übereinſtimmend, mit den neueren Entdeckungen im Fache der Geologie und Sternkunde; ſie mögen hier indeß als ein Beyſpiel ſtehen, mit welchen Behauptungen vordem der größte Theil der bibliſchen Philoſophen zufrieden war. Es heißt Seite 309. ferner:

Mit den himmliſchen Sphären verhält es ſich eben ſo wie mit der Erde, ſie waren gemacht, denn der Himmel, daraus ſie beſtehen, war geſchaffen. Gleich wie aber unſere Erde nicht wohnbar, alſo waren die Sphären noch nicht Sterne. Es waren noch finſtere, unförmliche Maſſen. Das Licht war noch nicht da, und ſie bringen es nicht hervor. Der Lichtkörper an ſich

konnte ſchon geſchaffen ſeyn, obgleich weder Sonne noch Mond waren; wofern der Stoff, woraus Gott dieſe großen Kugeln ſchaffen wollte, gleich wie die Erde, noch nichts war, als ein großer Haufe Elemente, an ſich vollkommen zu einem Zwecke zugerichtet, aber noch nicht angebracht. Dieſe Kugeln konnten damahls von ihrem eigenen Mittelpuncte gehalten ſeyn, und eine die andere unterſtützen. Bis hieher aber iſt noch alles ſtumm, unwirkſam, erſtorben; nirgends wird ſich ein Geſchöpf zeigen, bis es die Stimme des allmächtigen Schöpfers rufen wird. Durch ihn allein haben ſie ihr Weſen, und ihre Beſtimmung.

Es werde Licht, ſagte er darauf, und es ward Licht; obgleich das Auge noch nicht gemacht war, dem es dienen ſollte. Er billiget ſein Werk; er betrachtet mit Wohlgefallen, wie unermeßlich, wie ſchnell, wie vortrefflich es war. Von dem Nun an, da dieſer unbegreifliche Ocean des Lichts, der alles durchdringt, und alle Sphären zuſammen hält, zu wirken anfängt, rollen alle Sphären; die Welt geht; von dieſem Nun an rechne man den Umlauf der Erde, welcher das Maaß zu Tag und Nacht iſt. Hier iſt aber die Bewegung nicht Meiſter, nicht Urſache eines neuen Weſens. Der bloße Wille Gottes, der dem Lichte befiehlt, ſich zu regen, und den Sphären in dieſem fließenden Ocean zu wandeln, bewirket auf einmahl die Bewegung, die Harmonie der ganzen Maſchine.

Die Bewegung hat keinen Theil der Maſchine gebildet; der Wille, welcher ſie alle ſchuf und in Bewegung brachte, hat die Geſetze, nach welchen ſie fortwandeln, auf immer beſtimmt.

Gleich wie dies unermeßliche Licht nicht von einer vorgehenden Bewegung kommt, ſo hat es auch ſein Weſen nicht von der Sonne. Es hängt von ihr gar nicht ab, es giebt ihr vielleicht ehe, als daß es von ihr etwas erhielte. Iſt die Sonne ein Feuer, das ſich immer auszubreiten ſucht; ſo iſt das alles erfüllende Licht im Stande, ſie zuſammen zu drängen, auf alle Seiten zurück zu ſtoßen, und an ihrem Orte zu erhalten. Als eine

eine zweyte, oder Nebenurſache kann das Licht, wo nicht zur Bildung, doch zur Erhaltung der Sonne beytragen; welche aber keinesweges Licht erzeugen kann.

Hier folgt Seite 315 fgg. noch eine bibliſch richtige Lehre, die ich noch hinzufügen muß, weil es die Sache erfordert, uns aber von der Entſtehung des Lichts freylich nicht viele Belehrung geben kann. Der Verfaſſer ſagt ferner:

Gott ſprach, ſagt Moſes, es ſollten Lichter an der Feſte des Himmels ſeyn, die Tag und Nacht unterſcheiden, und Zeichen der Zeiten, Tage und Jahre abgäben. Von nun an ſchien die Sonne auf die Erde. Der Mond und die Planeten und andere Sterne machten ſich fertig, ihr Licht auf der Seite auszubreiten, wo die Sonne nicht ſchien. Von dieſem Zeitpunct an hat die Erde ihre Lichter, welche die Ordnung der Tage, Geſchäfte und Feſte beſtimmen. — — — — In Moſis Naturlehre iſt ſie der Pflanzen Mutter nicht. Sie waren ſchon den Abend zuvor geſchaffen, und die Morgenröthe iſt um einen Tag jünger als die Blumen.

Wenn wir alles dieſes nun zuſammen nehmen, ſo kommen wir doch nicht weiter, als, wir ſehen in dem unermeßlichen Raume zerſtreuten Materien, welche Licht verbreiten. Dasjenige was aus der Sonne ſtrahlt, bringt auf unſerer Erde Wirkungen hervor, welche die Abwechſelungen der Jahreszeiten, der Tage und Nächte, der Klimaten, wiewohl ohne einige Anhäufung, begleiten; wir ſehen auch Licht bey der Zerlegung einer Menge irdiſcher Körper, ſich abſcheiden; und nachdem wir alle dieſe Thatſachen zuſammen genommen haben, können wir in dieſen verſchiedenen Rückſichten zwar beſtimmen, was für Wirkungen nicht haben ohne Zuſatz des Lichtes zu andern Subſtanzen, auf der Erde, und in den bekannten Gegenden des Weltraums, ihren Anfang

nehmen können; allein, wie das Licht hervorgebracht, und vertheilt worden iſt, bleibt ein Geheimniß, welches wir mit unſern eignen menſchlichen Fähigkeiten niemahls durchdringen werden. Wir müſſen alſo hier, wenn wir Weiſe ſeyn wollen, die Hand auf den Mund legen.

Eine Meinung von der Entſtehung des erſten Lichtes, welche zum Theil noch viele Theologen hegen, muß ich noch anführen. Es iſt diejenige, welche Wiedeburg (Johann Ernſt Baſilius) vorgetragen hat.

Die neu entſtehende Erde war, nach ſeiner Hypotheſe, mit dicken Wolken von Dünſten und trüben Gewäſſern umgeben — Kein Sonnenblick konnte auf den Grund der Dunſt-Kugel, geſchweige denn, des ſie umgebenden Meeres dringen. — Die wirkſamen Kräfte der Natur hatten aber bereits ihr Werk angefangen, und die Dünſte fingen an ſich ihrer Schwere nachzuſenken, der Dunſt-Kugel ſowohl, als das die Erd-Kugel umwallende Meer zu reinigen. — Beyde dieſe ihrer Natur nach durchſichtigen flüſſigen Materien gediehen durch den Niederſchlag der fremden Theile zu einem Grade der Reinigkeit, daß es nun, wenn auch ein ziemlich grauer Tag, doch hell wurde, und ein Zuſchauer hier und da etwas auf den Grund würde geſehen — und irgend die Geſtalt der Oberfläche der Kugel entdeckt haben. —

Das ſcheint die ſo natürliche Auslegung der Moſaiſchen Worte und dieſe Gedanken hat Moſes (oder hatte er ältere Urkunden, oder Tradition vor ſich,) ſo haben ſie deren Verfaſſer gehabt — wenn man auch ſchon, in jenen Kinderjahren der Welt, und

der

der menſchlichen Kenntniſſe, nicht gewußt, nicht bedacht, nicht begriffen, woher dies Licht gekommen? Ja! wenn er auch gar in der Einbildung geſtanden, die Sonne ſey erſt nach der urſprünglichen Bildung der Erde, in der vierten Entwickelungs = Periode entſtanden. — Die Bühne öffnete ſich damit, daß es hell wurde. Dieſen Gedanken kleidet Moſes ſo ein, daß Gott geſprochen, gebothen habe, es werde Licht: und es ſey Licht geworden. —

War dieß nicht der natürlichſte Eingang, den irgend ein Geſchichtſchreiber, der die erſte Entſtehung der Erde und ihre allmählige Entwickelung von Anfang dieſer Vervollkommung beſchreiben wollte, nehmen konnte? — Die Erde war in ihrer allererſten Bildung ein weicher todter Klumpe, in tiefe Nacht gehüllt. — Endlich wurde ſie etwas erleuchtet; aber auch da war nichts auf ihr zu ſehen oder zu entdecken.

Dieſe zuerſt mit der neuen Erde vorgegangene Hauptveränderung war würdig und herrlich genug, daß ihr Moſes eine eigne Hauptperiode zueignete und ſie Epoche machen läßt. — Nach den Geſetzen der Natur iſt es nicht künſtlicher, nicht weiter ausſehend, nicht langweiliger, organiſche, und ſogar thieriſche Körper hervorzubringen, als die Atmoſphäre eines ganzen neuen Erdballs zu reinigen, und dieſen Erdball der Erleuchtung fähig zu machen. — Gewiß war dieſe Entwickelung diejenige, die vor den Uebrigen allen voraus gehen konnte und mußte. — Luft und Waſſer mußten vor allen Dingen bis zur Durchſichtigkeit gereinigt werden, wenn durch Verbindungen und Auflöſungen nur das Mineral = Reich, geſchweige denn das Pflanzen = und Thierreich gebildet werden und gedeyhen ſollte.

Reinigten ſich dieſe beyden großen die Erde umgebenden Elemente, und die Sonne war bereits da, ſo mußte es natürlicher Weiſe hell werden. —

Es wird alſo alles darauf ankommen, ob wir bey näherer Erwägung des ſogenannten vierten Tagwerks, irgend gegründete Zweifel finden werden, auf der Hypotheſe zu beharren: daß die Sonne bereits lange vor demjenigen Zuſtande der Erde den Moſes hier beſchreibt, da war und gewirkt habe? Bis dahin muß ich daher auch die Anführung der übrigen Gründe meiner Ueberzeugung verſpahren. Gewiß aber iſt doch, daß dieſe Muthmaßung, und wenn ſie alle Unwahrſcheinlichkeit wider ſich hätte, und behielt, dennoch der Ehre der Offenbarung und der menſchlichen Vernunft bey weitem nicht ſo nachtheilig werden könne, als die Ausflüchte und Erklärungen ſo vieler ältern auch neuern, berufenen und unberufenen Deopnevſten und Layen, irgend durch ein erſtes oder gar erſtgebohrnes Licht (lux primigenia) durch Fackeln durch Licht-Wolken, durch Licht das von der Bewegung des heil. Geiſtes auf den Waſſern durch die Reibung entſtanden u. ſ. w. Aber es iſt billiger, dieſe Einfälle und Träume, welche die menſchliche Vernunft entwürdigen, zu unterdrücken als widerlegen zu wollen. — Alle hat Moſes ſelbſt ſchon dadurch widerlegt, daß er ausdrücklich hinzufügt: „Da ſcheidete Gott das Licht von der Finſterniß „und nennte das Licht Tag und die Finſterniß „Nacht“. Iſt das etwas anders gedacht oder geſagt? als, daß die Erde in den Zuſtand kam, daß Tage und Nächte wechſelten?

Hät-

Hätten die Engel auch bey Tage Fackeln gehalten — — oder es hätte die getrennte Feuer oder Licht-Materie — vielleicht die elektriſche, oder die Nordlicht-Materie oder die Materie des unterirdiſchen Feuers, die ſogar Hr. R. Michaelis nennt — bey Tage geleuchtet, oder es wär von der Webung auf dem Waſſer eine Reibung, und von dieſer Wärme Licht entſtanden — wie wär nun die Nacht und ihr geſetzmäßiger Wechſel wohl möglich oder thunlich geweſen?

Haben irgend die Engel gegen Abend die Fackeln ausgelöſcht, und früh wieder angezündet? Wie haben die Lichtwolken des Abends zu leuchten aufgehöret, und früh wieder angefangen? Hat ſich der auf dem Waſſer ſchwebende Geiſt vielleicht des Abends zur Ruhe gelegt, und beym Erwachen wiederum zu weben angefangen? Keiner von dieſen Auslegern giebt darüber einige Auskunft.

Diejenigen, welche ein urſprüngliches allgemeines Chaos oder einen rohen Klumpen, welcher den Vorrath aller Materie, woraus nachmals alle Körper gebildet worden, annehmen, erklärten die Scheidung des Lichts von der Finſterniß, durch die Scheidung der Materie, woraus die Sonne und die Fixſterne gemacht worden, von der irrdiſchen Planeten Materie. Aber welche Vorſtellung gehörte überhaupt dazu? ſich das Chaos vorzuſtellen, deſſen Haupttheil die Erde ausmachen ſoll, von welcher die Sonnen-Materie geſchieden, gleichſam aus dem Chaos herausgenommen worden? da ſchon die Sonne über eine Millionmal größer iſt als die ganze Erde — Und iſt die Beſtimmung, welche Moſes hin-

hinzufügt nicht deutlich genug: „daß durch die Scheidung Abend und Morgen, Tag und Nacht bewirkt worden „(Gott beſtimmte) ſo überſetzt ſowohl Hr. R. M. als der Herr Verfaſſer der Urgeſchichte — Gott beſtimmte dem Licht (das er bald darauf Tag nennet) und der Finſterniß (die er nun Nacht nennet) ihre Grenzen — alſo ihren geſetzmäßigen Wechſel. — Wie kann das durch Scheidung der Licht und Schatten-Materie bewirkt werden?

Wie einfach und wie natürlich wird aber Alles, wenn wir unſerer Urkunde ganz auf dem Fuße folgen! — Vor ihrer erſten Entwickelung war unſere Erde Komet — in dicke Nebel gehüllt, daß kein Sonnenlicht den Kern beſcheinen konnte. Ihre Atmoſphäre reinigte ſich, das Licht beſchien nun auch den Kern. —

Es mag ſeyn daß auch die Kometen ſich um ihre Axen drehen, und alſo bald die eine bald die andere Halbkugel der Sonne zu kehren — und daher an ſich des Wechſels des Tags und der Nacht fähig wären — (wie wir auch an den Kometen ſelbſt durch die Sehe-Röhre wahrnehmen, daß ſie auf der der Sonne zugekehrten Seite heller ſind, als auf der entgegengeſetzten) ſo ſind und bleiben ſie aber doch eines wirklichen und hinlänglich merklichen Wechſels von Tag und Nacht unempfänglich, ſo lange ſie mit dieſer zu dichten und ſich weitſtreckenden Atmoſphäre umhüllt ſind: denn auch auf der abgekehrten Seite iſt zwar Dämmerung, obgleich ſelbſt auf der der Sonne zugekehrten Seite kein Strahl auf den Grund oder Kern dringt. Würden aber dieſe Kometen-Atmoſphären gereinigt, durch Präcipitation gemindert — nun erſt müßten und könnten abwechſelnde Tage und Nächte entſtehen.

Groß,

Groß, würdig, erhaben und zweckmäßig genug wird alſo allerdings in allen Rückſichten, dieſe Revolution des erſten Entwickelungs-Perioden der Erde, die noch als finſtrer trauriger Komet an den Himmeln irrte. Die dichtern Nebel, die ſie der wahlthätigen Wirkungen der Sonne beraubte, bey deren fortwährender Dauer alle übrigen Entwickelungen hätten unterbleiben, während welcher ſie ein unbewohnbares ödes Chaos hätte bleiben müſſen, wurden getrennt und zerſtreut; die Atmoſphäre reinigte ſich und öffnete den erwärmenden und erleuchtenden Sonnenſtrahlen den Weg. Alle die übrigen einzelnen Entwickelungen der zwar mit den nöthigen Kräften verſehenen jungen Erde, hätten ohne dieſe Mitwirkung der Sonne unterbleiben müſſen. — Man ſtreue, den an ſich vollkommenſten beſten und fruchtbarſten Saamen aus, — man pflanze und begieße die lebhofteſten Pflanzen — ohne die wohlthätigen Wirkungen der Sonne wird weder der Saamen keimen noch die Pflanze gedeyhen — und eben ſo wenig würde kaum oder nicht einmal ein und das andre Geſchlecht des unterirrdiſchen Gewürms oder Ungeziefers, vielweniger in der Luft oder in dem Waſſer lebende Thiere leben und gedeyhen können. — Ja! ſelbſt das todte Mineral-Reich, welches durch Auflöſungen und durch Vermiſchung durch Arten von Digeſtion und Congelation gebildet wird, wär unentwickelt geblieben, wenn dieſe chaotiſche Finſterniß fortgedauret hätte.

Ohne Wunder hätte dieſe große Revolution in 24 Stunden, ja! wohl kaum in Jahrsfriſt nicht erfolgen können. — Für wen wären Wunder aber nöthig geweſen? da kein Zuſchauer da war, und der

der Urheber die Natur ſchon mit Kräften begabt hatte dieſe große Entwickelung allmählig ſelbſt hervorzubringen: wie wir noch täglich im Kleinen ſehen. —

Hätte Moſes hievon gänzlich geſchwiegen, ſo hätte ein nachdenkender Koſmolog vernünftig genug auf dieſen Anfang aller übrigen Revolutionen die mit der Erde vorgegangen ſind, verfallen, und ſich dieſe Vorſtellung machen müſſen. Eher es licht ward, und zwar ein ſolches Licht, das mit Schatten der Nacht wechſelte, konnte keine einzige Revolution auf der Erde ſtatt finden. —

Mit dem größten Recht thut Moſes die göttliche Billigungs Formel zu dieſem ſogenannten Tagwerk hinzu — daß Gott ſelbſt gleichſam geurtheilt haben möge, daß das Licht gut ſey — Es war das Erſte, was hervorgebracht werden mußte, und das Beſte, was zuerſt hervorgebracht werden konnte.

Daß wir durch etwas ſehen ſollten, was aus unſern Augen nach den ſichtbaren Gegenſtänden hinflöſſe, wie ſich die Alten zum Theil eingebildet haben, läßt ſich bey gemeiner Prüfung nicht gedenken. Die Lichtſtrahlen müſſen alſo entweder wirklich nach allen Seiten zu, aus einem leuchtenden Körper hervor ſtrömen, oder es muß in einer allenthalben um uns herum ausgegoſſenen Lichtmaterie, eine Art von Bewegung durch den leuchtenden Körper hervorgebracht, und dadurch Lichtſtrahlen gebildet werden.

N e w t o n erklärt die Weiſe, wie das Sehen geſchieht, dadurch, daß er Lichtſtrahlen annimmt, die aus den leuchtenden Körpern ausfahren ſollen. Seiner

ner Meinung zufolge ſchießt die Sonne unaufhörlich Strahlen von ihrer eigenen Subſtanz um ſich her, welche ſich bis zu den äußerſten Enden der Sphäre der Welt verbreiten; und dieſe Strahlen beſtehen aus Theilen, die hintereinander folgen, und zu denen unabläßig neue an eben demſelben Orte, mit aller der Geſchwindigkeit kommen, welche die Fortpflanzung des Lichts uns wahrnehmen lehrt. Kurz, die Sache mit deutlichern und noch beſtimmtern Worten auszudrücken, ſo iſt nach dem Newton das Licht nichts anders, als das Feuer ſelbſt, das in einer kleinen Entfernung brennet, wenn ſeine Theile dichter, oder geſchwinder, oder mehr zuſammengedrängt ſind; und das unſere Augen auf eine ſanfte Art erleuchtet, wenn es aus einer größern Entfernung wirkt, wenn ſeine Theilchen feiner, zarter, weniger geſchwind und weniger zuſammengedrängt ſind; ſo wie ein angezündetes Licht das Auge, das ſich nur um etliche Linien von ihm entfernt befände, verbrennen würde, und das Auge erleuchtet, welches um einige Zoll oder Fuß von ihm entfernt iſt. Newton beweiſet noch durch eine ſehr ſinnliche Berechnung, daß dieſe Materie, oder dieſes Feuer, durch Strahlen, die binnen ſieben bis acht Minuten zu uns gelangen, aus der Sonne ausfließt und ausſchießt.

Mit dieſer Hypotheſe ſind viele unſerer neuern Phyſiker nicht zufrieden, wie z. B. Erxleben in ſeinen Anfangsgründen der Naturlehre mit Zuſätzen von Lichtenberg, (Frankf. und Leipzig 1796) indem er S. 266 fgg. ſagt: „ — — Wenn man „bedenkt, daß die Sonne alsdann unaufhörlich eine ungeheure Menge Lichtſtrahlen ausſchicken müſ„ſe, da man doch nicht wahrnimmt, daß ſie von ihrer

„ihrer Größe verlieret, noch etwas wahrſchein„liches davon ſagen kann, wo dieſe Lichtſtrahlen „hernach bleiben: daß dieſe ungeheure Menge von „Lichtſtrahlen einander durchkreutzen müßten, ohne „ſich doch dabey in ihrer Bewegung aufzuhalten, „oder ihre Richtungen abzuändern; daß die durch„ſichtigen Körper nach allen Richtungen in geraden „Linien durchbohrt ſeyn müſſen, wenn dieſe Hy„potheſe ſtatt finden ſollte, welches doch ganz un„möglich ſcheint; ſo ſollte man faſt geneigter wer„den, die zweyte Hypotheſe anzunehmen.“ *)

Lichtenberg erwiedert in einer beygefügten Anmerkung hierauf, daß die hier und in den folgenden §§. gegen die Lehre Newtons beygebrachten Einwürfe von gar keinem Belange ſind. Das Vibrations-Syſtem reicht, mittelſt einiger Hülfsfictionen zwar hin, zu erklären, wie Helle, Hellheit ſo entſtehen kann, wie wir ſie bemerken, (und aus dieſem Geſichtspuncte iſt das Licht bisher faſt einzig betrachtet worden,) aber nicht, ohne Fictionen mit Fictionen zu häufen, und allen Weg der Analogie gänzlich zu verlaſſen, wie ſo viele andere Wirkungen des Lichts Statt finden können: ſo ließe ſich der Geruch der Schwefellebern ſehr gut durch Vibrationen erklären, aber nicht die übrigen Einwirkungen dieſer Schwingungen, z. B. auf die Auflöſungen der Metalle. Man darf mit Zuverläſſigkeit behaupten, daß, ſeitdem man angefangen hat, das Licht als Körper mit allen ſeinen Affinitäten zu betrachten, verbunden mit ſeiner Geſchwindigkeit, endlich ein Tag in den dunkelſten Gegenden der Phyſik, zu dämmern angefangen hat.

Car-

*) Der Verfaſſer zielt hier auf die Hypotheſe des des Carteſ, wovon weiterhin dieſ Rede ſeyn wird.

Des Cartes ſtellte ſich vor, die durch den ganzen Weltraum ausgegoſſene Materie des Lichts, beſtehe aus einer Menge harter, dicht an einander liegenden Kügelchen; ein leuchtender Körper ſchlage gegen die unmittelbar auf ſeiner Oberfläche liegenden Kügelchen, und dieſer Schlag pflanze ſich durch die ganze Reihe von Kügelchen, bis zu unſerm Auge fort, werde von demſelben empfunden, und hierin beſtehe das Sehen. Allein, würde nicht, wenn die Materie des Lichts von der Beſchaffenheit wäre, die Bewegung dieſer Kügelchen in dem Falle ſehr unordentlich werden, und das Licht ſich nach allen Seiten ausbreiten, wenn eines von dieſen Kügelchen irgendwo einen Widerſtand fände? — *) wie doch wirklich nicht geſchehen ſoll. Zudem wollen die Phyſiker auch zeigen, daß zu der Ausbreitung des Lichts durch einen Raum eine gewiſſe, obgleich geringe Zeit, erfordert wird, welches mit des Carteſius Hypotheſe ſich nicht eigentlich reimen will.

Dieſe Schwierigkeiten wollen einige Phyſiker heben, wenn ſie die Lehre Eulers annehmen,

*) Dieſe gelehrte Frage könnte vielleicht aus der Theorie des Billards-Spieles beantwortet werden. Sobald Kugeln ſich im Laufe begegnen, ſo nehmen ſie ganz erklärbare Richtungen, und man kann ſchon immer vorausſehen und wiſſen, wo beyde Kugeln hinkommen. Wäre alſo dies der Fall bey den Lichtſtrahlen, oder vielmehr bey den Lichtkügelchen, ſo müßte man deren Richtung ſchon ſtets im voraus berechnen können, wie es doch eigentlich der Fall iſt, wenn man die Lichtſtrahlen mit einem Spiegel auffängt, und anders wohin fahren läßt. Denn, eine Kugel geht bloß nach den Richtungen, nach welchen der Stoß geſchah. Beſtänden alſo die Lichtſtrahlen aus Kügelchen, ſo müßte auch eben das Geſetz, welches auf dem Billard bey den Bällen gilt, bey den Lichtſtrahlen gelten, und dieſe müßten alsdann darnach in ihren Apprallungen berechnet werden.

men, *) und ſich eine höchſt feine, flüſſige und dabey elaſtiſche Materie gedenken, die allenthalben ausgebreitet iſt, und auf deren Theile die leuchtenden Körper, indem ſie zittern, eben ſo ſchlagen, wie die ſchallenden Körper bey ihrem gröbern Zittern auf die Luft ſchlagen. Dieſe feine Materie nennt man auch Aether. Euler zweifelt, ob dieſer Aether ſchwer ſey, er hält ihn vielmehr für die Urſache der Schwere anderer Körper. Er nimmt auch als wahrſcheinlich an, die Dichtigkeit des Aethers ſey beynahe vierhundert Millionenmahl geringer, als die Dichtigkeit der Luft, und berechnet daraus, daß die Elaſticität des Aethers wenigſtens tauſendmahl größer ſeyn müſſe als die Elaſticität der Luft.

Zufolge dieſer Vorſtellung von der Natur des Lichts würde alſo ein leuchtender Körper ein ſolcher ſeyn, der den Aether rings um ſich herum erſchütterte; ſo wie wir wirklich ſonſt von vielen leuchtenden Körpern wiſſen, daß ihre kleinern Beſtandtheile in einer beträchtlichen Bewegung ſind; dunkle Körper würden durch dieſen erſchütterten Aether ſelbſt zu einem Zittern gebracht, wodurch ſie wieder den ſie berührenden Aether in Bewegung ſetzen; Körper die das Licht wie man ſagt, einſaugen, würden, nachdem ſie einmahl durch Lichtſtrahlen in eine zittternde Bewegung geſetzt ſind, noch eine Zeitlang noch zittern, und dadurch auch im Dunkeln noch eine Zeit ſichtbar bleiben; durchſichtige Körper würden die ihnen durch erſchütterten Aether eingedrückte Be-

*) Ariſtoteles in ſeinem Buche von der Seele, und Huygens in Traite de la Lumiere, á Leide, 1690, 4; auch Dr. Hooke in Micrographia haben dieſe Lehre ſchon vorgetragen.

Bewegung durch ſich auf den auf der andern Seite liegenden Aether fortpflanzen.

Man ſcheint noch immer die Eulerſche Theorie von der Natur des Lichts wahrſcheinlicher zu halten, als die Newtonſche, und die Gelehrten behaupten zum Theil, daß bey ihr einige Schwierigkeiten nicht Statt finden, die bey Newtons Theorie vorhanden ſind. Hierher gehört auch noch die Erfahrung, daß manche Körper dadurch durchſichtiger werden, daß man ihnen eine größere Dichtigkeit giebt, welche man aus Newtons Theorie nicht herleiten kann. Da man aber nicht wirklich zu beweiſen im Stande iſt, daß Newton Unrecht habe, ſo wird man der außerordentlichen Feinheit des Lichtes wegen, wohl niemahls mit völliger Gewißheit ausmachen können, auf welcher Seite die Wahrheit iſt; man kann hierüber in Dr. Gehlers phyſ. Wörterbuche, im Art. Licht, und einigen andern Artikeln, auf welche ſich daſelbſt bezogen wird, nachſehen.

Ueber die Natur des Lichts, der Farben, der gefärbten Schatten, des Nordlichtes, der Morgen- und Abendröthe, hat Hr. Opoix im Jahr 1776 und 77, Unterſuchungen im Journal der Phyſ bekannt gemacht. Er leitete ſie von dem Phlogiſton her, das ſich bald im dichtern, bald im dünnern Zuſtande bey den Körpern fände, an welchen man die Farben wahrnimmt. Je dichter nähmlich das Phlogiſton bey demſelben wäre, deſto dunkler und trüber wäre auch ihre Farbe; und ſo im Gegentheil. Er äußerte damahls auch die Vermuthung, daß das eigentliche Licht ein reiner, einfacher, beſtändig weißer Körper ſey, aus welchem durch eine Ver-

miſchung mit andern heterogenen Materien in der Atmoſphäre, erſt die gefärbten Strahlen entſtänden. Hernach hat er dieſe Unterſuchungen weiter fortgeſetzt, und allerley merkwürdige Natuerſcheinungen, die ſich auf Licht und Farben beziehen, daraus zu erklären, und aus dieſen Erkärungen ſeine Meinung zu begründen geſucht. Den Anfang macht er mit der Erklärung der gefärbten Schatten, beſonders der blauen und grünen, die man bekanntlich beym Auf- und Untergange der Sonne an weißen Wänden am häufigſten bemerkt. Dieſe können kein Abglanz von dem Blau des Himmels ſeyn, weil man ſie auch mittelſt der Lichter bey Nacht im Zimmer hervorbringen, und bey trübem Himmel um die Mittagszeit beobachten kann.

Weit beſſer kommt man mit der Erklärung des Hr. Opoix zurecht, wenn man die Beſchaffenheit des Sonnenlichtes früh und Abends genau beobachtet; man findet da die herrſchende Farbe deſſelben gelb, indem Berge, Thürme, Baumgipfel u. ſ. w. von der auf und untergehenden Sonne wie vergoldet erſcheinen. Drückt man aber die Augen etwas zuſammen: ſo ſieht man außerdem auch noch eine Menge Strahlen von allen andern Farben, die ganz einzeln und völlig außer Verbindung mit den gelben Strahlen und dem weißen Lichte ſind. Dieſe iſolirten Farbenſtrahlen ſieht man auch, wenn man durch eine kleine Oeffnung in Papier oder über die Kante eines Meſſers oder ähnlichen Körpers hinweg, gegen die Sonne ſieht; es bekam ſie auch Newton ohne Prisma zu ſehen, da er hinter die kleine Oeffnung eines Papiers, wodurch Licht fiel, einen Hohlſpiegel hielte; dieſer warf ſie wie ein Regenbogen auf die Rückſeite dieſer Papieres. Er erklärte ſie ſich aber anders, als H. Opoix.

Wenn

Wenn nun Morgens und Abends das Schattenbild eines undurchſichtigen Körpers an der Wand begränzt wird: ſo fallen erſtlich wenig oder keine weißen und rothen Strahlen überhaupt auf die Wand, weil wenig oder gar keine vorhanden ſind; ſie gelben fallen zwar auf die Wand, aber nicht in den Schatten, weil ſie ſich nicht ſehr an der Gränze des ſchattigen Körpers beugen; die grünen, die ſich etwas ſtärker beugen, können bisweilen in den Schatten fallen, und ihn alſo grün färben; allein es muß ſelten geſchehen, weil ſie zu nahe an dem Gelben liegen, und zu wenig in den Schatten hineingebogen werden. Die blauen hingegen, die ſich noch ſtärker als die grünen beugen, gelangen faſt bis in die Mitte des Schattens, wenn er anders nicht übermäßig breit iſt, und geben ihm mithin eine reine blaue Farbe. Die violetten, die ſich noch ſtärker beugen, ſollten den Schatten noch mehr färben, welches auch zuweilen geſchieht; allein, wenn er zu ſchmahl iſt, ſo fahren ſie auf der andern Seite wieder hinaus in die Lichtgränze, und überhaupt ſind von ihnen weit wenigere vorhanden, als von andern Farbenſtrahlen.

Dieſe nicht mit dem weißen Lichte vermengten, ſondern iſolirt vorhandenen Farbenſtrahlen, können nach Hrn. Opoix auch zur Erklärung aller gefärbten Gegenſtände in der Natur dienen. Man darf nur annehmen, daß nach Maßgabe der Beſchaffenheiten des gefärbten Körpers bald dieſe, bald jene Gattung derſelben zurückgeworfen wird, daß ſich mehrere in eine Art von Büſcheln vereinigen, (oder nach dem Rückprall parallel mit einander fortgehen;) alle übrige aber entweder zuſammen gehen, oder ſich zerſtreuen; dann werden nur die in Büſcheln geſammelten dem Auge ſichtbar werden, alle übrige aber nicht.

Nach dieſer Theorie ſpaltet alſo auch das Priſma nicht das weiße Licht in Farbenſtrahlen, ſondern es ordnet nur die vorher einzeln und unordentlich herumkreuzenden durch eine Beugung in beſondere Büſchel, damit ſie deſto bequemer von dem Auge können empfunden werden.

Herr Opoix ſtellt ſich alſo das urſprüngliche Licht ungefähr ſo, wie das reine diſtillirte Waſſer vor; wie das an ſich weder Geruch noch Geſchmack hat, ſondern beydes erſt durch Beymiſchungen von heterogenen Körperchen erhält, ſo geht es auch mit dem Lichte. Wäre dieſes nicht, ſondern das Licht wäre ein Inbegriff der Farbenſtrahlen, ſo müßte, da dieſe Farbenſtrahlen verſchiedene Geſchwindigkeiten haben, z. B. der Jupiterstrabant bey einer Emerſion, dem Beobachter zuerſt roth, dann gelb, violett, und dann erſt weißglänzend erſcheinen, welches aber nicht geſchieht; folglich beweiſet, daß das weiße Licht erſt in unſerm Dunſtkreiſe gefärbt wird, indem ſich gewiſſe feine Theilchen deſſelben, wiewohl aufs innigſte und weſentlichſte damit verbinden. Indeſſen läßt ſich Herr Opoix an verſchiedenen Orten ſeiner Abhandlung doch merken, daß der Inbegriff aller Farbenſtrahlen, auch die Erſcheinung des weißen Lichtes geben könne.

Auf ähnliche Art, wie Herr Opoix die gefärbten Schatten und die Farben der Körper überhaupt erklärt hat, ſucht er auch das Morgen- und Abendroth und das Nordlicht zu erklären.

Die ſämmtlichen Strahlen, die auf die jedesmahl erleuchtete Halbkugel der Erde fallen, betrachtet er als einen Kegel, deſſen Spitze in der

Son=

Sonne, und deſſen Grundfläche auf der erleuchteten Halbkugel iſt; die gefärbten Strahlen, woraus er zum Theil mit beſteht, ſind nicht ohne allen Unterſchied mit einander vermenget, ſondern die rothen, als die am wenigſten brechbaren, ſind an dem Umfange dieſes Kegels, die blauen und violetten aber in der Gegend ſeiner Achſe. Bey Aufgang der Sonne kommen uns alſo zuerſt die rothen zu Geſichte; allein in den gemäßigten Erdſtrichen, wo wir wohnen, zumahl nahe bey den Polarkreiſen, können dieſe kaum einen Augenblick auf der Erde verweilen, ſondern ſie erheben ſich ſogleich in die höhern Luftgegenden, wo wir ſie durch den Rückprall in den Dünſten oder Wolken, unter der Geſtalt der Nordlichter oder der Morgenröthe zu Geſicht bekommen. Auf dieſe folgen in der Ordnung die gelben, die länger bey uns bleiben, und die deßhalb auch alle irdiſche Gegenſtände gleich nach Aufgang, oder kurz vor Untergang der Sonne gelb färben, oder vergolden. Die grünen zeigen ſich hauptſächlich in den gemäßigten Erdſtrichen, in der Nachbarſchaft der Wendekreiſe, und zwar — in den unzähligen daſelbſt beſindlichen grünen Wieſen, Wäldern und Gewäſſern! — Die blauen bleiben größtentheils in der Luft, daher das Himmelbau, das in der heißen Zone am prächtigſten iſt. Die violetten ſind in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß ſie bey einem Natur-Phänomen, im Großen ſich ſichtbar zeigen können, ſie bleiben alſo gleichſam im Blau des Himmels vergraben.

Dieſe Hypotheſe, oder dieſes Syſtem iſt zwar ſinnreich genug ausgedacht; allein, es wird doch noch wohl manchen harten und ſcharfen Prüfungen ausgeſezt werden müſſen, ehe es die Naturforſcher all=

allgemein annehmen werden; ſie giebt indeſſen genugſamen Stoff zu den mannigfaltigſten Betrachtungen und vielleicht auch zu richtigern Reſultaten, als wir bis jetzt haben.

Es iſt bereits oben angeführet worden, daß wir ohne Licht nichts würden ſehen können. Wir ſehen aber Gegenſtände, wenn von ihnen nach unſerm Auge hin eine gerade Linie gezogen werden kann, die nirgends von einem andern Körper unterbrochen wird; oder, wir ſehen durch geradlinige Lichtſtrahlen, die von den ſichtbaren Gegenſtänden ausfahren, und ſich nach allen Seiten hin auszubreiten ſcheinen. (Die Luft iſt aber nicht das Mittel, wodurch wir ſehen; denn wir ſehen auch Körper, die ſich in einem völlig luftleeren Raume befinden.) Dieſe wahren, oder eingebildeten Lichtſtrahlen müſſen ungemein fein ſeyn, da wir durch eine geringe Oeffnung eine große Menge von Körpern ſehen können. Von jedem Punkte, den wir an dieſen Körpern ſehen, muß doch wenigſtens ein Lichtſtrahl zu unſerm Auge gelangen; und ſo müſſen undeheuer viele Lichtſtrahlen auch durch ſehr zarte Oeffnungen treten können, ohne ſich zu verwirren. Ueberhaupt ſtrömt jeder ſichtbare Punct eines Körpers Lichtſtrahlen nach allen Richtungen von ſich aus, die immer weiter auseinander gehen. Der Theil davon der auf unſer Auge oder auf eine andere Fläche fällt, bildet einen Strahlenkegel, von dem das Auge oder die andere Fläche, worauf auf die Strahlen fallen, die Grundfläche ausmacht.

Je weiter die Strahlen auffangende Fläche von dem Puncte, von welchem die Strahlen herrühren, zurück tritt, deſto weniger Strahlen

empfängt ſie, und man ſieht leicht ein, daß die Menge der auf eine gewiſſe Fläche fallenden Lichtſtrahlen, oder die Stärke des Lichtes auf derſelben, abnehmen muß, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Auch iſt es nicht ſchwer einzuſehen, daß auf eine ſchief gegen die Richtung der Strahlen gelegene Fläche weniger Strahlen fallen, als auf eine ſenkrechte, und zwar immer weniger, je ſchiefer der Winkel iſt, unter welchem die Strahlen auffallen.

Je weiter der ſtrahlende Punct von einer die Strahlen auffangenden Ebene entfernt liegt, deſto kleiner wird auch der Winkel, den die Strahlen unter einander machen, welche auf die Ebene fallen. Wenn die Entfernung der Ebene von dem ſtrahlenden Puncte 200000 mahl größer iſt, als die Breite der Ebene ſelbſt, ſo machen die äußerſten der darauf fallenden Strahlen einen Winkel von einer Secunde unter einander, einen Winkel, der ſo klein iſt, daß man dergleichen Strahlen als parallel unter einander, und alſo als unter einerley Winkel auf die Ebene fallend, anſehen kann. So wird bey einer ſehr großen Entfernung des ſtrahlenden Punctes, der Strahlenkegel zum Strahlen-Cylinder.

Alle diejenigen Körper welche für ſich allein geſehen werden können, nennt man leuchtende Körper, ſolche ſind die Sonne, die größte Menge der Sterne, ein jedes Feuer, und alle ſtark genug erhitzte Körper, manche Inſecten, ſo lange ſie leben, faules Fleiſch, faule Fiſche, faules Holz und andere faulende Dinge, der Brandtiſche Phosphorus aus dem Harne, und mehrere andere. Aber, das Licht ſchwach leuchtender Körper wird durch das Licht ſtarkleuchtender der-

geſtalt verdunkelt, daß ſolche ſchwachleuchtende Körper in Gegenwart ſtarkleuchtender, uns nur als dunkle Körper erſcheinen.*) Diejenigen Körper aber, welche man nur durch Hülfe leuchtender Körper ſieht, ſind die dunkeln Körper. Erſtere ſcheinen alſo für ſich Lichtſtrahlen hervorzubringen, oder von ſich zu ſchicken, dieſe nur durch eine gewiſſe Wirkung jener auf ſie, bey welcher man ſie erleuchtet nennt; aber dergleichen erleuchtete dunkle Körper ſind ſelbſt vermögend, andere dunkle Körper wieder zu erleuchten.

Manche Körper laſſen die von andern kommenden Lichtſtrahlen gleichſam durch ſich durchfallen, daher man ſie durchſichtig nennet. Eigentlich iſt aber ein jeder Körper in ganz dünnen Scheibchen, in einem gewiſſen Grade durchſichtig, und hingegen iſt wieder der durchſichtigſte Körper, in dicken Stücken, in etwas undurchſichtig; — manche Körper werden durchſichtiger, wenn man ſie dichter, manche, wenn man ſie lockerer macht. Hieraus wird doch begreiflich, wie das Licht in der ſo durchſichtigen Luft ſelbſt eine merkliche Schwächung in der Ferne leidet.

Ueber die Verhältniſſe dieſer Schwächung des Lichts beym Durchgange durch verſchiedene Körper, hat man unter andern folgende Verſuche angeſtellt. Bouguers legte 16 Glastafeln, welche zuſammen eine Dicke von $9\frac{1}{2}$ Linie hatten, auf einander, und fand, daß das Licht bey ſeinem Durchgange durch dieſelben 247mal ſchwächer wurde. Durch den Durchgang durch eine Waſſerſäule von etwas über 9 Zoll wurde

*) Schriften über das Leuchten verſchiedener Körper findet man in Hallers Phyſiologie T. V. S. 446. angeführt.

de das Licht dreymahl ſchwächer. Das Licht, welches durch Luft nahe am Horizonte ging, war bey einer Entfernung 89 Toiſen um $\frac{1}{100}$ ſchwächer und um $\frac{1}{3}$ bey einer Entfernung von 7469 Toiſen. Nach Lambert wird das Sonnenlicht, wenn es ſenkrecht durch den Dunſtkreis geht, in dem Verhältniſſe von 100 zu 59 geſchwächt.

Ein dunkler undurchſichtiger Körper kann von einem leuchtenden nicht auf allen Seiten zugleich erleuchtet werden. Von den nicht erleuchteten Seiten ſagt man, ſie ſtehen im Schatten, und weil die Lichtſtrahlen in geraden Linien fortgehen, ſo fängt ein dunkler undurchſichtiger Körper auch die Lichtſtrahlen auf, welche auf andere, hinter ihm ſtehende ähnliche Körper fallen könnten, wenn er nicht da wäre; oder er wirſt einen Schatten auf ſie. An ſich iſt der Schatten die Abweſenheit des Lichts; aber wir ſehen dennoch die im Schatten ſtehenden Körper, weil ſie anderwärts her immer eine gewiſſe Erleuchtung erhalten. Auch iſt der Schatten gegen die erleuchteten Stellen hin nie ſcharf begränzt oder völlig deutlich davon abgeſondert, ſondern zwiſchen Schatten und Licht findet ſich der Halbſchatten dort, wohin erleuchtende Strahlen nur von einigen Puncten des leuchtenden Körpers fallen können, von andern aber nicht. Die Größe, Geſtalt und Lage des Schattens, richtet ſich übrigens nach Größe, Lage und Entfernung des leuchtenden und des den Schatten werfenden Körpers, ſo wie es auch dabey mit auf die Lage und Geſtalt der Fläche ankommt, welche den Schatten auffängt.

Einige dunkle Körper haben ſich auch dadurch merkwürdig gemacht, daß ſie, nachdem ſie eine Zeitlang erleuchtet worden waren, auch noch im

im dunklen fortfahren, eine längere oder kürzere Zeit zu leuchten, als wenn ſie für ſich leuchtende Körper wären. Man ſagt von ſolchen Körpern, daß ſie das Licht einſaugen, und nennt ſie auch Phosphoren, welcher Nahme aber überdem noch den urſprünglich leuchtenden Körpern zukommt. Hierher gehört beſonders der bononiſche Stein, *) der balduiniſche und der marggrafiſche Phosphorus, wovon erſte Art auch Kalkſalpeter genannt wird. Genauere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß faſt alle dunkle Körper dieſe Eigenſchaft, das Licht in ſich zu ſaugen, in einem gewiſſen Grade beſitzen.

Wie groß ein Gegenſtand dem Auge erſcheint, das hängt nicht nur von ſeiner wahren Größe allein, ſondern von ſeiner Entfernung vom Auge zugleich mit ab. Es kann der größte Gegenſtand dem Auge ſogar gleichſam verſchwinden, wenn der Sehwinkel ſo klein iſt, daß er nicht empfunden werden kann. Man hat durch Verſuche gefunden, daß dieſes geſchieht, wenn der Sehwinkel bis zu zwey Drittheilen, oder zur Hälfte einer Minute abnimmt. Aber, es kommt hierbey ſehr auf die Art der Gegenſtände ſelbſt an. Umgekehrt können kleine Dinge nahe bey dem Auge ſehr groß erſcheinen.

Der Sehwinkel iſt derjenige Winkel, welcher entſteht, wenn man ſich von zwey der äußer-

*) Der bononiſche Stein oder lapis Bononienſis, iſt ein Stein, der um Bononien gefunden wird, oder, deſſen beſondere Eigenſchaft daſelbſt zuerſt entdeckt worden. Er ſauget nach einer gewiſſen Zubereitung Lichtſtrahlen in ſich, welche er eine geraume Zeit bey ſich behält, und mittelſt dieſer einen Schein von ſich giebt. Chr. Ad. Balduin hat die Kunſt erfunden, ihn nachzumachen.

ßerſten Gränzen eines Gegenſtandes, deſſen Größe wir mit dem Auge ſchätzen wollen, Linien nach der Mitte der Pupille des Auges denket. So kann man z. B. von der Spitze eines Thurmes, Baumes, Hauſes ꝛc. eine, und von dem Fundamente, oder dem Anfange der Wurzel eine andere Linie in Gedanken nach dem Auge des Beobachters ziehen, und der Winkel, den dieſe im Auge zuſammenkommenden Linien machen, heißt der Sehwinkel. Dieſer Winkel wird nun natürlich immer größer, je näher derſelbe Gegenſtand dem Auge kommt, und umgekehrt immer kleiner, wenn der Gegenſtand ſich von uns, oder wir uns von ihm entfernen. Der Vollmond erſcheint uns etwa unter dem Winkel von $\frac{1}{2}$ Grade oder 30 Minuten. Betrüge ſein ſcheinbarer Durchmeſſer nur den 60ſten Theil davon, ſo würden wir den Mond wenig bemerken, dagegen uns ſtärker leuchtende Sterne, wenn ihr ſcheinbarer Durchmeſſer auch gleichſam ganz verſchwindet, oder vor Kleinheit unmeßbar wird, doch immer noch ſichtbar bleiben. Daß kleine Gegenſtände, wenn ſie uns näher ſind, oft einen größeren Sehwinkel machen als größere aber entferntere, davon, kann man ſie ſogleich überzeugen wenn man z. B. eine Erbſe ſo nahe vor das Auge bringt, daß ſie den Mond, ein Haus oder andere größere Gegenſtände bedeckt, ſo daß ſie alle Strahlen auffängt, die von dem letzteren nach unſerm Auge fahren würden.

Aus dem, was hier vom Sehwinkel geſagt iſt, folgt auch noch, daß es ein ſehr unrichtiger Vergleich ſey, wenn man z. B. vom Monde ſagt, daß er einem etwa ſo groß als ein Scheffel, Teller oder dergleichen vorkomme. In ſolchen

Fäl-

Fällen muß man immer die Entfernung des Scheffels, Tellers ꝛc. vom Auge mit angeben, weil ſonſt niemand ſich von der Größe des Sehwinkels, den man bezeichnen will, eine beſtimmte Vorſtellung machen kann.

Wie weit ein Gegenſtand von unſerm Auge entfernt iſt, das lehrt uns eigentlich unſer Auge nicht. Wüßten wir ſeine wahre Größe, ſo würden wir aus derſelben und der ſcheinbaren Größe, oder dem Sehwinkel, die Entfernung finden können. Wir lernen aber von Jugend auf die Entfernung der Dinge um uns, theils aus der uns bekannten wahren Größe derſelben, theils aus der Schwäche oder Stärke des Lichtes, worin wir ſie erblicken, theils auch aus der Menge der Dinge, die wir zwiſchen ihnen und uns erblicken, ungefähr ſchätzen, vielleicht ſelbſt auch aus einer gewiſſen Veränderung, die wir mit den Augen machen müſſen, nachdem wir in der Nähe oder Ferne ſehen wollen, die ſich hier aber nicht erklären läßt. Umgekehrt ſchätzen wir wieder die wahre Größe eines Gegenſtandes, theils aus ſeiner uns bekannten Entfernung von uns, theils aus dem ſtarken oder ſchwachen Lichte, worin er uns erſcheint.

Die Größe der ſcheinbaren Entfernung zweyer Gegenſtände von einander hängt ebenfalls von dem Sehwinkel ab, unter welchem wir die gerade Linie ſehen, die ſich zwiſchen ihnen ziehen läßt. Da dieſer Sehwinkel aus mehr als einer Urſache groß oder klein ſeyn kann, ſo kann uns einerley Entfernung unter verſchiedenen Umſtänden auch groß oder klein erſcheinen. Am beſten kann man dieſe Veränderungen des Sehwinkels bemerken, wenn man um eine Stadt gehet, die

mehrere Thürme hat, und dabey auf die nach und nach erfolgenden ſcheinbaren Annäherungen und Entfernungen der Thürme, oder Verkleinerungen und Vergrößerungen des Sehwinkels, nach Verſchiedenheit der Stellung achtet. Am entfernteſten ſcheinen zwey Gegenſtände von einander zu ſeyn, wenn ſie beyde gleich weit von uns entfernt ſind; am nächſten, wenn der eine vor dem andern ſteht, und ihn faſt bedeckt, wobey die ſcheinbare Entfernung zweyer Gegenſtände von einander indeſſen noch wieder von der verhältnißmäſſigen Entfernung von uns abhängig iſt. So ſcheinen uns z. B. die Bäume einer geraden Allee in unſerer Nähe weiter von einander zu ſtehen, als die entfernteren. Ja in ſehr langen Alleen, die etwa 5000 mahl ſo lang als breit ſind, ſcheinen die letzten Bäume ſich einander faſt zu berühren, weil der Winkel, unter dem wir ihre Entfernung von einander ſehen, ſo klein wird, daß unſer Auge ihn nicht mehr bemerken kann.

Auch in Anſehung der Geſtalt, in der uns ein Gegenſtand erſcheint, kommt es darauf an, wie uns die Größe und die Entfernung ſeiner Gränzen erſcheinen, wobey man ſich zuweilen wieder auf mehrere Weiſe irret. So kann uns ein Kreis von der Seite angeſehen länglich rund erſcheinen. Einen Cylinder ſehen wir, wenn er unten und oben anders gerade abgeſchnitten iſt, von der Seite nur ein Viereck, eine Kugel als einen Kreis. Aber aus dem auffallenden Lichte und Schatten ſchließen wir, daß jenes ein Cylinder dieſes eine Kugel ſey.

Ueberhaupt muß die Erfahrung von Jugend auf das mehrſte thun, unſern Sinn des Geſichts zu berichtigen, da das Sehen an ſich, ohne Gefühl und

und Schlüſſe, uns von manchen Eigenſchaften der Dinge, die ein geübter, gleichwohl erkennt, keine unmittelbare Nachricht giebt. Ein Thurm, der über einen Wald hervorragt, ſcheint öfters ganz nahe hinter dem Walde zu ſtehen; nur aus der falberen Farbe, die er vielleicht hat, kann man ſchließen, daß er wohl meilenweit hinter dem Walde ſeyn mag. Ein Blindgebohrner, der im erwachſenen Alter operirt und zum Sehen gebracht wird, ſieht aus dieſer Urſache daher zuerſt auch alle Dinge gleich nahe, bis er nach und nach die verſchiedene Entfernung der Dinge von ſich unterſcheiden lernt. Das er eben wie ein neugebornes Kind, zuerſt auch alles verkehrt ſieht, wird weiter unten noch gelegentlich erwähnt werden.

Zurückwerfen der Lichtſtrahlen.

Alle Körper werden uns, wie geſagt, nur dadurch ſichtbar, daß ſie eigne, oder von andern leuchtenden Körpern empfangene Lichtſtrahlen nach unſerm Auge werfen. Bey dieſem Zurückwerfen der fremden Lichtſtrahlen iſt indeß noch mancherley zu bemerken, das hier nicht übergangen werden kann. Iſt die Oberfläche der Körper matt, das heißt, beſteht ſie aus ſehr vielen kleinen Unebenheiten und Höckern: ſo werden die Lichtſtrahlen ſehr unordentlich zurückgeworfen und unſer Auge erhält von dem Lichte, das ſie erleuchtet, kein Bild, ſondern glaubt nur die Fläche oder den Gegenſtand zu ſehen, der erleuchtet iſt. Iſt die Oberfläche aber ſehr eben in Anſehung der kleinſten Höcker und Hervorragungen, oder glänzend, wie man es ſonſt auch nennt: ſo werden die darauf fallenden Lichtſtrahlen gleichförmiger und weniger zerſtreut zurückgeworfen, und man er-

erhält vermöge derſelben ein Bild von dem Lichte ſelbſt, das ſie erleuchtet.

Ueberhaupt genommen geſchieht dieſes Zurückwerfen der Lichtſtrahlen aber immer nach eben den Geſetzen, nach welchen z. B. ein elaſtiſcher Ball wieder von einer Wand abprallt, wogegen er geworfen wird, und wenn man von matten Oberflächen ſagt, daß ſie die Lichtſtrahlen zerſtreuen, ſo hat das nur den Grund, daß ſie den auf ſie fallenden Lichtſtrahlen an den Seiten ihrer Unebenheiten und Höcker allerley gebogene und verſchieden gekrümmte Flächen entgegenſetzen, von denen ſie nach mehreren Richtungen zurückgeworfen werden müſſen. Eben dieſes erfolgt auch im Großen, wenn man einen Ball gegen eine Wand wirft, die verſchiedene Richtungen hat, wo das Abprallen dann bekanntlich auch ſehr ungleich und verſchieden ausfällt.

An ſich bleibt es aber ausgemacht, daß jeder einzelne Lichtſtrahl unter eben dem Winkel wieder abprallt oder zurückgeworfen wird, unter dem er auf eine Fläche fällt; und wenn die Fläche auch gebogen und uneben ſeyn mag, ſo bietet ſie in ihren kleinſten Theilchen dem Lichtſtrahl doch immer eine beſtimmte Richtung dar, die man nach ihrer Art als eine kleine ebene Fläche anſehen kann, von welcher der Lichtſtrahl zurückgeworfen wird. Die Phyſiker haben deshalb in allen Fällen den auf eine Fläche fallenden Lichtſtrahl den einfallenden Strahl, den Winkel, unter demſer mit einer Linie, die ſenkrecht auf der Ebene der Berührungsfläche ſteht, zuſammen kommt, den Einfallswinkel und ſo nun auch den wieder abprallenden Strahl, den zurückgeworfenen oder reflectirten Strahl, und den Winkel unter dem dieſes mit der eben beſtimmten ſenkrech-

rechten Linie der Ebene der Fläche geſchieht, den Reflexions = oder Zurückſtrahlungswinkel genannt, und nach vielen Verſuchen das Geſetz aufgeſtellt; daß der Zurückſtrahlungswinkel allemahl dem Einfallswinkel gleich ſey. *)

Aus dieſem Geſetze folgt, daß parallele Lichtſtrahlen, die von einer ebenen Fläche zurückgeworfen werden, auch nach der Reflexion parallel ſeyn müſſen. Eben ſo, daß auseinander fahrende Lichtſtrahlen, die von einem leuchtenden Puncte auf eine ebene Fläche fallen, und von derſelben zurückgeworfen werden, auch nach dem Zurückwerfen divergirend oder auseinanderfahrend bleiben; und daß im Gegentheile convergirende oder zuſammenfahrende Lichtſtrahlen nach ihrer Zurückwerfung von einer ebenen Fläche auch convergirend bleiben, ſo daß ſie ſich bey gehöriger Verlängerung durchſchneiden.

Obgleich ſich aus dieſen Erſcheinungen des Zurückprallens der Lichtſtrahlen vermuthen oder ſchließen läßt, daß die Lichtmaterie elaſtiſch ſeyn müſſe, ſo hat Newton doch durch verſchiedene Gründe wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß das Zurückwerfen der Lichtſtrahlen von einer gewiſſen zurückſtoßenden Kraft des reflectirenden Körpers bewirkt werde. Nach ſeiner Meinung berühren die Lichtſtrahlen die zurückwerfende Fläche nicht ſelbſt, ſondern werden ſchon in einer kleinen Entfernung von derſelben umgekrümmt, und wieder zurück geworfen.

Eine die Lichtſtrahlen ordentlich zurück werfende Fläche, heißt ein **Spiegel**. Die Oberfläche

(*) Man ſehe unter andern: Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre, neueſte Ausgabe, im Art. Licht; und Vorleſungen über die Experimental = Phyſik von F. C. Achard Berlin 1791 S. 922 u. folg.

fläche eines Spiegels muß ſehr glatt und polirt ſeyn, ohne merkliche Hervorragungen und Vertiefungen zu haben. Je vollkommener ein Spiegel iſt, deſto weniger kann man ihn ſelbſt ſehen, ſondern man ſieht dann nur das Licht, oder andere Gegenſtände, die ihre Strahlen in einer ſolchen Richtung auf ihn werfen, daß ſie nach ihrem Abprallen in unſer Auge kommen können. Sieht man den Spiegel ſelbſt, ſo iſt ſeine Fläche nicht glatt genug, oder ſie hat außer den zurückwerſenden Theilen auch noch ſolche, auf die die Materie des Lichts eben ſo, wie auf andere dunkle Körper von matter Oberfläche wirkt.

Die gewöhnlichſten Spiegel ſind entweder gläſerne, die auf einer Seite mit einem undurchſichtigen Belage von Amalgama, aus Zinn und Queckſilber, belegt ſind, *) oder auch gut polirte metallene. Die metallenen haben den Vorzug vor den gläſernen, weil die Oberfläche der gläſernen auch immer einige Lichtſtrahlen zurückwirft, wenn auch gleich die mehrſten, von der belegten hintern Fläche reflectirt werden. Durch die Wirkung dieſer doppelten Zurückwerfung entſtehen gewöhnlich zwey Bilder, von denen zwar das der hintern Fläche am deutlichſten iſt, aber gleichwohl noch deutlicher ſeyn würde, wenn das Bild der vordern Fläche das Auge nicht immer ein wenig täuſchte, und die Gränzen des erſtern Bil-

(*) Das Belegen der gläſernen Spiegel iſt deswegen nöthig, damit nicht etwa von Gegenſtänden, die hinter dem Spiegel liegen, wenn er durchſichtig wäre, Lichtſtrahlen ſich mit den von dem Spiegel zurückgeworfenen Strahlen vermiſchen, und zugleich mit ihnen ins Auge kommen können, in welchem Falle der Spiegel kein deutliches Bild machen würde; zugleich dient es aber auch dazu, daß der Spiegel ſo viel möglich alle auf ihn fallende Lichtſtrahlen zurück wirft.

Bildes etwas unbeſtimmt machte. Die metallenen Spiegel haben dagegen den Nachtheil, daß ſie leicht anlaufen und ihren Glanz verlieren, weshalb man ſie immer an trocknen Oertern ſorgfältig aufbewahren muß.

Was in technologiſcher Rückſicht übrigens noch von Spiegeln und deren verſchiedenen Arten zu ſagen iſt, wird unten im Artikel Spiegel vorkommen. Hier werden ſie nur in ſo weit berührt, als es nöthig iſt, um ſich von den Erſcheinungen des Lichtes, das ſie zurückwerfen, richtige Vorſtellungen zu machen, und in ſo fern kommen hier beſonders die ebenen Spiegel, und verſchiedene Arten der krummen Spiegel, ohne Rückſicht auf die Maſſe, woraus ſie verfertiget ſind, in Betracht.

Von den ebenen Spiegeln gilt nun das, was vorhin von den parallelen, auseinander und zuſammenfahrenden Strahlen geſagt wurde. Hieraus folgt aber noch beſonders, daß die Strahlen, die ein ſtrahlender Punct auf einen ebenen Spiegel wirft, ſämmtlich dergeſtalt zurückgeworfen werden, als wenn ſie aus einem Puncte kämen, der eben ſo weit hinter der reflectirenden Ebene liegt, als der ſtrahlende Punct vor derſelben; und daß, wenn anſtatt des einen ſtrahlenden oder leuchtenden Punctes ein anderer Gegenſtand vor dem ebenen Spiegel läge, ein jeder Punct deſſelben ſein Bild auf eben die Weiſe hinter dem Spiegel machen würde, wie vorhin der einzelne leuchtende Punct. Die Bilder dieſer Puncte müſſen eben die Lage und Entfernung von einander haben, die die Puncte des Gegenſtandes ſelbſt haben, ſo daß dadurch alſo ein dem Gegenſtande gleiches Bild im Spiegel entſteht. Hierbey iſt indeſſen noch ſo viel zu bemerken, daß die linke Seite des Gegen-

ſtandes

ſtandes die rechte des Bildes, und die rechte des Gegenſtandes die linke des Bildes wird; auch daß ein Gegenſtand, der ſenkrecht auf einem ebenen Spiegel ſteht, umgekehrt in demſelben erſcheint, welches ſich aus dem vorhin angeführten leicht erklären läßt.

Die krummen Spiegel ſind nach Verſchiedenheit der Krümmung ihrer Fläche ſphäriſche, paraboliſche, hyberboliſche, elliptiſche, cylindriſche oder coniſche ꝛc. Spiegel, und bey allen dieſen findet wieder noch der Unterſchied Statt, daß ſie entweder hohl oder erhaben ſind. Auch bey dieſen gilt im Grunde daſſelbe Geſetz des Zurückwerfens der Lichtſtrahlen, welches man bey ebenen Spiegeln findet; nur muß man ſich die krummen Spiegel als eine Zuſammenſetzung von ſehr vielen, eigentlich von unendlich vielen kleinen ebenen Spiegelflächen vorſtellen, deren jede den auf ſie fallenden Lichtſtrahl nach dem Verhältniſſe ihrer Richtung zurückwirſt. Da nun die Richtung dieſer vielen Flächen ſo verſchieden iſt, ſo folgt daraus auch, daß die auf einen krummen Spiegel fallenden Lichtſtrahlen beym Zurückwerfen unter ſich ganz andere Richtungen haben müſſen, als ſie beym Einfallen hatten. Den Mathematik-Verſtändigen kann man dieſes mit wenigen Worten deutlich machen, wenn man ſagt: der einfallende Lichtſtrahl wird von jedem Puncte des krummen Spiegels unter eben dem Winkel zurückgeworfen, den er ſelbſt mit der Berührungsebene oder der ſogenannten Ebene der Tangente dieſes Punctes macht.

Denkt man ſich zuvörderſt eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche, oder die innere Seite eines abgeſchnittenen Stückes einer Kugel, ſo wird man nachfolgende Reſultate der verſchiedenen Zurückwerfungen der auf ſie fallenden Strahlen finden.

1. Lichtſtrahlen, die aus dem Mittelpuncte der Krümmung, oder dem Centrum der Kugel, wovon die Fläche ein Abſchnitt iſt, ihren Urſprung nehmen, oder doch dieſen Punct durchſchneiden, werden wieder nach dem Mittelpuncte zurückgeworfen, weil ſie allenthalben, gleich den Halbmeſſern, ſenkrecht auf die einzelnen kleinen Flächen fallen, und alſo auch unter demſelben Winkel, das iſt wieder ſenkrecht, zurückgeworfen werden müſſen.

2. Lichtſtrahlen, die parallel unter einander auf eine kulgelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, werden convergirend oder zuſammenfahrend von derſelben zurückgeworfen, und durchkreutzen ſich in einem Puncte, welchen man den Brennpunct (focus) nennt. Dieſer Punct liegt etwa in der Mitte des Halbmeſſers oder derjenigen Linie, die man von dem erwähnten Mittelpuncte der Kugelkrümmung nach der Mitte der Spiegelfläche ziehen kann. Doch fallen nur diejenigen Strahlen in dieſen Brennpunct zuſammen, die nicht weiter als 12 bis 13 Grade von dem erwähnten Halbmeſſer der Kugelfläche auf dieſelbe fallen. Solche Strahlen, die entfernter von dem Halbmeſſer auf die Spiegelfläche fallen, werden auch zwar nach der Mitte zuſammengeworfen; ihr Vereinigungs-Punkt liegt aber immer näher bey der Fläche, und wird endlich gar hinter derſelben ſeyn, ſo wie die einfallenden Strahlen ſich immer mehr von der Mitte der Spiegelfläche entfernen.

3. So wie parallele Lichtſtrahlen, die auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, unter der vorſtehenden Beſchränkung nach dem Brennpuncte zurückgeworfen werden: ſo werden umgekehrt auch wieder diejenigen Lichtſtrahlen, die von einem leuchtenden Puncte, der ſich in dem Brennpuncte befindet, auf die Spiegelfläche fallen, parallel davon zurückgeworfen. Doch gilt dieſes indeſſen auch nur von denen, die innerhalb einer Chorde von 25 Graden (vom Mittelpuncte der Kugel aus gerechnet) auf die krumme Spiegelfläche fallen. Die entfernteren weichen immer mehr von der parallelen Richtung ab und ſchneiden ſich endlich in der Nähe des Brennpunctes ſelbſt, von dem ſie ausgegangen ſind.

4. Wenn divergirende oder auseinanderfahrende Lichtſtrahlen auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, ſo werden ſie durch die Zurückwerfung weniger divergirend; ja diejenigen von ihnen, die entfernter von der Mitte einer beträchtlich gekrümmten Spiegelfläche fallen, werden ſo gar convergirend, ohne jedoch einen beträchtlichen Brennpunct zu bilden, weil ſich der Durchſchnitts-Punct derſelben immer mehr der Spiegelfläche nähert, je entfernter ſie von deren Mitte auffallen.

5. Wenn convergirende Lichtſtrahlen oder ſolche, die eine zuſammenfahrende Richtung haben, auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, ſo werden ſie nach dem Zurückwerfen noch mehr convergirend.

Die gewöhnlichſten Anwendungen, die man von dieſen Sätzen macht, beſtehn nun darin, daß man metallene, gläſerne oder andere Spiegel verfertigt, die ſphäriſch oder kugelförmig ausgehöhlt ſind, um mit dieſen die Strahlen der Sonne, die bey uns als beynahe parallel angeſehen werden können, aufzufangen und in einen Punct zu vereinigen, um ihre Hitze zu verſtärken. Spiegel, die zu dieſem Zwecke angewendet werden, heißen Brennſpiegel und es iſt im 6ten Theile dieſer Encyklopädie Seite 620. u. flg. ſchon ausführlich von ihnen gehandelt. Umgekehrt gebraucht man ſolche Spiegel, wenn ſie auch nur aus einem etwas polirten Meſſingbleche beſtehen, wieder dazu, um die Strahlen eines in ihrem Brennpuncte befindlichen Lichtes parallel zurückzuwerfen, und dadurch die Helligkeit einer Stelle, die man erleuchten will, zu verſtärken. Gemeinhin rückt man das Licht indeß etwas näher gegen die reflectirende Fläche, als der Brennpunct iſt, weil man dadurch den Vortheil erhält, daß die zurückgeworfenen Strahlen ein wenig auseinander fahren, und alſo eine größere Stelle erleuchten, als wenn ſie parallel geblieben ſeyn würden, wenn in dieſem Falle auch nicht ſo viel Helligkeit als die parallelen bewirken können.

Solche polirte Bleche werden bekanntlich viel bey Wandleuchtern angebracht. Auch hat man ſie in einigen, beſonders franzöſiſchen Städten, um das Licht der Lampen, oder des Mondes zur beſſern Erleuchtung der Gaſſen verſtärkt zurück zu werfen. Dieſe letztern, die unter dem Nahmen reverberes bekannt ſind, kann man im Deutſchen füglich Scheinwerfer nennen, und unter dieſem Nahmen auch in der Encyklopädie weiter abhandeln.

Sphä=

Sphäriſch ausgehöhlte Spiegel, wenn ſie gut polirt ſind, laſſen ſich auch als Vergrößerungsſpiegel gebrauchen, um die Theile des Geſichts vergrößert und genauer zu ſehen. Die Gegenſtände müſſen dann aber näher als der Brennpunct gegen den Spiegel gebracht werden. An ſich erfolgt dieſe Wirkung zwar nach eben ſo einfachen Zurückwerfungsgeſetzen, wie alles vorhergehende; ſolchen, die keine Mathematik verſtehen, kann man es aber ohne Schwierigkeit nicht gut deutlich machen. Mathematiker finden indeß in Kästners Abhandlung; De Objecti in Speculo ſphærico viſi magnitudine apparente im 8ten Theil der Nov. Comment. Soc. Goetting. das hierher gehörige vorgetragen.

Außer den kugelförmig ausgehöhlten Spiegelflächen giebt es aber, wie oben ſchon bemerkt wurde, noch andere Hohlſpiegel, die nach einer andern als der ſphäriſchen Form ausgehöhlt ſind, nähmlich elliptiſche, paraboliſche, hyperboliſche. cylindriſche, koniſche rc. Es iſt hier der Ort nicht alle Zurückwerfungsgeſetze der Strahlen, die auf dieſe Spiegel fallen, auseinander zu ſetzen, beſonders da viele von dieſen nur in der höheren Mathematik erklärt werden können. Doch mag nachfolgendes als eine Probe davon aufgeſtellt werden.

Lichtſtrahlen, die aus einem Brennpuncte einer elliptiſch ausgehöhlten Spiegelfläche ihren Urſprung nehmen, und von derſelben zurück geworfen werden, vereinigen ſich in dem andern Brennpuncte der Ellipſe.

Lichtſtrahlen, die parallel auf eine paraboliſch ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, werden durch das Zurückwerfen genau in dem Brennpuncte der paraboliſchen Krümmung vereinigt. Umgekehrt werden Strahlen, die aus dem Brennpuncte der paraboliſchen Krümmung auf dieſelbe fallen, parallel von derſelben zurückgeworfen. Hieraus folgt, daß alſo paraboliſche Hohlſpiegel die vollkommenſten Brennſpiegel ſeyen. Auch legt man Kamine gern ſo an, daß ihre hintere Fläche eine paraboliſche Krümmung macht, um die Strahlen der Wärme, da Wärme und Licht nach gleichen Geſetzen zurückgeworfen werden, nicht zu ſehr zerſtreuen, ſondern parallel ins Zimmer werfen zu laſſen, welches indeß nicht vollkommen bewirkt wird, da eines Theils das Kaminfeuer, wenn man es auch in dem Brennpuncte der Krümmung anmacht, doch viel ausgedehnter als ein Punct iſt, andern Theils der Kamin ſelbſt ſelten eine eigentlich paraboliſche Aushöhlung hat. Uebrigens ſehe man hierüber den 33ſten Theil der Encyklopädie im Artikel Kamin, Seite 108. und Fig. 1797. d.

Lichtſtrahlen, die aus dem hintern Brennpuncte einer hyperboliſch ausgehöhlten Spiegelfläche kommen und von derſelben wieder zurück geworfen worden, vereinigen ſich in dem vordern Brennpuncte derſelben.

Cylindriſch ausgehöhlte Spiegelflächen können der Länge nach als ebene, der Breite nach aber als kugelförmig ausgehöhlte Spiegelflächen angeſehen werden, wornach ſich auch ihre Wirkung berechnen läßt. Lichtſtrahlen, die parallel auf dieſelben fallen, werden beym Zurückwerfen zuſammen fallen. Ihr Brennpunct wird aber eine Linie bilden, die ſo lang als

als der Spiegel iſt, aber immer gleich weit von demſelben entfernt bleibt. Unter welcher Einſchränkung letzteres geſchieht, läßt ſich aus dem, was von kugelförmig ausgehöhlten Spiegelflächen geſagt wurde, aber leicht abnehmen.

Koniſch oder kegelförmig ausgehöhlte Spiegelflächen haben gleichfalls, wie die eben erwähnten, eine zuſammengeſetzte Wirkung. Bey dieſen kommt indeſſen noch der Umſtand hinzu, daß die parallel darauf fallenden Strahlen ſich in eine Linie vereinigen, die der Spitze des Brennſpiegels immer näher kommt, welches natürlich geſchehen muß, weil ein koniſcher Spiegel gegen die Spitze zu immer aus kleineren Spiegelkreiſen beſteht, die auch immer kleinere Halbmeſſer und Brennweiten haben, wenn dieſe an ſich betrachtet mit der Krümmung der Spiegelfläche aus in gleichem Verhältniſſe ſtehen.

Mit der Lehre von ben Hohlſpiegeln ſteht übrigens auch noch die Theorie der Reverbirir-Oefen in Verbindung, welches chemiſche Oefen von einer ſolchen Bauart ſind, daß das darin angemachte Feuer auch durch das Zurückprallen von der inneren Wölbung wirken kann. Siehe den Artikel Reverberir-Ofen.

Eben ſo mannigfaltig als die Geſetze der Zurückwerfung der Lichtſtrahlen von den ausgehöhlten Spiegeln ſind, ſind ſie auch in Anſehung der erhabenen, und zwar kann man ſich jede krumme Fläche, die man vorhin als inwendig reflectirend betrachtete, nun auch auf der äußern oder erhabenen Seite als reflectirend oder ſtrahlenzurückwerfend vorſtellen. Da von dieſen für das gemeine Leben aber viel wenigere An-

wendungen gemacht werden, ſo wird es genug ſeyn, ſie hier ganz kurz zu berühren.

Kugelförmig erhabene Spiegelflächen werfen die Lichtſtrahlen, die verlängert durch ihren Mittelpunct gehen würden, wieder in ſich ſelbſt zurück, weil dieſe ſenkrecht auf die Fläche des Berührungspunctes fallen, und alſo auch wieder ſenkrecht abprallen müſſen.

Parallel auf kugelförmig erhabene Spiegelflächen fallende Lichtſtrahlen werden beym Zurückwerfen aus einander fahrend. Noch mehr werden divergirende Lichtſtrahlen, die von den genannten Spiegelflächen zurückgeworfen werden, divergirend. Auch convergirende Lichtſtrahlenwerden beym Zurückwerfen weniger convergirend, und gar divergirend, je weiter ſie gegen den Rand der Kugelfläche hin fallen. Jeder Lichtſtrahl ſtößt nähmlich auf eine Berührungsfläche, die immer eine ſchiefere Richtung hat, je weiter ſie ſich von demjenigen Puncte der Kugelfläche entfernt, auf den einer von den Strahlen ſenkrecht fällt.

Aber Lichtſtrahlen, die verlängert durch den Brennpunct der Kugelfläche gehen würden, werden von derſelben parallel zurückgeworfen.

Aus dieſen Sätzen folgt auch noch, wie wohl es nicht für alle ohne Schwierigkeit deutlich gemacht werden kann, daß das Bild eines Gegenſtandes von kugelförmig erhabenen Spiegeln deſto mehr verkleinert werden müſſe, je geringer der Durchmeſſer der Krümmung des Spiegels iſt; und daß das Bild eines Gegenſtandes, das man in ſolchen Spiegeln ſieht, nicht weiter als den vierten Theil des Durchmeſſers des Spi gels in demſelben zu ſeyn ſcheint.

Ko-

Koniſch und cylindriſch erhabene Spiegel kann man wieder als aus ebenen und krummen zuſammen geſetzte Spiegel betrachten. Der Länge nach gleichen ſie den ebenen, in der Krümmung den ſphäriſchen. Der Länge nach ſtellen ſie daher die Gegenſtände in der ordentlichen Größe, der Quere nach aber verkleinert vor, und zwar der koniſche oben immer mehr verkleinert als unten. Indeſſen kann man leicht einſehen, daß gewiſſe Bilder ſo gezeichnet werden können, daß ſie zwar dem bloßen Auge ſehr unförmlich, aber im Spiegel völlig ordentlich erſcheinen, welches zu manchen optiſchen Beluſtigungs-Werkzeugen Veranlaſſung gegeben hat.

Ueber das letztere ſehe man beſonders Jac. Leupolds Anamorphoſis mechanica nova. Leipz. 1713. 4. und vollſtändiges Lehrgebäude der ganzen Optik, oder der Se-he-, Spiegel und Strahlenbrechkunſt. Altona 1775. 4. Seite 156—171. mit den dazu gehörigen Kupfern. — In dem letztern Werke kommen auch zahlreiche Verſuche mit allerley andern Spiegeln, als convexen, concaven, eckigen ꝛc. vor.

Vom Brechen der Lichtſtrahlen.

Eine andere bemerkenswerthe Eigenſchaft der Lichtſtrahlen iſt die: daß ſie beym Uebergange in einen mehr oder weniger durchſichtigen Körper, als der war, aus welchem ſie kamen, eine etwas veränderte Richtung ihres Laufes annehmen, wenn ſie nicht ganz ſenkrecht auf ihn fallen; und zwar eine immer mehr veränderte, je ſchiefer ſie auf den andern durchſichtigen Körper fallen. Dieſes nennt man das Brechen (refractio) der Lichtſtrahlen.

Um ſich ſogleich durch einen ganz einfachen Verſuch von der Wirklichkeit dieſer Erſcheinung zu überzeu-

gen, ſo lege man z. B. ein Stück Geld in die Mitte eines Gefäßes, gehe darauf ſo weit von dem Gefäße zurück, daß man vor dem Rande deſſelben das Stück Geld nicht mehr ſehen kann, bleibe nun ſtehen und laſſe das Gefäß voll Waſſer gießen. Dann wird man das Stück Geld wieder erblicken.

Hier iſt nun ſo viel klar, daß die Strahlen, die in gerader Linie von dem Stücke Geld nach unſerm Auge gehen würden, nicht nach demſelben kommen, ſondern von dem Rande des Gefäßes aufgefangen werden. Da das Auge das auf dem Boden liegende Stück aber dennoch erblickt: ſo müſſen andere Strahlen, und zwar ſolche, die ihrer erſten Richtung nach über uns wegfahren würden, durch eine Veränderung ihrer Richtung in unſer Auge kommen. Andern Theils ergiebt ſich auch, daß, weil wir das Stück Geld im Waſſer in einer geraden Linie, wie es uns vorkommt, ſehen, der ſcheinbare Ort höher, und alſo näher, als der wirkliche Ort des Stück Geldes ſey, womit übrigens die bekannte Erfahrung ganz übereinſtimmt, daß man, um einen Fiſch im Waſſer zu ſchießen, das Gewehr niedriger halten müſſe, als der Fiſch ſteht, um ihn nicht zu verfehlen.

Bey dieſem Verſuche wird der aus dem Waſſer in die Luft übergehende Lichtſtrahl alſo von ſeiner erſten Richtung abgelenkt, und zwar erleidet er eine ſolche Veränderung, daß er mit der Oberfläche des Waſſers einen ſpitzeren Winkel macht, als er beym Verfolge ſeines erſten Laufes gemacht haben würde. Und umgekehrt, wenn ein Fiſch im Waſſer einen Gegenſtand am Ufer deſſelben ſieht, ſo müſſen die Strahlen von dem letztern bey ihrem Uebergange ins Waſſer, falls ſie ſchief darauf fallen, eine mehr nach

unten

unten geneigte Richtung bekommen, ſo daß der Fiſch den Gegenſtand alſo nicht vermittelſt der Strahlen ſieht, die von ſeinem Auge nach dem Gegenſtande eine gerade Linie bilden würden, ſondern vermittelſt ſolcher, die ohne Dazwiſchenkunft des Waſſers über ihn weg ſchießen würden, und nur durch Einwirkung des Waſſers ſo gebrochen werden, daß ſie das Auge des Fiſches erreichen.

Hier ging der Lichtſtrahl übrigens aus einem dichtern in einen ſehr lockern Körper über, da die Luft bekanntlich an 800 mahl leichter als Waſſer iſt. Aber nicht bloß beym Uebergange aus Waſſer in Luft oder aus Luft in Waſſer bemerkt man dieſes Brechen der Lichtſtrahlen, ſondern überhaupt beym Uebergange von jedem durchſichtigen Körper in einen andern, wenn dieſe beyden eine verſchiedene Dichtigkeit oder Beſchaffenheit haben, z. B. aus Luft in Eis, aus Luft in Glas, aus Luft in Oehl, Kryſtall, Diamant ꝛc. und wieder von Eis in Glas u. ſ. f. Und bey allen dieſen findet das Geſetz Statt, daß der dichtere Körper den Strahl ſtärker ablenkt, als der lockerere, die größere Dichtigkeit mag ſpeciſiſch, oder nur durch einen größeren Grad der Kälte hervorgebracht ſeyn. Oehlige und brennbare Dinge machen indeſſen nach Newtons Beobachtungen darin eine Ausnahme, daß ſie die Strahlen ſtärker brechen, als ſie in Abſicht auf ihre Dichtigkeit thun ſollten. (*)

Um

(*) Aus dem letztern Umſtande hat Newton auf eine Verwandtſchaft zwiſchen der Materie des Lichts und dem Brennbaren geſchloſſen; und als er fand, daß auch der Diamant die Lichtſtrahlen ſtärker brach, als man es ſeiner

Um ſich indeß über das Verhältniß des Brechens richtige Vorſtellungen zu machen, ſo denke man ſich die Sache etwa auf folgende Art. Es ſey ein Gefäß einen Fuß hoch mit Waſſer angefüllt und in der Mitte deſſelben eine ſenkrechte Linie aufgerichtet, die auch gerade einen Fuß aus dem Waſſer hervorragt. Von dem obern Ende dieſer ſenkrechten Linie ſey ein leuchtender Punct vier Zoll in wagerechter Richtung entfernt. Wenn von dieſem Puncte nun ein Strahl gerade da in das Waſſer fährt, wo die ſenkrechte Linie aus demſelben heraus kommt, ſo müßte dieſer Strahl, wenn er nicht gebrochen würde, nach einem Puncte des wagerechten Bodens gelangen, der auch gerade vier Zoll von dem Anfange der ſenkrechten Linie entfernt wäre. Das geſchieht aber nicht, ſondern der Strahl nimmt bey ſeinem Uebergange in das Waſſer eine ſolche Richtung an, daß der Punct, wo er auf den Boden des Gefäßes kommt, nur drey Zoll von dem Anfange der ſenkrechten Linie entfernt iſt.

Da man nun die obere wagerechte Linie, die nähmlich von dem leuchtenden Puncte nach dem Ende der ſenkrechten Linie geht, den Einfalls- oder Neigungs-Sinus, und den Winkel, der von dem Strahl und der ſenkrechten Linie am Waſſer gebildet wird, den Einfalls- oder Neigungswinkel; ferner, die Linie auf dem Boden des Gefäßes, von dem Puncte, wo der gebrochene Strahl hinfällt, bis zu dem

ner ſpecifiſchen Schwere nach vermuthen durfte, ſo ſchloß er ſchon hieraus, daß der Diamant vielleicht verbrennlich ſeyn müßte, welches man faſt hundert Jahre nachher durch wirkliche Verſuche mit Brennſpiegeln beſtätigt gefunden hat. Gleichwohl ſcheint die eigentliche Urſache, warum öhlige Körper ꝛc. ſtärker brechen, noch unbekannt zu ſeyn.

dem Anfange der ſenkrechten Linie, den Brechungs-Sinus, und den Winkel, der von der gebrochenen Linie und der ſenkrechten an der Oberfläche des Waſſers gebildet wird, den Brechungswinkel nennt: ſo ſagt man, der Einfalls-Sinus verhält ſich beym Uebergange eines Strahls aus Luft in Waſſer zum Brechungs-Sinus, wie 4 zu 3; oder kürzer, das Verhältniß der Refraction oder Brechung eines Strahls bey Luft und Waſſer iſt wie 4 zu 3.

Dieſes Verhältniß findet aber nicht bloß Statt, wenn ein Strahl gerade unter der angegebenen Richtung auf das Waſſer fällt, ſondern überhaupt bey allen Richtungen, woraus von ſelbſt folgt, daß ein Strahl, der ſehr ſchief auf eine Waſſerfläche fällt, ſtärker von der geraden Richtung abgebeugt werden müſſe, als ein anderer, der nicht ſo ſchief darauf fällt, ſondern ſich der ſenkrechten Linie nähert. Ja es folgt auch von ſelbſt daraus, daß ein Strahl, der ganz ſenkrecht auf eine Waſſerfläche fällt, ganz ungebrochen durchgehen müſſe. (*)

Aber auch nicht bloß bey Waſſer und Luft bleibt das Brechungsverhältniß unter allen Richtungen des auffallenden Strahles gleich, ſondern auch bey allen andern durchſichtigen Körpern, ſo lange ſie nur an ſich keine Veränderung erleiden, die auf ihre ſpecifiſche Dichtigkeit Einfluß hat. Die Größe des Verhältniſſes der Brechung verſchiedener Körper ſelbſt, oder die Fähigkeit dieſes und jenen Körpers, den

(*) M. Matth. Aug. Haſe Progr. de refractionis ratione ope lentium et priſmatum determinanda. Witteberg. 1770. 8.

den Lichtſtrahl zu brechen, iſt aber nicht gleich, ſondern bey allen nach Maßgabe ihrer ſpecifiſchen Dichtigkeit und ſonſt verſchieden. Wenn man z. B. den Sinus des Einfallswinkels als 1,000 annimmt, ſo iſt der Brechungs-Sinus, wenn Lichtſtrahlen aus folgenden Körpern in die Luft übergehen (*)

nach den Verſuchen von Rochon bey dem

gemeinen Glaſe	1,543.
Flintglaſe	1,613.
Diamante	2,755.
Bergkryſtalle	1,625.
deſtillirten Waſſer, von 14 Grad Wärme nach Reaumürſcher Scala	1,333.
rectificirten Weingeiſte	1,378.
geſättigter Kochſalzauflöſung	1,375.
Salmiakauflöſung	1,382.

nach Newtons Verſuchen bey dem

Selenite	1,487.
Steinſalze	1,545.
Alaune	1,458.
Vitriolöhle	1,428.
Kampher	1,500.
Baumöhle	1,466.
Leinöhle	1,481.
Terpenthinöhle	1,470.

Die Urſache der Brechung der Lichtſtrahlen iſt nach Newtons Meinung die anziehende Kraft des durchſichtigen Körpers gegen den Lichtſtrahl, und die Brechung geſchieht nach ihm nicht auf ein-

(*) Man ſehe Achards Vorleſungen über die Experimental-Phyſik. Berlin 1791. §. 947. Seite 192.

einmahl, ſondern der Lichtſtrahl krümmt ſich allmählig von ſeinem vorigen Wege in den neuen ab. Euler erklärt die Refraction daraus, daß ein Theil des erſchütterten Aethers die ihm Widerſtand leiſtende Fläche eher berührt, als der andere, wodurch die Richtung, in welcher die Erſchütterung fortwirkte, abgeändert würde. Andere glauben, daß der Lichtſtrahl bey ſeinem Eintritte in einen andern durchſichtigen Körper eine wahre Reflexion erleide, und dadurch von ſeinem Wege abgelenkt werde. —

Die Lehre von dem Brechen der Lichtſtrahlen gewinnt aber noch einen viel größeren Umfang, wenn man dabey auf die verſchiedene Richtung, die mehrere Strahlen gegen einander haben können, ſo wie auf die verſchiedene Geſtalt des brechenden Körpers ſieht. In Anſehung des erſten Punctes kommen hier vorzüglich parallele, convergirende und divergirende Lichtſtrahlen in Betracht; und in Anſehung des andern unterſcheidet man ebene, convexe und concave brechende Körper.

Parallele Strahlen, in einer Ebene gebrochen, bleiben nicht allein in dem durchſichtigen Körper ſelbſt, ſondern auch, wenn ſie wieder herausgehen, und zum zweyten Mahle in der gegenüberliegenden Ebene gebrochen werden, parallel. Sind die beyden brechenden Ebenen des durchſichtigen Körpers ſelbſt unter ſich parallel, ſo bleiben auch die Strahlen, die ſich in einerley durchſichtigem Körper befinden, vor und nach dem Brechen parallel. *) Daß dieſes ſeyn müſſe, kann man ſich leicht vorſtellen, wenn

*) Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre §. 345.

wenn man bedenkt, daß ein Körper, falls er nur von gleicher Beſchaffenheit iſt, die Strahlen immer nach einem gleichen Verhältniſſe bricht. Fallen die Strahlen nun unter einem gleichen Winkel auf ihn, wie es bey den parallelen der Fall iſt, ſo müſſen ſie auch unter einem gleichen Winkel gebrochen werden, und alſo parallel bleiben.

Convergirende, oder zuſammenfahrende Lichtſtrahlen werden beym Uebergange aus einem lockern in einen dichteren Körper von ebener Oberfläche weniger zuſammenfahrend, weil jeder von dieſen Strahlen, der ſchief auf die Ebene fällt, eine Richtung bekommt, die der ſenkrechten etwas mehr genähert iſt, woraus ſich ſogleich ergiebt, daß der Vereinigungspunct dieſer Strahlen weiter hinausgeſetzt werde, und ſie alſo weniger convergirend werden müſſen.

Divergirende oder aus einander fahrende Lichtſtrahlen werden bey ihrem Uebergange aus einem dünneren oder vielmehr lockereren Körper in einen dichteren von ebener Oberfläche weniger divergirend, welches man ſich aus dem ſo eben angeführten ſehr leicht erklären kann. Gehen ſie aber aus einem dichteren in einen dünneren über, ſo werden ſie mehr divergirend, weil hier dann der umgekehrte Fall Statt findet.

Wenn man mit dieſen leicht einleuchtenden Sätzen vertraut iſt, wird man es aus ihnen auch herleiten können, wie die Gegenſtände durch einen gewiſſen durchſichtigen Körper, deſſen Brechungsverhältniß bekannt iſt, erſcheinen müſſen. Ein Gegenſtand z. B. der hinter einem ebenen Glaſe liegt, erſcheint

ſcheint dem Auge in ſeiner natürlichen Größe *) und Geſtalt, aber er ſcheint um den dritten Theil der Dicke des Glaſes näher zu liegen. Die divergirenden Strahlen eines hinter der ebenen Glastafel liegenden leuchtenden Punctes werden nähmlich, ſo wie ſie die hintere Fläche des Glaſes berühren, durch das Brechen, weniger divergirend. Bey ihrem Austritte aus dem Glaſe in die Luft nehmen ſie aber ihre erſte Richtung, die ſie jenſeit des Glaſes hatten, wieder an. Verlängert man nun die letzten Linien, ſo findet man, daß ſie ſich ſchon vor dem Gegenſtande durchſchneiden, und zwar in einer Entfernung von denſelben, die dem dritten Theile der Dicke des Glaſes gleich iſt, welches von dem Brechungsverhältniß des Glaſes herrührt. Das Auge, das über den ſcheinbaren Ort eines Gegenſtandes immer nur nach der letzten Richtung, die die Strahlen bey ihrem Uebergange ins Auge hatten, urtheilen kann, muß alſo den durch das Glas geſehenen Gegenſtand auch um den dritten Theil der Dicke des Glaſes näher ſehen. — Der Boden eines mit Waſſ r angefüllten Gefäßes ſcheint höher und hohl zu ſeyn, weil die aus dem Waſſer in die Luft übergehenden convergirenden Strahlen mehr convergirend, und diejenigen, die von der Gegend des Randes des Bodens kommen, ſtärker als die von der Mitte gebrochen ſind, wodurch die Täuſchung des Hohlſcheinens veranlaßt wird. — Ein ſchief ins Waſſer geſteckter Stock ſcheint gebrochen oder eingeknickt zu ſeyn, weil die Strahlen, die von ihm durch das Waſſer in die Luft über-

 gehen,

*) Eine ſehr geringe Vergrößerung, die von dem ſcheinbaren Näherrücken gegen das Glas herrührt, nicht in Anſchlag zu bringen.

gehen, von ihrer Richtung abgelenkt werden, ſo wie ſie die Luft berühren. Das Auge ſieht die im Waſſer befindlichen Theile alſo höher, als ſie wirklich ſind, welches, im Vergleich mit denen außer dem Waſſer, die Täuſchung verurſacht.

Sehr ſonderbar iſt übrigens die Verdoppelung der Strahlenbrechung im isländiſchen Kryſtalle*), im Bergkryſtalle und in noch mehreren durchſichtigen feſten Körpern, den Flußſpath, einige Edelſteine, und die künſtlichen Gläſer ausgenommen. So bekannt dieſe Erſcheinung iſt, ſo ſcheint die Erklärung des doppelten Bildes jedes Gegenſtandes, den man durch den isländiſchen Kryſtall ꝛc. anſieht, doch noch nicht ganz aufs Reine zu ſeyn; rührt wahrſcheinlich aber von der rhomboidaliſchen Textur des Doppelſpaths ꝛc. her. Man ſehe hierüber.

Newton's opticks, pag. 271. 356. 376. und 394. der Clarkeſchen Ausgabe von 1719.

Peſanteur ſpecifique des corps; ouvrage utile a l'hiſtoire naturelle, la phiſique, aux arts & au commerce, par *Briſſon.* a Paris 1787. 4. in der Vorrede, und über die Erklärung dieſes verwickelten Phänomens vorzüglich

Dr. Joh. Prieſtleys Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optik, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen von Georg Sim. Klügel. Leipzig 1776. 4. in 2 Theilen.

Dieſe Erſcheinung durch Schwingungen zu erklären, ſagt Lichtenberg in der Anmerkung zu dem 346ſten §. des Erxlebenſchen Compendiums der Anfangsgründe der Naturlehre, ſcheint völlig unmöglich, wie auch Huygens, der es in ſeinem Tractate vom Lichte verſucht hat, am

*) Der ſogenannte isländiſche Kryſtall iſt eigentlich ein durchſichtiger Kalkſpath. Siehe: Verſuch einer vollſtändigen Anleitung zur Kenntniß der Mineralien, v. D. J. G. Lenz. 1ſter Theil Seite 407.

am Ende wirklich deutlich geſteht, und Newton in der 28ſten Quäſtion ſeiner Optik zeigt. Ein neuerer Erklärer, Herr J. E. Silberſchlag: von dem die Bilder verdoppelnden ſogenannten Isländiſchen Kryſtall oder Doppelſpath in den Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde von der Geſellſchaft naturforſchender Freunde 2ten Bandes 2tes St. oder Schriften der Geſellſch. naturf. Freunde 3ten Bandes 2tes St. hat gerade das ſchwerſte bey der Sache nicht einmahl berührt — Uebrigens ſehe man noch von des Abbe Rochons künſtl. Doppelſpath im Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, herausgegeben von Lichtenberg. 1. Band. 1ſtes Stück. Seite 184.

Einen leichter zu erklärenden Grund hat die Verdoppelung oder gar Vervielfältigung des Bildes eines Gegenſtandes, den man durch ein eckig geſchliffenes Glas, das man Rautenglas (Polyedrum) zu nennen pflegt, anſiehet. Hier kommt die Vervielfältigung des Bildes davon her, daß die Strahlen des Gegenſtandes auf mehrere, unter einem verſchiedenen Winkel gegen einander geneigte Fläche fallen, und von denſelben ſo gebrochen werden, daß ſie in unſer Auge kommen können. Da das Auge auf dieſe Art alſo nach verſchiedenen Richtungen hin daſſelbe Bild erblickt, ſo ſcheint der Gegenſtand ſelbſt ſo oft verdoppelt zu ſeyn.

Wenn ein ſolches Rautenglas dem Abſchnitte einer Kugel gleicht und vieleckig geſchliffen iſt, ſo thut es eine deſto auffallendere Wirkung. Stellt man daſſelbe des Tages gegen die Sonne, oder des Abends gegen ein Licht, und fängt die gebrochenen Strahlen hinter dem Glaſe mit einem weißen Papier auf, ſo wird man ſo viele helle eckige Flecke auf dem Papier bemerken, als das Rautenglas Flächen hat. Entfernt man das Papier allmählich von

 dem

dem Glaſe, ſo nähern ſich die Flecke immer mehr bis ſie ſich endlich in einen Punct vereinigen. Nach dieſer Vereinigung entfernen ſie ſich wieder von einander, oder werden divergirend, welches der Fall bey allen in einen Brennpunct zuſammen kommenden Strahlen iſt. Wie die verſchiedenen Farben entſtehen, die ſich gewöhnlich bey den Rautengläſern zeigen, das wird gelegentlich unten, wo von den Farben des Prisma die Rede ſeyn wird, gezeigt werden können.

Auf eben die Art, wie man bey Cylinder- und Kegel-Spiegeln verzerrte Bilder zeichnen kann, die in dieſen Spiegeln angeſehen, nichts ungeſtaltetes zeigen, ſo laſſen ſich auch für die verſchiedenen Formen der Rautengläſer allerley unförmliche und ſeltſame Zeichnungen machen, die in einer gewiſſen Stellung dadurch angeſehen, ganz regulär erſcheinen, oder ganz etwas anderes vorſtellen, als man zu erblicken vermuthete. Man ſehe übrigens

Anamorphoſeos polyedricæ conſtructionis methodus vera atque certa, notatis fallarum manuductionum paſſim propoſitarum anomaliis opticis, *Jo. Geo. Leutmanni*; in den Comment. petrop. Tom. IV. p. 202. Etwas findet man auch im

Vollſtändigen Lehrgebäude der ganzen Optik ꝛc. Altona 1757. 4. Seite 218. u. flg. mit den dazu gehörigen Kupfern.

Das übrige ſehe man im Artikel Rautenglas.

Vom Brechen der Lichtſtrahlen in gekrümmten Flächen.

Auf eine ähnliche Art, als bey dem Rautenglaſe, das dem Abſchnitte einer Kugel gleicht, die Strahlen gebrochen werden, werden ſie auch von gekrümm-

ten

ten Flächen gebrochen, man ſtelle ſich eine gekrümmte Fläche nur als ein Rautenglas von unendlich vielen kleinen Seiten vor, deren jede den auf ſie fallenden Lichtſtrahl nach dem Verhältniß ihrer Neigung gegen den auffallenden Strahl bricht. Da die gekrümmten Flächen indeſſen von ſehr verſchiedener Bildung ſeyn können und ſie ſich zu vielen der nützlichſten Werkzeuge, beſonders allerley Vergrößerungsgläſern, Fernröhren ꝛc. anwenden laſſen: ſo muß man die Theorie der Strahlenbrechung derſelben noch etwas weiter ausführen.

An ſich giebt es zwar nur erhaben oder ausgehöhlt geſchliffene gekrümmte Flächen, die man nach dem einmahl üblichen Sprachgebrauche convexe und concave Flächen nennt. Durch die Zuſammenſetzung entſtehen aber verſchiedene Brechungswerkzeuge daraus, die einer beſondern Erwähnung bedürfen, da ſie von ſehr verſchiedener Wirkung ſind. So giebt es vorzüglich

1) planconvexe Gläſer, oder ſolche, die auf der einen Seite eben, auf der andern erhaben geſchliffen ſind.

2) biconvexe, auch convexconvexe genannt, welche auf beyden Seiten erhaben geſchliffen ſind. Dieſe heißen vorzugsweiſe auch Linſen, weil ſie eine linſenähnliche Geſtalt haben, und ſind übrigens auch unter dem Franzöſiſchen Nahmen Loupen bekannt. *)

3) planconcave, die auf der einen Seite eben, auf der andern aber ausgehöhlt ſind.

*) Im allgemeinen werden übrigens öfters alle Gläſer, die in der Mitte dicker, als am Rande ſind, Linſen genannt ja zuweilen ſogar auch die concaven.

4) biconcave, auch concavconcave genannt, welche auf beyden Seiten hohl geſchliffen ſind.

5) concavconvexe, die auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben ſind, bey denen der Halbmeſſer der hohlen Krümmung aber kleiner als der erhabenen iſt.

6) Meniscuſſe, die auch auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben geſchliffen ſind, bey denen der Halbmeſſer der hohlen Krümmung aber größer als der erhabenen iſt, ſo daß dieſe Gläſer im Durchſchnitte dem Bilde des Neumondes gleichen. *)

Uebrigens muß hier noch angeführt werden, daß man dieſe verſchiedenen Arten der Gläſer gewöhnlich ſphäriſch ſchleift, ſo daß ihre Flächen der äußern oder inneren Fläche eines Kugelabſchnittes gleichen. Elliptiſche, paraboliſche und andere Formen ſind weniger üblich. Auch laſſen ſich die Geſetze der Brechung bey den letztgenannten nur durch Anwendung der höheren Mathematik entwickeln.

Bey allen vorhin angeführten Gläſern wird nun die Linie, welche auf beyde Flächen ſenkrecht ſteht, und zugleich durch die Mitte des Glaſes geht, die Axe des Glaſes genannt. Dieſe Axe muß zugleich durch den Mittelpunct der Kugel gehn, von der

*) Mann kann unter andern auch noch ſolche Gläſer verfertigen, deren äußere und innere Krümmung gleich ſtark, oder nach einem Halbmeſſer gemacht iſt, von welcher Art z. B. viele Uhrgläſer ſind. Dieſe laſſen parallele Strahlen unverändert durchgehen, weil die hohle Fläche eben ſo viel zerſtreut, als die erhabene convergirt, wenn die beyden Flächen übrigens gleich ſtark gebogen ſind.

der dieſe oder jene, entweder convexe oder concave Fläche ein Abſchnitt iſt. Da durch die Größe dieſer Kugel auch die Größe des Abſchnittes beſtimmt wird, ſo iſt es üblich, das verſchiedene Verhältniß der Krümmung überhaupt nach dem Durchmeſſer der Kugel, zu der dieſe oder jene Krümmung gehört, zu bezeichnen. Ein convexes oder ein concaves Glas wird daher zum Beyſpiele ein 2, 3, 5, 8 ꝛc. zölliges Glas genannt, wenn der Durchmeſſer der Kugel, von welcher es ein Abſchnitt iſt, 2, 3, 5, 8 ꝛc. Zoll beträgt.

Jeder Lichtſtrahl der nur auf eine gekrümmte Fläche fällt, wird, um es noch einmahl zu ſagen, ſo gebrochen, als wenn auf dem Puncte, wohin er fällt, eine ebene Fläche von der Richtung der Berührungsfläche (oder Fläche der Tangente) befindlich wäre. Wenn man alſo nur das Brechungsverhältniß des Mittels, wodurch er geht, (welches in allen nachfolgenden Fällen immer Glas ſeyn wird) kennt, ſo kann man es, unter Anwendung der aufgeſtellten Sätze von der Brechung in Ebenen, finden, wie ein Strahl in einer gekrümmten Fläche gebrochen werden wird. Das Schwierige, aber auch das Intereſſante hierbey, iſt nur der Umſtand, daß jeder Strahl, der von vielen Tauſenden auf eine gekrümmte Fläche fällt, immer eine andere Richtung als jeder andere bekommt, weil die ganze Oberfläche der Krümmung aus unendlich vielen kleinen, alle unter verſchiedenen Richtungen gegen einander geneigten Flächen beſteht, die nach Verhältniß ihrer Richtung den auf ſie fallenden Strahl auch verſchieden brechen müſſen.

Betrachtet man zuvörderſt den Erfolg des Brechens paralleler Strahlen in erhaben geſchliffenen

Glä=

Gläſern, auf deren Mitte ſie ſenkrecht fallen, ſo iſt es dieſer, daß die Lichtſtrahlen ſich in einer gewiſſen Entfernung hinter dem Glaſe in einen Punct der Achſe deſſelben vereinigen. Dieſe Vereinigung kommt daher, daß die Lichtſtrahlen, die etwas entfernt von der Achſe auf das Glas treffen, daſelbſt (unendlich) kleine Flächen vorfinden, die etwas abwärts gebogen ſind, ſo daß die Strahlen nicht mehr ſenkrecht, wie auf den Punct der Achſe, ſondern unter einem ſchiefen Winkel auffallen müſſen. Hieraus entſteht die erſte Krümmung des Lichtſtrahls, oder vielmehr Abbeugung von ſeinem mit der Achſe parallelen Laufe. Der Strahl neigt ſich ſchon etwas gegen die Achſe und würde ſie verlängert durchſchneiden. Tritt der Strahl nun ferner wieder auf der hintern Seite aus dem Glaſe heraus, ſo geſchieht dieſes ebenfalls unter einem ſchiefen Winkel. Das Glas, welches ihn ſtärker bricht, als die Luft, zieht den Strahl gleichſam noch einmahl wieder von ſeinem Laufe, den er behalten würde, wenn er in gleicher Maſſe fortginge, etwas ab, und giebt ihm eine noch mehr nach der Achſe geneigte Richtung. Er muß alſo noch mehr convergirend werden. Da nun alle Strahlen, die in gleicher Entfernung von dem Mittelpuncte des Glaſes, worauf die Achſe ſenkrecht fällt, das Glas unter gleichem Winkel berühren, ſo müſſen alle dieſe, da ſie nothwendig auf gleiche Weiſe gebrochen werden, auch alle in einen Punct der Achſe zuſammen fahren. Diejenigen Strahlen, die näher oder entfernter von der Achſe auf das Glas fallen, als die eben berührten, werden zwar auf eine andere Art gebrochen, weil ſie mit den Berührungsflächen, wohin ſie fahren, andere Winkel machen. Das iſt aber auch gerade nothwendig, wenn ſie ſich mit ihnen in einen Punct

ver-

vereinigen ſollen. Die der Achſe näher liegenden berühren das Glas in einem Puncte, deſſen Fläche noch weniger abwärts geneiget iſt. Sie fallen alſo unter einem weniger ſchiefen Winkel auf und werden daher alſo auch nicht ſo ſtark gebrochen. Die entfernteren treffen eine Fläche, die mehr abwärts geneiget iſt. Sie fallen unter einem ſpitzeren Winkel auf und werden daher auch ſtärker gebrochen. Aus dieſem allen entſteht der Erfolg, daß man die Strahlen ſo ziemlich in einem Puncte vereinigt findet.

Ich ſage hier mit Fleiß, ſo ziemlich in einem Puncte, weil ſich bey unſern ſphäriſch gekrümmten Gläſern eigentlich nur diejenigen Strahlen in einen Punct (im mathematiſchen Verſtande) ſammeln, welche unendlich nahe bey der Achſe in das Glas fallen. Bey nicht ſehr weit davon entfernten iſt der Unterſchied nicht groß, aber wohl bey den übrigen, welche die Achſe nach dem Brechen in einem Puncte ſchneiden, der dem Glaſe immer näher liegt, je weiter die parallelen Strahlen von der Achſe abliegen. Dieſen Unterſchied nennt man die Abweichung der Strahlen wegen der Geſtalt des Glaſes, und man kann ihn bey jedem gemeinen Brennglaſe, *) womit man z. B. Zunder oder Tobak anzündet, beobachten. Ueber die eigentlich mathematiſche Erklärung und den Beweis hierüber, welches kein Gegenſtand für dieſe Encyklopädie iſt, ſehe man

De

*) Der Artikel Brennglas kommt im 6ten Theile der Encyklopädie Seite 619. vor.

De aberrationibus lentium ſphæricarum diſſert. *Abrah. Gotth. Kæſtneri*; in den Comment. Gœtting. Tom. I. pag. 185.

Der Umſtand, daß der Brennpunct des Glaſes ſelbſt von ſehr bemerklichem Umfange iſt, rührt übrigens davon her, daß die Sonne ſelbſt, deren Strahlen ſich in einen Punct vereinigen, noch einen ſo großen ſcheinbaren Durchmeſſer hat, und ſich jeder Punct ihrer leuchtenden Scheibe jenſeit des Glaſes abbilden muß, woraus eine Sonne im Kleinen entſteht. Fangen wir die Strahlen eines ſtarkleuchtenden Sterns, z. B. des Sirius, durch ein Brennglas auf, ſo iſt der Brennpunct auf einen viel kleinern Raum eingeſchränkt, und nähert ſich dem mathematiſchen Puncte.

Parallele Lichtſtrahlen bekommen aber nicht bloß beym Durchgange durch Linſen, oder auf beyden Seiten erhaben geſchliffene Gläſer, eine convergirende Richtung, ſondern auch beym Durchgange durch planconvexe, oder ſolche, die auf der einen Seite eben, auf der andern erhaben ſind; ja überhaupt durch alle ſolche, deren Mitte dicker als ihr Rand iſt, weshalb auch der Meniscus in dieſe Claſſe gehört. *) Bey den planco vexen iſt die Wirkung in dem Falle, wenn man die ebene Seite gegen den leuchtenden Gegenſtand hält, nur gerade ſo, wie ſie bey der gekrümmten Fläche allein ſeyn würde. Die

*) Bey dem Meniscus iſt die innere Seite zwar concav oder etwas ausgehöhlt und hat in ſo fern, wie es weiter unten vorkommen wird, eine ganz entgegen geſetzte Wirkung, als die convexen Flächen. Da die andere Seite bey dem Meniscus aber ſtärker gebogen iſt, als die concave, ſo bleibt ihre Wirkung die vorwaltende, und deßhalb gehören die Meniscuſſe mit unter die convergirenden Gläſer.

Die Strahlen, die auf die ebene Seite ſenkrecht fallen, gehen nähmlich ganz ungebrochen bis an die hintere gekrümmte Seite durch, und erhalten da erſt eine Ablenkung von ihrer parallelen Richtung, weil ſie hier das Glas, ſeiner Krümmung wegen, unter ſchiefen Winkeln verlaſſen würden, welches nicht ohne Brechung angeht. Setzet man aber die gekrümmte Seite dem Lichte entgegen: ſo wird der Strahl zuerſt gleich gebrochen, ſo wie er in das Glas fährt, und bekommt ſchon eine gegen die Achſe geneigte Richtung. Fährt er nun unter dieſem ſchiefen Winkel aus der ebenen Seite des Glaſes heraus, ſo wird er noch einmahl gebrochen, wiewohl nicht ſo ſtark, als wenn dieſes auch eine erhaben gekrümmte Fläche wäre. — Die Theorie von dem Meniscus, wovon ich in der vorſtehenden Note etwas erwähnte, läßt ſich hier noch nicht deutlich machen, weil erſt die concaven Flächen berührt ſeyn müſſen.

Derjenige Punct, in den die Strahlen hinter dem Glaſe zuſammen kommen, heißt der Brennpunkt, (focus) und ſeine Entfernung von der hintern, öfters auch von der vordern Fläche des Glaſes, heißt die Brennweite (diſtantia focalis) des Glaſes, die man nach Fußen, Zollen ꝛc. beſtimmen kann. Bey einer Kugel von Glas fällt der Brennpunct um den vierten Theil des Durchmeſſers derſelben hinter die hinter Fläche derſelben; bey einer Kugel von Waſſer um die Hälfte des Durchmeſſers. Dieſer Unterſchied rührt davon her, weil Waſſer, als ein weniger dichter Körper, die Strahlen nicht ſo ſtark als Glas bricht, die ſich alſo erſt in einer größeren Entfernung hinterwärts ſchneiden können. Ueberhaupt findet man die Brennweite eines jeden erhabenen Glaſes (bey welchem indeß die Dicke des

Gla-

Glaſes ſelbſt nicht in Betracht kommen darf) wenn man das doppelte Product der Halbmeſſer ihrer beyden Flächen durch die Summe dieſer beyden Halbmeſſer dividirt. Iſt die eine Fläche des Glaſes z. B. 4 zöllig *) die andere 6 zöllig, ſo ſind 2 und 3 ihre Halbmeſſer. Das doppelte Product dieſer beyden Halbmeſſer, nähmlich zweymahl 2 mahl 3 iſt 12. Dieſes mit 5, als der Summe der beyden Halbmeſſer, dividirt, giebt $2\frac{1}{2}$ Zoll für die Brennweite einer Linſe von dieſer Art. Die Brennweite eines auf beyden Seiten gleich ſtark erhabenen Glaſes iſt daher dem Halbmeſſer der Kugel gleich, wovon jede Oberfläche gleichſam ein Stück iſt; bey einem planconvexen Glaſe aber dem Durchmeſſer, weil bey dieſem, wenn man die ebene Seite gegen das Licht richtet, von derſelben gar keine Brechung geſchieht, die Strahlen alſo deſto weiter hinter dem Glaſe zuſammen kommen müſſen.

Will man aber noch allgemeinere Formeln für alle Arten der brechenden Körper haben, die, wie zum Theil oben gezeigt, die Lichtſtrahlen nach ſehr verſchiedenen Verhältniſſen brechen: ſo nehme man folgende Beſtimmungen an. Das Brechungsverhältniß bezeichne man mit dem Buchſtaben m, die Halbmeſſer der Krümmungen der Oberfläche des Mittels, in welches der Lichtſtrahl eintritt und gebrochen wird, nenne

*) Dieſe Benennungsart der krummen Gläſer iſt oben bey den gekrümmten Spiegeln ſchon erklärt. Die Zahl der Zolle oder Fuße geht nähmlich auf den Durchmeſſer der Kugel, wovon die gekrümmten Flächen Abſchnitte ſind.

nenne man R und r, die Brennweite F. Dann iſt bey biconvexen brechenden Körpern, *)

$$F = \frac{Rr}{(m-1)(r-R)}$$

bey planconvexen,

$$F = \frac{R}{m-1}$$

bey einem Meniscus,

$$F = \frac{Rr}{(m-1)(R-r)}$$

bey einer Kugel,

$$F = \frac{(2-m)R}{2(m-1)}$$

Wenn man nur das Brechungsverhältniß m, und die Größe der beyden Halbmeſſer R und r kennt, ſo läßt ſich von jedem, der mit der Buchſtabenrechnung nur ein wenig bekannt iſt, durch dieſe Formeln die Brennweite ſphäriſch gekrümmter Körper ſehr leicht finden. Iſt weniger Genauigkeit erforderlich, ſo kann man einige andere Handgriffe anwenden, um die Brennweite einer Linſe heraus zu bringen. Man hält nähmlich die Linſe zwiſchen einem hellen Fenſter und einer damit parallel ſtehenden weißen Wand, ſo daß die Achſe der Linſe ſenkrecht auf der Wand und dem Fenſter ſteht. Alsdann nähert und entfernt man das Glas nach und nach ſo lange von der Wand, bis man das deutliche Bild des Fenſters auf der Wand erhält. Die Entfernung der Linſe von der Wand iſt die geſuchte Brennweite. — Hält

(*) Man ſehe Achards Vorleſungen über die Experimental-Phyſik §. 956.

— Hält man eine Linſe gerade gegen die Sonne, ſo bilden die vereinigten Lichtſtrahlen hinter dem Glaſe einen hellen Punct; wird dieſer Punct auf eine Fläche aufgefangen, ſo beſtimmt ſeine Entfernung von dem Glaſe, wenn er am hellſten und kleinſten erſcheint, ebenfalls die Brennweite des Glaſes. — Betrachtet man ferner umgekehrt durch die Glaslinſe einen Gegenſtand, und entfernt die Linſe nach und nach vom Auge, bis man von dem Gegenſtande nichts mehr unterſcheidet, ſondern an ſeiner Stelle nur einen hellen Schein wahrnimmt: ſo iſt die Entfernung des Auges von der Linſe die Brennweite.

So wie übrigens parallele Strahlen ſich nach dem Brechen in den Brennpunct vereinigen, ſo müſſen umgekehrt die Strahlen eines leuchtenden Punctes, der im Brennpuncte liegt, nach dem Brechen parallel fortgehen. Hieraus kann man ferner finden, daß die Strahlen eines Punctes, der näher als der Brennpunct am Glaſe iſt, divergirend, ſo wie eines ſolchen, welcher entfernter als der Brennpunct iſt, convergirend ſeyn müſſen. Der Brennpunct iſt gleichſam das Bild eines unendlich weit entfernten Gegenſtandes; näher als der Brennpunct kann daher kein Bild nach dem Glaſe zu liegen. Rückt man den Gegenſtand näher nach dem Glaſe zu, ſo muß ſich das Bild hinterwärts immer mehr entfernen. Die wirkliche Entfernung eines Bildes von dem Glaſe hängt übrigens immer mit von der Größe des Halbmeſſers der Linſe ab. Iſt die Linſe ſtärker gebogen, alſo von kleinerem Halbmeſſer, ſo muß die Brennweite auch immer kleiner als bey Linſen von größerem Halbmeſſer ſeyn.

Bisher iſt die Rede immer nur von ſolchen Fällen geweſen, wo der ſtrahlenwerfende Punct in der Achſe des Glaſes liegt, und von keinem beträchtlichen Umfange iſt, ſo lange man nähmlich nur auf die ſcheinbare Größe ſieht. In dieſen Fällen wurden die Strahlen auch immer wieder in einen Punct der Achſe vereinigt, der am nächſten bey dem Glaſe, oder in dem ſogenannten Brennpuncte lag, wenn der leuchtende Punct unendlich weit davon entfernt war, ſich aber immer weiter davon entfernte, je näher der leuchtende Punct gegen die Linſe rückte, bis endlich keine Vereinigung mehr erfolgte, ſondern die Strahlen parallel fortgingen, wenn der leuchtende Punct in den Brennpunct geſetzt wurde. *) Was wird nun erfolgen, wenn man ſtatt eines Punctes einen Gegenſtand von einiger Ausdehnung vor die Linſe bringt? — Um dieſes deſto beſſer zu entwickeln, ſtelle man ſich den Gegenſtand zuerſt nur als eine aufgerichtete Linie mit drey leuchtenden Puncten vor, von denen man den Punct, der in der Achſe des Glaſes liegt C, denjenigen, der über derſelben befindlich iſt A, und den andern unter derſelben B nennen kann.

Das

*) In dem letztern Falle liegt das Bild nach der Sprache der Mathematiker unendlich weit hinter dem Glaſe, und iſt unendlich groß. Befände ſich der leuchtende Punct endlich noch näher am Glaſe als der Brennpunkt, ſo würden die zuſammen gehörigen Strahlen noch weniger hinter der Linſe ein Bild machen können, da ſie aus einander, nicht aber zuſammen fahren. Aber dieſe aus einander fahrenden von einem Puncte herrührenden Strahlen werden doch verlängert vor dem Glaſe in einen Punct zuſammen kommen, den man als eine Art von Bild, als ein unſichtbares Bild des Punctes anſehen könnte, von dem dieſe gebrochenen Strahlen herrühren. In der Wirklichkeit exiſtirt dieſes Bild aber nicht, da keiner von den Strahlen, die jenſeit des Glaſes aus einander fahren, zurück kommt, um ein Bild zu machen.

Das Bild des Punctes C wird, wie es ſchon bekannt iſt, hinter das Glas fallen und zwar in einen Punct der Achſe, der weiter als der Brennpunct ſeyn wird, wenn C nicht unendlich weit vor dem Glaſe liegt. Dieſes Bild des Punctes C kann man c nennen, und es wird auf die Weiſe zu Stande gebracht, daß C einen Strahlenkegel auf die Linſe wirft, wovon die Spitze in C liegt, der durch die Brechung aber umgekehrt wird, ſo daß die Strahlen von der Linſe wieder zuſammen fahren, und ſich in den genannten Punct c vereinigen. Der Punct A wird auf die Linſe auch einen Strahlenkegel werfen. Da A indeſſen nicht in der Achſe liegt, ſo müſſen die Strahlen des Kegels diejenigen des Punctes C in der Linſe durchſchneiden. Daraus folgt, daß die Strahlen des Punctes A, wenn ſie ſich nach der Brechung hinter dem Glaſe wieder vereinigen, welches allerdings auch geſchieht, unter den Punct c in einen Punct fallen müſſen, den man a nennen kann. Auf eine ähnliche Art muß das Bild des Punctes B, der unter C liegt, über den Punct c hinter das Glas fallen, in einem Punct, den wir b nennen wollen. Hier ergiebt ſich alſo ſehr deutlich, daß die Puncte A, C, B. ſich nach der Brechung jenſeit der Linſe verkehrt abbilden, der obere unten, und der untere oben. Ja hätten wir auf beyden Seiten auch noch Puncte angenommen, ſo würden auch dieſe nach derſelben Theorie jenſeit des Glaſes verwechſelt werden, der von der linken Seite nach der rechten, und der von der rechten nach der linken. Ueberhaupt erhellet hieraus ſo viel, daß jeder Gegenſtand ſich jenſeit der Linſe verkehrt abbildet, welches übrigens auch ſchon erfolgt, wenn man die Strahlen von einem Baume, Hauſe oder einer ganzen Landſchaft durch ein enges Loch in ein dunkles

les Zimmer fahren läßt, und ſie da auf ein Papier ꝛc. auffängt. Im letztern Falle geben ſie aber kein ſo deutliches Bild, als wenn man eine Linſe in das Loch ſetzt, weil die Strahlen von jedem Puncte des Gegenſtandes, die durch das Loch fallen, nicht wieder convergirend werden, ſondern ſich immer weiter zerſtreuen. An dem Bilde, was ohne Linſe in dem finſtern Zimmer entſteht, kann man daher gewöhnlich nur die Haupttheile unterſcheiden. Die Gränzen pflegen etwas verworren in einander über zu gehen. *)

Alle Gläſer, welche in der Mitte dünner ſind, als an den Seiten, nähmlich das Concavconcav-Glas, das Planconcav-Glas, und das Concavconvex-Glas, die man zuſammen hohle Gläſer nennen kann, brechen parallele Strahlen ſo, daß ſie ſich nach dem Brechen immer weiter von demjenigen Strahle entfernen, der durch die Achſe des Glaſes geht, und ungebrochen bleibt, oder divergirend oder aus einander fahrend werden. Dieſe aus einander fahrenden Strahlen, wenigſtens die, welche nicht weit von der Achſe einfallen, haben nun eine ſolche Richtung, als wenn ſie alle aus einem Puncte kämen, der auf der andern Seite des Glaſes liegt, und den man den Zerſtreuungspunct (punctum diſperſus), zuweilen auch wohl den Brennpunct genannt hat.

 Ohne

*) Von dieſen Sätzen wird unten in der Lehre vom Auge und der Camera obſcura weitere Anwendung gemacht werden; ſo wie von den Linſen überhaupt bey den mehrſten an ihrem Orte zu berührenden optiſchen Werkzeugen. Von der Verfertigung der Linſen iſt im Artikel Glas-Schleifen Th. 18 das nöthige beygebracht worden.

Ohne mich hier auf den eigentlichen Beweis dieſes Satzes einzulaſſen, welchen man in den unten noch aufzuführenden Lehrbüchern der optiſchen Wiſſenſchaften finden kann, läßt ſich indeſſen doch ſo viel anſchaulich machen, daß hohle Gläſer von der angegebenen Geſtalt parallele Strahlen zerſtreuen müſſen. Man ſtelle ſich die hohlen Gläſer nähmlich wieder als aus lauter kleinen ebenen Flächen beſtehend vor, von denen diejenige, die in der Mitte des Glaſes befindlich iſt, als ſenkrecht gegen die Richtung der parallelen Strahlen angeſehen werden kann. Die nahe um dieſelbe liegenden werden bey der vordern Fläche des hohlen Glaſes eine etwas nach vorn geneigte Richtung haben, ſo wie ſie bey der Linſe nach hinten abwärts geneigt waren. Fällt nun ein Strahl der mit der Achſe parallel iſt, auf eine von dieſen genannten Flächen, ſo trifft er ſie nicht unter einem rechten, ſondern unter einem ſchiefen Winkel, und zwar ſo, daß derjenige von den beyden Winkeln an dieſem Strahle, der auf der Seite nach der Achſe liegt, ſtumpf, der andere, oder der gegen den Rand des Glaſes zu, ſpitz iſt. Iſt der letztere Winkel aber ſpitz, ſo folgt aus dem vorhergehenden, daß der Strahl ſeine erſte Richtung nicht behalten könne, ſondern abgelenkt werden müſſe; und zwar wird dieſes in einer ſich von der Achſe des Glaſes entfernenden Richtung ſeyn. — Kommt der Strahl nun alſo ſchon in einer divergirenden Richtung bey der hintern Fläche an, und iſt dieſe plan oder gar concav, ſo ergiebt ſich von ſelbſt, daß er noch mehr divergirend werden müſſe, da er hier noch einmahl, und zwar in einer nach derjenigen Seite des Glaſes geneigten Richtung gebrochen wird, mit der er beym Herausfahren den kleineren Winkel macht, weil Glas dichter iſt als Luft. — Das was nun von einem Strahle gilt, läßt ſich auf alle an-

wenden, und es kommt dabey nur die verſchiedene Richtung der Berührungsfläche eines jeden Strahls in Betracht, wie es oben bey den convexen Gläſern, nur immer umgekehrt, der Fall war; und ſo erhellet, daß parallele Strahlen nach dem Brechen in hohlen Gläſern divergirend ſind.

Das Reguläre ſo wie das Verhältniß dieſer divergirenden Richtung hängt nun von der ſphäriſchen Höhlung des Glaſes ab, und es läßt ſich in allen Fällen ſchon vorher beſtimmen, wie die Strahlen durch ein Hohlglas zerſtreut werden müſſen. Man berechnet nähmlich auch bey dieſem die Weite des Zerſtreuungspunctes nach der Größe des Halbmeſſers derjenigen Kugel, wovon das Hohlglas ein Abſchnitt iſt; und wenn die beyden Flächen des Hohlglaſes eine verſchiedene Krümmung haben, ſo kommen die beyden Halbmeſſer der Kugeln dieſer Krümmungen in Betracht. Man kann zu dieſen Berechnungen, die oben bey den Linſen angegebenen Formeln gebrauchen, ſo daß man die biconcaven ſo wie die biconvexen die planconcaven wie die planconvexen rc. behandelt; nur iſt dabey nicht außer Acht zu laſſen, daß in allen Formeln, die man auf Hohlgläſer anwendet, die Halbmeſſer als negativ behandelt werden müſſen, weil man ſonſt durch die Rechnung heraus bringen würde, daß der Vereinigungspunct paralleler, durch Hohlgläſer fahrender Strahlen, jenſeit des Glaſes läge, da er doch auf der Seite des Einfalls liegt, und nur ein eingebildeter Punct iſt.

Wenn parallele Strahlen durch das Brechen in Hohlgläſern ſchon eine divergirende Richtung bekommen, ſo iſt einleuchtend, daß Strahlen, die vor dem Einfallen ſchon divergirend waren, nach dem Brechen noch mehr divergirend ſeyn müſſen; auch daß ihre divergirende Richtung noch verſtärkt werde, wenn der Punct, von dem ſie kommen, dem Glaſe näher gebracht wird, oder wenn man den Strahlen ein Glas von einem kleineren Halbmeſſer entgegen ſezt. Durch den leztern Umſtand wird die Krümmung ſtärker. Die einzelnen Strahlen, die das Glas in einiger Entfernung von der Achſe berühren, fallen alſo unter einem ſpitzeren Winkel auf daſſelbe, als wenn das Glas nach einem größern Halbmeſſer ausgehöhlet wäre, weshalb ſie ſtärker gebrochen und dadurch mehr divergirend werden müſſen.

Da die durch ein Hohlglas gebrochenen Strahlen immer weiter aus einander fahren, und nie zuſammen gehen, ſo können ſie auch kein Bild von den Gegenſtänden machen, von denen ſie kommen, weil dazu erfordert wird, daß ſich die Strahlen eines jeden Punctes nach dem Brechen wieder ſammeln müſſen. Man ſagt indeſſen von den auf dieſe Art gebrochenen Strahlen, daß ſie ein unſichtbares Bild machen, welches mit dem Gegenſtande, von dem ſie kamen, auf einer Seite des Glaſes liegt, und zwar da, wo die aus einander fahrenden Strahlen rückwärts verlängert zuſammen kommen würden. Da ſie aber nicht wirklich zuſammen kommen, ſondern gerade die entgegengeſetzte Richtung haben, ſo ergiebt ſich, daß das unſichtbare Bild gar nicht exiſtirt, ſondern nur ein Ausdruck zur Bezeichnung der Richtung der divergirenden Strahlen iſt.

iſt. Dieſes ſogenannte unſichtbare Bild rückt immer näher gegen das Glas, je näher der Gegenſtand ſelbſt gegen das Glas gebracht wird, und entfernt ſich im umgekehrten Falle wieder von demſelben. Doch bleibt es in allen Fällen zwiſchen dem Brennpuncte und dem Glaſe, weil der Brennpunct das Bild eines unendlich weit entfernten Gegenſtandes iſt, und kein Gegenſtand weiter als unendlich entfernt ſeyn kann.

Aus der Wirkung der Hohlgläſer, parallele und divergirende Strahlen nach der Brechung zu zerſtreuen, läßt ſich leicht einſehen, daß convergirende Strahlen durch das Brechen weniger convergirend werden müſſen. Fallen nähmlich Strahlen von zwey etwas entfernten Puncten eines Gegenſtandes in einer convergirenden Richtung auf das Glas: ſo wird jeder in eine Richtung umgelenkt, die die Achſe des Glaſes nicht unter einem ſo großen Winkel trifft, als der ungebrochene Strahl ſie getroffen haben würde. Sieht man alſo einen Gegenſtand durch ein Hohlglas an, ſo erſcheint er einem unter einem kleineren Winkel, als ohne das Glas. Daher kommt es, daß durch das Hohlglas alles verkleinert, und dadurch dem Anſcheine nach entfernt wird. Wie es aber zugehe, daß dennoch viele Leute Hohlgläſer gebrauchen, um beſſer zu ſehen, kann nur erſt weiter unten erklärt werden, wenn von der Einrichtung des Auges das nöthige vorgetragen iſt.

Uebrigens iſt bey den Bildern, welche die verſchiedenen Gläſer oder auch die Spiegel machen, zu erinnern, daß, wenn anſtatt eines Gegenſtandes ſelbſt ein Bild, das durch ein anderes Glas, oder durch einen andern Spiegel ge-

gemacht worden, vor ein Glas oder einen Spiegel geſetzt wird, dieſes eben ſo ein neues Bild nach eben den Geſetzen hervorbringt, als wenn es ein wirklicher Gegenſtand ſelbſt wäre, der mit dem Bilde an Größe und Geſtalt übereinkäme.

Von den Farben des Prisma.

Wenn man weiße gefärbte Lichtſtrahlen z. B. die Sonnenſtrahlen, oder das Licht, welches eine ungefärbte Flamme verbreitet, auf ein gläſernes Prisma, oder einen gläſernen Keil, deſſen Spitze nach unten gerichtet iſt, fallen läßt: ſo wird das Bild des Gegenſtandes, von welchem dieſe Strahlen ihren Urſprung nehmen, hinter das Prisma fallen, aber nicht in der Richtung, welche die Strahlen vor dem Brechen hatten, auch wird das Bild der Sonne nicht rund, ſondern länglich vergrößert erſcheinen und verſchieden gefärbte, in Bogen gehende Streifen haben. An dieſem Bilde der Sonne, oder eines andern Lichts unterſcheidet man beſonders ſieben Hauptfarben, nähmlich von unten an gerechnet, roth, orange, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett, die da, wo ſie ſich berühren, in einander übergehen, und noch zahlloſe Mittelfarben bilden. Das Rothe liegt bey dieſer Brechung am nächſten bey der Stelle, die das weiße Licht einnehmen würde, wenn dieſes ganz ungebrochen durch das Prisma oder jeden brechenden Körper von geneigten Flächen ginge; das Violette am entfernteſten. Newton, der erſte Beobachter dieſes Phänomens, nennt die 7, ſich hier zeigenden Farben, einfache, gleichartige oder Grundfarben; die andern aus der Vermiſchung dieſer entſtehenden, ungleichartige oder zuſammengeſetzte Farben.

Nach den Geſetzen der Refraction ſollten die Strahlen der Sonne, da ſie ſo gut wie parallel ſind*) nach dem Brechen auch parallel fortgehen. Aus der Vergrößerung des Bildes ſieht man aber, daß ſie ſich von einander entfernen. Daraus folgt, daß ein Theil dieſer Strahlen ſtärker als der andere gebrochen werde, die rothen am ſchwächſten, die violetten am ſtärkſten. **) Das weiße Licht beſteht alſo eigentlich aus einer Zuſammenſetzung mehrerer Lichtarten, die ſich durch die ſtrahlenbrechende Eigenſchaft des Prisma von einander trennen und beſonders beobachten laſſen, und ſo in unſerm Sehwerkzeuge (dem Auge) Empfindungen hervorbringen, mit welchen wir die Vorſtellungen dieſer Farben verbinden.

Aber nicht bloß gläſerne Prismata dienen zur Trennung und Abſonderung der Lichtſtrahlen von verſchiedenen Farben, ſondern ein jeder brechender Körper, deſſen Seiten ſchräge zuſammen laufende Flächen bilden, wofern ſein Brechnungsvermögen von dem Brechungsvermögen des Mittels verſchieden iſt, in welchem die Lichtſtrahlen ſich bewegten, ehe ſie in denſelben traten.

Die

*) Wenn man die Strahlen der Sonne als parallel annimmt, ſo iſt das beſonders von den Strahlen, die von jedem einzelnen Puncte der Sonne kommen, der großen Entfernung wegen zu verſtehen. Die Strahlen von zwey Puncten, die auf verſchiedenen Seiten am Rande der Sonnenſcheibe liegen, machen bey uns ungefähr einen Winkel von einem halben Grade unter ſich.

**) Auch andere Gegenſtände, durch ein Prisma angeſehen, erſcheinen, wenn ſie gerade und wagerecht ſind, nicht gerade, ſondern bogenförmig, auch gefärbt, beſonders in ihren Rändern, welches ebenfalls, wie bey dem gefärbten Sonnenbilde, welches durch das Prisma hervor gebracht wird, nur der verſchiedenen Brechbarkeit der Lichtſtrahlen zugeſchrieben werden kann.

Die größere oder geringere Brechung der Lichtſtrahlen von verſchiedenen Faben, in Vergleichung unter einander, hängt nicht von der Dichtigkeit des brechenden Körpers ab, wodurch ſie gehen, ſondern folgt einem, noch unbekannten, wahrſcheinlich auf die Verwandtſchaft der Lichtſtrahlen verſchiedener Farben mit den brechenden Körpern, ſich gründenden Geſetze.

Das Brechungsverhältniß iſt bey den verſchiedenen Farbeſtrahlen des Lichts verſchieden und zwar nach Newtons Unterſuchung iſt es bey dem Uebergange aus Luft in Glas

für rothes Licht	wie 77 bis	$77\frac{1}{8}$	zu 50.
orangegelbes	= = =	$77\frac{1}{5}$	= =
hellgelbes	= = =	$77\frac{1}{3}$	= =
grünes	= = =	$77\frac{1}{2}$	= =
hellblaues	= = =	$77\frac{2}{3}$	= =
dunkelblaues	= = =	$77\frac{7}{9}$	= =
violettes	= $77\frac{7}{9}$	bis 78	=

Die Abſonderung der Farbeſtrahlen, aus welchen das Sonnen- und jedes weiße Licht zuſammengeſetzt iſt, durch das Prisma, wird noch vermehrt und deutlicher gemacht, wenn man Sonnenſtrahlen nicht parallel auf das Prisma fallen läßt, ſondern convergirend, welches vermittelſt eines convexen Glaſes leicht geſchehen kann. Ohne eine ſolche davor gehaltene Linſe fließen die einzelnen Farben zuſammen, welches von der Größe der Bilder herrührt. Hält man aber eine Linſe vor das Prisma, ſo ſtellt ſich jedes einfache in Geſtalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander, das rothe unten, das violette oben.

Die Urſache dieſer verſchiedenen Brechbarkeit des Lichtes ſucht Newton in der verſchiedenen Größe der Kügelchen, woraus eine jede Art beſteht, und glaubt, die violetten Lichtſtrahlen ſeyen die kleinſten, die rothen aber die größten. Dieſe Vorſtellung läßt ſich wenigſtens in ſo fern in Schutz nehmen, daß die violetten Strahlen weiter von ihrer Bahn abgelenkt werden würden, wenn ſie aus kleinen Kügelchen beſtänden als die rothen, und dieſe Kügelchen den Geſetzen der Schwere, oder der anziehenden Kraft unterworfen wären; da bekanntlich ein kleinerer Körper durch die anziehende Kraft von einem größeren leichter von ſeinem Wege abgeleitet werden kann, als ein größerer von gleicher Geſchwindigkeit.

Daß Euler die Hervorbringung der Farbe durch das Prisma ganz anders erklären müſſe, als Newton, wird man leicht vermuthen können. Er gedenkt ſich einen Lichtſtrahl als eine Reihe von Schlägen auf den Aether, die aber nicht mit gleichen Geſchwindigkeiten auf einander folgen. Hierin beſteht nach ihm das Zuſammen geſetzte in einem Lichtſtrahl; die Theilchen des Aethers ſelbſt ſind unter ſich gleichartig. Wenn nun ein ſolcher zuſammengeſetzter Lichtſtrahl ſchief gegen einen brechenden durchſichtigen Körper fällt: ſo werden die Schläge, welche ſchneller auf einander folgen, weniger gebrochen, als die, welche weiter von einander liegen, und ſo entſtehen alſo durch das Brechen aus einem Strahle mehrere. Dann würde folglich das rothe Licht die größte Geſchwindigkeit der Schläge, das violette die geringſte haben. Nachher hat Euler es für wahrſcheinlicher gehalten, daß das rothe Licht die ge=

geringſte, das violette aber die größte Geſchwindigkeit habe.

Nach dieſer Eulerſchen Vorſtellung wären die Farben für das Auge alſo das, was die Töne für das Ohr ſind; die violette Farbe wäre gleichſam der tiefere Ton, die rothe der höhere (oder vielleicht umgekehrt); das weiße wäre für das Auge das, was ein unordentliches Geräuſch, und ein Gemiſch von allen Tönen für das Ohr iſt. Man kann indeß nicht läugnen, daß dieſe Vorſtellung vielleicht etwas zu willkürlich iſt, beſonders wenn Euler nun die Farben auch noch in mehrere Octaven theilt, ſo wie man es bey den Tönen thut. — Die hierauf gegründete Farbenmuſik, wobey das Auge durch eine ſolche Mannigfaltigkeit von Farben ergötzt werden ſollte, wie das Ohr bey der Muſik durch die Mannigfaltigkeit der Töne, hat noch wenig Beyfall gefunden, wenn man es übrigens auch nicht läugnen kann, daß die Zuſammenſtellungen einiger Farben für unſer Auge angenehmer ſind, als von anderen Farben, z. B. violett und gelb beſſer als blau und violett; roth und grün beſſer als blau und grün ꝛc.

Mendelſohns Briefe über die Empfindungen 2ter Brief und die Noten dazu. Uebrigens ſehe man den Artikel Farben-Clavier, im 12ten Theil der Encyklopädie Seite 195 — 6 und die dort angegebenen Schriften.

Wenn abgeſonderte Lichtſtrahlen verſchiedener Farben, ohne mit andern vermiſcht zu ſeyn, durch ein zweytes Prisma geleitet werden, ſo werden ſie zwar gebrochen, aber nicht in mehrere Farbenſtrahlen zerlegt, ſondern ſie behalten unverändert ihre urſprüngliche Farbe, welches eben-

benfalls Statt findet, wenn ſie von reflectirenden Flächen zurückgeworfen werden.

Wenn man die verſchieden gefärbten Lichtſtrahlen, in welche das Prisma die Sonnenſtrahlen zerlegt, ſämmtlich auf ein convexes Glas auffängt, ſo werden ſie durch die Wirkung dieſes Glaſes im Brennpuncte vereinigt, und bringen in ſolchem ein weißes ungefärbtes Licht hervor. *) Außer dem Brennpuncte hingegen, wo ſie nicht vereinigt, ſondern nur convergirend oder divergirend ſeyn können, bringen ſie ebenfalls ein gefärbtes Licht hervor.

Wenn man hingegen die Lichtſtrahlen einer Farbe, wie man ſie durch Zerlegung des weißen Sonnenlichts durch das Prisma erhält, beſonders, vermittelſt eines convexen Glaſes, in einen Punct vereinigt, ſo entſteht in ſolchem ein zirkelrundes Bild von der Farbe der Lichtſtrahlen, die man vereinigt hat; nur iſt wegen der verſchiedenen Brechbarkeit der verſchieden gefärbten Lichtſtrahlen die Brennweite bey ſolchen nicht gleich, bey rothen, die am wenigſten gebrochen werden, iſt ſie natürlich am größten, bey den violetten am geringſten, und bey den andern fällt ſie zwiſchen dieſe beyden äußerſten Puncte.

Hier-

*) Wenn man eine, mit den verſchiedenen Farben der einfachen Lichtſtrahlen, vom Mittelpuncte nach dem Rande in Streifen bemahlte hölzerne Scheibe ſchnell um ihren Mittelpunkt drehet, ſo erſcheint ſie gleichfalls weiß. Alſo auch in dieſem Falle bringt die Miſchung aller Farben die weiße hervor. Dieſes geſchieht aber nicht, wenn man eben ſo verſchieden gefärbte Farbenſubſtanzen zuſammen miſcht, weil hier vielleicht die ſpecifiſche Verſchiedenheit jedes färbenden Körpers mit in Betracht kommt.

Hieraus folgt nun auch noch, daß ſich hinter einer erhabenen Linſe, die ſich in gewiſſem Betrachte in ihren einzelnen Theilen der Geſtalt eines Prisma oder eines Keiles nähert, von einem Gegenſtande, wenn man es etwas genauer nimmt, nicht ein Bild ſammeln müſſe, wie es bey Gelegenheit der erhabenen Linſen gezeigt wurde, wo man auf die verſchiedene Brechbarkeit des Lichtes noch keine Rückſicht nahm; ſondern ſo viele Bilder, als einfache Arten von Licht in dem zuſammengeſetzten enthalten ſind. Das Bild vom rothen Lichte muß am weiteſten hinter die Linſe fallen, da dieſes Licht am wenigſten gebrochen wird; das violette Bild aber muß am nächſten nach dem Glaſe zu liegen, da das violette Bild am ſtärkſten gebrochen wird. Dieſes nennt man die Abweichung der Strahlen wegen der Farben.

Das Bild eines Gegenſtandes hinter einer erhabenen Linſe muß eben daher eine gewiſſe Undeutlichkeit erhalten, indem das violette Bild z. B. mit den Strahlen des rothen Bildes und der andern Farben, die ſich hier noch nicht in einem Puncte vereinigt haben durchſchnitten wird, die weiter nach hinten gelegenen Bilder aber wieder von den Strahlen der vordern, die nach dem Zuſammentreffen ſchon wieder aus einander fahren.

Abrah. Gotth. Kæſtneri diſſ. de aberrationibus lentium ob diverſam refrangibilitatem radiorum im II. Bande der Comment. Goetting. p. 183.

Dieſe durch die Abweichung der Strahlen wegen der Farben verurſachte Undeutlichkeit der Bilder iſt bey allen Arten der Fernröhre ſehr nachtheilig und man hat auf Mittel gedacht derſelben vorzubeugen. Gewöhnlich geſchieht es durch Verbindung von Linſen von verſchiedenen

Glas-

Glasarten, beſonders aus dem engliſchen Cron- und Flintglaſe, von welchen das erſtere etwas grünlich ausſieht, und ein Brechungs-Verhältniß von 153 zu 100 hat, das andere von weißer Farbe iſt, und Lichtſtrahlen im Verhältniſſe von 158 zu 100 bricht. Das Zerſtreuungsvermögen der ungleichartigen Lichtſtrahlen in dem erſteren verhält ſich zu dem des andern wie 2 zu 3; d. i. wenn man aus beyden gleiche Prismata ſchleift, ſo iſt unter denſelben Umſtänden das farbige Bild der Sonne, das das Prisma von Flintglas macht, um die Hälfte länger, als das andere welches das Prisma von Cronglas macht. Aus dieſen Glasarten ſchliff Dollond Prismen von verſchiedenen brechenden Winkeln, bis er ein ſolches Paar zuſammen brachte, worin die Zerſtreuung des Lichtes gleich war. Als er dieſe verkehrt, das iſt ſo an einander legte, daß der brechende Winkel des einen hinauf, der andere herunter gekehrt war, und folglich der durch beyde gehende Strahl nach entgegengeſetzten Richtungen gebrochen wurde, ſo blieb der Strahl weiß und frey von allen Farben. Solche Prismen werden achromatiſche, d. i. farbenloſe genannt; auch nennt man Fernröhre, die mit ſolchen Gläſern verſehen ſind, achromatiſche, oder von ihrem Erfinder auch Dollondiſche Fernröhre.

Von dem Flint- und Cronenglaſe ſehe man Th. XVIII. der Encyklopädie im Artikel Glas, Seite 599. Von den achromatiſchen Fernröhren hätte im Artikel Fernrohr im XIIten Theil der Encyklopädie gehandelt werden können, da a. a. O. aber überhaupt auf Seh-Rohr verwieſen iſt, ſo wird dort auch von den achromatiſchen weitere Nachricht gegeben werden. Uebrigens kann man hier gleich zum weitern Nachſehen anführen:

Abhandlung von denjenigen Glasarten, welche eine verſchiedene Kraſt, die Farben zu zerſtreuen, beſitzen, von Johann Ernſt Zeiher. Petersburg. 1763. 4.

Wenn man Körper, die, vom Lichte des Tages oder der Sonne ꝛc. erleuchtet, uns eine grüne, gelbe, rothe oder jede andere, nur nicht zu dunkele Farben zeigen, durch gefärbte, vermittelſt eines Priſma abgeſonderte Lichtſtrahlen erleuchtet: ſo ſieht man ſie immer mit der Farbe, die man auf ſie fallen läßt, und durch welche ſie erleuchtet werden. Die Farbe der Körper iſt alſo nichts Weſentliches, nichts was für ſich ſelbſt beſteht. Sie hängt bloß von der Natur der Lichtſtrahlen ab, welche ſie nach der Natur ihrer Oberfläche zurück zu werfen geſchickt ſind, oder von der Farbe der Lichtſtrahlen, die zu ihrer Erleuchtung dienen. Ueberhaupt muß man die Farbe der Oberfläche der Körper nur in der Natur der gefärbten Lichtſtrahlen ſuchen, die ſie dem Auge zuwerfen, und die Farbe der durchſichtigen in der Natur und Farbe der Lichtſtrahlen, denen ſi den Durchgang verſtatten. Die Oberfläche eines weißen Körpers wirft alſo das ganze unzerſetzte weiße Licht, oder die Strahlen aller Farben zuſammen, zurück, und ein gefärbter nur die Strahlen der Farbe, die wir an ihm wahrnehmen. Ein durchſichtiger gefärbter Körper läßt nur die Strahlen der Farbe, die wir an ihm bemerken, durch, und wirft alle andere zurück, gegen welche er ſo zu ſagen undurchdringlich iſt. Deshalb ſehen wir die Gegenſtände, die wir durch gefärbte Gläſer betrachten, nur mit der Farbe des gefärbten Glaſes, und nicht mit der Farbe, unter welcher ſie uns erſcheinen, wenn ſie ohne Glas, oder durch ungefärbtes Glas geſehen werden.

Aus dieſer Urſache erſcheinen auch die Geſichter der Menſchen, bey der Erleuchtung der gelbbläulichen Flamme des Weingeiſtes, von eben der Farbe und haben ein todtenähnliches Anſehen, weil ſie nur unter der Farbe des gelbbläulichen Lichtes, das ſie erleuchtet, geſehen werden.

Aus der Verbindung der einfachen Farbeſtrahlen entſtehen die ſo unendlich abweichenden zuſammengeſetzten Farben, die wir an Körpern wahrnehmen. Sie werden hervorgebracht, indem Strahlen von verſchiedenen einfachen Farben, die von undurchſichtigen Körpern zurückgeworfen, oder von durchſichtigen durchgelaſſen werden, zu gleicher Zeit zum Auge gelangen.

Um es zu erklären, wie die Körper Farben zeigen, nahm Newton an, daß die kleinen Theile der Körper durchſichtig ſind, und daß die auf der Oberfläche der Körper liegenden kleinen Theile das weiße Licht, ſo durch die Brechung, wie das Prisma, in die einfachen Farbenſtrahlen zerlegen, und wegen ihrer beſondern Dicke und Lage nur die Farbenſtrahlen der Farbe, die wir an ihnen bemerken, oder verſchiedene einfache Farbenſtrahlen, die in ihrer Miſchung die Farbe des Körpers hervorbringen, zurückwerfen. Ein weißer Körper wirft nach Newton daher alle empfangene Strahlen wieder zurück; ein ſchwarzer gar keine, oder nur wenige, ſo daß wir ihn immer nur etwas ſehen, und wenn er ganz tiefſchwarz iſt, nur nach ſeinen Gränzen deutlich unterſcheiden.

Zur Beſtätigung dieſer Hypotheſe dient wenigſtens, daß wir alle ſehr dünne, durchſichtige Körper

verſchieden gefärbt ſehen, wie z. B. Seifenblaſen, die Oberfläche von verwittertem Glaſe, auf welcher ſich kleine, vom Glaſe abgeſonderte, durchſichtige Lamellen durch das Vergrößerungsglas entdecken laſſen; ferner die dünnen Häutchen, welche ſich auf der Auflöſung des Eiſens in dem, mit Luftſäure geſchwängertem Waſſer bilden, wenn es in offenen Gefäßen der Luft ausgeſetzt wird.

Nach der Eulerischen Theorie hängt die Farbe eines leuchtenden Körpers davon ab, ob ſeine Theilchen dem Aether Schläge von einerley beſtimmten, oder von verſchiedenen Geſchwindigkeiten eindrücken; und ein dunkler Körper ſcheint dieſe oder jene Farbe z. B. die rothe zu haben, wenn die meiſten Theile auf der Oberfläche deſſelben ſo geſpannt ſind, daß ſie, durch die Erſchütterung des Aethers in Bewegung geſetzt, dem Aether nur diejenige Geſchwindigkeit eindrücken, welche in unſerm Auge die rothe Farbe hervorbringt. Weiß iſt demnach der Körper, der dem Aether Schläge mit allerley proportionirlich vermiſchten Geſchwindigkeiten mittheilt; ſchwarz, wenn er dem Aether gar keine Schläge eindrückt. Die Anhänger der Eulerischen Meinung ſtellen ſich die Sache etwa ſo vor, wie bey einer Saite auf einem Inſtrumente. So wie dieſe durch jede Bewegung nur in eine ſolche Erzitterung geräth, die einen beſtimmten Ton giebt, ſo ſollen auch die kleinſten Theile der Körper, durch den Aether erſchüttert, nur eine Farbe zeigen. Man kann hiergegen aber einwenden, daß die kleinſten Theile der Körper ſehr oft bey der geringſten Veränderung der Richtung, worunter man ſie anſieht, ſchon wieder eine andere Farbe haben, welches ſich nach der

Newtonſchen Vorſtellung viel leichter erklären läßt. (*)

Ueber die Erſcheinung der verſchiedenen Farben, die ſich an den kleinſten Theilen der Körper beym Reiben und ſonſt zeigen, ſehe man

Obſervations ſur des couleurs engendrées par le frottement des ſurfaces planes & transparentes, par Mr. l'Abbé Mazeas; in den Mem. de l'acad. roy. de ſc. de Berlin. 1752. p. 248. und in dem Mem. preſent. Tom. II. p. 26.

Eſſai d'une explication phyſique des couleurs engendrées ſur des ſurfaces extremement minces par Mr. Euler; in den Mem. de l'acad. roy. des ſc. de Berlin. 1752. p. 262.

Wenn ein durchſichtiger Körper Farbenſtrahlen von einer Farbe durchläßt, und andere Farbenſtrahlen von ſeiner Oberfläche zurückwirſt, ſo erſcheint er von einer andern Farbe, wenn man ihn vermittelſt der von ihm zurückgeworfenen Strahlen, als vermittelſt der von ihm durchgelaſſenen ſieht. Eine Lackmuß-Tinctur erſcheint z. B. violett, wenn man ſie gegen das Licht hält, und das Licht dadurch anſieht, blau, wenn ſie hinter dem Lichte befindlich iſt.

Die Veränderung der Dichtigkeit und der Lage der kleinen Theile der undurchſichtigen oder durchſichtigen Körper, muß ſie nothwendig geſchickt machen, bald dieſe bald jene Farbe zurückzuwerfen, oder durchzulaſſen, andere hingegen nicht zurückzuwerfen und nicht durchzulaſſen; deshalb auch durch die Veränderung der Lage der Theile, oder auch durch Veränderung der Lage und Größe ihrer Zwiſchenräume, noth-

(*) Solche changirende oder ſchillernde Farben bemerkt man bey dem Schillertaffet, einigen Arten der Papillons, den Federn an den Hälſen der Tauben, Papageyen ꝛc.

nothwendig ihre Farbe verändert werden muß. Die Chemie giebt hiervon unzählige Beweiſe; es gehört dahin die Veränderung der Farbe der gefärbten Pflanzenſäfte durch Säuren und Laugenſalze, durch deren Zuſatz z. B. der blaue Veilchenſyrup, und Lackmuß-Tinctur roth, und die Abkochung von Fernambuckholz noch röther wird. Auch bey andern Körpern bemerkt man ähnliche Veränderungen. Thut man z. B. eine Zinnauflöſung zu einer Goldauflöſung, ſo wird die Miſchung purpurroth, wenn beyde vor der Miſchung auch weiß und ganz ungefärbt waren; und wenn man mit einer ungefärbten Koboldauflöſung auf weißes Papier ſchreibt, ſo wird die Schrift, obgleich ſie vorher unſichtbar iſt, durch das Erwärmen grün. Durch das Erkalten verſchwindet ſie, erſcheint aber wieder, ſo wie man das Papier wieder erwärmt. Schreibt man mit einer Tinctur von Galläpfeln, ſo iſt die Schrift unſichtbar, wird aber ſchwarz, ſobald man das Papier in eine Eiſenauflöſung taucht. Man ſehe übrigens noch

Farbenverwandlung; oder Anleitung durch Vermiſchung zweyer waſſerhellen Flüſſigkeiten alle Hauptfarben augenblicklich darzuſtellen, von Tilebein, in Crells chemiſch. Anm. 1785. 2tes Stück.

Verſuche und Bemerkung über die Urſache der dauerhaften Farben undurchſichtiger Körper von Edw. Huſſey Delaval, aus dem Engl. nebſt einer Vorrede von D. Lorenz Crell. Berlin und Stettin. 1788. 8.

Das Durchſichtigwerden des Wachſes, wenn es geſchmolzen iſt, die Undurchſichtigkeit des gepulverten Glaſes und des Schaumes durchſichtiger Flüſſigkeiten beweiſet ebenfalls, daß die Fähigkeit der Körper, Lichtſtrahlen hindurch zu laſſen, oder von ihrer Oberfläche zurück zu werfen, oder mit andern Worten

ten durchſichtig oder undurchſichtig zu ſeyn, von der Lage ihrer Theile abhängt.

Ueberhaupt erhellet aus allem dieſen, daß Farbe und gefärbter oder färbender Körper eigentlich ſehr verſchieden ſey, und daß man billig auch in Benennungen einen Unterſchied einführen ſollte, weshalb ſchon einige Phyſiker, z. B. Lichtenberg in der Anmerkung zum 381ſten §. der Erxlebenſchen Anfangsgründe der Naturlehre, für die Farben der Mahler und Färber das Wort Pigment in Vorſchlag bringen, und für die verſchieden gefärbten Arten des Lichtes das Wort Farbe beyzubehalten rathen. Das rothe Licht wäre alſo rothe Farbe; Zinnober hingegen, oder der von jenem Lichte gefärbte Körper, ein rothes Pigment. Blaue und gelbe Farben gäben demnach allemahl in der Miſchung eine grüne, das blaue Lackmuß hingegen mit der gelben Salpeterſäure verbunden ein rothes Pigment.

Ueber Farbe, beſonders im letztern Sinn, wo es ſo viel als Pigment heißt, ſehe man die Artikel Farbe, Farbe-Materialien, Färben, und einige andere dahin gehörige, im 12ten Theil dieſer Encyklopädie. Daſelbſt iſt auch der Unterſchied zwiſchen ächten und unächten Farben, ſo wie das Verſchießen der Farben berührt. Auch gehören hierher vorzüglich noch

Aug. Lud. Pfannenſchmids Verſuch einer Anleitung zum Miſchen aller Farben aus blau, gelb und roth, herausgegeben von Ernſt Rudolph Schulz. Hannover 1781. 8.

Chiſt. Fried. Prangens Farben-Lexicon. II. Bd. Halle 1782. 4.

Ebendeſſelben Schule der Mahlerey. Halle 1782. 8.

Um zu ſehen, wie in andern Wiſſenſchaften die verſchiedenen Farben der Körper eingetheilt und benannt werden, ſchlage man unter andern folgende Werke nach:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien, abgefaßt von Abraham Gottlob Werner. Leipz. 1774. S. 87 — 131. mit der dazu gehörigen Tabelle.

Verſuch einer vollſtändigen Anleitung zur Kenntniß der Mineralien. von D. J. G. Lenz. Leipz. 1794. Theil I. S. 6 — 18.

Grundriß der Kräuterkunde zu Vorleſungen entworfen von C. L. Willdenow. Berlin 1799. mit einer illuminirten Farben-Tabelle.

Botaniſches Wörterbuch oder Verſuch einer Erklärung der vornehmſten Begriffe und Kunſtwörter in der Botanik, von D. M. B. Borkhauſen. Gießen 1797. S. 240. d. Art. Farbe der Gewächſe.

In ältern Zeiten glaubte man übrigens, die verſchiedenen Farben ſeyen Miſchungen von Licht und Schatten in verſchiedenen Proportionen; ja man berechnete ſogar dieſe Proportionen. Eigentlich würde dieſes aber ſo viel heißen, als: Farbe ſey ein Gemiſch von Etwas und Nichts; denn Schatten iſt in der That nichts, man mag ihn nach der Newtoniſchen oder Euleriſchen Hypotheſe betrachten. Nach Newton iſt Schatten Mangel der Lichtſtrahlen, und nach Euler Mangel der Bewegung des Aethers. (*)

Außer dieſen, bisher angegebenen Eigenſchaften der Lichtſtrahlen hat man noch bemerkt, daß ſie ſich gewöhnlich etwas von ihrer Richtung abbeugen, wenn ſie nahe bey andern Körpern vorbeygehen. Läßt man nähmlich in ein dunkles Zimmer einen kleinen Sonnenſtrahlen-Cylinder zwiſchen zwey Meſſerſchärfen fal-

(*) In der hier vorgetragenen Theorie der Farben bin ich größtentheils den Achardſchen Vorleſungen über die Experimental-Phyſik §. 974. — 994. gefolgt. Auch habe ich das öfters angeführte Erxlebenſche Compendium über die Natur-Lehre benutzt.

fallen, die nur um 4 bis 5 Hunderttheile eines Zolles von einander entfernt ſind: ſo findet man, wenn man dieſe Strahlen auf eine weiße Wand, in einer gewiſſen Entfernung auffängt, daß das Strahlenbündel zertheilt iſt, und in der Mitte einen Streifen eines dunkeln Schattens hat. Dieſe Erſcheinung haben einige dadurch zu erklären geſucht, daß ſie annahmen, daß jeder Körper nahe an ſeiner Oberfläche eine verdickte Luft habe, in welcher der Strahl auf ähnliche Art, ſo wie beym Durchgange durch dichtere Körper, gebrochen, und alſo von ſeiner Richtung abgelenkt würde. Andere halten es indeß für wahrſcheinlicher, daß der Lichtſtrahl bey ſeinem nahen Vorbeyſtreichen neben dichteren Körpern einer wahren Anziehung von den letzteren unterworfen ſey, und dadurch aus ſeiner Richtung gebracht werde. Iſt das letztere der Fall, ſo ſtimmt dieſe Erſcheinung mit vielen andern ähnlichen in der Natur überein, und die Lichtſtrahlen würden demnach immer mehr den allgemeinen Geſetzen anderer Körper unterworfen ſeyn. — Der Achardſche Verſuch (a. a. O. Seite 215,) vermöge deſſen ein Haar, das in ein Bündel parallel laufender Strahlen gehalten wurde, auf eine, einige Fuß entfernte Fläche einen breiteren Schatten warf, als das Haar war, aus welchem Achard ebenfalls die Abbeugung der Lichtſtrahlen durch die Anziehung von anderen Körpern, neben welchen ſie vorbey gehen, erweiſen will, ſcheint gerade das Gegentheil zu beweiſen; denn in dieſem Falle müßte der Schatten des Haars ſchmahler als das Haar ſelbſt ausfallen. Es iſt aber möglich, daß die Vergrößerung des Schattens, welches vielleicht kein voller Schatten war, von dem ſcheinbaren Durchmeſſer der Sonne, deren Strahlen auf das Haar fielen, herrührte, und daß es ſich in ſo

fern nicht genau beſtimmen ließ, ob die neben dem Haare vorbeyſtreichenden Strahlen von ihrem geraden Laufe abgelenkt waren oder nicht.

Von den Wirkungen des Lichts auf das Auge.

Der Artikel Auge iſt im dritten Theil der Encyklopädie ſchon berührt. Da hier aber nichts vom Baue des Auges vorkommt, und man die innere Einrichtung des Auges doch kennen muß, wenn man ſich von der Wirkung des Lichts auf daſſelbe einige Vorſtellungen machen will: ſo wird nachfolgende kurze Beſchreibung derjenigen Theile des menſchlichen Auges, worauf es hier vorzüglich ankommt, vielleicht nicht überflüſſig ſeyn. Das Auge beſteht eigentlich aus verſchiedenen Häuten, die beynahe eine Kugel bilden. Vorn iſt dieſe Kugel durchſichtig und etwas ſtärker erhaben, nach hinten iſt ſie mit dichteren Häuten bedeckt, die mit den Muskeln zuſammen hangen, womit wir das Auge regieren. Inwendig enthält es drey durchſichtige Körper von einer verſchiedenen Dichtigkeit, die man Feuchtigkeiten des Auges nennt, wovon die vordere, oder die wäſſerichte Feuchtigkeit, die zwiſchen der ſehr durchſichtigen Hornhaut und der gleich zu berührenden Linſe liegt, ganz flüſſig, die hintere, oder die glasartige gallertartig, und die in der Mitte zwiſchen dieſen beyden liegende, oder die kryſtallene, die auch wohl die Kryſtalllinſe genannt wird, noch härter iſt. Dieſe leztere hat nähmlich das Anſehen eines auf beyden Seiten erhaben geſchliffenen Glaſes, und macht auch wirklich von den nicht zu nahe vor dem Auge liegenden Gegenſtänden ein verkehrtes Bild, das hinten auf den Boden des Auges fällt, wo eine

ſehr

ſehr empfindliche Nervenhaut ausgebreitet iſt. — Die vordere durchſichtige Stelle am Auge, wodurch die Lichtſtrahlen einfallen, erweitert oder verengert ſich, nachdem die Gegenſtände mehr oder weniger helle ſind, worauf das Auge gerichtet iſt. Am weiteſten iſt dieſe Oeffnung an einem dunkeln Orte, damit deſto mehr Lichtſtrahlen ins Auge gelangen können; und weil ſich das Auge nicht ſo plötzlich wieder verengern kann, wie man aus dem Dunkeln ins Helle tritt, ſo blendet alsdann das ſtärkere Licht die Augen. (*)

Aus einem jeden Puncte eines ſichtbaren leuchtenden, oder erleuchteten Gegenſtandes, fahren nun Lichtſtrahlen nach allen möglichen Richtungen aus. Dieſe bilden alſo, wenn ſie vom Auge aufgefangen werden, Strahlenkegel, deren Spitze der ſichtbare Punct des Gegenſtandes, und deren Grundfläche, die vordere Fläche der Hornhaut des Auges iſt. Von dieſem ganzen Strahlenkegel bringt nur der Theil die Empfindung des Sehens hervor, welcher auf die Pupille trifft; und dieſer wird zuerſt von der wäſſerichten Feuchtigkeit vor und hinter der Pupille gebrochen, in der kryſtallenen Feuchtigkeit, deren Geſtalt biconvex iſt, und welche die Lichtſtrahlen ſo wie ein biconvexes Glas bricht, leidet das Licht die

(*) Bey Thieren, die bey ſehr ſchwachem Lichte ſehen, wo Menſchen nichts mehr unterſcheiden können, als Eulen, Katzen ꝛc. iſt dieſes Vermögen der Pupille, ſich zuſammen zu ziehen, oder auszudehnen, noch viel größer, als bey Menſchen. Bey Menſchen beträgt der Durchmeſſer der Pupille im Dunkeln etwa 3 mahl ſo viel, als im Hellen, woraus folgt, daß der Eingang in das Auge im Dunkeln 9 mahl ſo groß als im Hellen iſt, weil die Flächen der Kreiſe ſich ſo zu einander verhalten, als die Quadrate ihrer Durchmeſſer.

die zweyte Brechung, und in der gläſernen Feuchtigkeit zwiſchen der Kryſtallinſe und der Netzhaut die dritte. Die beym Eingange in das Auge divergirenden Lichtſtrahlen werden durch alle dieſe Brechungen convergirend und durchſchneiden ſich in einem Puncte, in welchem ſie das Bild des Punctes, von welchem ſie ihren Urſprung hatten, hervorbringen. (*)

Die von einem jeden Puncte eines Gegenſtandes ausfahrenden Lichtſtrahlen werden daher im Auge ſo gebrochen, als wenn ſie durch eine kleine runde Oeffnung, in welcher ſich ein convexes Glas befindet, in ein finſteres Zimmer gelaſſen würden, und machen im Auge eben ein ſolches Bild, ſo wie ſie es auf eine, dem convexen Glaſe gegen über gehaltene Fläche machen. Dieſe Abbildung geſchieht aber eben daher im Auge auch ſo, wie auf der Fläche, nähmlich verkehrt, und bey einem gut eingerichteten und unverdorbenen Auge fällt das Bild auch genau auf die hinten ausgebreitete Netz- oder Nervenhaut.

Dieſe Abbildung der Gegenſtände auf der Netzhaut iſt bey uns mit der Empfindung des Sehens verknüpft; auf welche Art aber die Vorſtellungen der Seele mit der Abbildung eines Gegenſtandes auf der Netzhaut verknüpft ſeyn können, iſt uns unbekannt, und wird es wohl immer bleiben, da die eigent-

(*) Dieſe verſchiedenen Brechungen des Lichts haben vielleicht auch den Erfolg, daß dadurch der Unterſchied der ungleichartigen Brechbarkeit der einzelnen Lichtarten, ſo wie durch die verſchiedene Brechung in den oben berührten achromatiſchen Gläſern aufgehoben wird.

eigentliche Art der Einwirkung der ſämmtlichen Eindrücke auf die Seele ganz außer unſerer Beobachtungs-Sphäre liegt. Ja ſelbſt darüber ſind die Gelehrten noch nicht ganz einig, ob die durch das Zuſammentreffen der Lichtſtrahlen auf der Netzhaut erregte Empfindung daher rühre, daß die Strahlen der einen Farbe mehr Maſſe als die einer andern haben, oder die empfindenden Faſern des Auges mehr oder weniger erwärmen, oder ſich geſchwinder oder langſamer auf dieſelben bewegen. (*) Daß in allen Fällen die Netzhaut durch die Lichtſtrahlen in irgend einem Grade gerührt oder angerührt werde, ſcheint daraus zu folgen, weil man auch durch einen anderweitigen äußern Druck beym unvorſichtigen Stoßen und Schlagen die Empfindung, welche ſonſt der Anblick eines Lichts oder einer Flamme in unſerm Auge erregt, hervorbringen kann, wenn wir das Auge gleich geſchloſſen hatten, und uns an einem ganz finſtern Orte befanden, wobey die Empfindung des Lichtes bloß von einem Drucke der glasartigen Feuchtigkeit auf die Netzhaut entſtehen kann. (**) Auch daraus, daß nach einem Blitze oder anderem hef-

(*) Man ſehe, die Erzeugung der Farben, eine Hypotheſe von C. F. G. Weſtfeld. Göttingen 1767. 8.

(**) Des Herrn de Büffon Abhandlungen von den zufälligen Farben; im erſten Bande des Hamb. Mag. S. 425. Obſervationes quaedam ad opticam pertinentes, auctore *F. V. T. Aepino*; in den Comment. petrop. nov. Tom. X. p. 282. Von den ſogenannten zufälligen Farben handeln noch Jurin, am Ende von Smiths Optic; *D' Arcy* in den Mem. de Paris pour 1767 und beſonders D. Robert Waring Darwin, von deſſen Abhandlung ſich in C. Groſſe Magazin für die Naturgeſchichte des Menſchen in 2ten Bandes 2ten Stück S. 66. — 138. eine deutſche Ueberſetzung befindet. Die Fäden und andere unordentlich verſchlungenen und verdickten Körperchen, die viele Leute, beſonders Gelehrte, vor

heftigen und ſchnell verſchwindenden Lichte, das unſere Augen traf, noch einige Zeit nachher ein Bild des Lichtes in denſelben bleibt; gerade ſo wie bey einem etwas ſtarken Schlage die Empfindung des Schmerzes auf der getroffenen Stelle bleibt.

Die Wiedervereinigung der Lichtſtrahlen auf der Netzhaut, wodurch die Abbildung des Gegenſtandes auf derſelben bewirkt wird, muß auf der Netzhaut alſo die Empfindung des Sehens hervorbringen, ob ſie gleich durch keinen andern Sinn empfunden werden kann, und dieſe Empfindung muß alsdann durch die Geſichtsnerven bis zum Gehirne fortgepflanzt werden. In ſo fern alſo die Vereinigung und Durchkreutzung der Strahlen nur die Empfindung des Sehens hervorbringen kann, und ſolche zugleich mit der Abbildung des Gegenſtandes auf der Netzhaut verknüpft iſt, kann man annehmen, daß das Bild des Gegenſtandes die Empfindung des Sehens im Auge bewirkt. Die Vorſtellung der Farben muß man der verſchiedenen Empfindung zuſchreiben, welche die einfachen Lichtſtrahlen verſchiedener Farben, oder eine Miſchung verſchiedener derſelben auf der Netz-

vor den Augen ſchweben ſehen, haben einen ganz andern Grund, und rühren von Unreinigkeiten in den wäſſerichten Theilen des Auges her. Dieſe Krankheit iſt wenig ſchädlich, und die mehrſten Perſonen tragen ſie zeitlebens mit ſich herum, ohne daß ſie ſich merklich ausbreitete, und ſie beläſtigte. Man hüte ſich irgend ein Mittel dagegen zu gebrauchen, am wenigſten ſchwächende, wenn ſie nicht aus den Händen eines geſchickten Arztes kommen. Mögliche Schonung des Auges ſcheint nach Jahren das Uebel etwas zu vermindern. Uebrigens ſehe man, A. L. F. Meiſter Beobachtungen über die Augenkrankheit, da man Fliegen, Spinnweben oder dergleichen vor den Augen herumfahren zu ſehen glaubt, im 23ſten Bande des Hamb. Mag. S. 227.

Netzhaut erregt, wenn ſich die Art und Weiſe, wie dieſes eigentlich geſchieht, auch nicht ganz erklären läßt. Es geht hiermit eben ſo, wie mit jedem andern Sinne, wo wir es auch nicht erklären können, wie z. B. die verſchiedenen Ausflüſſe der Körper bey uns die Empfindung des Riechens hervorbringen.

Die Beantwortung der Frage, warum wir die Gegenſtände, die ſich doch im Auge verkehrt abbilden, gerade ſehen? macht vielleicht weniger Schwierigkeit. Wir ſehen ja nicht einzelne Gegenſtände verkehrt, ſondern alles mögliche, ſogar die Theile von unſerm eigenen Körper. Das Bild in unſerm Auge ſtellt uns alſo nicht Menſchen auf den Köpfen ſtehend vor, ſondern Menſchen die mit ihren Füßen auf der Erde ſind, worauf wir uns ſelbſt mit den Füßen befinden. Nur hat das Bild in unſerm Auge die Lage, daß alles, was in der Natur unten iſt, ſich oben abbildet. Daß dieſe Umkehrung übrigens Blindgebornen, die in ſpäteren Jahren durch eine Operation zum Sehen gebracht werden, zuerſt einige Befremdung verurſachen ſollte, die ſie durch Hülfe des Gefühls berichtigen müßten, hat man ſonſt behauptet. Die Befremdung kann überhaupt aber auch durch die Neuheit der ganzen Empfindung des Sehens, und durch den Mangel an Uebung im Sehen bewirkt ſeyn; denn wie wird ein operirter Blindgeborner es empfinden, daß er etwas verkehrt ſieht, wenn alles mögliche, was er ſieht, in dieſem Verhältniſſe iſt? Es iſt damit gerade eben ſo, als wenn man in der Cajüte eines ſich ſanft bewegenden Schiffes iſt, wo man es auch nicht bemerkt, daß man ſelbſt mit allen umgebenden Dingen vorwärts rückt, ſo lange man nicht aus dem Fenſter nach ſolchen Gegenſtänden ſieht, die entweder ſtill

ſtehen,

ſtehen, oder eine andere Bewegung als das Schiff haben.

Die Beantwortung der Frage, warum wir die Gegenſtände nur einmahl ſehen, da ſich in jedem Auge doch ein Bild, und alſo zuſammen zwey Bilder davon erzeugen? hat mit der Aehnlichkeit, warum wir einen Schall, den wir doch mit 2 Ohren hören, nicht doppelt hören? Erklären muß man dieſes aus der Gleichförmigkeit der Eindrücke, die das Bild auf uns macht, und aus der gleichen Richtung, in welcher wir den Gegenſtand mit beyden Augen ſehen, obgleich in andern Fällen 2 gleiche Eindrücke an den Fingern ꝛc. von uns auch als 2 empfunden werden.

Die Beurtheilung der Seele über das Sehen, oder den Sinn des Geſichts, iſt übrigens mit dem Sinne des Gefühls ſo genau und von Jugend auf ſo unvermerkt verbunden, daß wir nur durch beyde, in Vereinigung wirkende Sinne, Urtheile über Lage, Entfernung, Größe und Geſtalt der Körper fällen können. Dieſe unmerkliche Verbindung beyder Sinne macht, daß wir oft dem Sinne des Gefühls allein etwas zuſchreiben, was bloß eine Folge der Vereinigung beyder iſt. Die Beobachtungen über Blindgeborne, und hernach zum Sehen gebrachte, beweiſen uns wenigſtens, daß ihnen verſchiedene Gegenſtände alle gleich nahe zu ſeyn ſcheinen; eben ſo wenig können ſie aus dem bloßen Sehen der Gegenſtände einen Begriff ihrer Lage, Größe und Geſtalt erhalten, den ſie bloß durch Verbindung des Sinnes des Geſichts und des Gefühls nach und nach bekommen.

Wenn

Wenn das Auge Gegenſtände ſehen ſoll, ſo muß der Sehewinkel (*) eine gewiſſe Größe haben. Iſt der Gegenſtand ſo klein oder ſo entfernt, daß der Sehewinkel zwiſchen einer Minute und einer halben Minute, oder zwiſchen 60 und 30 Secunden fällt, ſo hört der Gegenſtand auf, dem menſchlichen Auge ſichtbar zu ſeyn, welches freylich einige Ausnahmen nach der Beſchaffenheit des Auges leidet. Verſchiedene Thiere ſehen die Gegenſtände unter viel geringeren Sehewinkeln, beſonders Raubvögel, welche in einer weit größeren Entfernung, als es anderen Thieren und Menſchen möglich wäre, ihre Beute erblicken und deutlich ſehen. (**)

Leuchtende Gegenſtände werden dem Auge noch unter einem ſolchen Sehewinkel ſichtbar, unter welchem bloß erleuchtete Gegenſtände unſichtbar ſind; man ſieht daher leuchtende Gegenſtände in einer weit größeren Entfernung als erleuchtete.

Die Strahlenkegel, die von leuchtenden oder erleuchteten Puncten auf das Auge fallen, werden nun von der convexen Wölbung deſſelben, und beſonders von der Kryſtalllinſe eben ſo gebrochen, als es bey convex geſchliffenen Gläſern gezeigt wurde, wobey nur bloß das Brechungsverhältniß der Feuchtigkeiten des Auges gegen Glas oder andere durchſichtige Körper eine kleine Veränderung macht. Auf jeden Fall fällt das Bild der Gegenſtände indeſſen hinter die Linſe, und zwar weiter hinterwärts, wenn der

(*) Was Sehewinkel ſey, iſt oben zu Anfange dieſes Artikels, ſchon erklärt.

(**) Achards Vorleſungen ꝛc. S. 228. u. flg.

der Gegenſtand näher am Auge liegt, und weniger, wenn der Gegenſtand entfernter iſt.

Da ein geſundes Auge verſchieden entfernte Gegenſtände deutlich ſieht, zum deutlichen Sehen aber die Abbildung des geſehenen Gegenſtandes auf der Netzhaut geſchehen muß, ſo muß auch das Auge das Vermögen beſitzen, ſeine Einrichtung zu ändern, um Gegenſtände in größerer und geringerer Entfernung deutlich zu ſehen; es muß daher bey mehr entfernten Gegenſtänden entweder die Kryſtallinſe ſich dem Boden des Auges nähern, oder die Convexität der Kryſtallinſe durch eine Art der Zuſammenziehung in ihrer Dicke vermindert werden, und bey nahen Gegenſtänden muß das entgegengeſetzte erfolgen. Auf welche von dieſen Arten dieſe Veränderung der Einrichtung des Auges geſchieht, iſt bis jetzt noch nicht ausgemacht, und die Meinungen der Naturforſcher ſind ſehr getheilt.

Weil dieſe Veränderung der Einrichtung des Auges, durch welche es geſchickt wird, nahe oder entfernte Gegenſtände deutlich zu ſehen, Gränzen hat, ſo giebt es für jedes Auge eine beſtimmte Entfernung, in welcher es am deutlichſten ſieht; ſie iſt bey den Augen verſchiedener Menſchen ſehr verſchieden, wird aber gewöhnlich von 8 — 10 Zoll angenommen.

Wenn die Hornhaut eines Auges zu erhaben iſt, die Krümmungen der Kryſtallinſe einen zu geringen Halbmeſſer haben, ſie folglich zu convex iſt; ferner, wenn ſie eine zu große Dichtigkeit hat, und die Lichtſtrahlen zu ſtark bricht, ſo treffen die Durchſchnittspuncte der Strahlenkegel, die von entfernten Gegenſtänden kommen,

vor

vor der Netzhaut zuſammen, und ein Auge von dieſer Beſchaffenheit kann entfernte Gegenſtände nicht deutlich ſehen.

Perſonen, die dieſen Fehler des Auges haben, werden kurzſichtige genannt, und die Weite der Gegenſtände, die ſie deutlich ſehen, iſt ungefähr zwiſchen 4 — 6 Zoll.

Weil der Abſtand des Bildes von der Kryſtalllinſe, wie es aus der Theorie der Strahlenbrechung bey convexen Gläſern folgt, vergrößert wird, wenn die Strahlen mehr divergirend in das Auge fallen, und die Hohlgläſer das Zerſtreuen oder Divergiren der Strahlen vermehren, ſo kommen concave Gläſer, die man auchFerngläſer, Lorgnette, nennt, (S. Theil 12 den Art. Fernglas) dieſem Fehler des Auges zu Hülfe, und entfernen das Bild des Gegenſtandes weiter hinter der Kryſtalllinſe, ſo daß es auf die Netzhaut treffen kann. Soll aber das Auge bey dem Gebrauche eines Hohlglaſes nicht immer noch kurzſichtiger werden, ſo muß daß Glas ſo wenig hohl als möglich ſeyn, nicht mehr, als es eben ſeyn darf, um die entfernten Gegenſtände dem Auge deutlich zu machen; es muß unter mehreren, wodurch das kurzſichtige Auge deutlich ſehen kann, am wenigſten verkleinern. Auch iſt es eine notwendige Vorſicht immer zwey Gläſer, oder eine ſogenannte Fernbrille, zu gebrauchen, weil bey dem Gebrauche eines Glaſes das eine Auge ſtärker als das andere angeſtrengt wird, welches ſo ſehr nachtheilig iſt.

Der Fehler der Kurzſichtigkeit rührt übrigens gewöhnlich davon her, wenn man das Auge zu viel anſtrengt, nahe Gegenſtände deutlich zu ſehen, und

nicht oft genug im Freyen iſt, wo man es wieder im Weitſehen üben kann. Nach und nach behält daher das Auge die erweiterte Entfernung der Kryſtallinſe von der Netzhaut, ſo wie jeder andere Theil unſers Körpers die durch mehrjährige Gewohnheit erlittene Veränderung lange zu behalten pflegt. Bloß im Alter verliert ſich die Kurzſichtigkeit zuweilen wieder, und dieſes hat dann den Grund, weil im Alter das Auge zuweilen etwas eintrocknet, und dadurch auch die Entfernung der Kryſtallinſe von der Netzhaut geringer wird, ſo daß nun daß Bild entfernter Gegenſtände dieſelbe erreichen kann.

Eine entgegengeſetzte Beſchaffenheit des Auges, wo wegen zu flacher Hornhaut, nicht hinreichend convexer, oder nicht genug brechender Beſchaffenheit der Kriſtallinſe, das Bild des Gegenſtandes erſt hinter der Netzhaut entſtehen kann, bringt den entgegengeſetzten Fehler, des Auges zuwege, und ein ſolches Auge kann nur entfernte, nicht aber nahe Gegenſtände deutlich ſehen. Perſonen, deren Augen dieſen Fehler haben, werden weitſichtige genannt. Dieſer Fehler entſteht öfters im Alter und rührt dann gewöhnlich von der mehrern Austrocknung der Feuchtigkeiten des Auges her. Die geringſte Weite, in welcher ein ſolches Auge deutlich ſieht, iſt von 13 Zoll, und oft beträgt ſie einige Fuß.

Solchen Augen kommen erhabene Gläſer ſehr zu Statten, weil ſie das Convergiren oder Zuſammenfahren der Strahlen, vermehren, oder vielmehr ihr Divergiren vermindern. Durch Hülfe der Linſe werden die Strahlen der Gegenſtände ſo gebrochen, daß ſie ſich im Auge eher vereinigen können, und

ihr

ihr Bild nicht mehr hinter, ſondern auf die Netzhaut fällt. Zu dieſem Zwecke dienen die gewöhnlichen Brillen. Wenn dieſe aber ein ſolches Auge nicht immer mehr verderben und noch weitſichtiger machen ſollen, ſo müſſen ſie die Strahlen dergeſtalt brechen, als wenn ſie aus der geringſten Entfernung kämen, in welcher das weitſichtige Auge noch deutlich ſehen kann. Daher muß ein Weitſichtiger unter mehrern erhabenen, Gläſern, wodurch er nahe Sachen deutlich ſieht, das wählen, welches den größten Halbmeſſer hat, oder welches am wenigſten vergrößert. Da die Verſchiedenheit der Augen nun ſo ſehr groß iſt, und man ſelten ſogleich eine Brille findet, die gerade für dieſes oder jenes Auge ganz paßlich iſt, ſo thut man am beſten, ſich eine nach ſeinem beſondern Augenzuſtande ſchleifen zu laſſen. S. den Art. Brille, Th. 6. S. 70.

Dieſe, jetzt bekannte Theorie des Sehens, oder die Wirkung des Lichts auf das Auge iſt beſonders durch Kepler entdeckt, welcher zuerſt eine richtige Erklärung der Hervorbringung dieſer Empfindung gab. *) Die Alten, als Empedokles **), Plato ***), Euklides glaubten, daß die Lichtſtrahlen aus den Augen gingen, und dieſe würden nach der Meinung der Stoiker dem Auge wieder zugeworfen.

Porta war der erſte, welcher die Aehnlichkeit des Auges mit einem verfinſterten Zimmer, in welches man ein Strahlenbündel einfallen läßt, entdeckte, und er bahnte dadurch den Weg zu einer rich-

*) *I. Kepleri* dioptrice. Lond. 1683. 8. p. 106. und flg.

**) *Plat.* Menon. p. 336. ed. Baſil. graec. 1534.

***) Tim. p. 481. 491.

richtigen Erklärung des Sehens. Er machte ſich aber noch einen unrichtigen Begriff davon, indem er die Kryſtalllinſe für die Wand hielt, auf welcher ſich daß Bild des Gegenſtandes abbildetee, und dabey annahm, daß von jedem Puncte des geſehenen Gegenſtandes nur ein Lichtſtrahl ins Auge fiele. *)

Scheiner in Rom war 1625 der erſte, welcher die Abbildung der Gegenſtände auf der Netzhaut entdeckte, und durch Wegnehmung der hintern Haut ſichtbar machte. **)

Eine ſehr gute Beſchreibung des menſchlichen Auges findet man, außer in den anatomiſchen Werken eines Loder und anderer, auch in den öfters angeführten Vorleſungen über die Experimental-Phyſik, vom Herrn Director Achard, S. 215 — 222. Auch ſehe man: Betrachtungen über das menſchliche Auge, von J. Fr. Häſeler. Hamb. 1771. 8.

Ueber die im Auge vorgehenden Bewegungen beym Sehen, beſonders in Rückſicht auf nahe und entfernte Gegenſtände hat der Hr. Dr. B. E. Krüger eine Diſſertation geſchrieben unter dem Titel: de oculi mutationibus internis. Hal. 1797.

Ueber die verſchieden geſtalteten Augen der Inſecten und Würmer iſt vom Herrn M. C. G. Lehmann in Göttingen im vorigen Jahre eine vortreffliche Abhandlung erſchienen, welche den Titel führt: de ſenſibus externis animalium exſanguium inſectorum ſcilicet ac vermium commentatio. Gœttingae 1798.

Mit der Wirkung des Lichtes auf das Auge oder vielmehr im Auge, iſt übrigens diejenige ſehr übereinſtimmend, die man in einem finſtern Zimmer wahrnimmt, wenn ein Lichtſtrahl durch eine Oeffnung

*) *J. B. Portae* magia naturae. l. IX. Neapol. 1583. 4.

**) *Scheineri* oculus ſ. fundam. optic. p. 37.

nung in daſſelbe fällt, worin eine Linſe befindlich iſt. Auch hier wird ein Bild der Gegenſtände, die vor dem Zimmer ſind, hervorgebracht, das zwar theils wegen der Geſtalt des Glaſes, theils wegen der Abweichung der Lichtſtrahlen, welche durch die verſchiedene Brechbarkeit der Lichtarten verurſacht wird, nie ganz ſcharf ausfallen kann, und dabey noch verkehrt iſt, das gleichwohl aber eine angenehme Beluſtigung gewährt, und ſich zu manchen andern Abſichten benutzen läßt. Wie man ſolche Zimmer einrichtet, und was für andere Maſchinen man erfunden hat, um von dieſen Geſetzen der Projection der Bilder eine leichtere Anwendung zu machen, das ſehe man im Artikel *Camera obſcura*, im 7ten Theile der Encyklopädie, S. 545 u. fgg. nach.

Von den anderweitigen vielen Anwendungen der Geſetze der Brechung und Abprallung der Lichtſtrahlen wird in verſchiedenen Artikeln dieſer Encyklopädie das weitere vorkommen. Dahin gehören unter andern die Artikel **Sehrohr**, **Sonnenmikroſkop**, **Spiegelteleſkop**, **Vergrößerungsglas** ꝛc. Von der Zauberlaterne iſt ſchon im 65ſten Theile der Encyklopädie im Art. **Laterne** Seite 467. u. flg. gehandelt.

Von den neueren Werken, die ſich ganz oder zum Theil mit der Unterſuchung der Natur und der Geſetze der Bewegung des Lichtes beſchäftigen, kann man hier beſonders nachfolgende anführen:

Vollſtändiger Lehrbegriff der Optik, nach Herrn Robert Smiths Engliſchen, mit Aenderungen und Zuſätzen von Abr. Gotth. Käſtner. Altenburg 1755. 4.

Leon. Euleri nova theoria lucis & colorum; im I. Bd. der Opuſc. num. III. pag. 169 und ebendeſſelben conjectura phyſica §. 296. n. 7.
Johann Peter Eberhards Verſuch einer nähern Erklärung der Farben. Halle. 1749. 8. vermehrt. 1762.
Cl. V. D. De la Caille lectiones elementares opticæ. Vindob. 1752. 4.
Jo. Henr. Lambert Photometria, ſive de menſura & gradibus luminis, colorum & umbræ. Aug. Vindel. 1760. 8.
Leon. Euleri Dioptrica. Petrop. & Lipſ. 1771. 4 T. I. II.
Dr. Joh. Prieſtleys Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optik, aus dem Engl. überſezt und mit Anmerk. und Zuſätzen von Georg Simon Klügel. Leipzig 1776. 4. 1. und 2. Theil.
G. S. Klügels Analytiſche Dioptrik. Lpz. 1778. 4.
Kärſtens Lehrbegriff der geſammten Mathematik, 8 Bände.

Mehr Werke findet man angegeben in Erxlebens Anfangsgründen der Naturlehre hinter §. 416. und in Scheibels Einleitung in die mathematiſche Bücherkenntniß 9tes Stück. Breslau 1777.

Etwas über Lichtmaterie, Wärmeſtoff und Feuer.

Wie ſich Licht, Wärme und Feuer von einander unterſcheiden, darüber ſind die Meinungen der Chemiker zwar noch getheilt. Um indeſſen zu zeigen, was die neueren Unterſuchungen hierüber für Reſultate geliefert haben: ſo will ich im nachfolgenden einige von den bekannteſten Meinungen zuſammen ſtellen.

Die Vereinigung der Hitze und des Leuchtens bringt dasjenige hervor, was man Feuer nennet; der hitzende und leuchtende Zuſtand eines Kör-

pers iſt daher von ſeinem feurigen Zuſtande verſchieden, und es iſt Unrecht, daß man bloß dem Wärmeſtoffe oder bloß der Lichtmaterie wie es oft geſchieht, den Nahmen von Feuermaterie oder Elementarfeuer giebt.*)

Sehr oft iſt Erwärmung oder Erhitzung mit Leuchten verknüpft, doch kann man daraus nicht folgern, daß beydes, Erwärmung und Leuchten, Wirkungen einer einzigen Urſache ſind, vielmehr kann man mit dem Profeſſor Green als wahrſcheinlich annehmen, daß Lichtmaterie und Wärmeſtoff zwey ganz verſchiedene Weſen ſind, daß Feuermaterie aus beyden zuſammengeſetzt iſt, und ſie alſo beyde vereinigt ſeyn müſſen, wenn Feuer entſtehen ſoll; das Feuer würde nach dieſer Annahme ein zuſammengeſetztes Weſen ſeyn, und der Ausdruck Elementarfeuer einen Widerſpruch enthalten. —

Wenn Wärme und Lichtmaterie durch ihre gleichzeitige Entwickelung Feuer hervorbringen, ſo folgt die Wärmematerie der geradlinigen Richtung der Lichtmaterie, geht mit ſolcher durch durchſichtige Körper viel ſchneller durch, als wenn ſie nicht mit Lichtmaterie verbunden wäre, ſie wird auch mit ſolcher zugleich gebrochen und reflectirt, auch bey ihrer Verdichtung mit verdichtet. Auf dieſe Art wird durch die Vereinigung mehr zerſtreuter Sonnenſtrahlen ihre Wärme im Verhältniſſe ihrer zunehmenden Verdichtung dergeſtalt verſtärkt, daß die vermittelſt der Reflexion von Hohlſpiegeln, oder der Refraction durch convexe Gläſer, nahe an einander gebrachten, oder verdichteten Sonnenſtrahlen, einen ſehr hohen Grad der Hitze hervorbringen, welcher denjenigen um ſehr vie-

(*) Achards Vorleſungen über die Experimentalphyſik. S. 1101. und flg.

vieles übertrifft, den wir durch die wirkſamſten Oefen hervorzubringen vermögend ſind. *)

Durch Oefen verſtärktes Feuer nennt man Küchenfeuer in Entgegenſetzung des, durch die Vereinigung der Sonnenſtrahlen hervorgebrachten, das man Sonnenfeuer nennt. Erſteres kann wie dieſes, vermittelſt der Hohlſpiegel, oder convexen Gläſer verdichtet und verſtärkt werden; es iſt immer mit fremdartigen Theilen vermiſcht, die ſich zugleich entwickeln, und daher nicht ſo rein, als das Sonnenfeuer.

Der freye Wärmeſtoff kann im Feuer mehr oder weniger häufig ſeyn, ſeine Vermehrung verſtärkt das Feuer oder die Hitze, die damit verknüpft iſt, ſo wie ſeine Verminderung das Feuer und die damit verknüpfte Hitze ſchwächt.

Je mehr das Feuer ſich von ſeinem Urſprungs-Orte entfernt, deſto mehr entweicht an dem freyen Wärmeſtoffe, und deſſen Entweichung iſt mit einer jeden Zerſtreuung des Lichtes in einen größern Raum verknüpft, alſo auch mit der Refraction und Reflexion,

(*) Aber auch Wärme außer Verbindung mit dem Lichte läßt ſich durch Gläſer und Spiegel verdichten oder verſtärken. In dem 4ten Bande des Lichtenbergiſchen Magazins für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, kommt im 3ten St. S. 135. im Auszuge aus Sauſſures Voyages dans les alpes 1786 unter andern folgende Stelle vor: „Um ſich zu überzeugen, daß bey einem Kohlfeuer nicht das Licht ſondern bloß die dunkle Wärme deſſelben im Brennpunct, eines ihm entgegen ſtehenden Spiegels, Hitze gebe; nahm er, ſtatt des Kohlfeuers, eine ſtark erhitzte Kugel, die ſelbſt im Dunkeln nicht leuchtete, und brachte ſie in den Brennpunct eines Spiegels, und im Brennpuncte des andern, der 12 Fuß vom erſten ſtand, ſtieg ein Thermometer innerhalb 6 Minuten von 4 Graden bis auf 14½ Gr.; ein anderes außerhalb dem Brennpuncte nur auf 6½ Gr. Herr Pictet nahm, um ſicherer zu gehen, ſtatt der Kugel ein Glas mit kochendem Waſſer, und fand, daß das Thermometer doch über 1 Grad ſtieg.“

flexion, in ſo fern ſolche das Licht zerſtreut. Deshalb findet man auch, daß die leuchtende Eigenſchaft des Feuers ſich viel weiter, als ſein erhitzendes oder erwärmendes Vermögen erſtreckt, und es noch leuchten kann, ohne eine empfindbare oder meßbare Wärme zu beſitzen. Daher leuchtet ein entferntes Feuer ohne zu hitzen, und die vom Monde reflectirten Strahlen der Sonne bringen, wenn ſie auch verdichtet werden, keine empfindliche Wärme hervor, auch erwärmen uns die, von den Fixſternen zu uns kommenden Strahlen nicht, wie die von der Sonne, weil die Fixſterne, als der Ort ihres Urſprungs von der Erde viel entfernter, als die Sonne ſind.

Einige Körper ſind fähig Feuer hervorzubringen, das heißt unter gewiſſen Umſtänden zugleich Licht und Wärmeſtoff aus ſich ſelbſt zu entwickeln, andere ſind hierzu nicht fähig, erſtere werden brennbare, entzündbare, verbrennliche, Körper genannt, letztere hingegen unentzündliche, unverbrennliche Körper. Der Zuſtand eines Körpers, in welchem er zugleich Wärme und Lichtmaterie entwickelt, heißt Brennen oder Verbrennen.

Ueber dasjenige, was den Grund der Verbrennlichkeit, oder der Unverbrennlichkeit enthält und wodurch einige Körper zu brennen fähig oder unfähig ſind, ſind die Meinungen der Naturforſcher und Chemiſten getheilt; der erſte, welcher ein eigenes Weſen als die Urſache der Verbrennlichkeit der Körper annahm, war Becher. Stahl ſetzte den Begriff dieſes Weſens in ein helleres Licht, nannte es Phlogiſton, brennbares Weſen, auch entzündbaren Grundſtoff (phlogiſton, principium inflammabile); das Stahliſche Syſtem wurde auch all-

allgemeinen angenomen, wird aber jetzt von verſchiedenen Naturforſchern verworfen, um ein viel weniger wahrſcheinliches, auf bloßen willkürlichen Annahmen und Vorausſetzungen beruhendes zu errichten. *)

Die Begriffe, die man ſich vom Phlogiſton machte, waren ſehr verſchieden; bald ſahe man es als Elementarfeuer, Wärmeſtoff, oder Lichtmaterie an, welche in erdiger Form in den Körpern gebunden, bald in Zellen, die man in den Körpern ſich einbildete, eingeſchloſſen wäre, aus welchen es bey ihrer Zerreiſſung hervorträte; bald als einen Beſtandtheil der Körper, der mit ihren übrigen Beſtandtheilen in einer innigen Verbindung ſtände.

Die in neueren Zeiten gemachten Entdeckungen der verſchiedenen Luftarten und die Unterſuchungen der Umſtände, unter welchen das Verbrennen der Körper in ſolchen geſchieht, erzeugte ſehr viele neue Theorien und Meinungen, über die Entſtehung des Feuers und Verbrennung der Körper.

Entzündbare Körper werden in Brand geſetzt, entweder durch bereits ſchon brennende Körper, aus welchen ſich ſchon Feuer entwickelt, oder durch ſtarkes Reiben. Auch kann man durch anhaltendes Schlagen und Hämmern Eiſen ſo ſtark erhitzen, daß es im Dunkeln glüht. Damit ein Körper, der der Entzündung fähig iſt, und ſich unter ſonſtigen, zur Entzündung nöthigen Umſtänden findet, wirklich entzündet wird und brennt, iſt der Zugang der einathem=

*) Dieſes zielt auf das unten zu berührende antiphlogiſtiſche Syſtem Lavoiſiers, welcher unter Robertspierre als ein Opfer der Tyranney fiel.

athembaren Luft nothwendig. In einem luftleeren Raume, oder in einer bis auf einen gewiſſen Grad verdünnten Luft kann ein brennbarer Körper ſich nicht entzünden, noch zu brennen fortfahren, wenn er auch bereits entzündet iſt. Schießpulver, auf der Pfanne eines Flintenſchloſſes entzündet ſich nicht, wenn dieſes in einem luftleeren Raume abgedrückt wird; es entſteht auch kein Funke durch das Anſchlagen des Steines an den Pfannendeckel. Eben ſo entzündet Schießpulver ſich nicht, wenn es auf ein ſtark erhitztes Eiſen in einem luftleeren Raum geſchüttet wird. Es zerſchmelzt, kocht, und der Schwefel verflüchtiget ſich. Ein brennendes Licht verlöſcht, ſo bald man die umgebende Luft verdünnt.

Die Verbrennung der Körper geſchieht mit deſto mehr Lebhaftigkeit, und Schnelligkeit, je reiner und weniger phlogiſtiſirt die, den brennenden Körper umgebende Luft iſt, und je mehr dem brennenden Körper von dieſer Luft zufließt. In einer eingeſchloſſenen Luftmaſſe kann daher nur eine beſtimmte Verbrennung geſchehen. Zur Verbrennung eines Grans Urin Phosphor werden 12 Pariſer Cubik Zoll Luft erfordert. Eben ſo wird zur Calcination der Metalle und allen phlogiſtiſchen Proceſſen überhaupt eine gewiſſe Quantität Luft erfordert, ohne welche ſie nicht von Statten gehen können, ſo wenig wie das Verbrenen. — Die Verbrennung iſt deſto beträchtlicher, je reiner die Luft iſt. Die Luft wird durch das Verbrennen aber zum ferneren Unterhalte des Feuers untüchtig, und nimmt an ihrer Ausdehnung ab. — Der Verluſt der athmoſphäriſchen Luft, durch die Verbrennung von 1 Gran Urin = Phosphorus beträgt 3 Cubik Zoll; 8 Cubiczoll dephlogiſtiſirte Luft werden durch die Verbren-

brennung des Phoſphors, wenn ſie ſo weit als möglich fortgeſetzt wird, auf $\frac{3}{8}$ Cubik Zoll gebracht.

Solche Körper, die bey ihrem Verbrennen keinen Dampf oder Rauch entwickeln, nehmen ſo viel am Gewichte zu, als die Luft, in welcher ſie verbrennen, von ihrem Gewichte verliert. 1 Gran Urin-Phoſphorus nimmt bey der Verbrennung um $1\frac{1}{2}$ Gran am Gewichte zu, das Bley und Zinn hingegen bey dem Verkalken, um 10 Pfund auf 100 Pfund.

Scheele folgerte aus den Veränderungen der Luft, in welcher Körper verbrennen, daß das Phlogiſton ein eigener elementariſcher Stoff ſey, der aber nicht gebundenes Feuer in ſich hätte, daß ſolches von der Luft angezogen würde, und in Verbindung mit ihr Hitze machte. Hitze und Wärme iſt daher nach Scheele aus Phlogiſton nnd reiner Luft, die er deshalb Feuerluft nennt, zuſammen geſetzt, das Phlogiſton verfeinert, nach ſeiner Meinung, die reine Luft ſo ſehr, daß ſie durch die Gefäße durchgeht, da denn der phlogiſtiſirte Antheil der Luft, die ſchon in der athmoſphäriſchen Luft enthalten war, im Gefäße bleibt. Glühen, Flamme, Licht, ſind nach Scheele Erfolge der mehreren oder geringern, mit der Verbrennung verknüpften Hitze.

Dieſe höchſt unwahrſcheinliche, auf ganz unerwieſene Hypotheſen gegründete Theorie, wird dadurch, daß nach dem Verbrennen eines Körpers in eingeſchloſſener Luft, die Luft und der Körper zuſammen genommen ſo viel, als vor dem Verbrennen

wie-

wiegen, ganz widerlegt, indem der nach Scheele entweichende Theil der Luft nothwendig eine Verringerung des Gewichtes des Ganzen nach ſich ziehen müßte.

Lavoiſier nimmt gar kein Phlogiſton in den verbrennlichen Körpern an, und ſucht die Urſache ihrer Fähigkeit zum Verbrennen bloß in der reinen Luft; dieſe ſieht er als eine Verbindung des Stoffes des Lichts, den er auch Stoff der Hitze und des Feuers nennt, mit einem andern Grundtheile an, den er ſauermachenden Stoff (baſe oxygene) nennt. Den erſteren betrachtet er als ein Auflöſungsmittel des letzteren, und von dieſem glaubt er, daß er den andern gewiſſermaßen einhülle und mildere.

Wenn nun ein hinreichend erhitzter Körper mit der reinen Luft in Berührung ſteht, ſo entzieht er ſolcher den ſauermachenden Grundtheil, und der nun freywerdende Feuerſtoff, der von dem ſauermachenden geſchieden und frey wird, erſcheint als Flamme oder Licht, der Rückſtand der athmoſphäriſchen Luft, in welcher Körper bis zum Selbſtverlöſchen gebrannt haben, iſt die phlogiſtiſirte Luft, die ſich vorher bey der athmoſphäriſchen befand, und die er für einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben hält. Der Rückſtand des verbrannten Körpers bildet, nach Lavoiſier, mit dem Grundtheile der reinen Luft, den er an ſich gezogen, eine neue Zuſammenſetzung, nähmlich Kohlenſtoff.

Obgleich die Erſcheinungen bey dem Verbrennen der Körper durch die Erklärung der Lavoiſieriſchen Theorie ſich erklären laſſen, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſie theils auf unerwieſenen, theils auf

auf falſchen Gründen beruhen. Unerwieſen iſt das Daſeyn des ſauermachenden Beſtandtheils der reinen Luft; der Kohlenſtoff iſt ein bloß eingebildetes Weſen, und falſch iſt die Annahme, daß durch die Entbindung des Wärmeſtoffes in der reinen Luft Feuer entſtehen könne, da Wärmematerie und Lichtmaterie ganz verſchiedene Stoffe ſind, wie es das vorhergehende beweiſet. Wollte man annehmen, daß der ſauermachende Beſtandtheil in der reinen Luft nicht mit Wärmeſtoff, ſondern mit Lichtmaterie gebunden ſey, ſo würde deſſen Entbindung nicht mit Hitze oder Wärme verknüpft ſeyn, und doch iſt beydes, Wärme oder Hitze und Licht, bey dem Feuer verbunden.

Nach Crawfords Theorie liefert ebenfalls die reine Luft und nicht der brennende Körper, das Feuer. Das Phlogiſton hält er für einen elementariſchen, eigenthümlichen Stoff, der mit Feuer keine Verwandtſchaft hat, ſondern ſolches vielmehr austreibt. In der Luft, nimmt er eine ſehr große Menge gebundenen Wärmeſtoff an. Wird der verbrennliche Körper in einem gewiſſen Grade erhitzt, ſo verbindet ſich durch die Anziehung und überwiegende Verwandtſchaft, die reine Luft mit ſeinem Phlogiſton und entzieht es ihm; durch die Verbindung, die ſie mit dem Phlogiſton eingeht, wird ihr Wärmſtoff frey, welches Crawford darauf gründet, daß ein jeder Körper, durch die Phlogiſtiſirung die Fähigkeit verliert, ſo viel Wärmematerie, als vorher im gebundenen Zuſtande, zu enthalten. Von dem freywerdenden Wärmeſtoffe, den das Phlogiſton aus der reinen Luft geſchieden, wird zwar ein Theil von dem verbrennenden Körper wieder gebunden, es bleibt aber noch ein Ueberſchuß, der nicht ge-

gebunden werden kann, welcher nach ſeiner verſchiedenen Menge Wärme, Hitze, Glühen oder Flamme hervorbringt.

Obgleich das Phlogiſton nicht nach Crawford, den Grund des Feuers in ſich ſelbſt enthält, ſo hält er es für den entzündbaren Grundſtoff, weil es den Wärmeſtoff entbindet. Nach dieſem Naturforſcher und auch nach Kirwan, entſteht aus der Verbindung des Phlogiſtons mit der reinen Luft, Luftſäure, und die dephlogiſtiſirte Luft, welche nach dem Verbrennen der Köiper, in athmoſphäriſcher Luft, als Rückſtand bleibt, iſt ſchon ausgeſchieden und vorher ſchon in der atmoſphäriſchen als phlogiſtiſirte enthalten.

Die Crawfordſche Theorie erklärt ſehr gut wie Wärme, nicht aber wie Feuer entſteht, weil daraus nicht, das mit dem Feuer verknüpfte Licht, welches dem Wärmeſtoffe nicht zugeſchrieben werden kann, erklärt wird.

Dieſe Theorie ſetzt, wie die Lavoiſieriſche, zum voraus, daß Wärme und Licht eben dieſelbe Urſache haben, welches aber falſch iſt. Von der großen Menge der gebundenen Wärme in der Luft, welche das Phlogiſton entbinden ſoll, geht auch viel ab, wenn man bedenkt, daß die Luft 800mahl mehr Raum als das Waſſer, bey gleicher Maſſe, einnimmt. Ueberdies wird auch aus der Verbindung des Phlogiſtons mit der reinen Luft nicht Luftſäure, ſondern phlogiſtiſirte Luft, zu deren Bildung ſo, wie zur Bildung aller elaſtiſchen, luftförmigen Flüſſigkeiten, eine Bindung des Wärmeſtoffes nothwendig erfordert wird.

Das

Das Einfache und Ungekünſtelte der Greenſchen Theorie, die Art und Weiſe, auf welche ſich bey ihrer Annahme alle Erſcheinungen des Feuers und des Verbrennens, auch der Veränderungen der Luft, in welcher das Verbrennen geſchieht, erklären laſſen, geben einen Grad der Ueberzeugung, den man bey den mehrſten nicht findet.

Nach Green iſt das Phlogiſton ſelbſt die Quelle des Feuers, und deſſen Daſeyn in den Körpern macht ſie zur Entzündung und zum Brennen fähig; es iſt aus der Materie der Wärme und des Lichts zuſammen geſetzt. Beyde in chemiſcher Verbindung bilden alſo Phlogiſton, welches wieder in chemiſcher Verbindung mit den andern Beſtandtheilen iſt, die es enthalten. Wird Phlogiſton entbunden, das heißt, von den Beſtandtheilen eines Körpers, mit welchen es chemiſch verbunden war, geſchieden: ſo werden deſſen entbundene Beſtandtheile, nähmlich Wärme und Lichtmaterie, frey und bringen alſo Feuer, das heißt Licht und Wärme zugleich hervor.

Die Abſcheidung des Phlogiſtons entzündlicher Körper, wird durch die Erwärmung befördert, die ſeinen Zuſammenhang mit den übrigen Theilen des Körpers vermindert, da denn die reine Luft, vermöge ihrer ſtarken Verwandtſchaft mit dem Phlogiſton, es dem Körper entzieht, wodurch es frey wird und ſeine Beſtandtheile, Hitze und Licht, hervorbrechen; hierbey bindet nun die Luft einen Theil dieſer freywerdenden Stoffe des Lichts und der Wärme zu Phlogiſton und wird dadurch phlogiſtiſirt.

Ver-

Vermittelſt dieſer einfachen Theorie laſſen ſich alle Erſcheinungen, die mit dem Verbrennen verknüpft ſind, ſehr gut erklären. Es wird aus ſolchen leicht begreiflich, warum die reine Luft zum Brennen und zur Entzündung nothwendig erfordert wird; warnm das Verbrennen mit deſto mehr Lebhaftigkeit geſchieht, je reiner die Luft iſt, weil nähmlich die Anziehung zum Phlogiſton, im Verhältniſſe ihrer Reinigkeit oder der geringen Menge, das ſie bereits enthält und gebunden hat, iſt, ſo wie ſolches bey allen Auflöſungen überhaupt Statt findet, wo immer die Auflöſung deſto ſchneller von Statten geht, je weniger das Auflöſungsmittel von dem aufzulöſenden Körper ſchon aufgelöſet hat, und die Auflöſung ganz aufhört, wenn das Auflöſungsmittel geſättiget iſt, welches der Fall bey der dephlogiſtiſirten Luft iſt, die keine Verwandtſchaft mehr mit dem Phlogiſton haben kann, und in welcher die Verbrennung deshalb nicht mehr Statt findet.

Die Zunahme des Gewichts der Körper bey dem Verbrennen, und die mit ſolcher im Verhältniſſe ſtehende Abnahme des Gewichts der Luft, in welcher die Verbrennung geſchehen, erklärt Green durch ſpecifiſche Leichtigkeit, die er dem Wärmeſtoffe zuſchreibt, welcher als Beſtandtheil des Phlogiſton ſelbſt eine abſolute Leichtigkeit geben muß, und ſolches muß daher, durch deſſen Verbindung mit der Luft ihr abſolutes Gewicht vermindern, da hingegen deſſen Entbindung von brennenden Körpern nothwendig mit der Zunahme ſeines abſoluten Gewichts verknüpft ſeyn muß. Dieſe beym erſten Anblicke auffallenden Sätze werden durch die Erfahrung ſehr gut beſtätigt, daß jedesmahl die Dephlogiſtiſirung eines Körpers mit ſeiner Gewichtsvermehrung, die

Phlogiſtication hingegen mit ſeiner Gerichtsverminderung verknüpft iſt.

Die Grade der Verwandtſchaft des Phlogiſtons zu verſchiedenen Körpern ſind verſchieden, und es wird daher von verſchiedenen Körpern mit verſchiedener Kraft gebunden. Hieraus erklärt Green, warum verſchiedene entzündbare Körper zu ihrer Entzündung verſchiedene Grade der Hitze erfordern, und warum ſie nicht gleich ſtark und ſchnell die Luft phlogiſtiſiren. Körper mit welchen das Phlogiſton mehr als mit der Luft und ſo ſtark verwandt iſt, daß die Luft unter keinerley Umſtänden es ihnen entziehen kann, ſind der Entzündung und folglich der Verbrennung ganz unfähig. In dieſe Claſſe gehören die edlen Metalle. Die Unentzündlichkeit der phlogiſtiſirten Luft iſt eine Folge der mangelnden Mittel, wodurch ihr Phlogiſton aus dem gebundenen in den freyen Zuſtand geſetzt werden kann, welches geſchehen muß, wenn Feuer entſtehen ſoll.

Wenn das Phlogiſton von einem Körper nur mit ſo geringer Kraft und ſo ſchwach gebunden wird, daß es die reine Luft frey macht, ohne daß dazu die Anwendung einer äußern Erwärmung nöthig iſt, ſo verbindet ſich ſolches, ohne zerſetzt zu werden, folglich ohne Feuer zu bilden, mit der Luft, und ſie wird da in phlogiſtiſirte verändert. Auf dieſe Art wird durch das Athemhohlen, durch die Schwefelleber, durch das Röſten der unedlen Metalle, und durch ſehr viele andere Proceſſe, bey welchen unzerſetztes Phlogiſton entwickelt wird, phlogiſtiſirte Luft gebildet.

Das Verbrennen der Körper iſt entweder mit ihrem bloßen Glühen oder mit Flamme verknüpft. Flamme findet nur bey Körpern-Statt, bey deren Verbrennen flüchtige Theile, die bald Rauch, bald Dampf nach ihrer Natur bilden, entwickelt werden; der Rauch ſetzt ſich an die kalten Körper, die er berührt, durch den Verluſt ſeines freyen Wärmeſtoffes, als Ruß an; die Flamme iſt daher als der brennende Rauch der Körper oder als die brennenden, aus ihm durch die Hitze verflüchtigten Theile zu betrachten.

Wenn in den verflüchtigten Theilen der brennenden Körper, die den Rauch bilden, nicht alles Phlogiſton, durch das Verbrennen frey gemacht wird, welches von mangelnder hinreichender Hitze, oder von mangelndem Zutritte einer hinreichenden Menge, oder hinreichend dephlogiſtiſirter Luft herrühren kann, ſo iſt auch der Ruß, den ſie abſetzen, noch entzündbar, oder doch phlogiſtiſch, welches alles ſich ſehr gut durch die chemiſche Zerlegung des Ruſſes, der unter verſchiedenen Umſtänden gebildet wird, beſtätigt.

Der Ruß abſetzende Rauch, den Körper machen, die mit Flamme brennen, verſchwindet daher oft ganz, wenn die Verbrennung mit mehr Lebhaftigkeit geſchieht, die Hitze alſo groß genug wird, den zum Theil noch unverbrannt aufſteigenden Rauch zu verbrennen. Auf dieſe Art verſchwindet der Rauch einer Lampe, wenn die Flamme durch das Blaſerohr mehr Hitze erhält; hierauf gründet ſich auch die Einrichtung der argantſchen Lampen, die gar nicht rauchen, weil der Rauch ganz verbrennt.

Durch die Gewalt des Feuers können auch unentzündliche Theile der Körper mechaniſch mit in die Höhe geriſſen werden und eine Flamme bilden, welches der Fall bey dem Zink und Urin = Phosphor iſt.

Die Verſchiedenheit der Theile, die ſich aus Körpern bey ihrer Verbrennung verflüchtigen und mit ihrer Flamme vermiſcht ſind, geben ſolcher verſchiedene Farben; man kann durch Kupfer der Flamme eine grüue und eine blaue Farbe geben. *)

Die Flamme kann nicht als reines Feuer, wie es einige Naturforſcher angenommen haben, angeſehen werden; viel reiner iſt das Glühefeuer, weil mit ſolchem keine Verflüchtigung der Theile der brennenden Körper verknüpft iſt. Von dem eigenthümlichen Glühen der Körper, das von dem, in ihnen enthaltenen und frey werdenden Phlogiſton abhängt, iſt der Zuſtand des Glühens zu unterſcheiden, in welchem nicht entzündliche Körper, als Stein und dergleichen, durch andere brennende Körper gebracht werden. Dieſes Glühen iſt nur als ein mitgetheiltes, nicht eigenthümliches zu betrachten.

Alle Körper, die Phlogiſton enthalten, und es durch das Glühen fahren laſſen, können als entzündliche Körper betrachtet werden, deshalb alle Metalle, die edlen ausgenommen, in die Claſſe der entzündbaren Körper gehören, denn ſie

*) Eine Miſchung von 1 Theil Salmiak, 2 Theilen Grünſpan und 2 Theilen weißem Pech brennt mit einer ſchönen grünen Flamme. Eine Miſchung von 1 Theil gebrannten Kupfervitriol, einem halben Theil Salmiak und 1 Theil weißem Pech brennt mit einer blauen Flamme.

ſie enthalten Phlogiſton und verlieren es durch anhaltendes und hinreichendes Glühen, wodurch ſie in Kalk verwandelt werden.

Die edlen Metalle enthalten zwar auch Phlogiſton, es iſt aber ſo genau und feſt mit ihren andern Beſtandtheilen verbunden, daß die vereinigte Wirkung der Hitze und der Luft es nicht davon trennen kann, deshalb die edlen Metalle in die Claſſe unentzündlicher Körper zu ſetzen ſind.

Wenn durch die gegenſeitige Wirkung zweyer Körper auf einander Wärmeſtoff in gewiſſer Menge aus dem gebundenen in den ungebundenen Zuſtand geſetzt wird, entzündliche Stoffe zugleich vorhanden ſind, und die Luft einen freyen Zugang hat, ſo können durch die Vereinigung aller dieſer Umſtände Selbſtentzündungen erfolgen. —

Es giebt Fälle, wo das Leuchten ſo ſchwach iſt, daß wir es bloß an dunklen Oertern wahrnehmen können, wie ſolches der Fall bey dem faulen Holze, bey dem Cantonſchen Phosphorus, der durch die Calcination des Schwerſpaths mit Kohlen hervor gebracht wird, bey dem Hombergiſchen welches zur Trockenheit gebrachter feuerbeſtändigr Salmiak, bey dem Balduinſchen, oder dem zur Trockenheit gebrachten Kalkſalpeter iſt. Alle dieſe und noch viel mehr Körper, auch lebende Inſecten, wie die Johanniswürmer (Lampyris Noctiluca) leuchten für ſich ſelbſt, einige als der Cantonſche Phosphor aber nur, wenn ſie zuvor dem Lichte ausgeſetzt oder erwärmt werden. Dieſe nennt man Lichtmagnete lichteinſaugende Körper. Ihr Leuchten iſt ſo ſchwach, daß es nur an finſtern Oertern

wahrgenommen werden kann; das Phlogiſton muß ſich daher ſehr ſparſam entwickeln und zerſetzen; deshalb auch ihr leuchtender Zuſtand mit keiner merklichen Erhitzung verknüpft iſt.

Das Geräuſch, welches mit der Verbrennung einiger Körper verknüpft iſt, muß dem Dampfe oder der Luft, die ſich zugleich entwickelt, zugeſchrieben werden. Iſt dieſe Entwickelung ſehr ſchnell, und geſchieht ſie mit einem Mahle in großer Menge, ſo wird ein mehr oder weniger heftiger Knall hervorgebracht. So entſteht bey der Verpuffung des Salpeters nur ein Geräuſch, weil ſich die Luft dabey nur nach und nach entwickelt. Die Entzündung des Knallgoldes und des Knallpulvers iſt hingegen mit einem heftigen Knalle verknüpft, weil bey dieſen Körpern, ſo wie bey dem Schießpulver, die Entzündung ſchnell eine große Menge von luftförmigen Stoffen entwickelt.

Wenn das Phlogiſton mit andern Körpern in chemiſche Verbindung tritt, ſo werden ſie in ihrer Natur und Eigenſchaften ſehr verändert. Die Säuren werden dadurch milde und verlieren ihre Schärfe; dagegen theilt es ihnen Flüchtigkeit mit. Mit der Vitriolſäure macht es Schwefel, mit der Zuckerſäure bildet es Zucker, mit der Phosphorſäure Phosphor, mit den metalliſchen Kalken reguliniſche Metalle und es iſt nicht zu bezweifeln, daß durch die Bindung oder Entbindung des Phlogiſtons ſehr viele Veränderungen in der Natur hervorgebracht werden, die uns, ihrer Urſache nach, noch ganz unbekannt ſind.

Nach allen dieſen kann man ſich die Lichtmaterie nach Greens Theorie, alſo als einen beſondern, einfachen, höchſt feinen, den Geſetzen der Schwere nicht unterworfenen Stoff vorſtellen, der vom Wärmeſtoffe verſchieden iſt. Dieſer Stoff des Lichts iſt fähig durch ſeine Cohäſion und Verwandtſchaft mit anderen Stoffen Verbindungen einzugehen und ſelbſt zum Beſtandtheile der Körper zu werden. Bey dem leuchtenden Zuſtande der Körper, als bey ihrem Brennen, wird er entbunden und wirkt nun als freye Lichtmaterie, welches, da er gebunden war, nicht geſchehen konnte.

So wahrſcheinlich dieſe Vorſtellungen vielleicht auch gemacht werden können: ſo verdient gleichwohl doch noch angeführt zu werden, was Lichtenberg in der 5ten Ausgabe der Erxlebenſchen Anfangsgründe der Naturlehre Seite 455 und fgg. im §. 494. IV. über dieſe Materie ſagt.

„Ich gebe, ſagt er daſelbſt, Herrn Deluc's Theorie nicht bloß, weil ſie die Erſcheinung gut erklärt (denn dieſes thun einige der beſten andern, z. E. Herrn Lavoiſier's und Herrn Profeſſor Greens ebenfalls, die aber auch immer mit der Delucſchen etwas gemein haben,) ſondern weil ſie es auf eine bey verwandten Erſcheinungen ſchon ſo glücklich gebrauchte ſehr beſtimmte Art thut, wodurch das ganze Gebäude unſerer Kenntniſſe der Natur mehr Zuſammenhang und Feſtigkeit erhält, und weil dieſe Erklärung ein Zweig eines großen Stammes iſt, deſſen Aeſte ſich über die ganze Natur erſtrecken. Nach Herrn de Luc verhält ſich Licht ſo zu dem flüſſigen Weſen, das die Urſache der Wärme iſt,

als wie dieſes Weſen ſelbſt zum Waſſerdampf. Das iſt, ſo wie dieſes expanſible Weſen mit dem Waſſer verbunden, expanſibeln Dampf macht, ſo macht Licht ebenfalls ein expanſibles Fluidum mit einem andern Stoffe, den ich Feuerſtoff nennen will, und der gar nicht einmahl flüſſig zu ſeyn braucht, die Wärme; und ſo wie bey comprimirtem Dampfe der ponderable Theil (das Waſſer) niederfällt, und das nicht ponderable Fluidum deferens, wie es Herr de Luc nennt, (Wärme) frey wird und fortgeht, eben ſo wird, wenn eine große Menge Wärme plötzlich entbunden wird, ein Theil durch Druck zerſetzt, der minder flüſſige Theil, die Feuermaterie, hängt ſich irgend an den Körper an, und ſein Fluidum deferens, das Licht, geht fort. Nach ihm iſt alſo die Wärme eine Art von Dampf, deſſen Fluidum deferens das Licht iſt. Alles Licht ſtammt vielleicht urſprünglich aus der Sonne, von welcher aus es ſich mit großer Schnelligkeit ergießt,*) unſere Erde auf ſeinem Wege antrifft, und ſich mit den Körpern auf derſelben auf unzählige Weiſe, bald leicht, bald ſtark verbindet.

Viele Körper, die dem Sonnenlichte ausgeſetzt ſind, leuchten einem von dem Lichte lange entwöhnten Auge im Dunkeln, die ſogenannten Lichtmagnete behalten es etwas länger u. ſ. w. Hier iſt es nicht zerſetzte Wärme, ſondern es hängt ſich entweder unmittelbar leicht an die Kör-

per,

*) Nach genauen aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen gebraucht das Licht 8 Minuten 23 Secunden, um einen Raum von 20,618 Halbmeſſern der Erde (die mittlere Entfernung der Sonne von uns), jeden von 19,615,782 pariſer Fuß zu durchlaufen.

per, oder geht andere Verbindungen ein, die bald wieder aufgehoben werden. Auf der Erde trifft es aber auch einen andern Körper an, den wir Feuerſtoff nennen. Mit dieſem geht es eine eigne Verbindung ein, und formirt mit ihm das elaſtiſche Flüſſige, das hier Wärme heißt. Es iſt alſo kein Wunder, daß die Wärme, wo ſie weniger gehindert wird, auch nach den Geſetzen des Lichtes folgt, wie bey Reflexionen z. B. Ja ſeine ganze Expanſibilität hat es dieſer Bewegung des Lichts zu danken. Wärme würde ſich wie Licht ausbreiten, wenn ſie nicht gehindert würde, theils durch die mannigfaltigen Affinitäten der Körper, theils durch die Affinitäten und die Trägheit der Feuermaterie.

Ich ſage, dieſe Erklärungsart verbreite Licht über die ganze Natur. Daniel Bernoulli und Euler nehmen, um Elaſticität zu erklären, ſchon eine innere Bewegung einer Materie in den Körpern an; wo dieſe herrührt ſagen ſie nicht. Hier bey der Elaſticität des Wärmeſtoffes ſehen wir, daß es die Geſchwindigkeit des Lichtes iſt, das nun, an andere Körper gebunden, gezwungen wird, theils langſamer zu gehen, theils ſeine Richtungen alle Augenblicke zu ändern. Solcher expanſiblen flüſſigen Materien kann es mehrere geben, und ſelbſt das Licht gehört nach Herr le Sage mit darunter. Das was das letzte unter allen beſeelt, wenn ich ſo reden darf, iſt der Stoß der ſchwermachenden Materie; und ſo wird am Ende die Urſache der Schwere die Urſache aller Bewegung in der Natur. Hierbey iſt weiter keine eigene abſtoßende Kraft nöthig.

Wird alſo nun Wärme plötzlich entwickelt, welches durch Zerſetzung der reinen Luft geſchicht, ſo

ſo zerſetzt ſich ein Theil derſelben und das Licht geht fort, und der unzerſetzte Theil verbreitet ſich als Wärme umher. Daß nun Licht für ſich nicht wärmen könne, verſteht ſich von ſelbſt, auch warum das Licht der Johanniswürmchen, des faulen Holzes und ſelbſt des Mondes nicht wärmt. Im erſtern entbindet ſich das Licht vermuthlich ohne Zerſetzung von Wärme, und von dieſen iſt es ja geometriſch erwieſen, daß es durch 300 der ſtärkſten Brennſpiegel verdichtet, kaum einmahl gemeine Sonnenwärme hervorbringen könnte, und alſo nicht hinlänglich Feuerſtoff beleben kann, um auf unſere Thermometer zu wirken. Daß aber manche Körper z. B. das Queckſilber, eine ſehr große Hitze annehmen können, ohne zu leuchten, davon iſt der Grund daß ihnen der Stoff fehlt, der die Luft plötzlich zerſetzt, oder wenn ſie ihn auch beſitzen, doch zu ſehr gebunden, oder daß er auch bey manchen Körpern nicht in dem Grade von Feinheit entwickelt wird, der dazu nöthig iſt.

Ueberhaupt ſcheint das Licht eine ſehr große Rolle in der Natur zu ſpielen, und es blieben dadurch nothwendig ſo größe Lücken in den Erklärungen der Erſcheinungen in der Natur, daß man es bisher bloß als die Urſache der Hellheit betrachtete. Jetzt weiß man, daß das Sonnenlicht nicht allein großen Einfluß auf die Luft-Electricität hat, ſondern auch die Richtung der Magnetnadel afficirt. Auch das Phlogiſton könnte, wie Herr Leonhardi (Macquer VI. Bd. S. 625. der neueſten Ausgabe) muthmaßet, gebundenes Licht ſeyn, wie es denn wirklich Herr Green (Handbuch der Chemie Theil I. 264. u. flg.) ſchon durch den Wärmeſtoff zum Phlogiſton binden läßt. Wäre es aber auch nicht gerade

rade der Wärmeſtoff, der es bindet, ſo kann man es ſich doch auf unzählige Weiſe als gebunden gedenken. So hängt bekanntlich das harzige Grün der Pflanzen, das Schwarzwerden des Hornſilbers, die Veränderung der dephlogiſtiſirten Salzſäure und das Farbenſchwinden der Beſtucheffſchen Nerventinktur im Sonnenlichte, ab." — —

Ueber die Natur des Lichts, der Wärme ꝛc. findet man in nachfolgenden Werken weitläuftigere Unterſuchungen:

Decouvertes de M. Marat ſur le feu, l'electricitè et la lumiere. A Paris 1779. 8. Deutſch mit Anmerk. von C. E. Weigel. Leipzig 1783. 8.

Herrn de Lüc's phyſikaliſche und moraliſche Briefe ꝛc. 141 Brief und flg. Die in dieſen Briefen vorgetragene Lehre von der Wärme ſteht auch unter dem Titel: Syſtem über die Wärme ꝛc. in der Leipziger Sammlung zur Phyſik und Naturgeſchichte, II. Band, S. 643.

Fontana über Licht, Flamme, Wärme und brennbares Weſen, in Crells chem. Ann. 1784. 3s St. S. 240.

Green gegen Crawford. Im Journal der Phyſik, I. 1ſtes und 2tes Stück.

Soycourt über die Verſuche zum Beweiſe einer latenten Wärme ꝛc., aus dem Franz., Quedlinburg, 1790, 8.

Vom Wärmeſtoff, ſeiner Vertheilung, Bindung und Entbindung, vorzüglich beym Brennen der Körper. Eine Probeſchrift von Franz Xaver Baader. Wien und Leipzig, 1786. 4.

Vom Einfluſſe des Lichts auf organiſche Körper.

Je mehr die Chemie den Satz aufzuſtellen wagt, daß die Lichtmaterie in irgend einer Form ein

ein Beſtandtheil der Körper ſeyn könne, deſto mehr wird man es glaublich finden, daß auch das entbundene oder ſich bewegende Licht hinwieder auf die ganze Organiſation einen ſehr beträchtlichen Einfluß habe. — In Anſehung der Menſchen und Thiere kann man hierüber weniger auffallende Thatſachen beybringen, indem man noch nicht hinlängliche Unterſuchungen angeſtellt hat. Gleichwohl iſt eine gemeine Erfahrung, daß ein heller Tag von wohlthätigerem Einfluſſe auf unſere Heiterkeit und unſer geſammtes Wohlſeyn, als ein Aufenthalt an einem dunklen Orte iſt, wenn es letzterem auch nicht an Wärme fehlt.

In Anſehung des Pflanzenreichs hat man in neuern Zeiten aber verſchiedene Verſuche angeſtellt, die die Nothwendigkeit des Lichtes zum Wachsthum und Gedeihen der mehrſten derſelben beweiſen. Schon Miller ſagt in ſeinem Gärtner-Lexicon, im Artikel Licht:

Daß das Licht dem Wachsthum der Pflanzen außerordentlich beförderlich iſt, hat man durch verſchiedene angeſtellte Verſuche gelernt. Man hatte unter andern die Mauern der inwendigen Seite eines Gewächshauſes ſchwarz angeſtrichen, wodurch die Zurückprallung der Lichtſtrahlen gehindert wird; wenn nun das Wetter einige Tage ſo kalt wurde, daß man die Fenſterläden zugeſchloſſen halten mußte, ſo fielen die Blätter von den Pflanzen ab, die darin ſtanden.

Bey Pflanzen, die in finſtere Zimmer geſtellt werden, hat man daſſelbe beobachtet. Wenn man die Erde um Pflanzen aufhäuft, um ſie zu bleichen, ſo werden ſie dadurch zart und zum Gebrauch beſſer; gebraucht man ſie aber nicht ſogleich, wenn ſie gehörig gebleicht ſind, ſo werden ſie in Kurzem verderben. Eben dieſes wird geſchehen, wenn die Pflanzen zu dicht bedeckt worden, daß kein Licht zu ihnen kommen kann. Alsdann werden ſie bleich und krank werden, und nachgehends verderben.

Wie

Wie viel der gute Geſchmack der Früchte dem Lichte zu danken hat, iſt ſchwer zu beſtimmen; aus etlichen Verſuchen aber erhellet, daß die meiſten Früchte ihre vortrefflichen Säfte durch das Licht erhalten. Wir können daher mit Recht behaupten, daß das Licht den Pflanzen zu ihrer Erhaltung eben ſo nöthig ſey als den Thieren.

Aus neueren Verſuchen und Beobachtungen die von Ingenhouß und andern über dieſen Gegenſtand angeſtellet ſind, erhellet ſo viel, daß das Licht zwar dem Keimen der Sämereyen nicht zuträglich ſey, daß erwachſene Pflanzen aber ein ſtarkes Bedürfniß des Lichtes fühlen, ſo daß man dafür ſchon den Nahmen Lichthunger gewählt hat.

In Betreff des erſten Punctes will ich hier aus dem Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte 5ten Band 2tes St. S. 44. nur eine Stelle ausheben.

Einige Saamenkörner von Kreſſe oder Senf, heißt es daſelbſt, welche in Herrn Ingenhouß Zimmer nahe an einem verſchloſſenen Fenſter lagen, waren kaum einen Zoll hoch gewachſen, immittelſt andere, die auf dem Boden eines mit Staniol belegten Glaſes lagen, ungefähr bis zu einer Höhe von 3 Zoll gediehen waren. Der Boden dieſes Glaſes war überdem noch ſo erleuchtet, daß man am Tage die klärſte Schrift ſehr wohl darauf leſen konnte; es war cylindriſch 16 Zoll hoch, 7 im Durchmeſſer, auch beſtändig offen, ſtand auf der Erde und 14 Fuß vom Fenſter.

Daß die erwachſeneren Pflanzen des Lichteinfluſſes zu ihrem Gedeihen bedürfen, iſt indeſſen durch viele Thatſachen erwieſen. In jedem Gewächshauſe kann man es beobachten, wie ſich alle Zweige und Blätter immer nach dem Fenſter oder derjenigen Oeffnung richten, wodurch das Licht einfällt. Die Pflanzen beugen ſich ganz um,

um, nehmen ein ganz gedrehetes Anſehen an, um nur ihren Lichthunger zu befriedigen.

Sehr intereſſant ſind die Bemerkungen, die der Herr Legationsrath Bertouch in Weimar über dieſen Gegenſtand zu machen Gelegenheit hatte. *) In ſeinem Zimmer ſtand unter andern Pflanzen auch ein Topf mit der ſogenannten Indianiſchen Kreſſe (Tropaeolum majus L.) vor dem Fenſter. An einem hellen Tage bemerkte er an den Blättern derſelben, die bekanntlich an etwas langen, dünnen und ſchwachen Stielen ſitzen, eine ſonderbare Bewegung, die dadurch Aufmerkſamkeit erregte, daß ſie ſich zur Zeit nur an einem Blatte zeigte. Um ſich zu überzeugen, ob dieſe Bewegung vielleicht von einem heimlichen Zuge herrührte, nahm der Herr Legationsrath eine Pflaumfeder und legte ſie neben dem Blatte auf eine glatte Spielkarte. Die Feder blieb aber ruhig liegen. Darauf wurde ein brennendes Licht neben den Topf geſtellt; aber auch dieſes brannte ruhig ohne zu flattern. Die Bewegung des Blattes dauerte aber abwechſelnd immer fort und beſtand in kleinen Hin- und Herdrehungen und Schwingungen, wobey das Blatt ſich dem Fenſter näherte, ſich aber immer wieder zurück zog. Endlich, da die Ausdehnung immer größer wurde, berührte das ſcheibenförmige Blatt mit ſeiner Fläche die Fenſterſcheibe, und blieb am Glaſe behangen, als wenn es angeklebt wäre.

In

*) Er las im April 1799 der Jenaiſchen Naturforſchenden Geſellſchaft hierüber einen Aufſatz vor, der wahrſcheinlich in dem erſten Bande der Schriften dieſer Geſellſchaft gedruckt erſcheinen wird.

In England hat man vor einigen Jahren ein auffallendes Beyſpiel von Lichthunger an einer Kartoffel geſehen. *) In einem Keller, wo den Winter über Kartoffeln gelegen hatten, war im Frühlinge eine in einer Ecke liegen geblieben. Dieſe hatte hernach auf dem Boden einen Keim von 20 Fuß geſchoſſen, um ſich der gegenüber ſtehenden Wand, die oben ein Lichtloch hatte zu nähern; und hier war ſie an der Wand noch 10 oder 11 Fuß in die Höhe gewachſen, um zum Lichte zu gelangen.

Ueberhaupt iſt es bekannt, daß Pflanzen, die an einem dunkeln Orte ſtehen, bleich und kümmerlich werden, obgleich der Herr von Humboldt an einigen Lackſtöcken, die bey Freyberg im Erzgebirge in eine Grube gebracht wurden, wenig nachtheiliges, was durch den Mangel des Lichts hervorgebracht ſeyn möchte, an ihnen bemerken konnte. Die Farbe der Blätter blieb grün, die Blumen gelb und behielten ihren gewöhnlichen Geruch.

Ein zu ſtarker Grad des Lichtes iſt den Pflanzen im Gegentheile aber öfters wieder ſchädlich, welches in einigen Fällen auch wohl von der mit dem Lichte verbundenen Wärme herrühren kann. Mimoſa pudica bewegt ſich langſamer oder gar nicht mehr, wenn ſie lange der Sonne ausgeſetzt war, als wenn ſie vorher 20 — 30 Stunden an einem dunkeln Orte geſtanden hat, und nun in die Sonne gebracht wird. Hedyſarum gyrans, das ſich bekanntlich faſt immer, auch ohne irgend be-

*) Es iſt mir entfallen, wo ich es geleſen habe.

berührt zu werden, bewegt, hört im heftigen Sonnenlichte auf, ſeine Blätter kreisförmig zu bewegen.

Von der wohlthätigen Eigenſchaft der Pflanzen im Sonnenſchein, oder auch ſchon in der Tageshelle Lebensluft auszuhauchen und verdorbene Luft zu verbeſſern, wovon im Dunkeln gerade das Gegentheil Statt findet, wird füglicher im Artikel Luft gehandelt werden können. Wir haben hierüber beſonders von engliſchen Naturforſchern vortreffliche Verſuche, die alle Aufmerkſamkeit verdienen. Man ſehe unter andern

Johann Ingen-Houß Verſuche mit Pflanzen, hauptſächlich über die Eigenſchaft, welche ſie in einem hohen Grade beſitzen, die Luft im Sonnenlichte zu reinigen ꝛc. überſetzt von Johann Andreas Scherer. Wien 1786.

Ueber den Verſuch, daß abgepflückte Blätter und Aeſte von Pflanzen unter Waſſer die reinſte Lebens-Luft aushauchen, welche ſich zuerſt in kleinen Bläschen an der Oberfläche der ſich im Waſſer befindenden Blätter zeigt, wie es im dritten und verſchiedenen andern Abſchnitten des eben angeführten Werkes weitläuftig beſchrieben iſt, glaube ich, müſſen noch mehrere Beobachtungen angeſtellt werden. Es ſcheint bey allem, was Ingen-Houß und andere darüber beygebracht haben, daß die Lebensluft nicht ſowohl aus den Blättern, als aus dem ſich im Sonnenlichte erwärmenden Waſſer komme. Wenigſtens giebt jede andere Sache, als Federn, Baumwolle, Papier, ꝛc. auf gleiche Art im Sonnenlichte behandelt eben dieſelbe Luft, als grüne Pflanzen; und wenn man diſtillirtes oder gekochtes Waſſer zu dem Ver-

Verſuche nimmt, kommt gar keine Luft. (*) Auf jeden Fall muß der obige Verſuch, wenn er günſtig ausfallen ſoll, aber immer im Sonnenlichte geſchehen, und in ſo fern muß man dem Lichte doch immer einen vortheilhaften Einfluß auf die Entwickelung der Lebensluft laſſen, wenn man ihn auch den Pflanzen in einem gewiſſen Maße abſprechen ſollte.

Um übrigens mehreren Gelegenheit zu geben, dieſen Verſuch, der über die Oekonomie der Natur ſo viel Licht verbreitet, anzuſtellen: ſo will ich hier noch kürzlich die Verfahrungsart dabey beſchreiben. Man wählt dazu eine ſolche Zeit, da die Sonne den Horizont hinlänglich erleuchtet. Dann ſenkt man ein Gefäß von weißem Glaſe in eine mit friſch geſchöpftem Brunnenwaſſer angefüllte Wanne, auf die Art, daß die Oeffnung des Gefäßes aufwärts und unter der Oberfläche des Waſſers iſt. In dieſes Gefäß ſetzt man, nach der Ingen-Houßiſchen Methode, einen Weinrebenzweig oder irgend eine andere Pflanze, oder grün und friſch abgebrochene Blätter. Man ſchüttelt dieſe ein wenig unter dem Waſſer, um die etwa daran hangende gemeine Luft wegzuſchaffen. Hierauf kehrt man das Gefäß unterm Waſſer um, und ſetzt es mit ſeiner Oeffnung auf einen Teller, oder auf ein anderes Geſchirr, welches hinlänglich Waſſer faſſen kann, um das umgekehrte Gefäß, ohne befürchten zu dürfen, daß gemeine Luft hinzu komme, wegtragen zu können. Das Gefäß ſetzt

(*) Amerikaniſches Magazin herausgegeben von Hegewiſch und Ebeling 2tes Stück im erſten Aufſatze S. 23. Journal für die Botanik, herausgegeben vom Medicinal-Rath Schrader. Erſtes Stück. Göttingen 1799.

ſetzt man dann an einen Ort, wo es von der Sonne gut beleuchtet wird. Die fortlebenden Blätter unterbrechen, ſo weit ſie das Waſſer daran nicht hindert, die Verrichtung nicht, womit ſie vorher beſchäftigt waren. Das Waſſer verhindert nur, daß die Pflanze nicht fortfahren kann, Luſt aus dem Luftkreiſe zu ſchöpfen; iſt aber derjenigen, die aus den Blättern heraustritt, keinesweges hinderlich. Solchergeſtalt bedecken ſie ſich auch bald mit Luftbläschen, deren Größe beſtändig zunimmt. Dieſe Luftbläschen reiſſen ſich endlich von den Blättern ab, und ſammeln ſich an dem Boden des umgekehrten Gefäßes ſo, daß ſich davon eine beträchtliche Menge in wenig Stunden anhäuft. Dieſen, durch eine geringe Erſchütterung des Gefäßes von den Blättern getrennten Luftbläschen folgen bald andere nach, bis endlich das Blatt, welches keine neue Luft aus der Athmoſphäre mehr einſaugen kann, erſchöpft iſt. (*)

Die auf dieſe Art erhaltene Luft iſt wahrhaſt dephlogiſtiſirt, von einer mehr oder weniger vollkommnern Beſchaffenheit, zu Folge der Natur der Pflanze, deren Blätter man genommen hat, und zu Folge des mehr oder weniger hellen Tages.

Unter allen Waſſern, mit denen Ingen-Houß Verſuche anſtellete, ſchien das Brunnenwaſſer, wenn es friſch aus einem zugedeckten Brunnen geſchöpft wurde, das beſte zu ſeyn. Hat man es eine Weile der freyen Luft ausgeſetzt, ſo iſt es für einen vollkommenen Erfolg des Verſuchs nicht mehr ſo gut.

(*) Dieſes iſt die Ingen-Houſiſche Vorſtellung von dieſem Phänomen.

Außer dem oben ſchon genannten Werke von Ingen-Houß kann man hier noch folgende anführen:

Ingen-Houß Abhandlung über die Natur der dephlogiſtiſirten Luft und die Art ſie zu erhalten und einzuathmen. In deſſen vermiſchten Schriften, Wien 1782. Neue Ausg. Ebendaſ. 1785. 2 Theile. 8.

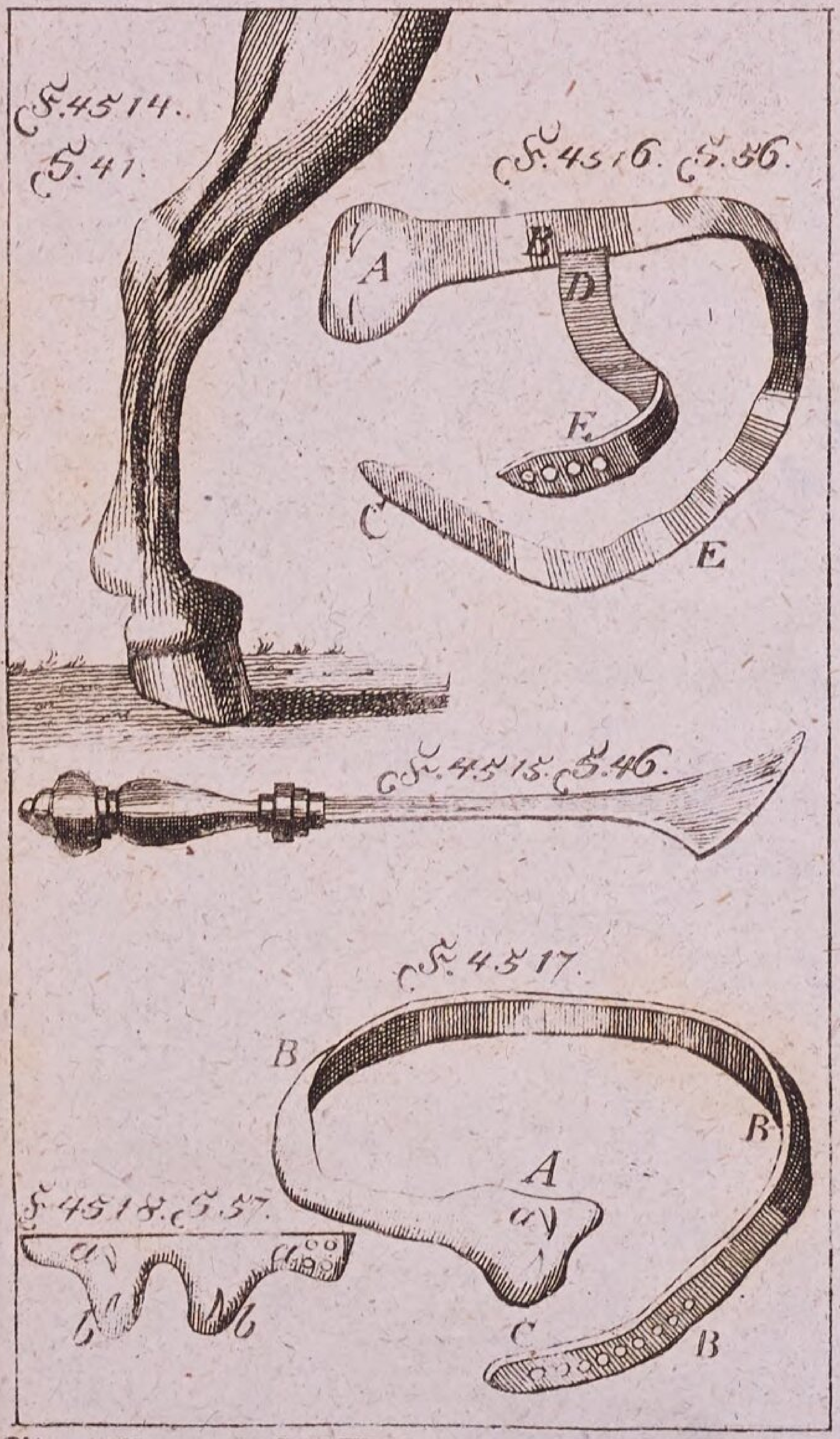
Senebier Memoires phyſico-chemiques ſur l'influence de la lumiere ſolaire pour modifier les êtres des trois regnes de la nature etc. T. I-III. à Geneve 1782. 8.

Ebendeſſelben Recherches ſur l'influence de la lumiere ſolaire pour metamorphoſer l'air fixe en air pure par la vegetation; à Geneve 1783. 8.

Die übrigen Bedeutungen des Wortes Licht ſehe man im nächſtfolgenden Theile.

Ende des ſieben und ſiebzigſten Theils.

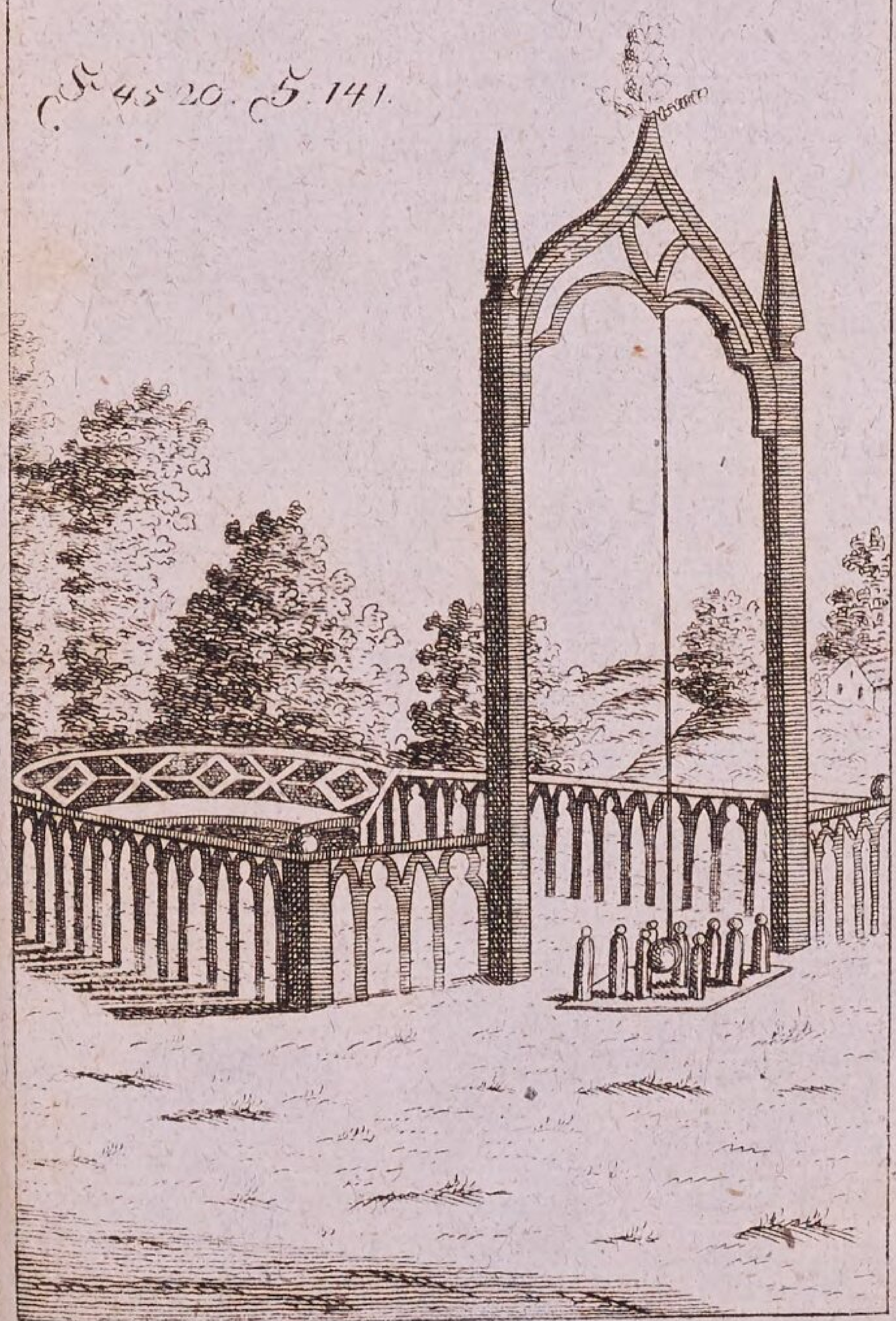
Oec Enc LXXVII Th



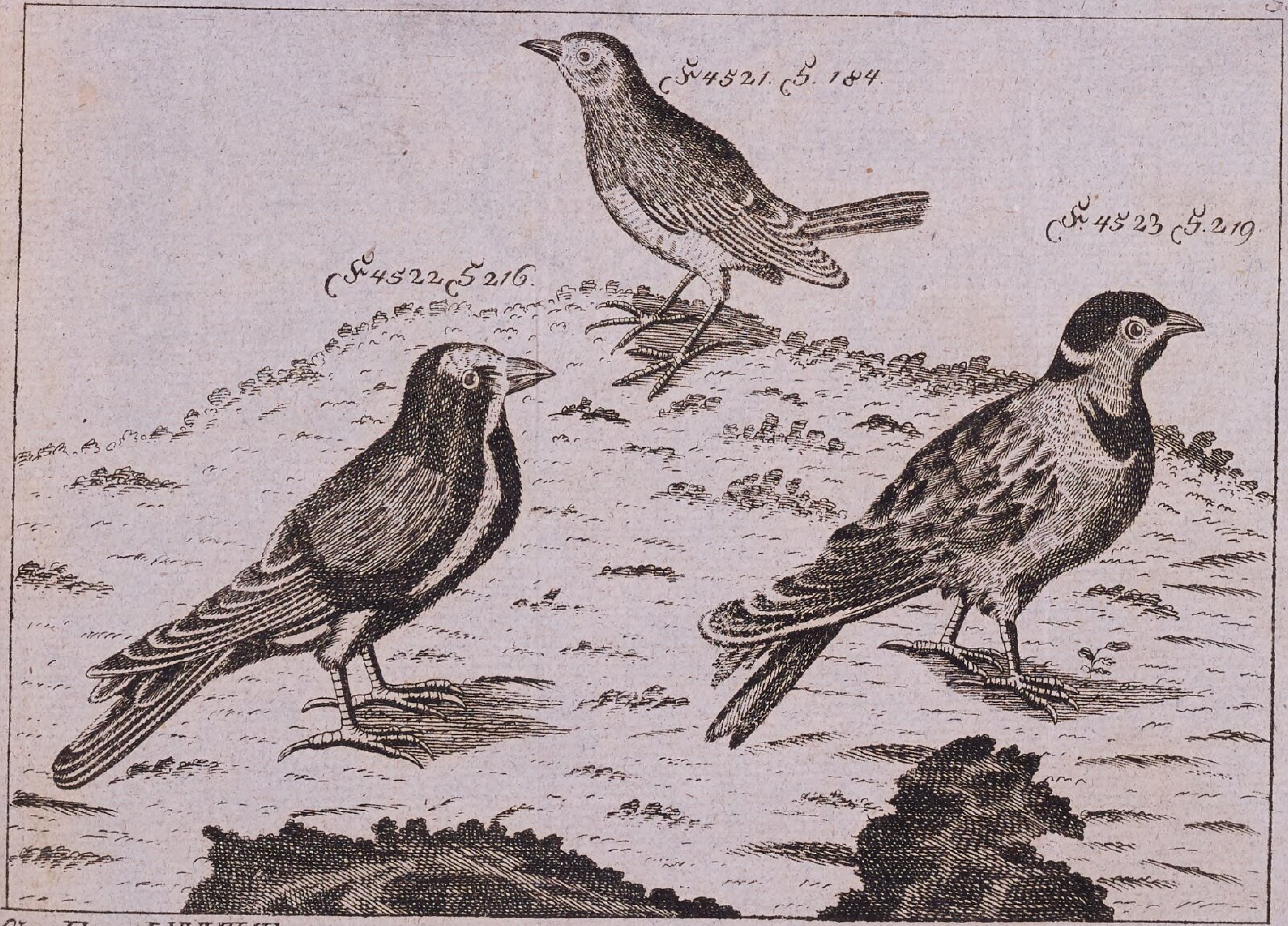
Oec. Enc. LXXVII Th.

Oec Enc LXXVII Th

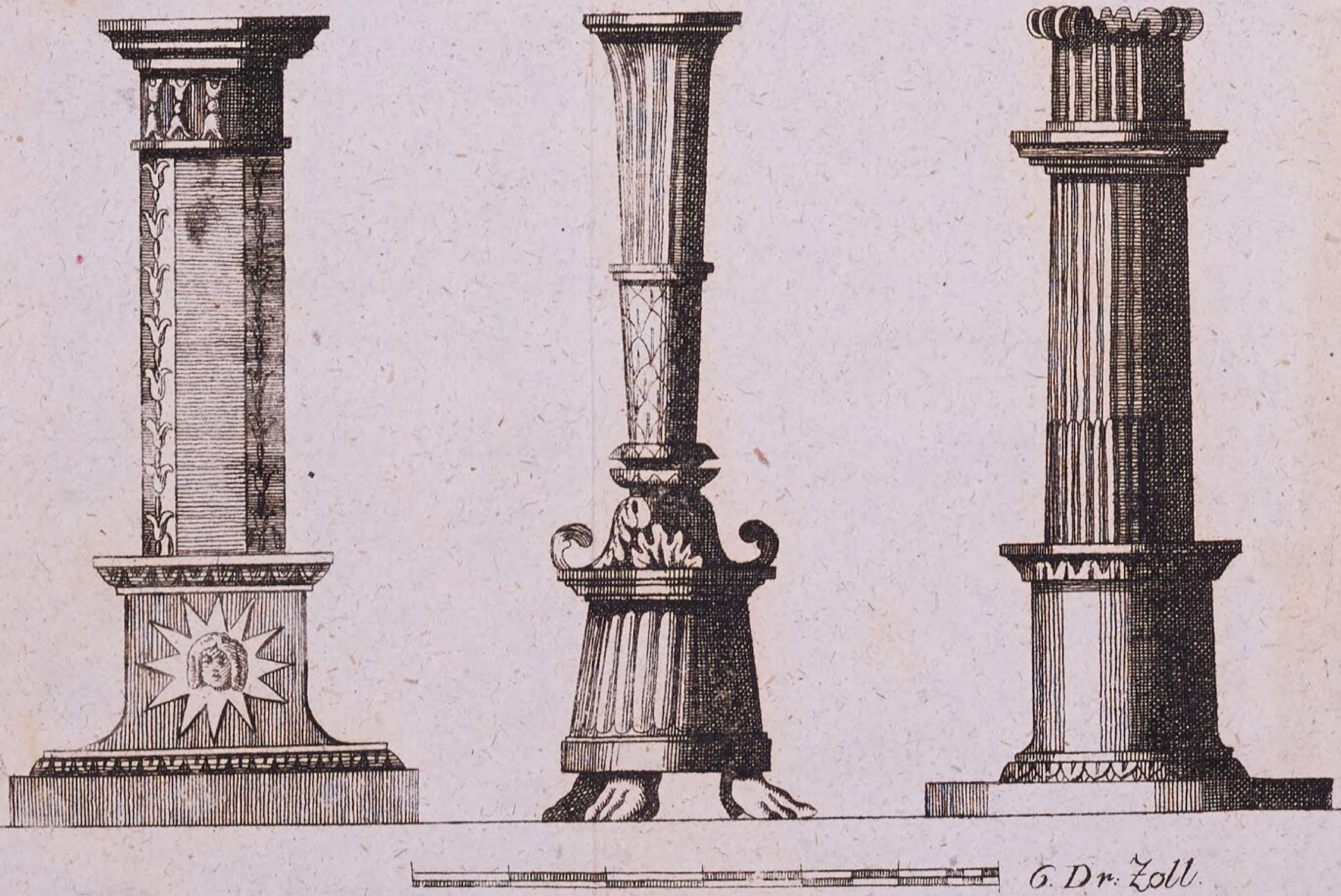
F. 4520. S. 141.



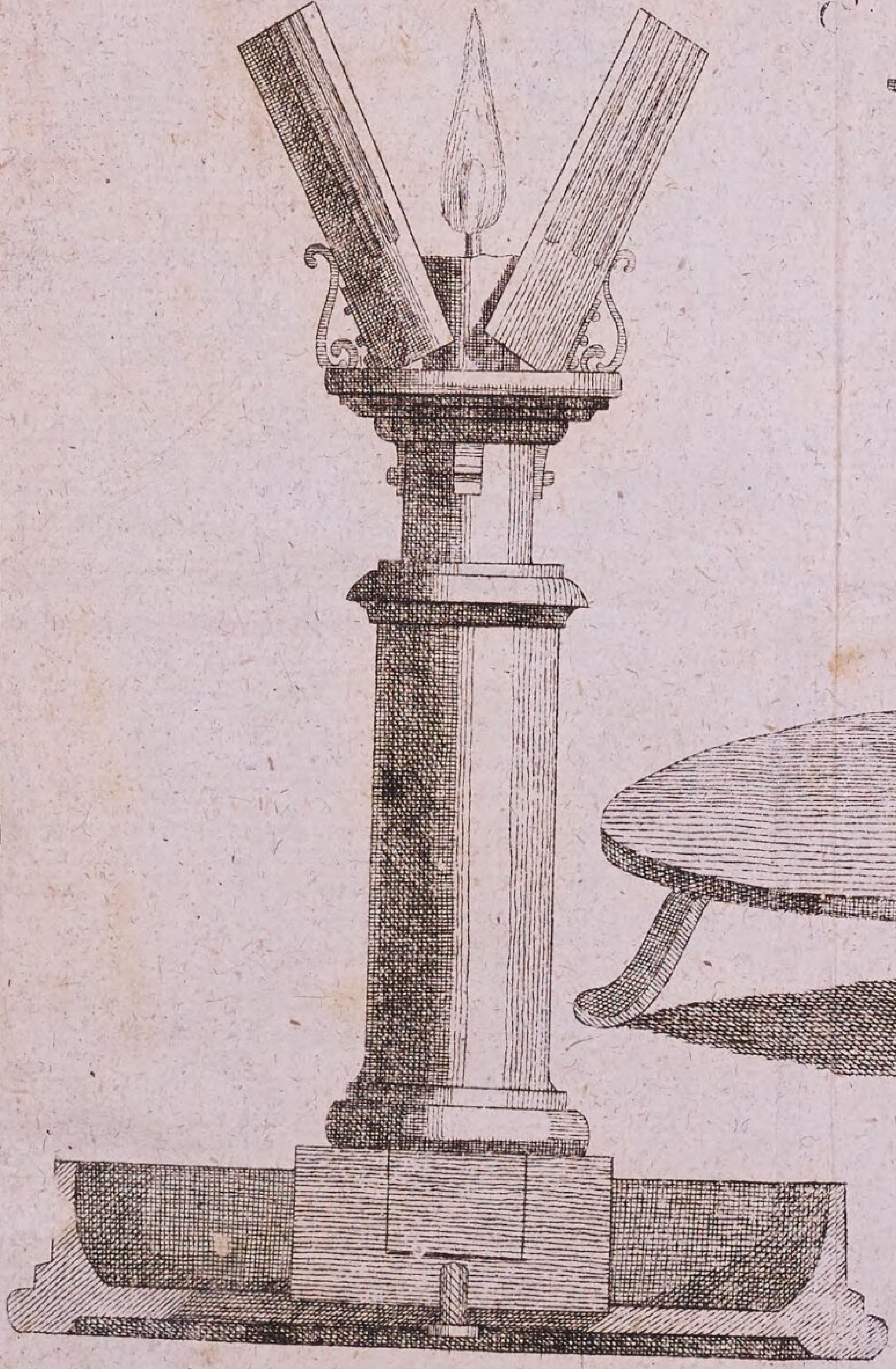
Oec. Enc. LXXVII Th.


F. 4521. S. 184.
F. 4522. S. 216.
F. 4523. S. 219.

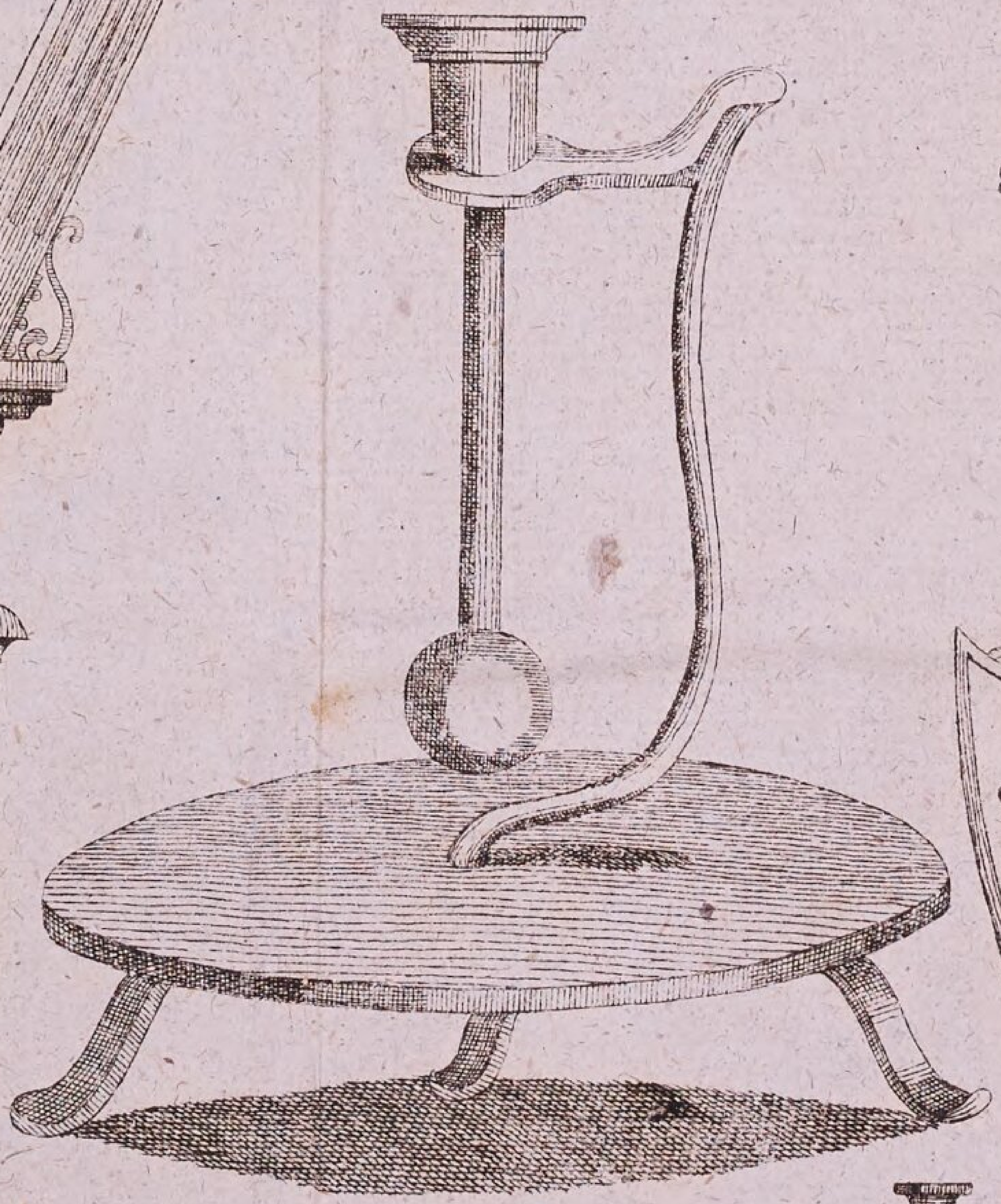
F. 4524. S. 322. F. 4525. F. 4526.



F. 4527. S. 323.



F. 4528. S. 326.



F. 4529. 27.

Oec. Enc. LXXVII Th.

Us

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 77

Brünn 1803

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Usm (b) 4-77
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347566-2
VD18 90055551-001